


TAYLOR · INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. ERNST HÖPFNER
PROVINZIALSCHULRAT IN KOBLENZ

UND

DR. JULIUS ZACHER
PROF. A. D. UNIVERSITÄT ZU HALLE

SECHSZEHNTER BAND

HALLE,

VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES.

1884.

INHALT.

Nekrologe.

Miscellen.

Litteratur.

MEISTER ECKEHARTS TERMINOLOGIE IN IHREN GRUNDZÜGEN DARGESTELT.

Unsere philosophie begann verhältnismässig spät deutsch zu reden. Bekantlich hielt Chr. Thomasius die ersten deutschen vorlesungen über Grotius und Pufendorf im jahre 1682 in Leipzig; später erschienen seine deutschen schriften. Nicht früher ergieng Leibnitzens mahnung an die Teutschen, ihren verstand und ihre sprache besser zu üben. Im anfang des 18. jahrhunderts hielt Wolff deutsche vorlesungen in Halle. Die frage, wie es mit der deutschen sprache der philosophie vor dem 17. jahrhundert aussah, führt schon auf ein im algemeinen wenig bekantes feld, geschweige denn die nach dem bestande der deutsch redenden philosophie im 13. und 14. jahrhundert und früher. Man hat Böhme († 1624) den namen philosophus Teutonicus beilegen und ihn den ersten philosophen, der deutsch geschrieben, nennen wollen; doch das tat eine zeit, die nichts wuste von der vergangenheit der philosophie im deutschen gewande. Vgl. Wackernagel Litt.-Gesch. s. 486. Prantl führt in den Abh. d. I. cl. d. k. ak. d. wiss. VIII. 1. abth. zwei erscheinungen deutsch redender schullogik aus dem 16. jahrhundert an, die wir ihrer merkwürdigkeit wegen mit einem worte berühren wollen. Das eine der ältesten deutschen compendien der logik ist im jahre 1533 zuerst gedruckt und verfasst von O. Fuchsperger, Hoffrichter und Sekretari im bairischen Tittmoning: ain gründlicher klarer anfang der natürlichen und rehten kunst der waren Dialectica usw. Das andere erschien 1576 von W. Bütner, pfarrer in Wolferstädt im amte Altstädt bei Naumburg. Fuchspergers dialektik enthält die damals übliche terminologie, die seit ende des 15. jahrhunderts bestand und festigkeit gewann in den zahlreichen rhetoriken und titularbüchern, welche dem verkehre mit gerichten und behörden sprachliche beihilfe leisten wolten Es sei nur erwähnt Riedrers spiegel der waren Rhetoric usz M. Tullio C. und andern getütscht, Freiburg 1493. Bütners terminologie dagegen ist ganz ungeschult; vielfach paraphrasiert er nur; doch kann ihm streben und wille deutsch zu reden nicht abgesprochen werden; seine sonderbare ausdrucksweise erhelt aus folgendem: *criterien* gibt er wider mit *meisterliche regel;*

efficiens ist ihm = *meister; formale* = *meisterliche gestalt; habitus* = *meisterliche gescheidenheit; instrumentum* = *meisterl. zeug; praedicabilia* = *hohe meister wort* usw.; nur die *necessaria propositio* ist vom „*rehten meister*“ verfertigt; die *prop. contingens* ist auf dem *gesellenstuhl* gemacht; die *prop. falsa* und *remota* ist der lehrjungen werk. — Bütner fasst die dialektik in einem höheren sinne als Fuchsperger und verrät einen wissens- und forschungstrieb, wie er in deutscher weise in der mitte des 16. jahrhunderts vielseitig auftrat. Beide sind jedoch völlig vereinzelte erscheinungen; bahnbrechende genies von haus aus nicht, kennen sie nichts von den männern, die allein in wirksamer weise ihnen hätten vorbilder sein können; sie blieben deshalb bedeutungs- und wirkungslos. Eine weitere deutsche bearbeitung der logik fält erst ins jahr 1700, wo überhaupt die schulphilosophie deutsch zu reden begint. Chr. Weises *Cürieuse* fragen über die logik erschienen 1696 und 1700. Doch genug. Vergleiche näheres in der äusserst belehrenden abhandlung Prantls. Dortselbst findet sich auch eine vergleichende zusammenstellung einer erheblichen anzahl termini 1) aus der von Notker oder unter dessen auspicien von einem anderen verfassten paraphrase der aristotelischen logik (*categoriae* und *de interpretatione*), 2) aus der rhetorik, 3) aus Fuchsperger, 4) aus Bütner. Z. b. *substantia* wird an den vier verschiedenen orten widergegeben mit 1) *wist, eht, ieht, daz ter ist, waz iz si;* 2) *aigenlich wesen;* 3) *aygenlich Wesen, wesenliche Substantz, Substantz;* 4) *Natur, Art, Eigenschaft und Wesen, daz natürliche Wesen für sich selbst.*

Unsere philosophie hätte jahrhunderte früher in deutscher sprache reden können, wenn die arbeit der männer, an welche angeknüpft werden muste, statt in vergessenheit zu geraten, als fundament zum weiterbaue der deutsch-philosophischen sprache gedient hätte. Die predigten der Dominikaner legten den grund für die befähigung des deutschen zum philosophischen ausdruck; ihr ringen das tiefste treffend und klar darzustellen und das abgezogenste deutsch zu sagen, ist der philosophie des 19. jahrhunderts in einer weise zu gute gekommen, von der nur wenige eine ahnung haben. Vgl. Eucken, Gesch. der philos. Terminologie s. 332. Leiter und bahnbrecher war meister Eckehart, der mächtig strebte das innerlich erfasste darzustellen und in das äussere einzubilden. Mit recht sagt Eucken a. a. o. s. 118: „Gar manches, was wir der deutschen sprache als naturgabe zuschreiben möchten, verdankt sie vor allen Eckehart. Wie sich seine persönlichkeit in ihrer hoheit, innigkeit und macht auch in der sprache bezeugt, wie gewaltig er das vorhandene bewegt, um es zum ausdruck seiner geisteswelt zu bilden, wie selbständig und kühn er auch mit neu-

schöpfungen vorangeht, das verdiente in der tat eindringende untersuchung." Und fürwahr! Wer mit Eckehart sich beschäftigt hat, weiss, wie sein geistiger an die den himmel stürmenden Titanen erinnernder riesenlauf auf das treueste in des meisters sprache sich spiegelt; Eckehart schwelgt förmlich in dem genusse, die muttersprache zum ersten male mit sich zu führen hinab in die tiefen seiner spekulativen erörterung und hinauf in die höhen intellektuellen schauens. In diesen regionen hat die deutsche sprache noch nie gelebt und geatmet; doch auch hier erweist sie sich lebensfähig: eine metamorphose geht mit ihr vor; eine originelle gestalt im neuen, nie zuvor gesehenen gewande erscheint unter des meisters zauberhand. Was wunder, dass gar mancher lobgesang auf meister Eckehart gesungen worden ist. Und dennoch wurde der mann gar traurig vernachlässigt.

Im hinblick nämlich auf die reiche litteratur, welche sich über des meisters philosophie und theologie in mehr oder minder eingehender weise verbreitet, muss es äusserst befremden, dass die sprachliche seite dieses mannes bis jezt so stiefmütterlich behandelt worden ist. Und doch kann es für den kenner keinen augenblick zweifelhaft sein, dass die philosophischen und theologischen neuerungen Eckeharts, mögen sie noch so wichtig und auf geraume zeit wirksam gewesen sein, für uns doch keinen rechten wert mehr besitzen; sie sind seit jahrhunderten überholt und abgestorben. Seine sprachlichen neuerungen dagegen sind gröstenteils geniale neuschöpfungen der fruchtbarsten nachwirkung bis in unsere zeit hinein. An der ausbildung und ausprägung der terminologie der neuzeit hat das mittelalter trotz der vielen wandlungen, denen seine formen im laufe der jahrhunderte unterworfen worden sind, einen so hervorragenden anteil, dass unsere gebildete sprache gar nicht wol ohne den rückblick auf jene zeit verstanden werden kann. Vgl. Eucken s. 62. Schon diese erwägung muss eminent wichtig und wissenschaftlich bedeutungsvoll die frage erscheinen lassen, was wir denn demjenigen manne verdanken, der zuerst das kühne unternehmen wagte, die deutsche sprache im dienste der wissenschaft zu verwenden. Meister Eckehart, so genial er ist, steht und lebt im geiste seiner zeit; mit der wissenschaft und sprache dieser zeit steht füglich auch seine sprache im engen zusammenhang; bedingung für das verständnis dieser wird die bekantschaft mit der terminologie und den philosophischen systemen des mittelalters sein; vielfach wird daher unsere untersuchung entlehnungen, anlehnungen, umdeutschungen oder übersetzungen als ergebnis hinstellen; nicht aber wird es gelingen nachzuweisen, dass Eckehart irgend einer autorität in alweg sklavisch folgt; er kent alle meister seiner und der alten zeit, rühmt

er dies doch selber von sich (Pfeiffer II, 483, 32); frei und ungebunden folgt er seinem selbständigen urteile in mehr oder minder eklektischer weise. Er beruft sich auf Socrates, Plato, Aristoteles und andere griechische meister, namentlich die Neuplatoniker, Seneca und Boethius sind ihm nicht fremd; mit den wissenschaftlichen grössen seiner zeit ist er vertraut; wichtig aber und besonders hervorzuheben ist, dass der weitaus gröste teil seiner citate sich in erster linie auf Augustinus, in zweiter auf Dionysius den Areopagiten bezieht. Verwante geister üben eine gewaltige attraktionskraft auf einander aus; Eckehart, der mystiker, berührt offen und unverkenbar die neuplatonische geistesrichtung, und gerade Augustin steht der mystik so nahe mit seinem denken und sprechen, worin deutlich mit neuem lebensgehalte erfülte begriffe der im niedergang befindlichen griechischen spekulation und des von ihm trotz aller bekämpfung geschätzten neuplatonismus erscheinen, und ist doch gerade Dionysius der hauptträger neuplatonischer lehren im christlichen gewande. Auf die gewichtige autorität Augustins stüzt sich Eckehart weit über hundertmal; etwa halb so oft citiert er den Dionysius; des Thomas und Albertus tut er nur geringe erwähnung; natürlich; in der schule der scholastik aufgewachsen, durchlebt er ja die zeit, wo die christliche wissenschaft auf den schultern dieser männer ruhte. Doch genug; für unseren jetzigen zweck genügt das gesagte.

Seit jahr und tag widmeten wir alle mussestunden dem studium Eckeharts, von unserem lehrer prof. Zacher angeregt, ermuntert und unterstüzt. Eine vorläufige probe von der frucht dieser tätigkeit soll hier niedergelegt werden; das gesamte material ist noch nicht spruchreif, wofür ein ganz specieller grund noch unten angegeben wird. Mit der vorliegenden arbeit erheben wir nicht den anspruch auf eine durchaus vollendete leistung; wir wollen vielmehr im dienste der wissenschaft uns in nützlicher weise betätigen, eingedenk der worte des meisters *swer hôher dinge gert, der ist hôch* (168, 25); ausserdem möchten wir kenner und freunde dieser art von studien aufmerksam machen und sie um geneigte beihilfe und unterstützung zur lösung unserer schwierigen aufgabe bitten. Jede belehrung wird uns höchst wilkommen sein und die dankbarste aufnahme bei uns finden.

Nach besprechung der sinnestätigkeiten (*ûzeren sinne* 514, 16) wendet Eckehart seine aufmerksamkeit den geistigen kräften des menschen (*inneren sinne*, vgl. *diu inwendigen ougen* 402, 1) zu, welche er in *niderste* und *oberste* einteilt; diese beiden einteilungsglieder stuft

er widerum je dreifach ab; *gerunge*, *betrahtunge*, *redelicheit* führt Eckehart als *niderste* geistige kräfte an 383, 10 fg.; ein zweites mal rechnet er unter dieselbe kategorie *bescheidenheit*, *zürnerîn*, *begerunge*, denen er die lateinischen ausdrücke *rationale*, *irascibilis*, *concupiscibilis* beigibt 319, 24 fg. Die *obersten krefte der sêle* sind *gehügnisse*, *verstantnisse*, *wille* 383, 20. Denselben charakter besitzen 1) *ein enthaltendiu kraft*, *memoria*, 2) *verstendikeit*, *intellectus*, 3) *wille*, *voluntas* 320, 1. Von den *nidersten kreften* spricht Eckehart nur an den zwei genanten stellen; algemein erwähnt er sie und hebt die *redelicheit* als die *oberste* der *nidersten* besonders hervor 514, 17; vgl. 410, 40 fg.; — auf die *obersten* komt er, von dem hauptmotiv seiner spekulation, welche auf die höchste erkentnisstufe hinzielt, naturgemäss getrieben, des öfteren zu sprechen. Wir setzen der nötigen übersicht wegen die hauptbelegstellen gleich hierher. Die *oberôste* kraft besteht in *verstantnisse*, *wille*, *gehügnisse* 240, 12; *gehügnisse* (das handschriftliche *geziugnisse*, welches *testimonium* bedeutet, vgl. 634, 9, ist jedenfals corrupt), *verstantnisse*, *wille* 251, 16; ebenso lauten 499, 3 und 622, 34 mit der kleinen sprachlichen abweichung, die in *verstentnisse* liegt; in umgekehrter folge stehen *wille*, *verstentnisse*, *gehügnisse* 386, 35 und *wille*, *verstantnüsse*, *gehügnisse* 635, 33; etwas verschieden lauten *gedanc*, *bekentnisse*, *wille* 514, 17 (vgl. *die innewendigen sinne* (gegensatz *ûzern sinne*), *die wir gedanke heizen* 80, 30), und *bekantnüsse*, *irascibilis*, d. i. *ein ûfkriegendiu kraft*, *wille* 171, 32. Dem wortlaut nach weichen ab *gedehtnisse*, *vernunft*, *wille* 411, 3 und *gehügnüsse*, *vernunft*, *wille* 20, 22. Die reihenfolge hält Eckehart in der aufzählung nicht gleichmässig ein; bald folgt *wille* an erster, bald an lezter stelle; *gehügnisse* nimt den ersten, den mitleren und dritten platz ein; ähnlich ist es mit *bekantnüsse*; statt *gehügnisse* steht *gedehtnüsse* 411, 3; 585, 39; dafür auch *gehügede* 649, 25; 318, 8. *gedanc* steht einmal im sinne von *gehügnisse*, worauf licht wirft *andenken* und *angedenken* 549, 27. 33; mit *bekantnüsse* ist synonym gebraucht *verstantnisse* und *vernunft*; die stelle 171, 32 ist bei näherem zusehen nicht unklar. Dieselbe sache bezeichnen folgende algemeinere ausdrücke: *daz ouge* (= *sinnelich bekentnisse*), *daz ander ist vernünftic*, *daz dritte*, *daz nimet got in sîme kleithûse* 297, 21 — 31. Wir ziehen noch hierher 315, 22: *Augustînus lêret drîerleie bekentnüsse: daz êrste ist lîplich; daz andere ist geistlich; daz dritte ist inwendic in dem geiste.*

Lassen uns auch die angeführten stellen schon einen überblick gewinnen über die menschlichen seelenkräfte, wie sie Eckehart sich denkt, und in die hierfür gewählten technischen bezeichnungen, so ist

doch mit diesen noch keineswegs die reihe der noetischen *termini*, deren sich der meister ungemein oft bedient, erschöpft. Wir werden im verlaufe unserer darstellung auf eine weit grössere anzahl erörternd eingehen. Der frage, ob sich ein durchgehends fester sprachgebrauch herausstellen wird, greifen wir nicht vor. Gesezt aber, es ergebe sich ein schwanken in wort und bedeutung, so wäre es klar, dass bei fortgesezter arbeit in derselben richtung vieles sich abgeklärt und gefestigt hätte; anderseits dürfte es jedenfals von höchstem interesse sein zu erfahren, mit welchem glücke Eckehart mit der bisher noch ungeübten sprache ringt, um die feineren nüancierungen im menschlichen denken und erkennen sprachlich zu fixieren, und so der deutsch redenden philosophie den weg ebnet.

Über Eckeharts sprache mit philologischer genauigkeit erhebungen anzustellen ist bis jezt keinem forscher in den sinn gekommen. Hie und da nur in der reichen litteratur über Eckehart begegneten wir einem schwachen anlaufe. Lasson allein liegt die sprache des meisters mehr als den anderen am herzen; doch auch er verfolgt in seinem werke „Meister Eckhart, der Mystiker. Zur Geschichte der religiösen Speculation in Deutschland, Berlin 1868“ principiell ein ganz anderes ziel als sprachlichen studien vorschub zu leisten; seine vielfachen nutzbringenden fingerzeige sind ausserdem in den ebenso langen und grossen als geistreich geschriebenen traktaten über Eckeharts lehre so zerstreut und wenig am tage liegend, dass nur der genauere kenner ihrer habhaft werden kann. Über gar manches mit Lasson zu rechten ist hier nicht der ort. Dass wir durch sein buch vielfach gefördert wurden, heben wir ein für alle mal hervor. — Die grösseren lexica von Müller-Zarnke und Lexer boten uns kaum anhaltspunkte, geschweige denn ausreichende hilfe. Wir gehen jezt an die erörterung im einzelnen.

gerunge bedeutet begehrung; an das sinliche begehrungsvermögen zu denken liegt um so näher, als Eckehart selber der *begerunge concupiscibilis* 319, 24 hinzufügt. Hierbei aber stehen zu bleiben hindert die erwägung, dass Eckehart doch unmöglich die reihe der über dem sinnesvermögen stehenden geistigen kräfte mit dem sinlichen begehrungsvermögen einleiten kann. Fassen wir den sonstigen gebrauch des wortes bei Eckehart ins auge. *gerunge* ist synonym mit *begirde* gebraucht 79, 14. 15; ähnlich *vihelîchen sinne unde begerunge* 237, 34; *bluote, fleische, nâtiurlîchen begerungen* gestorben sein 483, 7.

Die bedeutung des höheren geistigen oder geistlichen verlangens geht aus folgenden stellen hervor: *mit aller sîner gerunge — erhaben*

sîn 224, 13, gott versagt dem menschen nichts, der *grôzer gerunge ist* 168, 29: *gerunge, diu mit dêmuot geverwet ist* 79, 15; *begerunge wurzel aller tugende unde guotheit* 479, 8; *sun* (sohn des vaters) = *begerunge des vater sînes eigenen wortes* 175, 28; entsprechenden sinn haben die verba *begern*, seltener *gern* und *gegern*, vgl. 168, 8; 51, 31; 205, 35; 86, 14, 168, 25; 252, 23; 106, 8; 483, 28; 486, 22; *mit gerunge unde mit verstentnisse* ist als *ἓν διὰ δυοῖν* zu fassen. Dies die algemeine bedeutung von *gerunge*.

Das was die sinne erfasst haben, nimt in empfang die *gerunge*, die unterste der geistigen kräfte, welcher Eckehart eine erste ordnende tätigkeit beilegt, was aus 383, 14 hervorgeht. Da Eckehart keinen beruf fühlt, in die erkentnislehre seiner zeit reformatorisch einzugreifen, der schwerpunkt seiner bedeutung vielmehr auf anderem felde liegt, so ist von vornherein die annahme wahrscheinlich, dass Eckeharts terminologie an die seiner zeit sich anschliesst. Thomas ist häufig sein gewährsmann, wie sich noch evident herausstellen wird. Dieser aber unterscheidet 1) *appetitus sensitivus* (auch *carnis*, *animalis*), 2) *appetitus rationalis* oder *intellectivus* im anschluss an des Aristoteles ethic. Nicom. VI, 2 s. 1139 b. 4 *ὀρεκτικὸς νοῦς ἢ ὄρεξις διανοητική*. Thomas definiert diesen zweiten *appetitus* th. I, II. 26. 1 c und öfter (wir citieren nach Schütz, Thomas-Lexicon Paderborn 1881) als *consequens apprehensionem appetentis secundum liberum arbitrium*. Eckeharts *gerunge* lehnt sich an den thomistischen *appetitus* an, deckt sich aber der bedeutung nach keineswegs mit ihm. Das bewustsein muss auf das objekt des sehsinnes z. b. reagieren, ehe die wahrnehmung des sichtbaren gegenstandes zustande komt. Wir werden unter *gerunge* jene reaktion zu verstehen haben, jenes geneigtsein und streben unseres geistes einem von den sinnen dargebotenen objekte näher zu treten. Wir übersetzen *gerunge* mit geistiger strebung oder geistiger affektion und verstehen darunter den anfangspunkt in unserem geistesvermögen, die sinnenfälligen dinge in ihrer wertvolsten eigenschaft zu erfassen, d. h. sie für unser bewustsein erscheinen zu lassen.

Doch wie finden wir uns mit der 319, 27 fg. genanten *begerunge* = *concupiscibilis* ab? Leicht wäre es mit Lasson einfach unordnung in der terminologie Eckeharts auf kosten der abschreiber anzunehmen. Doch das befriedigt nicht sonderlich, zumal wenn man nach philologischem principe möglichst conservativ an dem handschriftlich gebotenen festhalten muss, womit jedoch nicht gesagt sein soll, dass Pfeiffers text in allweg mustergültig und frei von unrichtigkeiten sei. — Eckehart geht nicht durchgängig von demselben gesichtspunkte aus. Wenn er s. 383 sich auf eine erörterung der seelenkräfte, in soweit sie

das erkentnisvermögen des menschen ausmachen, einliess, so schwebte ihm die frage vor, wie der mensch zur erfassung des wahren in der sinnes- und geisteswelt gelangt; scholastisch gesprochen, er handelte von der theoretischen vernunft. An der zweiten stelle, wo Eckehart *bescheidenheit rationale, zürnerîn irascibilis, begerunge concupiscibilis* anführt, hat er etwas anderes im auge. Sehen wir näher zu. Bekant ist die scholastische teilung in erkentnis- und begehrungsvermögen. In lezterem unterscheidet schon Albertus ein doppeltes moment, ein sinliches und ein intellektives. Das intellektive moment lässt Eckehart hier ausser acht, das sinliche nent er *begerunge,* fügt aber, um der gefahr des misverständnisses vorzubeugen, die lateinischen *termini* hinzu, die dem scholastisch gebildeten deutlich genug sein musten. Das begehrungsvermögen nach seiner sinlichen seite schliesst wider ein doppeltes in sich, die *concupiscibilität* und die *irascibilität;* erstere strebt das sinlich gute an, leztere stemt sich gegen die hindernisse, welche der erreichung des sinlich guten im wege stehen. Vgl. Summa de creat. p. 2 tr. 1 qu. 64 art. 1 fgg. Auch Thomas führt eine *concupiscentia naturalis* und *cum ratione* an; erstere heisst *concupiscibilis scil. animae vis* th. I, II. 77. 5 c und *irascibilis* th. II, II. 162. 3 c. Endlich setzen wir hierher eine stelle aus Bonaventura, die deshalb so interessant ist, weil sie bei Eckehart nahezu übersezt ist und unsere ausführung beleuchtet. Bonav. Breviloqu. p. II, 9, 16 lesen wir: *verum quidem discernit* (scil. *anima*) *per rationalem, malum repellit per irascibilem, bonum appetit per concupiscibilem.* Diese einteilung geht auf Augustin zurück, vgl. lib. de spir. et anim. c. 4. Eckehart übersezt die *vis rationalis* mit *bescheidenheit,* die *vis irascibilis* mit *zürnerîn* (hergeleitet von zorn, dem stärksten der zu ihr gehörigen affekte), die *concupiscibilis* mit *begerunge* und fasst demnach erkentnis- und begehrungsvermögen algemein zusammen in den *terminis bescheidenheit, irascibilis* und *concupiscibilis,* indem er auf die einzelnen teile des erkentnisvermögens hier ebenso wenig eingeht, wie er das intellektive moment im begehrungsvermögen bei seite lässt. Ist also *begerunge* sprachlich schon etwas verschieden von *gerunge,* so weicht die bedeutung der beiden ausdrücke dahin von einander ab, dass diese ausschliesslich eine geistige kraft in dem oben erörterten sinne bedeutet, jene auf das sinliche begehrungsvermögen geht.

Schade übersezt *gerunge* mit begehrung, verlangen; ebenso Lexer mit dem blossen hinweis auf die mystiker; M-Z. verweisen auf Dieffenb. glossar, welches *desiderium, appetitus* zur erläuterung angibt. Wie unzulänglich für das verständnis Eckeharts diese angaben sind, liegt auf der hand.

betrahtunge reiht sich unmittelbar an *gerunge* an; man kann an die thomistische *meditatio* und *consideratio* denken; allein wir stehen immer noch auf dem boden der niederen geistigen fähigkeiten, die mehr der sensitiven seite der seele angehören; deshalb ist es wol richtiger an die *vis imaginativa* oder *imaginatio* zu denken th. I, 12. 9 ad 2. Die *betrahtunge* stelt das phantasiebild oder die sinliche vorstellung her, das *φαντάσμα* des Aristoteles; vgl. de anima I. 3. c. *οὐδέποτε νοεῖ ἄνευ φαντάσματος ἡ ψυχή*. Unter diesem gesichtspunkte klärt sich die *betrahtunge* als die nächste grundlage für die begrifsbildung auf, als das vorstellungsvermögen, welches die äussere erscheinung des gegenstandes dem geistigen auge darbietet. Bei M-Z. sowie bei Lexer finden sich unzureichende angaben. Schade übersezt mit *meditatio* die *betrahtunge* ohne weiteren aufschluss zu geben. Weigand führt an: *betrahten* ahd. *bidrahtôn pitrahtôn* = ringsum besehen; mit auge und geist auf einem gegenstand verweilen. Vor allem ist zu beachten, dass *betrahtunge* eine kraft, eine fähigkeit, ein vermögen ist. — Ist vermittelst der *gerunge* der geist auf das sinnesobjekt in geneigter weise eingegangen, so tritt sofort in tätigkeit die *betrahtunge*, das geistige vermögen, das uns von dem gegenstande der aussenwelt eine innere anschauung oder vorstellung gewinnen lässt. Erst der neueren zeit war es vorbehalten in exakter weise mit hilfe der raumerzeugenden fähigkeit der seele und der jeder analyse sich entziehenden vorstellung der zeit auf grund der durch die verbindung von raum und zeit entstehenden bewegung und gliederung des weltbildes einerseits und der zusammenfassenden einheitlichen tätigkeit des selbstbewustseins anderseits die genesis der äusseren und inneren wahrnehmungen und vorstellungen aufzuzeigen. Diese forschungen lagen der scholastik fern; auch Eckehart ermangelt in dieser beziehung des spekulationstriebes.

An die *betrahtunge* schliesst sich die *redelicheit* an. Thomas unterscheidet *intellectus* und *ratio* derart, dass der intellekt sich in begriffen und urteilen bewegt, die vernunft durch schlussfolgerung zur erkentnis weiterer wahrheiten fortschreitet (= *discurrit*, davon: discursives denken). Eckehart weicht davon ab; wenn er von *redelicheit d. i. ein vernunft* spricht, so hat er die von Augustinus herrührende und von Thomas öfters mit zustimmung erwähnte scheidung der *ratio* in eine *superior* und *inferior*, je nachdem sie *rebus aeternis conspiciendis* oder *temporalibus intendit*, im auge; es gehört jener die *sapientia*, dieser die *scientia* an. Dass Eckehart an die *ratio inferior* bei seiner *redelicheit* denkt, geht aus mehreren gründen hervor; er rechnet die

redelicheit zu den *nideren* kräften; ferner übersezt er s. 319 die an stelle der *redelicheit* genante *bescheidenheit* (vgl. 49, 22 *redelîche bescheidenheit*) mit *rationale;* endlich führt er im anschluss an Augustin durchweg als *oberste* geistesvermögen *memoria, intellectus* und *voluntas* auf. Die erwägung, dass *redelicheit* auch sprachlich mit *ratio* sich deckt, füglich beiseite lassend, betonen wir die eigentliche bedeutung des *terminus* = fähigkeit zu reden. Verstehen wir diese fähigkeit zu reden recht, so begreifen wir wert und bedeutung der *redelicheit.* Die sprache verkörpert und objektiviert im laute die vorstellung und lässt diese dem erkennenden subjekte als gegenstand gegenübertreten. Das wort fixiert das gemeinbild und bewahrt dasselbe vor schwankungen. Die im worte befestigte vorstellung ist der begriff. Demgemäss definieren wir *redelicheit* als das geistige vermögen, vorstellungen durch die sprache zu begriffen zu erheben. Sprache ist aber unmittelbare trägerin des urteils, das im grunde genommen der begrifsbildung vorausgeht. Der schluss ist ferner nichts als die darlegung der gesetzlichen festigkeit eines begriffes; also begrifsbildung, urteil, schluss greifen stets in einander, das eine komt ohne das andere nicht zu stande. Mit ungemein glücklichem griffe bezeichnet Eckehart diese discursive denkfähigkeit mit *redelicheit,* indem er in diesem ausdruck zugleich das wichtigste moment im denkprozess sprachlich-plastisch hervorhebt.

Unsere beobachtungen über den sonstigen sprachgebrauch Eckeharts in bezug auf *redelicheit* und die damit zusammenhängenden ausdrücke lassen wir hier folgen.

redelicheit sezt Eckehart der *sinnelicheit* entgegen und versteht darunter die geistige seite des menschen im algemeinen im gegensatz zur sinlichen 47, 28. Dem entsprechen *genüegede nâch sinnelicheit* und *genüegede redelîchiu d. i. nâch dem geiste* unberührt von sinlicher lust ebd. 32. — *nâch reden* = begriflich, nach menschlichem begreifen 474, 30; *sagen von rede* = begriflich klar machen, dem begrifsvermögen anpassen ebd. 36; (ebenso *verstân nâch reden*). Christi geist war *redelîche* geeint mit den sinnen — seine seele war geeint mit den sinnen und mit *der redelicheit* (= geistige natur) 292, 26. Recht sprechend und lichtverbreitend ist folgende stelle: als Petrus sprach, du bist Christus usw., da war er *geruket von gote über alle redelicheit in einem ûf kapfenden geiste, der entzuket ist über alle redelicheit in des himelschen vaters vermugentheit.* 50, 22 fg. Ferner ist folgende frage interessant: *herre, dô die jungere empfiengen den heiligen geist — beliben sie stânde ûf irre redelicheit?* 653, 27. 34. Mit vernunft begabte wesen sind *crêatûre, die redelich sint* 503, 23; *redelîche* und

unredelîche crêatûre 589, 22, vgl. 655, 7; 578, 33. *redelîch* — *wizzenlîche* = nach bestem wissen 51, 18; *redelîche geniezen* 183, 8; *gebet niht redelich* (= verständnislos) *und âne ernst* 487, 37; vgl. *redehaft* 352, 13 = fähig zu reden; *redelicheit hâte ze berihtenne, der lîchname hâte ze lîdenne* 293, 12. Gott hat die dinge in sich *einvelticlich*, der mensch hat von ihnen *bekentnüsse redelich mit underscheit* = rationell unterscheidende erkentnis 540, 14, vgl. 475, 21. 23. Das gegenteil von *redelicheit* lautet *unredelicheit* 589, 24.

reden komt den personen in der gottheit, *unreden* der gottheit zu 388, 34; analog ist *nâch rede* — *âne rede* 517, 34; darauf kommen wir bei erörterung der begriffe *wesen* und *nâtûre* zurück.

Die eigentümlichkeit Eckeharts im discursiven denken gerade dem worte, der sprache eine so hervorragende bedeutung zuzusprechen, hat, wie wir gesehen, berechtigung; das wort sezt den begriff in gangbare münze um; durch das wort wird die vorstellung mit anderen verbindbar.

Zur weiteren beleuchtung dieser eigentümlichkeiten im Eckehartschen sprachgebrauch führen wir folgende technische bezeichnungen an; 1) *wortigen; waz man wortiget, begrîfent die nidersten krefte der sêle* 469, 32; 2) *geworten* 51, 5; 531, 39; 3) *ze worte bringen namhaft dinc* = prädicierbare objekte begriflich ausdrücken 174, 35. Ferner die adjectiva: 1) *namhaft* = prädicierbar ebd.; das gegenteil davon 2) *namelôs* 82, 14; 3) *unnamelich; unn. ist got, dâ got weder rede noch wort haben mac* 162, 25; 4) *wortelôs* = begriflich unbezeichenbar 517, 12; *unwortelich* 162, 29; weitere synonymen sind *unsprechlich* 92, 37; *sogetaniu wort, diu unsprechlich sint* = unbegreiflich 50, 36; 82, 14; *unûzsprechenlîche gotheit* 585, 27. Alle diese synonymen erinnern an des Plotin *ἄῤῥητος* und des Dyonysius Areopagita *θεολογία ἀποφατική*. Hierher gehören noch *ungenennet* 260, 33; *unbekant* 537, 20: *unverstentlich* 522, 37; *wort sprechen* und *sprechen* = urteilen 20, 29. 36.

bescheidenheit; dieses wort bezeichnet algemein die rationelle denkfähigkeit des menschen; wie *redelicheit* mit *reden*, so hängt *bescheidenheit* mit *bescheiden* zusammen; *bescheidenheit* ist nach Lexer richterliche entscheidung. M-Z.: „*bescheidenheit: diu dritte* (die *êrste!*) *kraft heizet bescheidenheit. myst.* II, 319, 27.“ Schade: *bescheidenheit* = verständigkeit, vernunft, entscheidung. Der *terminus* scheint seiner etymologie nach unser „urteilsfähigkeit“ widerzugeben.[1] Der in

1) Got. *skaidan, διχάζειν,* halbieren, trennen, zerteilen; *χωρίζειν,* sondern, trennen; ahd. *sceidan, separare, distinguere; gasceidan, discernere:* ist doch wol

unserer philosophischen terminologie übliche ausdruck „urteil“ ist die übersetzung des lateinischen *iudicium.* Dies wurde in der renaissancezeit üblich bei jenen gegnern des Aristoteles, die von der logik eine praktische, auch juristische verwertung forderten. Ein hauptverfechter dieser forderung ist Petrus Ramus. Die Ramisten brachten den gebrauch des wortes *iudicium* in umlauf. Das stoische ἀξίωμα bemühten sich die Römer verschieden zu übersetzen: *proloquium* (Varro), *effatum* (Sergius), *pronuntiatum, enuntiatum, enuntiatio* (Cicero), *propositio* (Apuleius und Boethius), *iudicium* kam erst im mittelalter auf, vgl. Prantl, Gesch. der Log. I, 519; Eucken a. a. o. s. 50 anm. 2. Die bedeutung, welche urteil in unserer philosophischen terminologie hat, findet sich bei Eckehart noch nicht; *urteil* und *urteilen* stehen hier im eigentlichen sinne, z. b. die schuldlose seele ist *frî vôr allen urteilen* 403, 21; *mit allem rehte und urteile* 563, 31; *urteil vinden* 343, 16; *urteil geben* 470, 40; *urteilen* = richten 560, 1; 462, 1; vgl. 466, 1. 4; *sich urteilen* ebd. 6; 471, 2; *urteilen* in unserem sinne steht 437, 8.

Die bedeutung der Eckehartschen *bescheidenheit* als discursive denkfähigkeit im algemeinen erhelt einmal aus der beigegebenen übersetzung *rationale* s. 319, wo Eckehart hinzufügt, dass sie mit göttlichem lichte erleuchtet sein soll; denn der mensch *sinnet in dem nâtiurlîchen liehte in bildelîchem zuovalle* 587, 13; dann aber besonders aus 648, 10 fg.: *in bescheidenheit stât man, swenne man ein vom anderen bekennet* d. i. *ratione discernit ab uno ad aliud; ob bescheidenheit stât man, swenne man al in al bekennet* d. h. ein unmittelbares, intuitives schauen oder erkennen hat, welches gott eigentümlich ist. Den algemeinen terminus *bescheidenheit* specificiert Eckehart durch das attribut *redelich; redelîche bescheidenheit* 49, 22 = *mit redelicheit* verbundene *bescheidenheit* = discursive denk- und urteilskraft; er variiert den ausdruck a. a. o. mit *bildelîche underscheidenheit* = begrifliche distinktionsfähigkeit im gegensatz zu dem die *vernünftige lobelîche warheit* unmittelbar erfassenden geiste gottes 49, 22 fgg.

Die gewöhnliche bedeutung von unterweisung verbindet Eckehart mit dem worte 390, 30. 38; = *berihtunge* 391, 18. 40. — *bescheiden* = berichtet, erklärt 339, 13. 23; 391, 28 und öfter. *bescheidenheit* = *mâze* (*modestia*) = geduld, unverdrossenheit 411, 11—19. Den ausdruck hat also Eckehart teils mit beibehaltung seines gangbaren inhaltes verwendet, teils mit specifisch philosophischer bedeutung erfült.

mit Grassmann (Kuhns ztschr. 12, 130) zu stellen zu sskr. √ *chid* (*chinád-mi, chind-á-mi*), abschneiden, scheiden; griech. σχίζω spalten; lat. *scindo.* Vgl. die sentenz: *qui bene distinguit, bene docet.*

Die drei *obersten* kräfte der seele führt Eckehart, wie wir schon oben dargetan, des öfteren an; er will aber seine ansichten nicht wissenschaftlich erörtern, deshalb lässt er sich auf eine eingehende und erschöpfende darstellung nirgends ein; um so häufiger spricht er in mehr abgebrochener weise, nur beiläufig und auf dem wege nach einem ganz anderen ziele, als es die darstellung der theorie des erkentnisprozesses wäre, von den einzelnen kräften der seele.

In erwägung, dass Eckehart in der im ganzen stetigen nebeneinanderstellung von *gehügnisse*, *verstantnisse*, *wille* der Augustinischen einteilung *in memoria*, *intellectus*, *voluntas* folgt, — s. 320 übersezt er das gleichwertige *verstendikeit* mit *intellectus* — und dass er als aufgabe der *verstantnisse* das *verstên des obersten guotes, daz got selber ist* 383, 39 und das *got* (*deum*) *bekennen âne bilde, âne mitel und âne glîchnisse* (= unmittelbar, ohne hilfe der sinlichen vorstellungen) 320, 7 angibt, glauben wir bestimt mit den *obersten kreften* der *ratio superior* des Augustin nahe zu stehen und den *intellectus*, der innerhalb derselben eine hauptrolle spielt, durch *verstantnisse* widergegeben zu finden.

Zur näheren erklärung diene folgendes. Bei Augustin, dem bedeutendsten gewährsmanne Eckeharts, ist *ratio* das geistige auge des menschen, durch das alles wissen, nicht blos das von der aussenwelt, sondern auch das wissen des geistes von sich selbst entsteht; vgl. Soliloqu. I, 1; de Trinit. IX, 3. Davon unterscheidet er den intellekt. Der denkgeist schöpft nach Augustin aus seinem eigenen innern gewisse höhere erkentnisse; er hat ein höheres, geistiges vermögen, eine vernunft (*intellectus*), wodurch er rein in sich selbst, ohne vermittlung des leiblichen sinnes wahres erkent (E. 320, 7 *âne mitel und glîchnisse*). Bei allem streben der sinlichen seite der menschlichen erkentnis und der *ratio* rechnung zu tragen, neigt doch Augustin immer wider zu dem denkgeist an sich, der in sich selbst ohne weitere vermittlung zum wahren gelangt. Er nent ihn auch den *sensus intimus* des menschen de civ. XI, 27, das auge, womit die seele das ewige und unwandelbare schaut de lib. arbitr. II, 6, mit dem sie gott selbst erkent und das an sich wahre und gute de trinit. VIII, 2 und sich ihrer eigenen gottebenbildlichkeit bewust wird ebd. XIV, 8. Eckehart muste mächtig von diesem mystischen zuge ergriffen werden. Allein wenn Augustin eine *pars inferior* und *superior* der menschlichen seele unterscheidet, so versteht er unter dem niederen teile das vermögen der sinnesempfindung und sinneswahrnehmung, den oberen sezt er zusammen aus *intelligentia*, *voluntas* und *memoria*, versteht aber unter *intelligentia* sowol die *ratio* (verstand) als auch den *intellectus* (ver-

nunft), vgl. Storz, Philosophie des H. Augustinus s. 132. Wenn ihm auch *ratio* verschieden von *intellectus* ist, so hält Augustin doch beide ausdrücke nicht stets strikte auseinander, sind ihm ja auch beide vermögen nur zwei verschiedene seiten des ganzen höheren geistigen erkentnisvermögens (*rationale nostrum*). Er führt oft beide vermögen zusammen an l. c. s. 134. Eckehart schliesst sich offenbar an Augustin an, neigt aber dazu dem in der Augustinischen auffassung des intellektes liegenden mystischen zuge eine weitere ausdehnung zu geben, insofern er eine scheidewand zwischen der *ratio* als discursivem denken und dem contemplativen intellekte zieht und lezterem geradezu den rang eines für sich bestehenden, höheren vermögens zuerteilt. Doch wie Augustin kann auch Eckehart nicht umhin, sobald er der wirklichkeit der menschlichen vernunft gerecht wird, die mystische schranke fallen zu lassen und dem entsprechend auch oft die auf *ratio* und *intellectus* bezüglichen *termini*, wenn nicht *promiscue*, so doch nicht mit stets scharf getrenter bedeutung zu gebrauchen. Dies die wissenschaftliche erklärung für das schwanken, das Eckehart nicht durchweg im gebrauche der ausdrücke vermeidet, die wir nun näher untersuchen.

Die beiden bestandteile der *intelligentia* des Augustin sind *ratio* (verstand) und *intellectus* (vernunft).

vernunft. Ein organ., womit die seele sich entäussert, ist die vernunft; *allez ir ûzwirken haftet iemer an etwaz mitels* 4, 33; *swaz si verstêt, verstêt si* (die seele) *mit der vernunft* 4, 30.

Die *vernunft* allein vermag göttliches licht zu empfangen 126, 16. Das auge ist sinlich, die andere kraft *vernünftic*, die dritte ist so hoch, dass sie gott blos in seinem *kleithûse* nimt 297, 31. Die *oberste vernunft* empfängt *bloezlich von got alliu dinc* 127, 11; 126, 13; geschaffene vernunft und *lûter vernunft in got* unterscheidet er 285, 23; 286, 17. 39; vgl. *vernunft unde wîsheit hât ein underscheit; daz heizet vernunft, sô der sin an der crêatûre* erleuchtet wird, *wîsheit ist ein smeckendiu* (= wahrnehmende) *süeze* 368, 34 fg.

vernunft ist der seele anerschaffenes licht 410, 35; 411, 39; 274, 6.

Im einzelnen hat *vernunft* folgende bedeutungen:

1) geistige fähigkeit: *diu vihe, diu âne vernunft sint* 489, 2;
2) höhere erkentniskraft: *der vernünfte fürwurf ist wesen und niht zuoval; daz lûter, blôze wesen* 20, 24; *vernunft dringet în* über gott hinaus, bis zum *beginne* (*principium*), von wo *güeti unde wârheit* ausgehen 144, 35 fg.; sie geht *in die wurzelen* 145, 3;
3) urteilsvermögen: *vernunft sprichet vernünftig ir wort von dem fürwurfe*, wenn sie des wesens wahrheit erkant hat 20, 27, im

anderen falle *ensprichet* sie kein wort 20, 36. So lange die *vernunft* nicht *sprechen* kann (= urteilen), ist sie *suochende; in der vernunft wirt daz wort* empfangen, *im gedanke gebildet* usw. 104, 35; 230, 25;

4) unterscheidungsvermögen 256, 1;
5) das auf die sinnestätigkeit sich stützende begriffe bildende vermögen: *allez waz diu vernunft schöpfen mac* (z. b. gut, weise, überhaupt begriffe), *tragent die sinne ûzen în* 25, 6, vgl. *alle sinne loufent zesamen in die vernunft* 613, 35. Daher kann *vernunft got* nicht erkennen 25, 10; 615, 16.

vorgegangen in vernünftig leben hat der mensch *bilde* 42, 28; das ist aber noch lange nicht die höchste stufe seiner geistigen verfassung 42, 28; 489, 8.

Wenn Eckehart der *vernunft ein schouwen und beschouwen* zuschreibt, so unterscheidet er eine praktische und theoretische seite an derselben derart, dass er eine *vernunft* in ruhe und eine in bewegung annimt; die praxis der vernunft nent er *werc*, die theorie *schouwunge;* beide *termini* sind übersetzungen urwüchsiger art der griechischen ausdrücke *θεωρία* und *πρᾶξις*. Plato erhob *θεωρία, θεωρητικός* usw.. zu philosophischen begrifswörtern, vgl. Eucken s. 16 und 17. Die Römer übersezten *speculatio theoretica,* so Scotus Erigena l. c. s. 63.

Eckehart nent die tätigkeit der *vernunft* auch schlechtweg *beschouwen,* substantivisch *beschouwunge;* in ähnlicher weise legt er der *vernunft* den namen *schouwerîn* bei mit der aufgabe zu ordnen und zu setzen ein jeglich ding auf seine *stat* 672, 1. 402, 17. Die verstandes- und vernunfttätigkeit nent er auch *verstentlichez schouwen und vernünftige begrîfunge bilde unde forme* 476, 1; ebd. 7 *biltlîche schouwe.* Von *schouwen* bildet er *schouwunge,* wie er an das *enpfâhen* des gedächtnisses und das *minnen* des willens die bildung der abstrakta *enpfâhunge* und *gedenkunge* 214, 17, vgl. 4, 31 anschliesst; wie *gemerke* von *merken, verstantnisse* von *verstên, bekantnüsse* von *bekennen,* so wird *vernunft* von *vernemen* hergeleitet, als das in sich aufnehmende, empfangende geistesvermögen; allein Eckehart hält sich nicht an die grundbedeutung des *terminus;* so schreibt er z. b. der *vernunft* das *verstên* zu 4, 30, wie er auch die tätigkeit der sinne bald ein *vernemen* 538, 12, bald ein *enpfâhen* 116, 31; 5, 18; bald ein *bekennen* 139, 21; bald ein *ûzwirken* 4, 76; bald ein *ûzloufen* nent. — Die frage nach den verschiedenen zuständen, in denen die vernunft sich befinden kann, gibt uns gelegenheit zu einer weiteren interessanten erörterung über die Eckehartsche *vernunft.*

Der mensch hat eine *wirkende, lîdende* und *vermügende vernunft* 17, 1 fg.; die erste ist stets gewärtig (*gegenwertic*) etwas zu wirken; unterzieht sich gott ihrer tätigkeit, so muss der geist sich halten in einer passivität; die *termini* sind *lîdunge*, vgl. *lîdelicheit* 417, 20, und *wirkunge;* erstere tritt ein, wenn gott sich *des werkes underwindet*, leztere, wenn der geist *sich selber pfliget* = betätigt. Also wenn der geist *wirkt* d. h. sich betätigt, so heisst er *wirkende vernunft;* hält der geist still und lässt gott wirken, so wird er *lîdende vernnnft;* sein zustand heisst *lîdunge* oder *lîdelicheit;* wenn der geist weder selber wirkt, noch das wirken gott überlässt, d. h. leidet, so hat er *ansehen darzu* oder *mügelich erkennen* des umstandes, dass er *wirkend und lîdend* sein kann; in diesem *ansehen, zuoluogen*, *mügelich erkennen* heisst er *mügeliche vernunft* 17, 5 fg. Wenn die *wirkende vernunft* sich in tätigkeit sezt, so wird natürlich auch die *mügeliche vernunft* eine *lîdende,* da sie ja *swanger* von ihr wird, vgl. 19, 20 fg. — Die tätigkeit der *wirkenden vernunft* besteht in dem *abehouwen der bilde* von den dingen der aussenwelt (= abstraktionstätigkeit), in dem entkleiden der dinge von *materie und zuoval* (= geistige wesenserfassung) und in dem versetzen in die *lîdende vernunft,* wodurch die geistigen erkentnisbilder (*geistlich bilde*) entstehen. Das ist der vorgang im natürlichen menschen, im *abgescheidenen,* d. h. in dem durch ethischen prozess geläuterten vertritt gott die stelle der *wirkenden vernunft.*

Offenbar lehnt sich Eckehart in seiner terminologie an des Aristoteles *νοῦς ποιητικός* und *νοῦς δυνάμει;* ebenso unterscheidet Aristoteles zwischen *νοῦς ποιητικός* als formgebendem und *νοῦς παθητικός* als formempfangendem princip; ersterer hat ewige substantielle existenz, wobei freilich nicht ganz klar wird, wie er einerseits zur individuellen existenz, anderseits zur gottheit sich verhält, vgl. Ueberweg I, s. 169; Prantl I, 112. Im anschluss an Aristoteles nimt die scholastik eine ähnliche teilung des *intellectus* vor. Bei Thomas findet sich *intellectus agens* und *possibilis,* tätiger und möglicher intellekt; dieser, ein *ens in potentia* (*δυνάμει*), hat die fähigkeit die erkentnisbilder in sich aufzunehmen, jener stelt sie her, indem er als *lumen intellectuale* die *phantasmata* der dinge beleuchtet, so dass sie in den *intellectus possibilis* dringen, th. I, 79. 7 c und 54. 4 a. Ganz in der aristotelisch-thomistischen terminologie bewegen sich Eckeharts umgedeutschte ausdrücke *wirkende — lîdende — vermügende vernunft* 16, 35 fg.; 19, 20 fg. Eckehart hebt natürlich die bedeutung dieser *termini* in seine mystische gefühls- und denksphäre.

Wir führen noch an: *mügelicheit und würkelicheit* zwei söhne der *vernünftikeit* 110, 36; oder *vernünftikeit* in der *mügelichen und in der würkenden kraft* 111, 12; *lîdelicheit* ist ein hervorragender begriff bei Eckehart; *lîdelicheit gotes* befähigt den menschen weiter zu kommen, als alle *kunstrîche meister* (= philosophen) *mit aller nâtiurlîcher crêaturlîcher kunst* (= *philosophia vel logica naturalis*) gelangen 417, 18. Noch zu erwähnen ist *vorloufende vernunft* 585, 25; sie soll der seele zeugnis geben von dem einblick *in die innerste innerkeit,* wo das *fünkelîn ûzliuhtende ist, ein ungeschaffen guot unûzsprechenlîcher gotheit.*

Wie wenig gewicht Eckehart zuweilen auf die stetigkeit im ausdrucke legt, namentlich wenn das adjektiv den bezeichneten begriff klar genug stelt, ist ersichtlich aus dem umstand, dass er *würkende vernunft* 325, 22; *würkende verstentnüsse* 325, 28; *würkende bekantnüsse* 327, 9; *wirklîchiu verstantnüsse* 251, 14 bunt genug unter einander abwechseln lässt.

v e r s t a n t n ü s s e = diejenige fähigkeit, welche den menschen vom tiere unterscheidet 330, 24; = geistige fassungskraft 307, 29; 7, 17; = geist, denkvermögen 324, 4. *verstantnüsse* geht auf das *verstên* 126, 10 fg.; 78, 17 und bedeutet zumeist den inbegriff aller höheren geistigen kräfte, der *intelligentia* des Augustinus gleichkommend. *verstantnisse* und *minne* sind die zwei füsse, die den geist über den pfuhl des irdischen führen 684, 9. Wird die seele mit ihrem *verstantnüsse* gezogen über alle dinge in die *vermugenheit irs eigen verstentnisses,* so versteht sie, dass gott allen kreaturen *unverstentlich ist* 522, 35; *verstentnisse* ist eine über der *vernunft* stehende kraft: *diu oberste vernunft rihtet sich ûz in daz verstentnisse* 126, 13, vgl. 127, 22; *verstantnüsse* legt deshalb Eckehart vorzugsweise gott und den engeln bei. *Got vater hat nur ein verstantnüsse* 167, 10; *verstantnüsse des vater* = klarer spiegel der ewigkeit 378, 38; *gotes verstentnisse* erkent *in vorgênden bilden* 327, 21; er schuf mit *würkender verstentnüsse* 325, 28; *verborgen verstentnisse der êwigen verborgenheit* 286, 28; 286, 31; 225, 21. — Seraphim *verstentnisse* 508, 27. 34; engels *verstentnüsse* 104, 9. Den höheren charakter des *verstentnüsses* offenbaren, ohne jedoch besondere specifische merkmale anzugeben, die stellen 225, 21; 274, 18; 26, 20; 303, 10. 30; 257, 6; 78, 13; 496, 13. 20; *verstentnisse mac begrîfen* die heilige dreifaltigkeit 496, 13; 521, 21; wo *verstentnisse* endet, da ist es finster und gott leuchtet 257, 6. — *sun ist verstentnisse des vaters* 391, 24; 401, 20; 496, 12. Wo *verstentnisse* nicht mehr hinkomt, komt *des willen obenheit* (transscendenz) hin 384, 11; 406, 37; 384, 20; 31, 34.

Eckehart unterscheidet *persônlich und nâtiurlîch verstentnisse* 335, 25; dafür braucht er auch die ausdrücke *persônlich und nâtiurlîch kraft* 336, 9; synonym mit *nâtiurlîch verstentnisse* steht *daz gehügnüsse* 335, 30 und deutlicher *wesenlich gehügenisse* 336, 17. Die bedeutung der *termini* ist folgende; *persônlich verstentnisse* ist das verständnis, in dem der vater sich als person versteht; *nâtiurlîch verstentnisse* dasjenige, womit er seine väterliche natur erfasst. Die nähere beweisführende erörterung dieser begriffe ist scholastisch-subtiler natur: *der fürwurf des gehügnisses* ist das ewige wort = *sun; heldet sich daz êwige wort zuo dem nâtiurlîchen verstentnisse* (= bildet es das objekt des usw.), da ist *niht wan nâtûre des vaters.* Kehrt sich das wort auf sich selber, da ergibt sich der unterschied *an der persône* und ist doch *ein einvaltic wesen* in der göttlichen natur. Demgemäss wird das *wort* der ewigen geburt von *nâtiurlîcher kraft,* nicht von *persônlîcher* volbracht. Denn wenn das *persônlîche verstentnisse sich heldet* zu der einheit der natur, da ist die *nâtûre persône;* das *êwic wort* hingegen entspringt *im wesenlîchen gehügenisse.* Wäre es anders, so wäre ja das ewige wort *ursprunc sîn selbes,* denn *daz verstentnisse* ist das wort 336, 22. Demgemäss lässt sich auch sagen, *diu vaterlicheit wirket muoterlich werk im persônlîchen verstentnisse,* denn wenn dies auf die einheit der natur sich richtet, so empfängt sie dasjenige, woraus das ewige wort entspringt, d. h. die person des vaters ebd. 24 fgg. In dem *wesenlîchen gehügenisse* dagegen hat die *muoterlicheit veterlîchen namen,* denn sie wirket *veterlich werc* 336, 29 scil. *daz êwige wort* 337, 13. *Dâ ez* (das wort) *sich heldet zuo dem gehügnisse, dâ enist ez niht wan götliche nâtûre, dâ ez sich heldet ûf daz wort, dâ ist ez underscheiden an der persône* ebd. 15. Halten wir in hinsicht auf diese äusserst spitzigen distinktionen fest, dass Eckehart selber sagt, *diu wîse der êwigen geburt ist allen verstentnüssen unverstentlich* 336, 1. Schliesslich wird *daz verstentnisse* noch durch folgende stelle beleuchtet: *Der vater gebirt in sînem êwigen verstentnisse den sun* und so *gebirt* er seinen sohn in der seele, welche *lidig zît und stat* (zeit und raum) ist, wie in seiner natur, und sein wesen hängt ab von diesem zeugen 137, 11. *An dem worte vater vernimet man abe die sunlicheit* (*filiatio*), d. h. vater und sohn sind correlativbegriffe. *vater treit in sich lûter geberen unde süne ze habenne* 137, 20, *vater und sun blüegent ûz den h. geist* ebd. 15 = *spirant; geistikeit* = *spiratio.*

verstendikeit findet sich seltener; = *intellectus* d. h. diejenige geisteskraft, *mit der man got bekennen sol âne bilde, âne mitel und glîchnüsse,* also hat es denselben sinn wie *verstantnüsse* 320, 4 fg.

Ferner: *minne nimet got under einem vel, einem kleide, verstendikeit nimet in als er in ir bekant ist* = abstrakte auffassungsfähigkeit, vgl. *diu verstendikeit schelet abe und nimet got blôz als lûter wesen* (= absolutes wesen) *in sich selben* 227, 37; freilich *in dem mer sîner gruntlôsekeit enkan si in niemer begrîfen* 228, 5. *verstendikeit und bekantnüsse* sind in gleichem sinne gebraucht 227, 37 fg.

vernünftikeit steht sprachlich und der bedeutung nach sehr nahe der *vernunft*. Beide ausdrücke finden sich ziemlich synonym 80, 35; 110, 36; 111, 12; 256, 12 fg.; 257, 25.

Eckehart räumt ihr übrigens einen hohen und höchsten rang im erkentnisvermögen ein; er nent sie *houbet der sêle* und stelt sie mit dem *fünkeli* (s. unten) auf eine stufe; er sieht in ihr den *man der sêle* (s. unten) 109, 13; 125, 18 und nent got eine *vernünftikeit,* die *in ir selbes wesen lebet* 350, 5 und legt gottes seligkeit in die *înwertwürkunge der vernünftikeit,* wo das *wort inneblîbende* (immanent) ist 272, 12; sie ist das *oberste teil* der seele, *daz îngevlozzenheit und mitesîn* mit den engeln hat und *kein zît rüeret* 253, 32 fgg. Sie hat zum erkentnisziel *daz lûter wesen* 97, 28; 110, 8; erfasst gott unverhült 270, 33 *als marc, wurzel, kern, ader* 59, 15; nimt gott in seinem *kleithûse blôz* (s. unten) 110, 18; er stelt sie über die *vernunft* 586, 3. 7; anderseits steht über ihr *daz lûter verstantnisse* 322, 40; 132, 22. Sie flieht *materie,* trozdem hat sie *noch ein zuo, eine mügelicheit zuo der materie* = eine beziehung, eine empfänglichkeit für die materie 132, 20. Hier komt sie aber der scholastischen *memoria sensitiva* nahe, worauf das illustrierende beispiel von dem vor zwanzig jahren gesehenen und jezt gestorbenen manne hinweist ebd. 27. *vernünftekeit* stelt Eckehart 270, 26 im gegensatz zu tract. II über *wille* und motiviert dies schliesslich damit, dass *wille* die güte gottes im auge hat, *vernünftekeit* aber auf den abstrakten und absoluten begriff gottes abzielt, und dass die seligkeit daran liegt, dass got vernünftig ist und ich dies erkenne.

erkantnüsse = selbsterkentnis, persönliches bewustsein: *lûter erkantnüsse, in der sich der mensche selber beschouwet* 348, 35; vgl. 350, 24; *in dem fürwurfe mit der erkantnüsse* ist der mensch sich selber eine lust 352, 17; *swenne ein mensche in sich selber gêt unde siht mit erkentnüsse* 351, 7; gott wirkt mit seinem geiste *in der minnenden sêle erkantnüsse* 353, 37; 410, 34; im gegensatz zu *wille* 359, 5; gleich *oberiste kraft der sêle* 359, 20. Doch auch algemein = erkentnisvermögen: *schwache erkantnüsse* 410, 24.

gehügnisse nimt bei Eckehart meist die erste stelle unter den obersten kräften ein 383, 20; es kommen die varianten *gehügede* 318, 8

und *gedêhtnüsse* 589, 29 vor. Den lateinischen ausdruck *memoria* führt er 320, 1 an mit dem erklärenden zusatz *ein enthaltendiu kraft*, welcher deutlicher lautet *enthaltendiu kraft alles des, daz die anderen krefte in sî bringent* 383, 37; ähnlich lauten die definitionen *slôz* oder *schrîn geistlîcher formen* oder *formelôser bilde* 318, 4; *daz gemüete ist ein ûfenthalt geistlîcher forme unde vernünftiger bilde — wie diu gedêhtnüsse den kreften der sêle ûzgiezet den schatz der bilde* 585, 35 fg. Der technische ausdruck der scholastik, den Eckehart geradezu übersezt, lautet *vis conservativa specierum* th. I, 79, 6c, oder *thesaurus vel locus conservativus specierum* th. I, 77, 7a. Aus der umfassenden bedeutung, welche *memoria* schon bei Augustin hat, erklärt sich die gewichtige stelle, die sie unter den höheren seelenkräften bei Eckehart einnimt; sie bedeutet bei Augustin soviel als bewusstsein und gedächtnis und vorstellungsvermögen; *memoria quasi venter animae* confess. X, 14; er unterscheidet *memoria*, welche die bilder der sinnenfälligen dinge in sich trägt, und eine *memoria*, welche die geistigen, intellektuellen, nicht durch die sinne vermittelten vorstellungen in sich hat ebd. X, 8 fgg.; ferner *memoria sui* = habituelles selbstbewustsein, vgl. Storz s. 130. Ähnlich unterscheidet Thomas zwischen *memoria sensitiva* und *intellectiva*.

angedenken bezeichnet nicht so sehr das vermögen als den akt des gedächtnisses, mehr die wilkürliche erinnerung (*reminiscentia*) als das gedächtnisvermögen. Das *angedenken* fasst Eckehart als *eine kunst mit arbeit*, der er die *kunst âne arbeit* entgegensezt, wozu wir, *mit götlicher gegenwürtikeit durchgangen unde mit forme gotes durchformet und in ime gewesent*, gelangen sollen 549, 25—40.

wille, voluntas; minne gotes ist seine aufgabe; aber dieses *minnen* soll ein *minnen sunder minnelicheit* (= absolutes *minnen*) sein; die seele soll gott *minnen* als einen *nihtgeist, nihtgot, nihtpersône, nihtbilde*, vgl. Dionys. Areopag., der in seiner apophatischen theologie den weg der verneinung einhält und gott als namenlosen hinstelt. S. Ueberweg II, s. 96. Ein der oben ausgesprochenen forderung nachgekommener wille heisst *vrîe wille;* dieser *übergât alle wizzenheit unde haftet an dem, daz er niht weiz* 521, 36. — Wo das *verstentnisse* nichts mehr vermag, *wirft* sich des willens *obenheit ûz in dem liehte des gelouben* 384, 12. Dieses transscendierende, die anderen kräfte der seele übersteigende vermögen = *überslac* hat der wille nicht aus eigener kraft (*von sîner eigenen mugentheit*), nein, die anderen kräfte leisten vermöge der gemeinsamen und einfachen natur zur erlangung *des überslages* ihm hilfe, insonderheit der glaube 384, 11 fgg. — Auf die

scharfsinnigen bestimmungen über das wesen des menschlichen willensvermögens, wie sie Augustin aufstelt, bezügliche *termini* finden sich bei Eckehart nicht; dieser führt s. 570 einen zweifachen willen an; *zuovallender und ungewesender wille* gehört zur einen, *zuoverhengender, machender, gewenet wille* zu der anderen art. Auf das verständnis des ersteren wirft vielleicht licht der gedanke an die scholastische unterscheidung der *voluntas* als *principium naturae coniunctum und distinctum;* wir deuten nur hin auf die distinktionen *voluntas respectu voliti, scilicet ut in ratione approbantis et diligentis* (*zuoverhengender wille*), *in ratione producentis* (*machender wille*) und auf die *voluntas cum natura communicante,* wovon der gegensatz *ungewesender wille* ist, vgl. P. A. Maria a Vicetia zu St. Bonaventurae Brevil. s. 69 anm. 25. Doch Eckehart geht auf keine näheren spekulativen erörterungen des willens ein; unter *zuovallender und ungewesender wille* scheint er den accidentellen, vorübergehenden willen zu verstehen, im gegensatz zum bleibenden (*gewenet wille*), der zulassend und schaffend (*zuoverhengender und machender wille*) tätig ist.

gemüete. Dieser ausdruck mutet uns bei Eckehart ganz besonders an; ist doch der inhalt des begriffes, den wir mit gemüt bezeichnen, in meister Eckeharts person und schriften in reichstem masse vorhanden. Schreiben wir einem manne gemüt zu, der nicht einseitig nach verstandesformeln urteilt, sondern in seinem urteil auch das teilnehmende gefühl mitsprechen lässt, so müssen wir meister Eckehart den gemütvolsten menschen nennen. Doch die ausführung dieses gedankens, die unserem jetzigen zwecke ferner liegt, behalten wir uns für später vor. *gemüete* ist bei Eckehart die gesamtheit der höheren seelenkräfte, eine wohnstatt (*ûfenthalt*) im geiste oder ideell existirender formen und vernünftiger vorstellungen (*geistlîcher forme unde vernünftiger bilde*) 585, 35; vgl. *ein wacker wâr vernünftic wizzen war ûffe daz gemüete stê* 549, 16. Des Augustinus *êrster teil der sêle* (*pars superior animae* Storz s. 129) *daz dâ mens heizet,* übersezt Eckehart mit *gemüete* 318, 2, eine seelenkraft, welche *die meistere slôz* oder *schrîn geistlîcher forme* oder *formelôser bilde heizent.* Des Augustin *pars superior animae* tritt zu tage 214, 13. Statt *gemüete* sagt Eckehart auch *muot; an dem muote des geistes* hat die seele die kräfte 402, 14; *verborgenheit des gemüetes ist als ein samenunge alles götl. guotes in dem innersten wesen der sêle* 480, 35. Der mensch soll *sîme gemüete himelischiu bilde vorströuwen unde götlîchiu wort* 482, 16; vgl. 571, 1; 26, 23. Um nach der mahnung Pauli in *die glîcheit gotes gepflanzet* zu werden, dazu sind nach Dionysius nötig

1) *besitzunge des gemüetes,* 2) *vrî gemüete,* 3) *sihtic gemüete.* Unter 1) versteht Eckehart die vereinigung der *geistlîchen stat in der sêle* [in der sie alle dinge *âne materie* (= ideell) in sich hat, wie die *erste sache* (= gott) sie besizt] und *des liehtes in ir, mit dem si alliu dinc schepfet,* also: wenn *memoria* und *intelligentia* und dazu *voluntas* innig mit einander vereinigt sind, so dass die eine der anderen *stat*[1] ist, dann ist *besitzunge des gemüetes* vorhanden 251, 26 — 252, 3.

vrî gemüete = völlige ungebundenheit, wie wir sie in unserem ersten *ûzflusze* (= *emanatio* aus gott) besassen 252, 8 fg.

gesihtic gemüete = *stête înbildunge des menschen in ime selber;* es ist das mittel, womit die seele *got beschouwet* und zwar *ein einic ein und guot über guot* (ἓν καὶ ὑπεραγαθόν). Das alles läuft auf die ethische spitze *der zuosamenhellunge* (harmonie) hinaus, die dadurch hergestelt wird, dass *alliu manicvaltikeit* an uns unter die *obersten kraft gesamenet* sein und diese sich in gott werfen soll 253, 5 fg.

penitencie ein erhaben gemüete; gemüete in den werken = innere gesinnung, herzensmeinung 560, 29. 36; 568, 38; vgl. 629, 9; 570, 39. *gereinet gemüete* 600, 3; *götlich gemüete* 684, 3; *vergotet gemüete* 647, 14.

gewizzede 1) = gewissen *conscientia moralis* 119, 12; 647, 15; 2) = wissensbereich *scientia:* 526, 32 aus gottes *gewizzede* komt die seele nie; ebenso: wenn die seele von den dingen erledigt ist, davon *ir gewizzen kuntschaft hât* 409, 30; 3) *gewizzen* = *natura animae i. e. conscientia* = bewusstsein, selbstbewusstsein vgl. 383, 25.

gemeine sin ist der *sensus interior* des Augustinus vgl. Storz s. 43 fg. Bei Eckehart 1) die quelle, die den übrigen sinnen ihre tätigkeit zuführt 538, 10; 2) der sammelplatz für die einzelnen sinneswahrnehmungen (ebd. 12), wo die *redelicheit* aus dem vorfindlichen material eine auswahl trift, um es zur verarbeitung an die *obersten krefte* zu übermitteln ebd. 13 fg.

gemerke bewusstsein, wahrnehmung. So lange *iht in unserem gemerke ist,* sind wir nicht *ein in dem einen* 241, 24. In dem ethisch ungeläuterten menschen sind die *werc mit sinnelichem gemerke,* erhebt aber das göttliche licht die vernunft über sich selber, so wird der geist entfremdet *allem gemerke der crêatûren* 481, 2. *merken* gebraucht Eckehart wie *verstên* 383, 28; 241, 32. Das adjektiv *merclich* bedeu-

1) *zît und stat* ist der technische ausdruck für zeit und raum; 143, 4 fgg.: *hie und nû sprichet als vil als zît und stat;* das wenigste von zeit, weder stück noch teil, nur *ein smak, sippe, ende der zît* ist *nû.* — Eckehart wechselt auch im ausdruck: *zît und mâze* 382, 18. 20; *stat und stunde* ebenso.

tet verständlich, verstehbar; *ein ieclich merclich dinc wirt gemerket unde verstanden nâch dem vermügende* (erkentnisvermögen) *des, der es verstât, niht nâch dem, als ez merklich ist an ime selber* 484, 36, also hier schon ein stück Kant!

Die seele, die das *gemerke gotes* durchbrochen und sich in dem ungeschaffenen nicht verloren hat (= wissen um sich und die kreatur) 530, 21.

Wir kommen zum abschlusse der in die von uns behandelte kategorie einschlägigen *termini*.

bekennen, auch *erkennen* 241, 26; 20, 25; 476, 14, bedeutet „erkennen, mit dem gedanken erfassen." Die seele hat die fähigkeit zu *bekennen* 99, 5. Das abgeleitete abstraktum heisst *bekantnisse* (*bekentnüsse*) und bedeutet algemein erkentnis. Unser *bekantnisse* geht auf den ursächlichen zusammenhang (*berlîche sache* = *causa efficiens* des Augustin) 264, 3, vgl. zur sache 308, 26; 101, 10. Den kleinen kindern geht *bekantnisse* ab 498, 26. — *nâtiurlich bekentnüsse* = das lediglich auf den natürlichen seelenkräften fussende erkennen; das gegensäzliche nent er *übernâtiurlich kunst* 228, 15 (*menschlîchiu kunst* ebd.). Die heiden hatten *ein nâtiurlich bekentnüsse* 273, 25, vgl. *bekennen in eime liehte, daz in zît ist* (gegensatz *über zît* oder *êwic*) 162, 8. Der algemeine charakter von *bekentnüsse* als der abstrahierenden, trennenden und verbindenden tätigkeit des geistes (*loeset abe — scheidet abe — begrîfet*) ist 121, 17. 26 ausgesprochen. Mit *cognitio* es identifizierend und dem ersten lehrsatz in der scholastischen erkentnistheorie folgend (*omnis cognitio fit per similitudinem cognoscentis et cogniti, quae fit in intellectu*), schliesst Eckehart sich den meistern an, die da lehren *bekantnisse lige an glîchnisse* und das erkentnisobjekt müsse *gegenwertic sîn und glîch mîner bekantnisse* 97, 31. 35; 139, 11; vgl· 157, 17; 496, 18. Das bild an der wand wird *in mîme bekentnisse ein* 139, 17; *in der bekantnüsse wirt mit mâze begriffen,* d. h. sie ist nicht absolut und unbeschränkt, sondern bewegt sich auf einem nach dem masse ihrer fähigkeit eingegrenzten felde 153, 22. 30. Den wert und den adel desselben anlangend, so geht es *vor minnen* 273, 38; 206, 18; ist höher als leben 262, 34; ist *grundveste und ein pfunmunt alles wesennes* 84, 13 fg.; wo gott in *bekantnüsse* wohnt, fält alle sinlichkeit ab 169, 40; es bricht durch die wahrheit, fält auf *lûter wesen* und *got blôz* 227, 39; 121, 24 fg.; 153, 27; 170, 35. — *Gotes bekennen* ist *sîn substancie, wesen unde nâtûre* 40, 18, vgl. 242, 30 *der vater* sieht auf sich mit *einveldiger bekantnüsse;* er spricht sich und *sîn wort ist lûter bekantnüsse* 250, 2 fg.; *got ist ein vernunft, diu*

lebet in sîner bekantnüsse alleine 269, 39. Daher brauchen wir uns nicht zu wundern, dass Eckehart 171, 32 *bekantnüsse* als *êrste* der *hoehsten krefte* der seele anführt.

Die höchste stufe des *bekantnüsse* (sonst *femin. generis*) heisst bei Eckehart entsprechend seiner *θεολογία ἀποφατική unbekantez bekantnüsse* 25, 39, das zur *dunsternüsse, unbekantheit, unwizzen* führt 26, 1 fg.; ist ja doch gott die *unwizzenheit* = unwissbarkeit 521, 31. 34; vgl. 334, 39; ähnlich *unbegrîfenlicheit* 523, 17; 10, 45; 15, 5; 524, 5; 504, 40; *volgen dem unbekentnisse in die wüesten gotheit* 502, 39; 494, 39. Wir haben hier die anklänge an die *docta ignorantia* des Nicolaus v. Cusa.

Folgender apophatischer *termini* bedient sich Eckehart: *got ist unbekantheit* 526, 19; *verborgenheit* 516, 17. 27; *dunster stilheit* 516, 25; 518, 14; *der ungenantheit gotes* kann die kreatur *dehein nemlicheit geleisten* 520, 23; 518, 32; *mit unsinne unde vergezzenheit* 514, 9; *dunsternisse* 377, 20, *wüeste der gotheit* 412, 5; 183, 8; 502, 37; *dunster einekeit* 507, 32; *dunster kraft des vater* 507, 13; *vinsternisse der gotheit* 512, 6; *dunsterheit* = *verstân âne wîse* 518, 29; *einöde, wüstenunge* 266, 32; *einekeit unde wüstunge* 309, 26; 215, 27; *gruntlôsekeit* 302, 16; *tünsternisse* 288, 27; *dunsternüsse* 26, 2; *wüestenunge* 153, 17; *êwig abegründe* 281, 33.

Wir fügen der absteigenden reihenfolge unserer erörterungen gemäss diejenigen *termini* hinzu, welche sich auf die sinnestätigkeit beziehen. Zuvörderst unterscheidet Eckehart mit Augustin (vgl. Storz s. 43 fg. und 60) äussere und innere sinne; von lezteren ist bereits gehandelt; die ersteren sind die fünf sinne des menschen, bei Eckehart *ûzere sinne* genant 509, 28; 403, 13; 240, 10. Merkwürdig ist die wendung von *ûzeren sinnen komen* = besinnungslos werden 475, 5; ferner: *sich versinnen* = die sinlichkeit aufgeben. Zu *lîplich ouge* 403, 6 lautet der gegensatz *inner ouge* (= *wille*) 659, 6. 7. Von *homo interior* spricht Augustin, vgl. de civ. XI, 27 und öfter. Eckehart sagt *ûzer mensche* = *sinnelicheit* 489, 20; *inner mensche* = *innerkeit* 488, 33; *inwendikeit* ebd. 38; vgl. 373, 3; 380, 11. Ferner *inwendige menschen* 351, 17; 396, 12; 616, 39; *inwendikeit* 616, 24; 664, 25; 666, 17. 38. Eckehart nent die fünf sinne *krefte der sêle* (*kraft der sêle, kraft der gehoerde, kraft des smeckens*) mit denen sie sich *ûzewendic zerspreitet unde zerströuwet* 13, 16; vgl. 14, 30; *diu ougen und ôren unde fümf sinne sint die stîge, dâ diu sêle ûz gêt in die werlt* und wider zurück 171, 3; *von üebunge der sinne wirt diu sêle und ire kunst erwecket;* er weist hier auf Plato und dessen *ἀνάμνησις*

als wissensprincip = *erweckunge der kunst* hin 131, 9 fg. — Die tätigkeit des einzelnen sinnes ist gesezlich geregelt *nâch der eigenschaft,* d. h. der im wesen begründeten gleichheit, die zwischen ihm und dem wahrnehmungsobjekte besteht 333, 12; vgl. 668, 12; 144, 10; *von natûre* ziehen die *krefte ir glîchnüsse in sich, ouge wil sehen, ôre hoeren;* was das auge sieht, ist *ein mit ime* 150, 17.

Die *sinne entspringent in die gedanke* 80, 39. Die allerunterste kraft, die noch tiefer steht, als die sinne, nent Eckehart *ein kraft, dâvon der mensche töuwet* = vegetatives lebensprincip 270, 5.

Die eigentliche beschaffenheit der sinnestätigkeit macht Eckehart am auge klar. Er veranschaulicht den sinlichen wahrnehmungsprozess an dem sehorgane folgendermassen: Soll *mîn ouge daz bilde an der want bėkennen,* so muss dies in der luft *kleinlich gebiutelt* 139, 15, d. h. durchgesiebt werden; er vergleicht das auge mit einem siebe; die wahrnehmungsgegenstände werden gesiebt, das feine fält durch, das grobe bleibt zurück; Eckehart operiert mit den hilfsmitteln seiner zeit; wir würden sagen: durch das medium der luft gehende schwingungen treffen das auge und bewirken den reiz. Also das auge sieht die dinge nicht in ihrer *grobheit* = materialität, sondern nimt sie *gebiutelt* und *klein gemachet in dem lufte und in dem liehte* 270, 7. *luft und lieht* verraten wider den anschluss an Augustin; dieser nimt eine mittelbare, durch gewisse medien vermittelte wechselwirkung zwischen seele und körper an; die damalige physik verwies ihn auf licht und luft, vgl. Storz s. 123.

Die tätigkeit des auges nent Eckehart *bekennen* = wahrnehmen 139, 21.

medium übersezt er durch *mitel.* Die medien luft und licht *biuteln und machen klein* das äussere wahrnehmungsobjekt; in diesem prozess des sichtens und zerkleinerns wird der gegenstand seiner materie entkleidet; *grobheit,* auch *gropheit* geschrieben, komt widerholt in dieser bedeutung bei Eckehart vor; *grobheit der lîplicheit* 651, 37; 668, 9; *gropheit* = grobe materie 502, 24; 431, 21; 444, 25; noch deutlicher *gropheit irre materielicheit* 661, 11. 44; ebenso sind die adjectiva zu verstehen *grob* und *grop: grop mensche* 447, 23; *grobe sinne* 513, 10; 437, 7; *grobe liute* = *gemeine liute* im gegensatz zu *geistlîche liute* 373, 4, aber nicht im verächtlichen sinne, denn *ungelêrte liute* gerade hält Eckehart für die rechten, vor denen man *mit grôzen* und *hôhen sinnen* sprechen soll 448, 8 fg. — *grob und ungeübet* 653, 34; *grob und ungelenk* 654, 8; *grop von materien* 668, 10.

Wir schieben die erklärung des ausdrucks *âne mitel und âne kleine* hier ein, vgl. *âne mitel und âne kleine* wird *got bekant* 139, 30;

man kŏnte an das *biuteln* und *klein machen* denken; das also bearbeitete ist *klein;* aber der ausdruck wäre zu unbestimt; es kŏnte *âne mitel unde bilde* conjiciert werden, zumal ganz in der nähe *mit mitel unde bilde* steht; allein der ausdruck *âne mitel und âne kleine* findet sich widerholt. Die stelle 140, 3—33 gibt bei genauer besichtigung die nŏtige klarheit unserem ausdruck, der merkwürdig ist: Wenn *daz kleine wirt ûz gebiutelt,* so soll ich *gott bekennen,* wie er sich selber *bekennet âne kleine und âne mitel;* weiterhin ist die rede vom *bilde,* womit gott zu erfassen ist; in diesem *bilde* ist *niht,* und weiter unten heisst es, in ihm ist *niht diz noch daz, daz bilde ist al ein* 140, 28. Also gott müssen wir uns vorstellen ohne ein bild zu hilfe zu nehmen, dem irgend ein einer vorstellung zugänglicher inhalt eigen wäre oder dem irgend welche unterscheidende oder auch nur prädicierbare merkmale oder eigenschaften anhaften. Das *bilde ist al ein,* d. h. sein rahmen umfasst alles, was sich überhaupt denken und vorstellen lässt, *elliu dinc unde nihtes niht ûz ime;* in ihm erfasst sich gott. *Ergo: âne mitel und âne kleine* = in unmittelbarer, allem vorstellungs- und gedankeninhalt absolut fern stehender weise. — Das vorhin genante *diz noch daz* ist stehender technischer ausdruck und bedeutet individuelle merkmale eines dinges; der ausdruck komt häufig vor, vgl. 306, 12; 189, 20; 82, 31; 46, 7; 133, 34; 99, 15; 188, 11; 46, 8. 38. Augustin sagt: *bonum hoc et bonum illud? tolle hoc et illud et vide bonum ipsum etc.;* vgl. Ueberw. II, 85.

Nehmen wir den abgebrochenen faden wider auf. Noch feiner gesiebt wird der wahrnehmungsgegenstand, um in die *bilderîn* einzugehen, wo die empfindung zur vorstellung umgearbeitet, also *ein bilde* des objektes entworfen wird; *bilderîn* ist das vermŏgen des geistes *ein bilde* zu schaffen, d. h. eine vorstellung und zwar eine gewusste; sie erinnert an *phantasia,* die aber recht zu verstehen ist im sinne des aristotelischen *νοῦς,* der die *φαντάσματα* der dinge beleuchtet. Eckehart übersieht nicht, dass bei der entstehung der empfindung und wahrnehmung die materielle seite des objektes mitwirkt; daher sagt er: *ûzerliche dinge bekennen ist mit învallen etwas fremedes* (synonym *înrîsen geschaffener dinge* ebd. 29) oder mindestens mit einem *îndruk* verbunden; nehme ich *ein bilde* von einem stein, so ziehe ich *daz allergröbeste niht* (dies *niht* gehŏrt zweifelsohne in den text) *in mich, daz ziuhe ich ûzwendic abe* 83, 10 fg.; *îndruk* (= empfindung oder wirkung des empfindungsobjektes) ist *etwaz fremedes, swie kleine ez joch sî* 83, 26; vgl. *îndruc oder sinlich îngetragen* 555, 26; sonst hat der ausdruck mystischen charakter und geht auf den verinnerlichungsprozęss 507, 30; *îndruk und înfluz* 421, 33; 438, 21. 25; *îndrükunge*

507, 38; 656, 35; vgl. *înganc* 491, 5; 504, 35; 505, 30; 509, 13; *înfluz* 491, 22; 614, 24; *învluz* 378, 7; 387, 29; *înblîben* 397, 6; *inneblîben* 402, 22; *înblibunge* 389, 14; *îngang* 399, 25; *îngeslozzenheit* 391, 17; *înswebunge* 600, 36; *înguzze* 627, 6; *înval* (= versuchung) 639, 28; 663, 35; *înbesliezunge* 672, 15.

Ist also der gegenstand in seiner *grobheit gebiutelt* und *klein gemachet*, so komt die kraft, *dâ mite diu sêle gedenket* (= vorstellungsvermögen) hinzu und diese *bildet diu dinc in sich* = entwirft vorstellungen von ihnen 270, 7 fg. Diese kraft kann auch dinge vorstellen, die nicht gegenwärtig sind, z. b. zur winterszeit eine blühende rose; in dieser beziehung *würket diu sêle mit dirre kraft in unwesen*, d. h. gegenstand ihrer tätigkeit sind dinge, die momentan kein wesen in der wirklichkeit besitzen 270, 15. Auf *unwesen wesen* kommen wir unten zurück. Von der tätigkeit des bildens wird das vorstellungsvermögen *bilderîn* genant, vgl. *bildunge* = vorstellung 375, 38; den schwierigen *terminus bilde* werden wir gleich besprechen. „Anschauung" finden wir bereits bei Eckehart, allein *anschouwunge* (375, 36) enthält den begriff des contemplativen aufs göttliche und ewige gerichteten schauens, vgl. *beschöude* 475, 13; *beschouwunge* 402, 18; *biltlich schouwe* 476, 7; *anschouwen* 481, 7; *beschouwede* 302, 7; *schowunge* 241, 23; *schouwunge* 214, 19; *anschouwer gotes* 476, 30, vgl. *anstar gotes* 652, 9; *diu anstarre, anstarren* 644, 35. 39; 645, 12; *verstarret* 658, 11; 660, 35.

Die tätigkeit der *bilderîn* wird fortgesezt vom *bekentnisse*, welches die *similitudo cognoscentis et cogniti* nach scholastischer lehre vornimt 139, 14 fg.

Das wichtigste über *bilde* setzen wir hierher; das wort spielt bei Eckehart eine grosse rolle; ist es ja überhaupt den mystikern eigen in allegorien sich mit vorliebe zu bewegen; dieser charakteristische zug tritt namentlich auch in der exegese der heiligen schrift hervor, vgl. Martensen, Meister Eckehart s. 87. Hierin offenbart sich auch, was Bach (Meister Eckehart Vater d. deutsch. Spekulation, Wien 1864.) richtig betont, der kindlich naive zug deutschen gemütes geistige und religiöse ideen zu schauen und zu erleben. Plato schaute seine ideen als gestalten und existenzen einer anderen welt (vgl. meine abhandlung de ideis Platonis a Lotzei iudicio defensis 1879); Eckehart schaute seine ideen in der unmittelbarkeit des eigenen seelenlebens.

bilde behält zuvörderst seine eigentliche bedeutung als äusseres bild, gestalt; *der menscheit pînliche unde lustbêrlîche bilde* 636, 30; ferner auge und seele gleichen einem spiegel; in ihm erscheint vom

gegenstande, *der entgegen gehabet wirt, ein bilde:* dieses *bilde* sieht man natürlich nicht wider mit hilfe eines anderen, sondern *âne mitel unde bilde* = unmittelbar und ohne zuhilfename eines abermaligen mediums 142, 26 fgg. Von einem bekanten verstorbenen habe ich *ein glîchnisse sînes bildes* = eine vorstellung, die das bild seiner leibhaftigen gestalt ist 152, 25 fg. 2) *bilde* heisst auch so viel wie inneres, geistiges bild, geistige form = *species intelligibilis,* z. b. *lîdende vernunft* im gegensatz zur *würkenden,* welche von *den ûzeren dingen diu bilde abe houwet, gebirt ir geistlich bilde in sie* 19, 22. 3) *bilde* im sinne von vorbild steht mehr vereinzelt 478, 7; 637, 16; 636, 38. 4) in erster linie und zumeist bedeutet *bilde* „vorstellung." da diese aber jedem begriffe zu grunde liegt, zuweilen auch „begriff," um so mehr als dies wort bei Eckehart noch nicht die technische bezeichnung unserer tage ist, sondern umfang, umfassung, zusammenfassung bedeutet, vgl. *wîten begrif haben* 597, 12; *in Christo begriffen von dem begriffe der gotheit* 522, 8; was der tod *begrîfet,* kann niemand ihm nehmen 536, 36; *daz vaz hât begriffen* das, womit es angefült ist 496, 15; *begrîfen* und doch *niemer umbegrîfen* 505, 16; *begrîfet* = erfasst 395, 11; 397, 7; unserem „einsehen," „verstehen" komt *begrîfen* schon öfter gleich 395, 31; 400, 32; 404, 26; 387, 8; dagegen wider *die himel begrîfent* 402, 7; 413, 27; und in *worten begriffen,* in *bilden, formen* 405, 2; 397, 40. — *begrif der sêle* = einbildung, innere gedanke 605, 11, vgl. *begrîfender begrif begrîfet die drîe persône gemeinlîche, eigener begrif begrîfet ieclich eigenschaft in ir eigenschaft sunderlîche* 671, 21 fg. — *begriffen mit mâze, unbegriffen mit mâze* 153, 29.

Allez daz dâ bekant wirt — daz ist ein bilde 332, 27; *alliu bilde koment von ûzen her în,* deshalb ist gott der seele verborgen. — die kräfte der seele können nur *nemen in bilden* und zwar *in ir* (scil. der dinge) *eigem bilde* = in dem dem dinge eigenen *bilde,* d. h. in der begrifflichen vorstellung, welche die eigentümliche beschaffenheit des dinges festhält; diese erklärung erhelt aus dem zusatz: die kräfte können *einen vogel niht erkennen in eins menschen bilde* 8, 11. Wenn die kräfte der seele die *crêatûre* (= dinge) *rüerent,* so schaffen sie *bilde* und *glîchnisse,* daher *bilde* = *dinc, daz diu sêle schöpfet mit den kreften* 5, 14. Will die seele *bekennen,* so nimt sie das vorher eingezogene *bilde* hervor, auf diese weise vereint sie sich mit dem erkentnisgegenstand 5, 16; *bilde koment von ûzen în durch die sinne* ebd.; *innen ist diu sêle frî von bilden,* weshalb sich gott mit ihr vereinen kann *âne bilde unde glîchnisse* 5, 28. Die *würkende vernunft* kann nicht zwei *bilde* auf einmal haben, sondern nur eines nach dem

anderen 19, 39, vgl. 14, 10; 83, 12; *diu sêle bildet sich und iren got* d. h. sie macht sich selber zum gegenstande ihrer vorstellung und denkt gott in vorstellungen, wofür Origenes eine erklärung gibt 514, 2. Ferner *gemüete ûfenthalt vernünftiger bilde* = vernünftiger vorstellungen oder begriffe; *item: sô geist ob alliu bilde gezogen wirt — sunder bilde im êwiclîchen niht* stehend 658, 24; *ze grunde tôt bist du,* wenn nichts mehr in dir sich *erbildet,* d. h. nichts mehr von vorstellungen und begriffen in dir haftet 462, 33, vgl. 668, 19. Das abstraktum *menscheit* ist *einvaldige forme* und *sunder bilde* 158, 3.

Bevor wir die weitere technische bedeutung von *bilde* erörtern, widmen wir der rein mystischen seite des ausdruckes eine kurze betrachtung. In der seele, sagt Eckehart, ist eine *kraft, diu ist müezig* und *würket kein werc,* d. h. im unterschied von den berufsmässig an bestimte tätigkeit gebundenen seelenkräften ist sie funktionslos; *diu enist niht anders denne ein bilde gotes, niht daz si selbe bilde sî, mér, si ist daz bilde, daz diu sêle widerbildet und überbildet, und in dem widerbilde dâ ennimt si kein bilde, in dem überbilde dâ nimt sie alliu bilde und aller bilde bilde.* Also jene kraft, welcher keine bestimte funktion obliegt, ist ein *bilde gotes,* natürlich kein *bilde* im gewöhnlichen sinne, sondern ein *bilde* in ganz eigener art, eine principielle kraft, welche der seele lauteres, wesenhaftes bild zur darstellung bringt, in diesem *widerbilden* zugleich aber ein *überbilden* vornimt, d. h. die seele erhöht über *bilde* und in diesem erhöhen sie *alliu bilde und aller bilde bilde* umfassen lässt, 584, 38 fgg. Ferner: das göttliche *bilde* ist in die seele gedrückt, nicht das bild des schöpfers, sondern das seines vernünftigen wesens, also das bild seiner edelsten natur *erbildet sich in daz bilde der sêle.* Dies ist das natürliche bild gottes, das gott in alle seelen gedrückt hat. Was ist eigentlich *ein bilde?* es gehört 1) sich selber nicht, 2) allein dem, dessen bild es ist, 3) von diesem bekomt es sein wesen, 4) es hat ein wesen mit ihm und ist dasselbe wesen. Diese dinge gehören nicht in die schule, sondern auf den philosophischen lehrstuhl; vgl. 416, 20 *daz glîch der vernünftikeit widerluoget des êwigen înswebenden geistes bilde. — geist bilde gotes* ebd. 28; *in dem bilde gotes* ist der mensch unvergänglich 144, 30; *bilde des menschen ist gotes bilde gelîch* 198, 25, vgl. 413, 21. 33; je lediger von *zîtlîchen bilde unde crêatûre* sich die seele erhalten hat, *um so glîcher fliuzet si wider in got* 413, 35.

Hiernach klärt sich das in die seele gedrückte göttliche bild dahin auf, dass unter ihm das göttliche wesen zu verstehen ist, an welchem die seele in ihrer innersten natur teilnimt und so den hohen adel gewint, zu dem Eckehart sie erheben will.

bilde in mystischem sinne definieren wir demnach als die in der menschlichen wesens- und seelenanlage ausgeprägte gottebenbildlichkeit und erhalten mit dieser definition widerum einen einblick in die tiefe spekulation, in der Eckehart das verhältnis zwischen gott und mensch erfasst und die kluft zwischen endlich und unendlich in metaphysischer ethik überbrückt.

Diesen mystisch-ethischen sinn haben auch die verba *entbilden, înbilden, überbilden, erbilden, widerbilden,* welche auf gottverinnerlichung, auf vereinigung mit gott und göttlichem, auf den mystischen läuterungsprozess gehen. Wenn sich der mensch *ze gote blôz füegende ist* (= *tendre, fuog: tendance*), so wird er *enbildet, înbildet und überbildet in der götlîchen einformikeit, in der er mit gote ein ist.* Das alles hat der mensch in dem *înbilden* 199, 10; 425, 40; 428, 25; 421, 35; 436, 6; 158, 9; 147, 35; 351, 1; 354, 37; 199, 10; 189, 7; 70, 10. — Vgl. *înbildunge* 351, 32; *bildunge* (*die wîle diu bildunge der minsten krêatûren in dir ist, vereiniget sich got nimmer mit dîner sêle*) 375, 38. Wie himmelweit davon verschieden ist der sinn unserer heutigen ausdrücke: bildung, einbildung, sich einbilden! — Endlich noch folgende stelle, die den mystischen charakter des *bilde* beleuchtet: Das bild göttlicher klarheit leuchtet in dem menschlichen geiste und der *widerslac* (= reflex des göttlichen lichtes im menschlichen geiste) leuchtet wider hinein in gott und dieses gegenseitige ausleuchten und zurückstrahlen ist *blîbenlich und wesenlich;* das ist das *bilde;* es ist *endelôs.* Vgl. den abschnitt 416, 30—417, 20.

bilde und *glîchnisse* sind öfters synonym gebraucht; *bilde gotes* = *sun;* dafür auch *gelîchnisse gotes* = *sun* 379, 13; beide ausdrücke finden sich widerholt zusammen 6, 2; 347, 7; 315, 20; *bildnisse unde glîchnisse* 396, 34; 33, 31. — Gleichnis bedeutet es oft 205, 21; 94, 12; 112, 22; 132, 31 usw. Zum erschliessen der heiligen schrift *bedarf man gelîchnüsse* 331, 29 = allegorische deutung; der ausdruck ist ein schwankender; 332, 25: *der sun ist ein volkomen gelîchnüsse und ein volkomen bilde des vaters; bilde unde glîchnüsse* drücken beide ein ähnlichkeitsverhältnis aus; wir übersetzen „gleichnis und ebenbild“ und sind geneigt ein ähnliches verhältnis zwischen gott und sohn anzunehmen wie ein solches zwischen gott und mensch nach der schrift und der erklärung der theologen existiert; nämlich *bilde* = ebenbild geht auf das schöpferisch verwirklichte, gleichnis auf die übernatürlichen zugaben als heiligkeit, gerechtigkeit usw. Die schrift sagt „lasset uns den menschen machen“ nach unserem bild und gleichnis; unter diesem „machen“ haben wir uns den ganzen complex der göttlichen wirk-

samkeit, also das erschaffen und ausstatten mit gnadengütern zu denken, daher bild und gleichnis. Ferner „Gott schuf den menschen nach seinem bilde.“ Dies ist gewissermassen nur die eine hälfte, das erste moment des machens. An der angeregten stelle s. 332 ist unter *bilde* bestimt das ebenbild zu verstehen. Wie wenig fest aber bei Eckehart der ausdruck *gelîchnüsse* ist, zeigt der umstand, dass er es zeile 33 im sinne von gleichnisrede nimt und fast in einem atem (333, 3 – 7) sagt: *diu nâtûre, diu von gote ist, diu suochet niut anders denne gotes gelîchnüsse* (= gleichheit, verähnlichung). S. 333, 8 findet Eckehart in jedem *gelîchnüsse* ein *fürwerc;* [er entdeckt hier richtig in allem wahrnehmen und erkennen das bedingende verhältnis der wesensgleichheit zwischen dem erkennenden und erkanten. Das auge hat farbe in sich, das ohr aber nicht; *hie hât das bilde der sêle unde gotes bilde ein wesen*]. Wie *diu schale* des kernes wegen zerbrochen werden muss, *sô müezent diu gelîchnüsse elliu zerbrechen, wiltû die nâtûre blôz vinden.* Hier bedeuten *gelîchnüsse* im anschluss an *fürwerc* und *schale* die das wesen oder die natur verhüllenden eigenschaften. Soweit der excurs über *gelîchnüsse;* nun zurück zum *bilde.*

In einer weiteren bedeutung bezeichnet der ausdruck die aus Platons sprache stammende idee. Die bestandteile, woraus sich das ideale princip der welt der creaturen zusammensezt, sind die *vorgêndiu bilde,* d. h. die in gott ewig existierenden ideen, die er in zeitlich-räumliche daseinsform zur bildung der creatürlichen welt treten liess.

Von allen kreaturen sind *vorgêndiu bilde* im göttlichen wesen oder in gott gewesen 325, 1, nicht absolut, sondern relativ *nâch dem vorgênden bildenêre* ebd. 23. Des näheren versteht Eckehart unter *bilde,* wie dies einerseits aus seiner an diesen gegenstand geknüpften erörterung erhelt, anderseits aus der stelle in der Summa des Thomas I. 15. 1, an die Eckehart sich fast wortgetreu anlehnt, hervorgeht, 1) *idea, εἶδος* = das im geiste existierende vorbild (*gestalt der sêle bilde*), nach dem abbilder sich darstellen lassen; 2) den algemeinen begriff, unter dem wir das einzelne im erkennen subsumieren. In der angegebenen doppelten weise müssen *vorgêndiu bilde in gote* sein 325, 11. Mit diesem ausdruck verbindet sich vorwiegend der an erster stelle genante sinn im anschluss an Thomas (*forma praeexistens*). Bei allen organischen dingen, führt Eckehart aus, hat das wesen dessen, das geboren wird, gleichheit mit einem *vorgênden bilde der selben gestalt in einer nâtiurlîchen art; mensche gebirt einen menschen, rôse wahset ûz einer rôse, niht ûz einem kapezstoc.* Thomas: *in quibusdam*

agentibus praeexistit forma (*gestalt*) *rei fiendae secundum esse naturale* (*in einer nâtiurlîchen art*) — — — *sicut homo generat* (*gebirt*) *hominem.* Auch in der wirkenden vernunft des meisters ist ein *vorgêndez bilde* des werkes, das er schaffen will; so hatte gott in sich *vorgêndiu forme oder bilde* von der zu erschaffenden welt. Thomas: *in his, quae agunt per intellectum* (*scil. praeexistit forma rei fiendae*) *sicut similitudo domus praeexistit in mente aedificatoris; et haec potest dici idea domus, quia artifex intendit domum assimilare* (*gelîch machet*) *formae* (*bilde*), *quam mente concepit. Quia igitur mundus factus a deo per intellectum agentem* (*mit würkender verstentnüsse*), *necesse est, quod in mente divina sit forma, ad cuius similitudinem* (*gelîcheit* z. 30) *mundus est factus. Et in hoc consistit ratio ideae.* — Für *bilde* gebraucht Eckehart im anschluss an Thomas auch *forme* und *gestalt*, deren bedeutung auf dasselbe hinauslaufe 325, 2. 3. Das *vorgênde bilde des werkes in der würkenden vernunft* nent Eckehart *fürwurf der verstentnüsse* (später *gegenwurf* ebd. 19); das wechselseitige verhältnis oder den innern zusammenhang zwischen beiden legt er näher dahin auseinander, dass der *fürwurf* keine *forme der verstantnüsse*, die sie zu dem mache, was sie ist, und zur tätigkeit befähige, sondern nichts als ein objekt derselben sei, das von ihr angeschaut wird, wie ein den bildner widerspiegelndes ding, d. i. dessen idee, nach der das äussere werk gebildet wird. Ein solcher *gegenwurf*, bestehend aus der *manicvalte der bilde*, widerstreitet nicht der einfachheit göttlichen wesens und verständnisses. Durch sie wird ja nicht in mannigfacher form die göttliche vernünftigkeit gestärkt und zu ihrer tätigkeit geformt, sondern gott erkent unabhängig von den *vorgênden bilden* sein wesen volkommen und sieht ebenso unabhängig von ihnen, wie das natürliche wesen aller kreaturen eine das göttliche wesen abspiegelnde ähnlichkeit an sich trägt (*widerschînende gelîchnüsse*). Die eigentümliche verähnlichung (*eigenlîche verglîchunge*) mit dem göttlichen wesen oder die ähnlichkeit, die zwischen dem erschaffenen und gott besteht, ist das *vorgênde bilde* 326, 30. 37. — Die zahl der *bilde* ist mannigfach, das *wesen* gottes *einez* ebd. 38. Nach Aristoteles ist die hinordnung der kreatur zu gott zweck der welt; also ist die *ordenunge der welte ewig in gote gewesen*; deshalb trägt gott von einer jeglichen kreatur *sunderlich bilde* in sich, d. h. von jeder spezies eine besondere idee, z. b. nicht bloss *daz bilde* der gattung *bluome*, sondern das spezifische *der viôl* und *rôse*.

Gott erkent in *vorgênden bilden al anevelligiu wesen* wie *diu selbstênden wesen.* Dies sind übersetzungen der lateinischen *termini accidentia* und *substantia.* Eckehart denkt hier an die *Categorieen* des

Aristoteles, die sich derart einteilen lassen, dass die erste die *substantia* ist, die übrigen nur die verschiedenen *modi* dieser gattung, die *συμβεβηκότα* oder *accidentia* der substanz ausmachen, vgl. Trendelenb. elem. log. Arist. s. 57. Eckehart greift den modus der qualität heraus. Die *wîze* z. b. an der perle ist *anevelligez wesen*, aber ein solches, das von dem *anvange* mit *dem understôze blîbende ist*, d. h. ein ursprünglich und bleibend an der substanz haftender modus, den gott zugleich im *bilde* der substanz (*understôz*, *gruntveste*) sieht.

Die *zuovelligen wesen*, die dem stehenden wesen hernach zugefallen sind, erkent gott in *sunderlîchen bilden* ohne das bild der substanz. Als *aneval* oder *zuoval* wird bezeichnet z. b. die tugend, gnade, liebe usw. Die gaben des heiligen geistes sind *îngegozzener zuoval*, der in den *vorgênden bilden*, die im göttlichen wesen stehen, *widerschînet*. — Eckehart unterscheidet also accidentien 1) im weiteren sinne, d. h. notwendige eigenschaften oder solche, welche zwar nicht den bestand des wesens ausmachen, aber doch von dem wesen nicht getrent werden können. Eckehart nent diese *anevelle, die von dem anvange underscheiden mit ir understôze blîbende wesen sint*; 2) im engeren sinne, d. h. zufällige eigenschaften, welche dem dinge anhaften und auch nicht anhaften können: *zuovelligiu wesen, diu dem stênden wesen her nâch zuo gevallen sint*. Auf weitere distinktionen, welche die scholastik mit den accidentien vornimt, lässt sich Eckehart nicht ein, vgl. *zuoval* 234, 30; 225, 30; 158, 13; 98, 15; 67, 34; 492, 35; 404, 30; *zuovellig* 110, 11; *zuovallend* 72, 19; 443, 27, vgl. 399, 5; 486, 25.

Das böse hat nicht *in ime selber wesen*, sondern es ist *beroubunge*[1] des wesens; *blintheit ist an ir selber niht*, *sie beroubet des ouges gesihte* (= sehkraft); übel beraubt *der tugende wesen*. Diese dinge gehören nicht zu den 326, 10 genanten „*weselîchiu dinc*." Daher erkent gottes *verstentnüsse* sünde, übel u. dgl. *im vorgênden bilde ir widerwertigen tugende*, z. b. die lüge *im bilde der wârheit*; *widerwertic* bedeutet conträr; *widerwertikeit* in unserem sinne 367, 12. — Vgl. *widersatzunge* = gegensatz, z. b. weiss, schwarz; lieb, leid 264, 13.

Kleine meister[2] lesen in der schule, dass alle wesen in zwei wesensweisen sich unterbringen lassen, in *substancie und relatio*;

1) Übersetzung des scholastischen begriffes *privatio* = mangel oder fehlen einer volkommenheit an einem wesen, dem sie naturgemäss zukommen solte, z. b. blindheit des menschen, aber nicht totsein des steins; andere bedeutungen der *privatio* siehe S. th. I, 33, 4 ad 2.

2) Man unterschied *meisterpfaffen* und *lesemeistere* vgl. Herm. v. Fritzlar 63, 23; erstere sind die *grozzen pfaffen*, vgl. Wackern. L. Gesch. s. 331 anm. 15; den Plato

die erste *hât des wesens aller meist,* die andere *treit des wesens aller minnest;* in diese distinktion passe gottes wesen nicht 269, 7 fgg. Die substanz ist das in erster und ursprünglichster bedeutung seiende, auf das alle übrigen kategorieen zurückgeführt werden müssen, vgl. Aristot. metaph. Θ, 1, 1045b. 27; ebenso stimt mit Aristoteles Eckeharts ausspruch über die *relatio* überein; Aristoteles hebt nachdrucksvoll hervor, dass unter allen bestimtheiten diejenige, welche bloss ein gegenseitiges verhalten ausspricht, die kategorie des relativen (*πρός τι*) am wenigsten auf eigenes, substanzielles sein anspruch erheben kann, vgl. Prantl Gesch. der L. I, s. 189 und 261. Bei Quintilian findet sich zuerst das wort *substantia,* ebenso *relatio* in seiner technisch-logischen bedeutung, vgl. Prantl l. c. 554 fg.

Eckehart behält zumeist den lateinischen ausdruck bei und passt ihn nur etwas dem deutschen an, indem er *substancie* sagt 324, 7: 183, 25; 251, 8; 524, 37; 649, 26; 538, 25; 661, 9 usw. Eckehart überträgt ihn auch ins deutsche, freilich nur teilweise; *got ist einvaltic înstân însitzen in sich selber* 96, 24. 33; 99, 15; *substancie, diu an ir selber bestât* 251, 8.

Unter *majestât* versteht er das wesen der *substancie gotes, substancie* aber ist *diu ursprunglicheit der drîer persônen* 79, 25.

Mit *magenkraft* bezeichnet er den zustand der seele, in dem sie sich befindet, wenn sie vor ihrem *ursprunc* steht, d. h. *blôz unde nakent aller namhaftiger dinge* = aller namen und aller bestimtheit entkleidet, so dass sie vorwärts schreiten in die *blôzen gotheit* kann 469, 38 fg. Eckehart spricht auch von der *lûtern, grôzen substancie, dâ sich got selben blôz nemende ist — blôz in dem kleithûse* 197, 31. 34; *grôze substancie* ist so wenig wörtlich zu nehmen als *grôzez wesen* 546, 26. 28; (*kleinfüegekeit der wesenheit* 661, 37); *grôz* ist nicht das wesen oder die substanz; das ist metaphorisch gesprochen.

blôzheit und *blôz* drücken den abstrakten und absoluten zustand aus, z. b. *blôze gotheit, dâ nie bilde, noch forme inne wart* 468, 39; 470, 2; 498, 32; 515, 37; *blôzheit* 519, 33; 512, 5; *blôzheit sînes einveltigen wesennes* 635, 8; 652, 6; *rehte blôzheit* 393, 30; 392, 18; *blôze ledekeit* 637, 25. 30; *blôzheit — ledikeit* 412, 2. 3.

Der ausdruck *kleithûs* ist folgendermassen zu erklären: Eckehart spricht von der zunge des kranken, dem der wein bitter schmeckt; auf dieser zunge befinde sich *eine tecke und ein kleit,* welches bitter sei 298, 29; auch in übertragenem sinne wendet er das wort *kleit* so

nent Eckehart 640, 10 *meister Platô;* 261, 21 *Plâtô der grôze pfaffe;* Eckehart rechnet sich selber zu *den grôzen pfaffen* 286, 21.

an, dass er z. b. die eigenschaften gottes als güte und gerechtigkeit *ein kleit gotes* widerholt nent 197, 33; 270, 32. *hûs* bedeutet für gewöhnlich haus 250, 27 (vgl. *wer in gote wonet, der hât wol gehûset* 265, 26); er spricht auch von *porte* und *hûse gotes* und versteht darunter nicht etwa das gotteshaus, sondern die einheit des göttlichen wesens 121, 11. Sonach klärt sich die zusammensetzung von *kleit* und *hûs* in *kleithûs* hinlänglich auf; es bedeutet dieser merkwürdige, originell gebildete *terminus* das abstrakteste wesen gottes in seiner einheit. Die stelle 197, 34 hebt diese erklärung über jeden zweifel, vgl. 110, 18. Die deutschen lexica haben das wort und führen als erklärung das lateinische *vestiarium* an!!

Aristoteles und Thomas unterscheiden *substantia prima* und *secunda* (*οὐσία πρώτη* und *δευτέρα*); jene ist die physische wesenheit, das selbständige einzelwesen, diese die metaphysische wesenheit, die abstraktion unseres geistes (tier, baum); nur die erste kann eigentlich substanz genant werden. Die volständig für sich bestehende substanz, deren abgeschlossenes sein das adäquate prinzip ihrer tätigkeit ist, nent die scholastische philosophie *suppositum* oder *ὑπόστασις;* ist ihr wesen mit vernunft begabt, so heisst sie person. Hierfür wählt Eckehart den *terminus understôz,* auch *underschôz,* worin aber wahrscheinlich ein verschreiben zu sehen ist. Die drei göttlichen personen sind *ein understôz der götlîchen nâtûre* 337, 8; alle kreaturen nehmen teil an *götlîcher nâtûre* nach der fähigkeit ihres *understôzes* in dreifacher weise: *weselich, lebelich, gnêdeclich* 660, 19; *die persône sint underschôz des wesens* 388, 16; vgl. 175, 23; 677, 14. 21; 682, 31. Auch zur widergabe des lateinischen ausdrucks *subjectum* verwendet Eckehart *understôz* selbstredend; unsere gangbaren bezeichnungen subject und object gehen auf Aristoteles zurück. *Ὑποκείμενον* bedeutet bei Aristoteles zweierlei: 1) dasjenige im satze, wovon etwas anderes ausgesagt wird; 2) die substanz, gewissermassen das substrat für die handlungen oder tätigkeiten. Diese doppelte bedeutung haben die lateiner in ihre übersetzung *subjectum* übertragen; im mittelalter und bei Cartesius und Spinoza ist *subjectum* = *substantia substrata.* Subjektiv wird demgemäss bei Wilh. Occam von demjenigen dinge ausgesagt, das ausserhalb der verstandesbegriffe in der natur existiert, während das objektive nur im erkennenden geiste ist. Bei uns hat sich der sprachgebrauch seit Kant und Fichte umgekehrt. Derjenige, welcher erkent, ist subjekt, das, was unbeschadet seiner selbständigen natur dem erkennen unterworfen wird, ist objekt. Objektiv geht auf die bleibende natur des dinges, subjektiv auf die verschiedene auffassungs-

weise im denkenden geiste, vgl. Trendelenb. l. c. s. 55. Eckehart übersezt in origineller weise den terminus subjekt durch *understôz* und zwar im sinne seiner zeit als substanz oder subjekt, während er den terminus objekt = gegenstand der geistigen erkentnis oder auch der fiktion widergibt durch 1) *gegenwurf* 326, 19; 489, 5. 7. 33; 417, 14; 399, 15; 492, 38; 365, 22; 162, 20. 2) *fürwurf* 352, 16; 336, 6; 329, 3; 326, 13. 3) *widerwurf* 326, 40; 580, 21; 588, 30, vgl. *widerwerfunge* 580, 18. Die vernunft des vaters muss von der *widerwerfunge götlîchen wesens sich selben bilden* = objektivierung.

underwurf komt zweimal bei Eckehart vor: 1) *diemüetiger underwurf under got* 625, 22; 2) *diu vorhte enist niht ein underwurf der frîen willekür* 368, 8; an der ersten stelle bedeutet es unterwerfung, *subjectio*, an der zweiten objekt. Vgl. *underbougikeit* 638, 36 = *fürwurf* 336, 6; 335, 30.

Einen weiteren einblick in Eckeharts spracheigentümlichkeiten gewährt die an belehrung reiche untersuchung des metaphysischen begriffes *wesen*.

sîn und *wesen* findet sich bei Eckehart; doch ersteres im verhältnis zu dem so ausgiebigen gebrauche von *wesen* verschwindend wenig; Eckehart scheint den algemeinsten begriff *sîn* von dem bestimteren *wesen* auseinander halten zu wollen, wenngleich er sich über den unterschied beider *termini* nicht deutlicher ausspricht als folgendermassen: *ein sîn* bewirkt die einheit, nicht *glîchsîn* 620, 23; *gotes sîn* = *mîn sîn* 204, 21; *mîn sêle ist eweklich ein gesîn mit gote* 619, 16; das substantivierte participium lautet *daz sînde: in dem êwigen sînde* ist nur *got in gote* 377, 27. — *Gesinde*, das in der heiligen dreifaltigkeit wohnt 468, 21 ist verständlich im hinblick auf das ahd. *gasindi* = *comitatus* (von „*sind*" = weg, *via*); dagegen bedeutet *ingesinde Davides* so viel wie stamm, geschlecht; die heutige bedeutung des wortes *gesinde* findet sich annähernd 168, 12. — Merkwürdig ist die stelle 121, 14 *in der einikeit sitzet got in sîme nêhsten, in sîm isse, allez in sich, niergen ûzer sich* = das abstrakteste sein, das absolute oder reine sein, das dem nichtsein ziemlich gleichkomt, vgl. *gotheit gêt ledic in ir nihtsînde* 533, 14; *in mîner ersten sache* (= gott) war ich *ein ledic sîn*, gegensatz *geschaffen wesen* 281, 20 fgg. Erheblich reicher gestaltet sich der fund, den die ausbeutung des terminus *wesen* liefert.

wesen wirt mit nihte begriffen, denne dâ mit, daz ez selber ist 387, 27; es hat ausser dem merkmal des seins nur noch ein zweites — die einheit 533, 31; *wesen* = *ingrunt, intiefi* 669, 33; daher ist tätigkeit und bewegung von ihm ausgeschlossen: *wesen birt niht* 499, 33;

stilheit ist *in der tiefe des wesennes* 669, 35; vgl. 668, 38 *wesende weselîche stilheit; inwesende stilheit* = die mit dem wesen verbundene ruhe 669, 31; 670, 28: 526, 37; *im wesen sint niht widersatzunge* (= gegensätze) 264, 13. Wäre kein *wesen,* der engel wäre ein stein 623, 10; natürlich! ohne wesen gäbe es nur sein; die einheit bestimten seins hat die wunderbare fähigkeit sich in unendlich verschiedenen wesen zu äussern und zu entfalten. In der scheidung von sein und wesen ist Eckehart nicht genau; bald ist *wesen* algemeinster begriff, der jede spezifische distinktion ausschliesst, vgl. *wesen gît niht underscheides* 664, 21, bald steht es als oberster gattungsbegriff, der nähere artbegriffe zulässt, vgl *unglîch wesen* 471, 32.

wesen = leben und sein 470, 5; *wesen* gibt die seele dem leibe in der zeit ebd. Das ist Augustinischer gedanke. Daher der von der seele verlassene körper = leichnam verwest; *verwesen* 495, 16, der gegensatz lautet *zuonemen* (= wachsen) *an wesenne: entwesen* z. b. *ê ân entwesen* zwischen mann und frau 100, 15.

Entsprechend der tendenz seiner mystisch-speculativen philosophie gehen Eckeharts erörterungen über *wesen* vorzugsweise auf gottes und der gottheit wesen.

Gott allein hat *wesen von ime selber* 619, 6, *gotes* (= *der gotheit;* vielfach gebraucht Eckehart *got und gotheit* synonym, wenngleich er einen wesenlichen unterschied zwischen beiden festsetzen will) *wesen ist ein êrstez wesen* 514, 39, die quelle alles wesens *ûzfliezendez, veste, ursprunclich, vollkomen wesen* 514, 40; durch diese epitheta wird das feste und selbständige des göttlichen wesens hervorgehoben im gegensatz zum veränderlichen und schwankenden irdischen, vgl. 230, 1 fg.; 404, 32; 20, 24.

Dafür sagt Eckehart auch *êrstekeit;* in ihr haben holz, stein usw. *ein gewesen* 334, 8. Die drei personen sind *ein êrstikeit in der einunge irs nâtiurlîchen wesens* 388, 12. Bonav. Brevil. pars I, 2: *trinitas personarum non excludit ab essentia divina . . . primitatem;* sie ist *radix et fundamentum emanationum et personalium proprietatum et omnino prima entitas inter omnia entia, et in divinis et in creaturis.* Vergleiche die sprachlichen variationen: *êrste ursprinc* 391, 10; *êrste sache* 529, 20; 325, 36; 314, 1; 251, 30; *êrste ursache* 281, 14; *êrste ûzbruch* 266, 32; *êrste reinekeit* 356, 31; *êrste bilde* 308, 23; *êrste begin* 288, 6; 285, 27; *êrste lûterkeit* 286, 39; *êrster name* 263, 10.

wesen ist gottes *vorburg*, *vernünftikeit sîn tempel* 269, 35. In dem göttlichen wesen sind zwei momente zu unterscheiden, das wesen vor und nach der personenbildung: *daz ungeboren wesen redet mit*

sîner ungebornen rede in die persone; Eckehart leitet die genesis der göttlichen personen aus dem erkennen oder der göttlichen vernunfttätigkeit ab 528, 21; *ungeboren wesen* = wesen vor der personenbildung = *ungenâtûrte natûre* die quelle der *genâtûrten nâtûre* 537, 29 fg., vgl. *geborne wesen — ungeborne wesen* 538, 33; 499, 16. 35. Occam ist nach Böhmer (Damaris Zeitschr. von Giesebrecht u. B., 1865, s. 85) der älteste scholastiker, der die ausdrücke *natura naturans* und *natura naturata* hat, also ein zeitgenosse Eckeharts, schüler des Duns Scotus, sachwalter Ludwigs des Baiern gegen Johann XXII, † 1347 in München. Schon Joh. Duns Scotus Erigena spricht von einer *natura creatrix non creata*, der er die prädikate ὑπέρθεος, ὑπεραληθής usw. beilegt. — Jede der drei göttlichen personen behält ihre eigenschaft *an ir persônlicheit nâch redenne*, daher der gegensatz *weselich rede* und *einveltig wesen;* in ersterer sind alle dinge *mit underscheit* (verschieden, ungleich), in lezterer sind sie *einveltic* (einfach, gleich) 681, 11. — Doch gott ein *wesen* heissen, ist gerade so als wenn wir die sonne schwarz nennen 268, 38. Wenn nun aber ein jeglich ding *in wesen*, nicht *über wesen* wirkt, so lässt sich verstehen, wie Eckehart zu dem satze gelangt: *got würket über wesen in der wîte, dâ er sich geregen mac, er würket in unwesen wesen* 268, 34. Die wesensweise gottes (= gottheit) ist höher als irgendwelche wesensweise. Daher kann sich gott *im wesen* nicht regen; d. h. ist der umfang (*umbekreis* 160, 29) des begriffes wesen zu klein und zu eng, als dass die gottheit in demselben raum hätte. Die ungemein weite, aber immerhin endliche ausdehnung des wesens birgt noch zu viel exclusive bestimtheit und beschränkung für die gottheit. Wenn aber gott nicht in den begriff wesen passt, so ist dies natürlich auch mit seiner wirkungsweise der fall. Daher *got würket in unwesen wesen.* Eckehart schaft diesen technischen ausdruck und bezeichnet damit kurz das jenseits des irdischen seins liegende weite feld, in dessen bereich gott sein dem göttlichen wesen entsprechendes wirken entfalten kann. *Unwesen wesen = über wesen in der wîte.* Gott wirkte eher als *wesen* überhaupt war, er wirkte als *wesen* noch nicht war 268, 35. — 283, 38 nent er dasselbe deutlicher *unwesenlich wesen, daz got* (hier genau unterschieden von *gotheit*, die über *got* liegt) und alle unterschiede transscendiert. Demnach erklärt es sich, dass jedes prädikat, welches der gottheit beigelegt wird (*ein einic zuobedenken* 160, 30; *zuolegen* 513, 10; 590, 25; 322, 16; 85, 29; 87, 40; *zuolegunge* 156, 28; 82, 8), den bestand ihres begriffes gefährdet und die gefahr nahe legt, einen abgott zu schaffen 590, 24 fg. Die *ursprunclicheit gotes ist unnamelich, unsprechlich, unwortlich* 162, 25 fg.; *aller bekentnüsse überswenkende wesen*

hât got 99, 11. Eckehart bemüht sich deshalb auf dem wege der negation das absolute wesen gottes, das wegen seiner transscendenz über alle kategorieen in unsere sprach- und denkformen schwer passen will, zum ausdruck zu bringen. Er schliesst sich hierin an Augustin an, der darauf hinweist, dass eine adäquate gotteserkentnis und eine ebensolche bezeichnung dem menschon unerreichbar bleibt, vgl. Ueberw. I, 86. Im anschluss an Augustin drückt Eckehart die absolute seinsweise, güte, macht usw. durch *wîse âne wîse, güete âne güete, gewalt âne gewalt* aus 269, 5; *got — wîse âne wîse, wesen âne wesen* 84, 36, vgl. die an Dionysius sich anlehnenden termini *nihtgot, nihtgeisl, nihtpersône, nihtbilde.* — Eckeharts *„überwesen"* lehnt sich ebenfals an Dionysius an, der von „überwesentlich übererhabenen übergottbeit" spricht, vgl. Ueberw. I, 97. Joh. Duns Scotus Erigena hat ebenfals *ὑπερούσιος, ὑπεράγαθος, ὑπέρθεος, ὑπέρσοφος* usw. ebd. s. 107. Eckehart übersezt geradezu *übergotte got* 8, 5 und führt mit berufung auf Dionysius folgende bezeichnungen an: *überminnic, überweselich, überverstentlich, überredelich und übernâtûrelich* 508, 7. — Vgl. mit *götlichem wesen überwesent* werden = im göttlichen wesen aufgehen 577, 28; *überswenkende wesen* 99, 11; 104, 11; 112, 25; *überwesende wesen* 318, 15; 160, 30; *überswebende wesen* 319, 2; (*swebendez wesen* = latentes, der potenz nach vorhandenes wesen 194, 34); *ungemezzens wesen = esse indefinitum* 387, 13; *gruntlôze wesen* 584, 4; *ungruntlich wesenheit* = absolute wesenheit 520, 3; *abegründe götlichen wesens* 281, 36. — Statt *wesenheit* sagt Eckehart auch *weslicheit* 467, 19; 470, 24, und auch *gewesenlicheit,* gegensatz *ungewesenlicheit* 642, 3, welche gebildet wird von allen zum wesen ungehörigen eigenschaften; *wesenlicheit* 668, 18; auch *wesunge* verbunden mit dem konkretum *wesen* steht 191, 8. *înwesende maht* 175, 8; *înwesend* = dem wesen immanent 518, 20; dasselbe heisst auch *nâch wesenne inblîbend* 518, 1, auch einfach *wesend* ebd. 40; *nâch wesen = weselich* oder *wesenlich* 666, 1; 667, 23; 668, 4, vgl. *an wesennes art:* jungfrau ist *an wesennes art muoterlich,* d. h. der in ihrem wesen begründeten art nach; *îngeartekeit der vermügenheit ûzliuhten mit offenbârunge* = die potenz in die wirklichkeit umsetzen 175, 19; dgl. *inne wesen und ûzganc haben* ebd. 26; *weselich — würkelich — gewalteclich* 11, 6 = *οὐσίᾳ — ἐνεργείᾳ — δυνάμει. Offenbârunge des wesen* nent Eckehart *forme* 530, 37; *persône* sind *forme des wesen nâch dem daz si ez offenbârent* 681, 34 (= *a posteriori*); *nâch der verborgenheit* (= *a priori*) *treit ez sîne forme selber weselich* 682, 2 (vgl. *wesenlich forme, in der aller dinge bilde formelôs sint* ebd. 5).

Eckehart tut folgenden unsere einsicht in das wesen fördernden ausspruch: *wesen unde nâture sînt ein sinde in einer eigenschaft* 669, 24, also um das abstrakte, absolute sein nicht gegenstandslos zu machen, fasst er es als *genus* und macht es einer spezifischen differenz zugänglich; *species* desselben sind *wesen und nâtûre,* so zwar, dass sie *eigenschaft* eines *liehtes* tragen (d. h. ein ausstrahlen sind) und das *wesen* ein *ingrunt und intiefi* des *liehtes* ist 669, 32 fg. Einfaches sein = *ein sînde* ist das absolute, wesen und natur zugleich; wesen steht unbeweglich still 389, 3; natur ist ausgangspunkt für die göttlichen personen; diesen gehört *nâtûre* an, die dinge participieren nur am wesen 389, 32. 25, vgl. Lasson, s. 114.

nâtûre und persône haben zwei eigenschaften, *reden und unreden; daz reden sleht einen slac in daz unreden,* also sind die personen *underschôz des wesennes* 388, 16. Ausführlicher: *got vater = êrste ursprung; sun = geursprungete rivier,* beide sind *ein ursprung* des heiligen geistes; die *einekeit* ist ihr *wesen;* sie ist *âne durft der redelicheit*, denn sie besteht *âne rede einlich in einekeit; daz reden sleht in daz unreden,* da tragen sie beide *ein eigenschaft des eigentuomes* 518, 4 fgg. *persône unde natûre enursprungent keinez daz ander;* sie haben zwei eigenschaften *reden und unreden.* Da sie einen *glîchen inslac* haben in der sache des eigentums, d. h. gleichmässig beschlag legen jedes auf seine eigentümlichkeit, da behält jedes seine eigenschaft. *Daz ûf vallen in der ding des eigentuomes* das ist die ewige *geschehenheit*, die selbsterhaltung, das gewicht legen auf die eigentümlichkeit ist die ewige geschehenheit, 682, 24 fgg., vgl. Böhmer s. 88. Die *ungeschehenheit = wesen* muss einen *understôz* haben, daher ist die ewige geschehenheit der vater. Der *vater* ist sonach *ein êwig geschehen ungeschehenheit* 682, 16 ff. (*rede — unrede* = rationalität — irrationalität Böhmer s. 86).

wesen ist nâch einvaldikeit weselich besezzen in den persônen, underscheiden nâch rede, nâch einer anderen rede ist es in dem *vater, nâch einer anderen im sune;* so ist das *bilde der drîvaltikeit nâch rede in den persônen und einvaldic nâch wesenne* 681, 23 fgg. Erläuterung: das wesen in seiner einfachheit wird entgegengesezt dem unterschiedenen, rationell bestimten wesen in den einzelnen personen; der diremtion des wesens in das determinirte der einzelnen personen ursache ist *rede* (vernunft); nach einer anderen rationell verschiedenen weise ist das *wesen* im vater, nach einer anderen im sohne usw.; so auch ist das *bilde* der dreifaltigkeit *einvaldic nâch wesenne, nâch rede* ist es in den personen. — Auf diesen heikelsten punkt gehen wir vorläufig nicht weiter ein; er ist hinlänglich einstweilen angedeutet und hervorgehoben.

Ein anderer der sphäre der eben erörterten angehöriger terminus reizt uns noch: *istikeit.* Es ist darunter die *prima substantia* zu verstehen, das substantielle sein oder die individuelle daseinsweise eines wesens. *„ich“ meinet gotes istikeit, daz got alleine ist* 162, 38; *istikeit ist bewîsunge eins istes* 163, 3; 214, 29; *gotes ungewordene istikeit* 319, 21; 310, 40; 588, 18; 37, 35. — *daz wesen namlôser istikeit; wesen ist êrster name* = erste kategorie; die *istikeit ist namlôs,* d. h. die individuelle daseinsweise eines wesens lässt sich nicht unter einer weiteren kategorie als die des wesens unterbringen, daher sie auch schwer oder gar nicht definiert werden kann, z. b. die *istikeit* des Petrus 588, 30 = *Petrîtas,* vgl. *Platonitas, Socratitas* bei Duns Scotus Ueberw. II, 205. — Das adjectiv lautet *istic; got istic sîn selbes* = gott in seiner reinen substantialität 310, 38. *istige vernünftikeit* = vernunft, welche die quelle ihres seins in sich selber hat 188, 29, vgl. 579, 35; 204, 21; 205, 10; 518, 15; 583, 14; 310, 38.[1]

So sehr uns die frage nach dem wesen und der beschaffenheit der seele, die den schwerpunkt in des meisters lehre berührt, anspricht, so können wir ihr doch nur insoweit näher treten, als es hier im interesse unserer vorzugsweise sprachlichen abhandlung liegt. Mehrere hundert aussprüche tut Eckehart über die seele; sie alle aber geben keine eigentlichen, unterscheidenden merkmale derselben an, die eine positive definition von der seele zuliessen, sondern gehen alle in mehr oder minder bildlicher sprache auf den wesensgrund und den göttlichen charakter der seele. Welch greifbares merkmal gewint die logische denkoperation, wenn Eckehart sagt, *forme ist offenbarunge* (bei uns hat das wort „offenbarung“ fast nur theologische bedeutung, bei Eckehart noch nicht, vgl. 135, 25; 175, 19; 198, 16; 105, 2; 92, 40; 384, 32) *des wesens* und *got ist êrste forme der sêle* 530, 37. 40; *wo got ist, ist diu sêle,* er kann sich nicht *verstân âne diu sêle* 582, 32: 583, 2; 267, 12; *daz bilde der gotheit ist in die sêle gedrücket* 308, 18 fg.; 315, 30 fg.? usw. usw. Was gewinnen wir in der bedeuteten hinsicht, wenn er *nâch der obersten kraft die sêle geist, nâch der nidersten sêle* nent 397, 32? Oder wenn er in überbildlicher sprache sie *frouwe des lîchames* nent 414, 26, vom auge der seele

1) *lûterkeit götlîches wesennes ist blôz âne allez mitewesen* 163, 20 fg.; *alliu mitewesen machent eine frömede von dem wesenne* ebd. *mitewesen* = accidenz. Die St. Gallener übersetzung der Categorieen des Aristoteles nent das von der substanz (*wist;* got. *vists, substantia*) abhängige accidenz *mitewist* (vgl. Schmidt, die Categ. des Arist. in St. Gallen s. 25), wovon wir in *mitewesen* die genau entsprechende mhd. form sehen, vgl. *mitesîn* 253, 33.



394, 31; von ihrem antlitz 110, 21; ihrem haupte 108, 13; ihrem mund 93, 21; endlich ihren zwei füssen 401, 20 spricht?

Die in den bereich der fähigkeiten und kräfte der seele fallenden termini haben wir schon erörtert; es erübrigt noch auf einige technische bezeichnungen aus Eckeharts eigenartiger psychologie einzugehen.

geist. Das subtilste wort, das die kreatur leisten kann, ist *geist* 520, 20; *das minste vom geist* ist edler als das *oberste waz lîplich ist* 95, 22; die seele wird *vergeistet*, wenn sie *gesamenôt* wird in die oberste kraft; und wenn dann der *geist* an gott haftet mit *ganzer einunge des willen*, so wird er *vergotet* 240, 14, vgl. *θέωσις*, *deificatio* des Joh. Duns Scotus Erigena. Wenn auch der *geist an dem bilde* (= wesen) ewig ist, so ist er doch *ein geschaffen iht an sîn selbesheit* (= individuelle seinsweise). Dies *geschaffen iht* ist = *mens* = *kleine ganster* (520, 9 fg.) = *lebelicheit des geistes* (lebensprincip oder lebensfunke), vgl. *lebelicheit ist forme des geistes*, d. h. sie macht ihn zu dem, was er ist; vgl. *lebelicheit an dem lîbe* = *forme an der materie* 656, 32. Sein *bilde* ist *got weselich*, also ewig und hat *ungewordenheit*. Kehrt sich der *geist qua geist* in die *ungewordenheit* seines ewigen bildes, so kehrt sich die *entploezete gewordenheit des geistes* in die blosse *ungewordenheit* seines ewigen bildes. Von spekulativster tiefe ist die abhandlung Eckeharts vom *überschal*, d. i. *daz îlen in daz hoehste* 517, 19, wo der geist stirbt im wunder der gottheit und keinen unterschied *an einlîcher wesenheit* (wesenseinheit) mehr hat. Eckehart gebraucht verschiedene unserer sprache unbekante termini, die seine gewantheit im wortbilden zeigen: *daz bekentnisse entgeistet* den *geist* (= entfaltet des geistes hoheit, adel); das abstraktum lautet *entgeistunge*; sie ist *ein entbloezunge* seiner einheit, in der er *âne wîse* ist und entsunken in die *eigenlîche ungenantheit; nâch ungruntlîcher wesentheit* hat er da *darbenne eigenlîcher namlicheit.* So hat der geist — *blôz materien unde formen — gotlîche forme an sich.* Dadurch dass das licht des wesens der drei göttlichen personen in die *purheit* des geistes nach Augustin leuchtet, entsinkt von diesem *înblicke der geist sich selber — unde wirt got von gnâden.* Wir sehen sonach, dass Eckehart unter *geist* den göttlichen teil der seele, den *ganster* 255, 20 versteht, auf den wir zurückkommen; *entgeistikeit* d. i. *hôheit irs* (der seele) *volmahten* (= zur entelechie gelangten) *wesens; îngegeistikeit* = *verborgenheit*, *stille tiefe, nâch der hangende ist der geist.* — 465, 24 fg. *der geist werde vergeistet in den geist der wârheit*; 684, 3 fg. *got vergotet* in dem *zîtlichen vereineten gemüete* und *der geist îngeist ist in die einunge gotes.* Der mystische charakter und die mystische bedeutung dieser ausdrücke liegen klar am tage.

Die seele ist bei Plotin dem ἕν ähnlich durch die einheit in ihr, durch das centrum τὸ ψυχῆς κέντρον und hat hierdurch die möglichkeit der gemeinschaft mit ihm, vgl. Ueberw. I, 255. Wörtliche übersetzungen dieses κέντρον sind bei Eckehart folgende: *punt des zirkels; daz punt* ist die *vermügentheit der drîveltikeit;* darin wird die seele *alvermügende* 503, 31; *sêle* und *götlîcher nâtûre wesen stênt ûf einem punte in der sêle und in gote* 538, 29. 2) *püncteltn der sêle* 387, 8. Dafür sagt er auch 3) *bürgelîn: daz ein, daz ich dâ heize ein bürgelîn in der sêle* 47, 1; *ein und einveltig ist diz bürgelîn boben alle wîse, in daz nur got geluogen mac* 46, 22 fg.

Die lateinische *mens* verdeutschend drückt Eckehart dieselbe sache also aus: *mens* = *der kleine ganster* = *diu lebelicheit des geistes* 520, 8; *in dem kleinen ganster* findet vereinigung zwischen gott und seele statt 255, 18; *ganster* abkürzung von *ganeistra, gneistra* funke; *gansterlîn* 517, 5; *kleinez ganeisterlîn* 495, 9; 504, 10; *oberste gensterlîn* 79, 6; *blôze ganster* 392, 20.

Von gleicher bedeutung ist ein ausdruck, der mit zu den merkwürdigsten in Eckeharts sprache gehört, *der funke;* dies ist eine übertragung der lateinischen *scintilla.* Hugo v. St. Victor (vgl. Lasson s. 105) versteht darunter ein überbleibsel der gottähnlichkeit in der menschlichen seele, Eckehart begreift damit den seelengrund, auch den geist der seele 255, 20 oder das keine gegensätze mehr kennende licht der vernunft 264, 27. Den sprachgebrauch legen folgende stellen klar:

1) *funke.* Der *funke* ist gott so nahe, dass er ist *ein einig ein ungescheiden* usw. 286, 18; *funke der sêle* ein licht göttlicher *glîcheit* 480, 24. 32, vgl. 285, 18; 236, 40; 480, 24; 193, 33; *funke* = *sêle* unseres herrn J. Christi 237, 1.

2) *fünkelîn* 255, 18; 110, 26; *kornlîn* oder *fünkelîn ist uzgeberunge veterlîches nâtiurlîches wesennes, ez blickt în in daz unverstandene wesen gotes* 581, 29 fg.; 585, 25; 193, 32; von dem adel des *fünkelîn* handelt 46, 6 fg.; die seele hat *ein fünkelîn der redelicheit,* das nimmer erlöschet 39, 7; 114, 14; *daz fünkelîn der sêle* ist geschaffen von gott — *ein bilde götlîcher nâtûre* 113, 35; *daz fünkelîn* ist allein für das absolute empfänglich 255, 6. 16; 89, 8.

3) *vanken* himlischer natur ist die seele 405, 24; 246, 36.

Den *funken* hat Eckehart im auge, nent aber keinen bestimten namen 68, 40; 412, 13; 234, 36 und öfter. Merkwürdigerweise sezt Eckehart an die stelle des *funken* auch das griechische *Sinderesis* und legt mit der neuen bezeichnung dem funken auch die neue tätigkeit des verbindens und abwendens bei 113, 33: *daz fünkelîn der sêle, ein*

bilde götlîcher nâtûre, nach dem vorgange der meister *sinderesis unde liutet zuobinden und abekêren;* es hat zwei funktionen (*werc*): 1) *widerbiz wider dem waz niht lûter ist* (*widerkriegende wider dem waz niht götlich ist* 113, 35; 2) *ez loket iemer mê den guoten;* es ist *âne mitel gedrücket in die sêle,* selbst noch *in der helle* 113, 40 fgg. Mit dieser *sinderesis* ist auch der schlüssel zur genesis des ausdrucks *funke* oder *fünkelîn* gegeben. In der Incunabel des Vincentius Belovacensis (die jahrzahl des druckes fehlt; Trierer stadtbibl. l. n. 116, standnummer 538), welche *de animalibus* handelt und auch die seelenvermögen erörtert, steht im 28. buch wörtlich: *De sinderesi Hieronimus sup ezechielem libro p'mo. Plerique autem in ezechielis visione iuxta platonem vim animae rationalem et irascentiam et concupiscentiam ad hominem et leonem et vitulum referunt. Quartam vero* (*scil. animae vim*) *super haec tria ponunt, quam greci sinderisim vocant. Quae scilicet conscientiae scintilla in cayn quoque non est extincta.* Hieronymus führt also in seinem kommentar zu Ezechiel gelegentlich der erklärung des vom propheten geschilderten tronwagens an, dass die ausleger unter dem vierten träger des almächtigen die *Sinderisis,* den funken des gewissens verstehen. Ursprünglich das sitliche bewusstsein oder die ethische kraft des gewissens, hat die *sinderesis* von Eckehart die bedeutung des bestimmungslosen seelengrundes erhalten.[1]

Eckehart zeigt im gebrauche der leztgenanten *termini* festigkeit; wenn er im anschlusse an den intellektualismus des Albert und Thomas dem seelengrund die vernunft sehr nahe rückt, die doch nebst wille und gedächtnis unter den kräften des seelenwesens eine rolle spielt, während dieses selbst von allen besonderen geistigen vermögen sich als indifferent abhebt, so ist dies ein nur zu erklärliches schwanken im gedanken, von dem der ausdruck wenig berührt wird. Übrigens geht Eckehart mit der lehre, dass gottähnlichkeit nicht in den kräften, sondern im grund der seele liege, über die scholastik hinaus; denn Thomas hat die vernunft, Duns Scotus den willen als die höchste seelenkraft und die spitze der seele bezeichnet, die nach Eckehart nur funktionen des seelengrundes sind. Vgl. Bach, s. 83.

grunt. Hiermit bezeichnet Eckehart gottes und der seele innerstes, tiefstes wesen, das jeder weiteren definition sich entzieht. Der *grunt gotes ist sîne inneriste innerkeit* und der gleichheitspunkt zwischen gott und mensch 66, 1; *grunt* des wesens ist die unvertilgbare

1) Albertus M. schreibt *syntheresis* S. Th. p. 2. tr. 16 qu. 99 m. 3 art. 2; Thomas hat *synteresis* S. th. I, 79 12. c. Bonaventura *synderesis* Brev. p. II c. 11. Bei späteren, z. b. Gerson, steht ebenfals *synderesis*, vgl. de myst. th. spec. cons. 14. (συντήρησις?)

übereinstimmung aller menschen 11, 30, die quelle der seelenkräfte 4, 39, undefinierbar 89, 24, der seele selber und dem menschen am wenigsten bekant 5, 20; 8, 35; die residenz gottes 5, 5; 321, 38; statt *grunt* steht auch *abgrunt* 261, 25; 281, 32; 501, 12; 517, 12; auch *gruntveste* = wesensgrundstock 327, 30. 33. Davon abgeleitet ist das adjektiv *gruntlôs* und das substantiv *grundelôsekeit* 302, 20; sie drücken die unendliche tiefe des wesens aus. *Der brunnen götlichen guotes ist gruntlôs* 480, 36, ebenso die *istikeit* der seele 588, 18; 582, 38; auch *ungruntlich* (*unergrüntlich* 519, 12) sowie *unergründet* hat Eckehart z. b. *gotheit ist geistlich substancie, diu ungruntlich ist* 524, 37; *im unergründeten grunde gotes* 581, 2; daher der ausdruck *ze grunde bekennen* = bis auf den grund erkennen 504, 15; 535, 20. Eckeharts *grunt* wirft somit belehrendes licht auf unsere technischen ausdrücke grund und ursache. Ursache ist stets so viel als veranlassung; sie ist die schöpferische form, die stets das vorhandensein der erforderlichen realen möglichkeiten, d. h. die tatsächlichen bedingungen ihres wirklichen auftretens voraussezt, vgl. *berlîche sache* = *causa efficiens* 264, 3; *alzemâle ein sache* = *causa sufficiens* 611, 3; *got ist sache aller dinge* 610, 31; 652, 34; 653, 8; *gesachet ding* = wirkung 610, 37; 508, 10. — Ganz anders geartet ist der begriff grund; grund liegt tiefer und geht auf das wesen, die innerste natur, auf die wesentlichen möglichkeiten, nach denen sich die teile eines stoffes gestalten; urgrund ist der inbegriff alles wesens und aller möglichkeiten. Wir nennen die linienzahl den grund des dreiecks, nicht die ursache; zeugung dagegen nennen wir ursache der organischen wesen, nicht grund.

Bildlich wie Eckehart überhaupt mit vorliebe spricht, redet er von *man* und *frouwe der sêle,* z. b. die kräfte der seele sind knechte *des mannes der sêle* 469, 36; *von manheit will ich sprechen; diu obrôste kraft der sêle* heisst der *man,* d. i. der wille; die andere kraft heisst die vernunft, d. i. *diu frouwe;* beide sollen vereint sein 591, 22; *man sint gelîchet den oberen kreften, vrowen den nideren* 70, 30 fg.; *fünkelî* heisst *man der sêle* 109, 13; 110, 27; *vernünftekeit ist man in der sêle* 125, 18; vgl. 126, 10; 127, 29; *diu obriste kraft — man, diu nidriste ist daz wîp* 401, 11 (*wîp* ist das edelste wort, das man der seele zusprechen kann und ist edler als *juncvrowe*). Nach Eckeharts eigener aussage bedient sich schon Augustin der ausdrücke mann und frau der seele 100, 30. Zuerst der wille, dann meist die *oberste kraft der sêle* = *ratio superior,* ferner *fünkelîn* ist unter dem *man der sêle* zu verstehen, während die *ratio inferior* die *vrouwe* derselben heisst. Dieser sprachgebrauch war schon in der frühen scholastik nicht

ungewöhnlich, namentlich seit Petrus Lombardus (vgl. Lasson, s. 102) † 1160 oder 1164, verfasser der *theologiae christianae sententiarum libri quatuor,* daher *Sententiarius* genant; seine schrift ist das hauptbuch mittelalterlicher theologie, an das sich zahlreiche kommentare knüpfen selbst der bedeutendsten scholastiker. Viele fragen widersinniger art finden in denselben auch behandlung, z. b. wie viel engel auf eine nadelspitze gehen. Anklang hieran verrät Eckeharts ausspruch: tausend seelen sitzen im himmel auf einer nadelspitze 474, 32.

Wir brechen ab; von den kräften der seele ausgehend und zum wesen der seele zurückkehrend, konten wir in ungebundener weise die termini noetischer, metaphysischer und psychologischer art behandeln, so dass Eckeharts terminologie als in ihren grundzügen dargelegt betrachtet werden kann. Der Pfeiffersche text wurde genau beibehalten bis auf die conjekturen und verbesserungen, die teils als wahrscheinlich, teils als geradezu evident sich ergaben. Damit ist keineswegs gesagt, dass Pfeiffers text durchweg auf echtheit anspruch erheben könne; im gegenteil gar manches ist unklar und beruht auf textesverunstaltung, gar manches scheint in der vorliegenden form von Eckehart selber nicht geschrieben zu sein und seine fassung anderswoher erhalten zu haben; wie weit aber diese fassung die autorschaft Eckeharts alteriert, ob sie nur ein referat Eckehartscher lehren und gedanken ist ohne wesentliche subjektive zusätze des redaktors, oder ob eine durchgreifendere vor- und umarbeitung vorliegt, lässt sich nicht endgiltig festsetzen. Auf einzelnes gehen wir nicht ein, weil diese erörterungen nicht hierher gehören; auf der basis des gegebenen textes möglichst conservativ zu verfahren schien uns vorläufig der richtigere weg zu sein. Unsere weitere tätigkeit ist einstweilen auch aus folgendem grunde beschränkt. Herr dr. Strauch schreibt in der Zeitschrift für deutsches alterthum von Steinmeyer (neue folge bd. XXVII, Berlin 1883), dass in neuester zeit auf dem gebiete der deutschen mystik funde gemacht wurden, deren mitteilung erst die grundlage für eine geschichtliche darstellung dieses litteraturzweiges schaffen wird. Von meister Eckehart waren bis vor kurzem nur deutsche schriften bekant. An sicheren kriterien dafür, was seinen namen mit recht, was mit unrecht trage, fehlte es. Erst Denifles fund (Allgem. zeitung 1880 beil. nr. 255 Denifle Seuse 1, VII fg. 640) mehrerer umfangreicher lateinischer schriften Eckeharts wird uns klarheit bringen über das wesen und die lehre dieses bedeutenden mannes; auch die terminologie, deren sich Eckehart bedient, kann erst durch diese lateinischen schriften sicher gestelt werden. Ausserdem knüpft sich daran die wei-

tere frage, worauf Denifle schon hinwies, ob alle als echt erkanten deutschen schriften auch von Eckehart ursprünglich deutsch geschrieben wurden, oder ob einige ihre deutsche fassung von anderen erhielten, auf deren rechnung dann gewisse unklarheiten in form und inhalt kommen. — — Hinsichtlich Eckeharts erhoffen wir noch so viel wie alles. So herr dr. Strauch. Inwieweit diese hofnungen sich erfüllen werden, ist natürlich nicht abzusehen; dass der fund Denifles klärendes licht auf Eckeharts terminologie werfen wird, ist wahrscheinlich; ob er unfehlbar dartun wird, was und wie Eckehart alles meinte, ist fraglich; ebenso bleibt abzuwarten, ob daraus untrügliche kriterien für echtheit und unechtheit des überlieferten sich ergeben werden. Pfeiffers text mag gewiss viele wünsche übrig lassen; allein es darf auch nicht verschwiegen werden, dass einerseits manche unklarheit und schwierigkeit mit geringen mitteln sich heben lässt; die veränderung der interpunktion verhilft oft schon zu einem vortreflichen verständnis; und dass andererseits die erfrischende luft Eckehartschen geistes und Eckehartscher originalität durchgängig in den mitgeteilten stücken weht; mag auch das eine oder andere nicht direkt von Eckehart herrühren, es ist doch Eckehartisch, denn unter dem einflusse des meisters entstanden, behält es dessen sprache bei wie es dessen gedankenrichtung folgt. Vgl. Steffensen (Protest. monatsbl. für innere zeitgesch. 11. bd. 1858 s. 270 fg.), dem es kein bedeutender verlust erscheint, dass von Eckehart manches verloren ist. Der hypothese, dass der meister schriften lateinisch verfasst habe, die von anderen ins deutsche übertragen wurden, stehen wir unsympathisch gegenüber, begreifen auch noch nicht, wie aus jenen lateinischen schriften gefolgert werden soll, 1) welche der überlieferten stücke echt, welche unecht sind; und 2) welche der echten urspünglich lateinisch von Eckehart abgefasst und alsdann mangelhaft von anderen übersezt worden sind. Immerhin mag die begeistrung für den durch Pfeiffers mühe und langjährige arbeit uns zugänglich gemachten meister, den wir im längeren verkehre immer lieber gewinnen musten, zu persönlichen neigungen uns bestimmen, jedoch das interesse an der wissenschaftlichen wahrheit werden wir stets über jede subjektive regung stellen. Niemand wird daher der publikation Denifles ein grösseres interesse entgegenbringen als wir es tuen; möchte dieselbe nur nicht mehr alzu lange auf sich warten lassen. Dass von ihrer seite grosse gefahr der vorliegenden arbeit drohe, fürchten wir nicht; für den wert derselben leisten bürgschaft die anstrengung, die sie gekostet, die geringen ansprüche, die sie erhebt, namentlich aber princip und zweck, die sie verfolgt.

TRIER. E. KRAMM.

ZUR KRITIK DES NIBELUNGENLIEDES.

II. DIE HOFFESTE.

Wenn sich als das ergebnis der voraufgegangenen untersuchung (15, 229 fgg.) über den empfang der gäste herausgestelt hatte, dass die ausgeführten schilderungen dieses gegenstandes einen dichter zum verfasser haben, so muste es dabei doch als selbstverständlich gelten, dass derselbe nicht in den grenzen eines so beschränkten stoffes sich bewegt, sondern auch auf benachbarte und verwante gebiete seine tätigkeit ausgedehnt hat. Schon dort erkanten wir die spuren dieser tätigkeit in der erzählung des festes im dritten liede, daher liegt es am nächsten dieselben weiter aufzusuchen in denjenigen abschnitten, die einen gleichen gegenstand behandeln und die auch jedesmal durch eine empfangsschilderung eingeleitet werden.

Die hoffeste, die im Nibelungenliede beschrieben werden, sind folgende:

1) Siegfrieds schwertleite I, 30*—43*, 1.
2) Das siegesfest in Worms III, 268—318, 1.
3) Das hochzeitsfest in Worms V, 594—636*.
4) Siegfrieds besuch in Worms VI, 449—814* (756).
5) Die hochzeit Etzels XII, 1300—1315* (1322).
6) Der besuch der Burgunden bei Etzel XVII, 1788 fgg.

Unsere erste aufgabe wird nun sein, eine übersicht über den algemeinen inhalt dieser schilderungen zu gewinnen und die einzelnen vorgänge des festes in ihrer entwickelung klarzulegen.

Die jahreszeit, in welche das fest fält, wird mit selbstverständlicher ausnahme des dritten festes stets angegeben: zu pfingsten wird das siegesfest (270) und die hochzeit Etzels (1305) gefeiert, ungefähr um dieselbe zeit (vor der sonnenwende) das vierte fest (vgl. 694), zur sonnenwende das erste (32*, 4) und sechste (vgl. 2023).

Das fest besteht aus einer reihe von tagen. Die dauer wird jedesmal erwähnt, sie ist bei jedem feste eine andere: das erste dauert 7 tage (41*, 1), das zweite 12 tage (304, 1), das dritte 14 tage (633*, 1), das vierte 11 tage (756, 4), das fünfte 17 tage (1315, 1).

Eine eingehendere beschreibung wird, wenn wir von dem empfangstage absehen, nur dem ersten eigentlichen festtage zu teil.

Am morgen kommen zuerst die ritter, angetan mit ihren schönsten gewändern zusammen. Es beginnt die *kurzewîle an manegen enden*

wider strît 270. — Auch ein ritterspiel bildet den anfang des festtages: *ê ez vol ertagete*, versammeln sich ritter und knechte vor dem saal Gunthers, unter musik ziehen sie vor die stadt. Draussen wird das spiel gehalten,[1] dem die frauen von den fenstern in der nähe zusehen. Es ist ein buhurd oder ein verwantes reiterspiel, durch grösse und glanz ausgezeichnet (*harte hôch*); auch der wirt selbst nimt daran teil. Jedenfals ist es nicht anstrengend,[2] denn es geht von demselben direkt zur frühmesse. Sobald die glocken anfangen zu läuten, bringt man den frauen ihre pferde und sie reiten mit den rittern nach dem münster. 750—754.

Sonst geht man von der hofburg aus zu fuss ins münster. Der zug dorthin erhält durch die offizielle teilnahme der frauen mit ihrem gefolge den charakter eines festlichen aufzuges. Beim zweiten fest ordnet dies Gunther an auf die vorstellung Ortwins, dass er hierdurch mit seinem feste die höchste ehre einlegen würde. Das hofgesinde begleitet die frauen, voran gehen die kämmerer, welche platz machen (283. 286, auch 1305). Vor dem münster trennen sich ritter und frauen. 270—299.

Der frühgottesdienst komt überall vor, wo die möglichkeit für ihn vorhanden ist, selbst am hunnischen hofe wird er gehalten; er fehlt nur bei Etzels hochzeit. Mit ihm verbinden sich auch solche kirchlichen handlungen wie die schwertleite (33*. 34*. 596) und die königsweihe (595).

Auf die frühmesse folgt ein kampfspiel, das beim ersten und dritten feste an die schwertleite sich anschliesst. Beim zweiten wird die entwicklung mit dem ende der messe abgeschnitten; beim vierten hat das ritterspiel schon vor der messe statgefunden. Die frauen als zuschauer in den fenstern sitzend werden erwähnt 597. 753. 1807; also mit ausnahme des ersten festes überall, wo ein buhurd am festtage vorkomt.

Nach den waffenspielen begibt man sich zum mahl, dessen zeit zwar nicht angegeben wird, das aber jedenfals um mittag gehalten sein muss. Denn bei Etzels fest bricht während des mahles, dem messe und buhurd voraufgegangen sind, der kampf aus, der dann noch einen ziemlich bedeutenden teil des tages fortdauert. Von den stellen, an

1) *In dem lande* 752, 1 ist nicht als ein bedeutungsloser zusatz anzusehen, *daz lant* steht auch 1303* im gegensatz zur stadt und bezeichnet die umgebung derselben. Ein weiter plan vor der stadt ist ganz gewöhnlich der platz für ein eigentliches turnier (Schultz, höf. Leben II, 117), also hat man auch bei dem hier erzählten grossen reiterspiel an einen solchen zu denken.

2) Vgl. Schultz II, 96.

denen sonst noch das mahl vorkomt, widersprechen 38* und 756 nicht; beim dritten fest wird zwar nicht von einem mittagsmahl, sondern nur von einem mahl am abend geredet, vor welchem noch buhurdiert wird, doch schliesst dieses das mittagsmahl nicht aus, vgl. Gudr. 179 fgg. — Bei diesem feste ist noch als eigentümlich hervorzuheben, dass nach jenem buhurd vom abend die frauen in einem förmlichen aufzuge, wie es scheint über den hof, nach dem saale zu tische gehen, die kämmerer sind tätig dabei wie 286 und 1805, bischöfe führen die frauen. 606*. 607*.

Die entwicklung des übrigen festes wird teils in zusammenfassenden angaben kurz charakterisiert, teils werden gewisse momente, aber nur sehr vereinzelt, daraus hervorgehoben.

Der algemeinen festlichen vergnügungen (*kurzewîle*) wird gedacht 305. 633*, 2, namentlich aber 39*, und zwar ist es hier die tätigkeit der fahrenden, die eine besondere berücksichtigung findet. Unter diese *kurzwîle* werden ausdrücklich mit eingerechnet die kampfspiele 307. Ein ritterspiel am nachmittag und abend komt beim vierten fest vor: zuerst vor der vesperzeit 757 und fortgesezt nach dem vespergottesdienste, indem die ritter vor Kriembild auf dem münsterplatze und bis zum saal hin speere brechen, 814*. Am empfangstage wird einmal sogar noch nach der abendmahlzeit buhurdiert 578*.

Auf die gute bewirtung wird hingewiesen 308.

Ein besonderes gewicht wird auf das verteilen der geschenke am ende des festes gelegt: überall, wo den festen ein abschluss gegeben ist, wird es bei demselben verhältnismässig umständlich berichtet. Auch bei der sonst ziemlich flüchtigen schilderung des ersten festes wird in vier strophen vom schenken und geben gesprochen, zwei davon handeln genauer über das schenken am ende des festes: Sieglind verteilt rotes gold, die fahrenden werden reichlich bedacht, auch vom ingegesinde: *ros unde cleider, daz stoup in von der hant, sam si ze lebne hêten niht mêr wan einen tac* 42*, 2. 3. Beim zweiten fest lässt Gunther die geschenke aus seinem schatz auf schilden herbeitragen, an 500 mark oder mehr erhält jeder seiner freunde. Beim schluss des dritten festes werden kleider, rosse, gold und silber von den magen des königs auf dessen geheiss verteilt. Siegfried und seine 1000 mannen verteilen all ihr gewand, das sie mitgebracht haben: *ê daz man die rîche gâbe dâ verswanc, die dâ wolden ze lande, dûhte des ze lanc.* 634*—636*. Das vierte fest gehört nicht hierher. Beim fünften fest zieht sich der bericht über das schenken durch eine ganze reihe von strophen hin; jede der hervorragendsten persönlichkeiten wird hier besonders vorgeführt: 1306 Kriembild, 1309 Etzel, 1310 die freunde

und gäste, 1312* Dietrich und Rüdeger, 1313* Blödelin, 1314* als reich beschenkte Werbel und Swemel. Auch hier wird wider in verschwenderischer fülle gegeben, vgl. 1312* und 1310, 3. 4 *swes ieman an si gerte, des wâren si bereit, des gestuont dô vil der degene von milte blôz âne kleit.*

Der schluss des festes ist die verabschiedung (*urloup*) der gäste. Diese wird nur beim zweiten fest 317 erwähnt.

Vergleichen wir diese schilderungen unter einander, so bemerken wir sofort eine nicht unerhebliche verschiedenheit in der behandlung ihres gegenstandes. Die erste schilderung berücksichtigt vorzugsweise das schenken. Die zweite schilderung beginnt mit einigen andeutungen über den empfang, breit wird der aufzug zur kirche ausgeführt, mit der messe bricht die beschreibung des festtages ab, über den folgenden teil des festes geht der dichter mit einigen algemeinen bemerkungen über vergnügen, spiele und essen rasch hinweg, länger verweilt er wider bei den geschenken und dem abschied. Dem dritten fest geht ein empfang vorauf, der an reichtum der entwicklung alle andern übertrift, recht kurz behandelt sind im vergleich dazu die ereignisse des nächsten tages, messe, königsweihe, kampfspiele, mahl, näher wird wider eingegangen auf das schenken am schlusse. Auch das vierte fest leitet ein ausführlich beschriebener empfang ein, dem aber das auf die begrüssung folgende ritterspiel fehlt. Für die festlichkeiten des nächsten tages bleibt wider eine ziemlich spärliche beschreibung übrig, nur bei dem ritterspiel am frühen morgen wird die darstellung ein wenig ausführlicher. Das fünfte fest beschränkt sich fast ganz auf den empfang, bei dem hochzeitsfest selbst ist die einzig hervortretende handlung das schenken. Beim sechsten fest ist dem empfang schon durch die sage eine bedeutende stellung angewiesen, aber auch die formalitäten desselben kommen zu genügender entwicklung, recht umfangreich ist die darstellung des am nächsten tage nach der messe statfindenden buhurds, die bei weitem längste derartige schilderung im Nibelungenlied.

Wir sehen: die schilderungen weichen in ihren hauptzügen stark von einander ab. Nun muss selbstverständlich die stellung, welche diese schilderungen in der ökonomie des epos einnehmen, auf ihren inhalt einen wesentlichen einfluss gehabt haben. Gehen wir die einzelnen durch und untersuchen, wie weit ihr inhalt ihrer bestimmung entspricht. Bei dem ersten feste tritt Siegfried, dessen person doch der mittelpunkt des ganzen festes ist, wenig hervor; das lange verweilen

beim schenken ist sachlich durch nichts motiviert. Bei der zweiten sc
derung komt es hauptsächlich darauf an, dass wir einen eindruck
der schönen erscheinung Kriemhilds erhalten und dass eine gelege
für die erste begegnung Kriemhilds mit Siegfried geschaffen wird. D
ist der festliche aufzug ganz in den vordergrund geschoben. Auc
den schluss des festes wird näher eingegangen als sonst, da es sich
auch darum handelt, ob Siegfried bleibt oder nicht. Bei dem d
fest ist Gunther siegreich zurückgekehrt von einer gefährlichen
er führt seine braut, die neue königin, in sein land — alles b
wichtige momente für den empfang; daher gewint dieser eine so b
tende ausdehnung. Auch beim nächsten fest, wo das widerseh
hauptsache ist, wird ebenfals der empfang als der wichtigste te
festes am eingehendsten behandelt. Die fünfte beschreibung ge
ähnlichen verhältnissen aus wie zum teil die dritte; und auc
drängt sich fast die ganze feier in den empfang zusammen, der zu
eine passende gelegenheit bietet, uns von der imposanten macht
eine vorstellung zu geben. Bei der lezten schilderung ist der
buhurd auffällig. Aber auch er ist nicht unmotiviert; nichts
geeignet uns noch einmal die helden der Hunnen vorzuführen u
stimmung der Burgunden zu charakterisieren; die besorgnisse, d
trich und Rüdeger schon bei diesen kampfspielen haben, und d
des reichen Hunnen lassen uns die nahe katastrophe ahnen.

Somit ergibt sich, dass diese ungleichmässigkeit nicht aus
zufälligen und wechselnden interesse des dichters hervorgegang
sondern in dessen bewussten intentionen seinen grund hat. Je
an der festhandlung, welche der bestimmung des festes am n
dient, bringt er die eigentliche feier zu ausführlicher darstellung
rend die übrigen vorgänge nur flüchtig skizziert werden. Die
denz beherscht die sämtlichen schilderungen mit ausnahme des
festes.

Macht nun dieses einheitliche verfahren in der auswahl und b
lung des stoffes schon an sich die tätigkeit eines dichters wahr
lich, so wird dieselbe zur gewissheit, wenn sich auch hier
bedeutende stilistische übereinstimmungen nachweisen lassen, und
wird die gleichheit dieses dichters mit dem verfasser der em
schilderungen sich ergeben, wenn solche übereinstimmungen sich
die jene abschnitte mit diesen verknüpfen. Dass aber bedeuten
logien des stils sowol zwischen diesen abschnitten selbst als au
schen ihnen und den darstellungen des empfanges zahlreich vo
sind, zeigt die angehängte tabelle. Überblicken wir dieselbe, s
wir hier den parallelismus zwar nicht in einem solchen umfan

XIII 1445. (Empfang.)

Des küneges amptliute die hiezen über al
mit gesidelen rîchen palas unde sal

gên den lieben gesten, die in dâ solten komen.
sît wart von in dem künege vil michel weinen vernomen.

IV^{b} 531. (Empfang.)

Hei was dâ liehtes goldes von den moeren schein,
in lûhte von den zoumen vil manic edel stein.

XVII 1811, 3.

si wolden kurzwîle mit den Burgonden hân.

IV^{b} 559. (Empfang.)

Gerihtet was gesidele: der künic wolde gân
zê tische mit den gesten, dô sach man bî im stân
die schoenen Prünhilde.

VI 754, 1. 2.

Sus vertribens di wîle: diu dûhte niht ze lanc.
man hôrte dâ zem tuome maneger gloken klanc.

XVII^{b} 1746. (Empfang.)	XII 1289. (Empfang.)
Ezel der rîche	*Ezel der vil rîche*
daz langer niht enlic,	*enbeite dô niht mêr,*
er spranc von sîme sedele.	*er stuont von sîme rosse.*

ter gesaz.

anic meit.

en sî zetal
untheres sal.

n flîze getan.

üene man.

XII 1276, 1. 2. (Empfang.)

gelac *Si was ze Zeizenmûre unz an den vierden tac.*
tac. *diu molte ûf der strâze die wîle nie gelac.*

hoehet ir muot.

lant.

î si stênt,
ve gênt.

schend wie bei jener früheren vergleichung der empfangsschilderungen untereinander, es ist jedoch dies völlig begreiflich, da in jenen darstellungen auch ein parallelismus des inhaltes in sehr weiter ausdehnung sich geltend macht, während er in diesen sich auf nebenumstände beschränkt. Weil aber eine solche beschränkung für die möglichkeit einer übereinstimmung weit kleineren raum gelassen hat, darum muss uns die vorhandene übereinstimmung um so bedeutender erscheinen. Diese auf eine bewusste nachahmung zurückzuführen, dazu fehlt jeder grund; bei der einwirkung eines epischen stils würden die analogien nur in algemeinen formeln auftreten und nicht so tief eingreifen. Es liesse sich noch an einen einfluss unwilkürlicher und unbewusster reminiszenzen denken, die einem dichter, der schon mehrere gesänge des Nibelungenliedes kante, zum teil auch wol gelernt hatte, sich leicht aufdrängen mochten. Die übereinstimmungen begegnen aber in den verschiedenen teilen in einer so gleichmässigen fülle, dass, wenn der angenommene grund zulässig ist, sämtliche dichter nicht bloss in einer gleichen stellung zu der ihnen bereits überlieferten Nibelungendichtung, sondern auch in einer ganz merkwürdig gleichen geistigen verfassung bei ihrem dichten sich befunden haben müsten. Ein solches zusammentreffen einer vielheit von gleichmässig unterrichteten und beanlagten dichtern ist aber ganz unwahrscheinlich, nur in der einheit findet diese erscheinung ihre genügende erklärung.

Die art und weise, wie diese übereinstimmungen sich durch das Nibelungenlied hinziehen, liefert den beweis, das wir es mit einem die einzelnen lieder vereinigenden und bearbeitenden höfischen dichter zu tun haben. Dieser repräsentiert also eine mitlere Nibelungendichtung zwischen den älteren liedern und den jüngsten zusätzen.

Hat nun dieser dichter zu der älteren dichtung ebenso seine zusätze gemacht, wie die jüngeren zu der älteren und mitleren dichtung, so müssen wir die möglichkeit anerkennen, dass manche der von Lachmann als interpolationen ausgeschiedenen strophen zusätze des mitleren dichters sind. Kommen die athetesen in abschnitten vor, die zu der mitleren dichtung gehören, so haben wir das verfahren Lachmanns um so weniger anzuzweifeln, als dasselbe nach der bisherigen untersuchung, soweit es in betracht kam, sich regelmässig als berechtigt erwies; auch bei athetesen in abschnitten der älteren dichtung werden wir meist an interpolationen zu denken haben, doch schwerlich bei allen, zumal da Lachmann selbst bei manchen hervorhebt, wie sich die strophen nach form und inhalt vorteilhaft von andern ausgeschiedenen strophen unterscheiden. Auch hier werden wir uns von den parallelen leiten lassen; freilich mit vorsicht, da begreiflicherweise die interpola-

toren in dem bestreben sich an den sprachgebrauch der vorliegenden dichtung anzuschliessen besonders formelhafte ausdrücke widerholt haben werden.

In der festschilderung des ersten liedes sind die analogien rein formelhaft: *eine messe sanc : vil michel gedranc* 34*, 1. 2 (vgl. 594, 3. 4), *des wart mit lobe gezieret allez Sigmundes lant* 39*, 4 (vgl. 306, 4. 1320, 4), *diu hôchgezît werte unz an den sibenden tac : pflac* 41*, 1 (vgl. 633*, 1 und Gudr. 48, 1 *diu hôchgezît werte unz an den niunden tac : pflac*). Im übrigen unterscheidet sich der abschnitt wesentlich von darstellungen ähnlichen inhaltes. Der stoff ist ziemlich gleichmässig flüchtig behandelt und ohne eigentümlichkeit, nur werden hier und sonst niemals[1] die fahrenden erwähnt und so hervorgehoben, dass man auf ein besonderes interesse des dichters für sie schliessen kann. Für die gesinnung des dichters ist auch charakteristisch, dass er bei dem erzählen von den geschenken möglichst stark aufträgt.

291*, 4 entspricht 282, 4 und 1287, 4. Der vers gibt der strophe nach dem *hôchgemuoten* im ersten vers einen ungeschickten schluss und ist für eine reminiszenz von 282, 4 zu halten, das der interpolator kurz vorher gelesen hatte.

Die ähnlichkeit von 541* und 814* ist derartig, dass man annehmen muss, es sei derselbe interpolator gewesen, der beidemal Kriemhild noch besonders auszeichnen wolte; auch hatte er offenbar zugleich die absicht, dem 757—819 erzählten einheit der zeit und des ortes zu geben. Jene widerholung muss eine bewusste gewesen sein, denn er entnahm noch aus 542 den dritten vers. — Ein ähnlicher abendlicher buhurd wie 814* begegnet noch 578*, in ähnlicher weise wie dort in eine spannung erregende handlung hineingeschoben. Auch der bau der strophen 814* und 578* ist ganz analog. Der erste vers gibt den abschluss der vorhergehenden handlung, den inhalt des zweiten und dritten verses bildet der hauptgegenstand der strophe, der vierte enthält eine bemerkung über die stimmung der hauptsächlich beteiligten. Zu beachten ist auch, dass 578*, 3 *ir buhurt was sô herte, daz al diu burc erdôz* erinnert an 35*, 2. 3 *der buhurt wart sô starc, daz man erdiezen hôrte palas unde sal.* So bestätigen sich diese athetesen gegenseitig.

Dass 605*—607* eingeschoben sind, hat Lachmann richtig erkant. Da aber der nächtliche kampf ein stück alter dichtung ist, so könten diese strophen vielleicht von dem mitleren dichter herrühren. Lachmann urteilt über 606*: „diese strophe war gut, wenn sie sogleich

1) In B noch 634*, 3.

auf 597 folgte.“ Nun gehärt 597 zu jenem festschilderungen, die wir auf grund der parallelen dem mitleren dichter zugewiesen haben. Auf diesen führen uns aber auch in 606* und 607* die parallelen mit der festbeschreibung im sechsten lied. Und es wäre auch nicht recht zu verstehen, warum unser dichter, wenn er einmal das fünfte lied durchgieng, bei seiner vorliebe für eine breite darstellung eine solche lücke wie die nach 604 gelassen und nicht durch einige hinzugefügte strophen einen vermittelnden übergang geschaffen haben solte. Hatte er also 596. 597 von den kampfspielen des tages im algemeinen gesprochen, so nimt er 606* diesen gegenstand wider auf und geht dann über zum mahl; 605* ist der abschluss, den er dem gespräch gibt; auch 608 möchte ich noch wegen des ähnlichen strophenanfanges im dritten liede für eigentum dieses dichters halten. — Ob nun diese vier strophen volständig ihm gehören, ist freilich zweifelhaft. Verdächtig sind 606*, 4—607*, 3. Zunächst ist die situation unklar: wir fragen, woher die frauen, die doch in den fenstern sassen, kommen und welchen weg sie nehmen, dass die kämmerer wie bei dem fest im dritten liede ihnen die wege frei machen müssen. Sodann ist das führen der frauen durch bischöfe eine ganz vereinzelt stehende etikette. Endlich sind 606*, 3 und 607*, 3 sich so auffallend ähnlich, dass schwerlich ein dichter sich in dieser weise so bald widerholt haben kann. Bei ausscheidung dieser vier verse aber schliesst sich 607*, 4 ohne jede schwierigkeit an 606*, 3 an.

In strophe 633* ist der erste vers formelhaft und deshalb an sich als parallele bedeutungslos, aber nicht die beiden ersten zusammengenommen, denen die formal ganz analoge aber inhaltlich verschiedene stelle 1276, 1. 2 entspricht. Ist deshalb 633* und 1276 von demselben dichter? Lachmann bemerkt zu 630*: „diesem gesetze wird so leicht niemand anmerken, dass es unecht ist.“ Das folgende „hängt genau mit ihm zusammen.“ Nun haben wir die tätigkeit des mitleren dichters schon 605* fg. kennen gelernt. Wie er dort einen übergang hergestelt hat, so ist es seiner tendenz und dem charakter seiner dichtung angemessen, dass er auch einen schluss macht. Die dauer des festes erwähnt er sonst stets, um so weniger wird man 633*, 1. 2 in seiner schilderung vermissen wollen. Dasselbe gilt von dem schenken 634*, das er ebenfals bei den festen, die er erzählt, nie weglässt. Dass diese strophen etwas matt sind, wie Lachmann namentlich hervorhebt, ist hier so natürlich, wo der dichter sich gewissermassen verpflichtet glaubte, noch einen schluss der volständigkeit halber anfügen zu müssen; vor allem ist es nicht zu verwundern, wenn dieselben gegen die vorhergehende lebendige darstellung der älteren dichtung abstechen. —

Auch hier hindern uns mehrere gründe das ganze stück 630*—636* dem mitleren dichter zuzuerkennen. Der abschied komt zweimal vor: 634*, 4 *die hêrren die dar kômen schieden froelîchen dan* und 636*, 4 *sô endete sich diu hôchzît, ez sciet von dannen manic degen.*[1] Nun entsprechen sich 634*, 4 und II 165, 4 *dôs urloup genâmen, si schieden vroelîche dan:* auch dieses in unmittelbarem anschluss an das schenken, wovon ebenso wie hier in den drei ersten versen der strophe gesprochen wird. Die erzählung jener botensendung mit all ihren förmlichkeiten hat aber der mitlere dichter verfasst und wie in 165 muss er auch in 634* seinen schluss gemacht haben. Dieses wird um so zweifelloser erscheinen, wenn wir die nächsten beiden strophen genauer prüfen. Wie ungeschickt hebt nicht schon 635* an: *Und der künic Sîfrit!* Die tausend mannen Siegfrieds können nur die tausend Nibelungen sein, mit denen wir in dem unechten teile von IV bekant geworden sind; sie kommen wider 553* vor, einer interpolation innerhalb der mitleren dichtung: der jüngere dichter hielt es hier wie auch 539*. 571* für nötig sie mit Siegfried zusammen wider anzubringen. Die art und weise des unmässigen schenkens 636* erinnert wider recht lebhaft an I 42*.

Es haben uns also diese beiden untersuchungen über den empfang und die feste darauf geführt, drei stufen für die dichtung unseres Nibelungenliedes anzunehmen. Die mitlere dichtung ist — so viel sich bis jezt darüber urteilen lässt — durch einen dichter vertreten. Dieser hat, was er von älteren Nibelungenliedern vorfand, vereinigt und erweitert. Hierbei hat er nicht bloss seine strophen in kleineren und grösseren komplexen einfach zwischen die alte Nibelungendichtung hineingesezt, sondern auch zuweilen strophen und abschnitte derselben umgearbeitet — zum beispiel im elften lied. Eine genauere scheidung seiner strophen von den älteren liess sich vornehmen im fünften liede, an den stellen, wo wir in den interpolationen zusätze des mitleren dichters erkanten; die weitere durchführung einer solchen scheidung zu versuchen, davon sehe ich begreiflicherweise hier ab, doch wird sich ungefähr bestimmen lassen, wie weit wir von dem durch die bisherigen untersuchungen geschaffenen standpunkt aus einen algemeinen überblick über die ausdehnung der dichtung des mitleren dichters gewinnen können.

Im ersten liede waren nur ganz vereinzelte spuren einer bearbeitung zu erkennen.

1) B erkent das anstössige in dieser widerholung und sucht es zu beseitigen durch die nicht gerade glückliche änderung 636*, 4: *daz wolde Gunther der degen.*

Im zweiten lied wird die darstellung von dem empfang der boten, der ausrichtung der botschaft und dem abschied im wesentlichen dem mitleren dichter gehören, auch bei der erzählung von der ankunft der sieger können wir seine tätigkeit wahrnehmen.

Das dritte lied hat einen durchaus einheitlichen charakter und kann volständig als ein werk des mitleren dichters angesehen werden.

Dasselbe gilt von der fortsetzung des vierten liedes von 496 an.

Der handlung des fünften liedes hat der dichter etwas mehr umfang, zusammenhang und färbung zu verleihen gesucht durch zusetzung von 594—597. 605*. 606*, 1—3. 607*, 4. 608 (?). 630*—634*.

Vom sechsten lied gehört der abschnitt von etwa 677 an bis 757 wol ziemlich volständig hierher. Doch auch das folgende, ein unzweifelhaft alter bestandteil, ist nicht unberührt geblieben. Zu 760 fanden sich zwei parallelstellen, und es sezt 757 voraus. 774—780 zeigt mehrere parallelen und bringt ausserdem einen kleinlichen, aber der gesinnung des höfischen dichters entsprechenden zug in die bedeutende handlung. 787 erinnert formal an III 300 und enthält ein ganz ähnliches motiv: unterbrechung einer auf das gemüt stark einwirkenden handlung durch den gottesdienst, ungeduld der an demselben teilnehmenden und von jener handlung vorwiegend betroffenen person.

Im elften und zwölften liede erkennen wir die bearbeitung besonders bei der sendung Rüdegers,[1] zusammenhängender tritt sie uns entgegen in dem abschnitt 1242—1310, sie erstreckt sich auch noch auf strophen zwischen 1315 und 1320.

Die botschaft im dreizehnten liede hat bedeutende ähnlichkeit mit der im elften, auch sonst lässt sich im einzelnen einwirkung des mitleren dichters bemerken, z. b. 1445.

Das fünfzehnte lied hat in seinem anfang bis wenigstens 1608 eine ziemlich starke bearbeitung erhalten, in XV^b scheint die bearbeitung auf kleinigkeiten sich zu beschränken.

In der beschreibung des empfanges im sechzehnten und siebzehnten liede hat der dichter den überlieferten stoff disponiert, einzelheiten hinzugesezt (z. b. Dankwart 1674), weiter ausgeführt 1742—1755.

1) Auch von strophe 1126* glaube ich jezt, dass sie ursprünglich von diesem dichter herrührte, da eine angabe der art der begrüssung sonst bei ähnlichen situationen nicht fehlt, vgl. 688, 1166, und meist sogar die worte gesezt sind. Dann kann man auch die lesart der handschrift *in zuo dem sedele* (die, wenn 1126* eine reine interpolation wäre, nicht möglich ist) widerherstellen, wodurch der parallelismus mit 1750 noch grösser wird. Wahrscheinlich beabsichtigte der interpolator in 1126* die höfische *zuht* beim grusse noch stärker zu betonen und änderte deshalb an der strophe.

Die schilderung des festes im siebzehnten liede, so wie sie uns in ihrer jetzigen breiten ausführung vorliegt, ist ihm ebenfals zuzuschreiben.

Für die auffassung des wesens der parallelen wird es von wichtigkeit sein, auch in dem nächstverwanten epos, der Gudrun, die teile, die über empfang und feste handeln, durchzugehen und solche stellen aufzusuchen, welche parallelen zu stellen in den hier behandelten abschnitten enthalten. Denn daraus werden wir ein urteil gewinnen können, wie weit die parallelen im Nibelungenliede aus einem algemeinen epischen sprachgebrauche zu erklären sind. Von stellen, welche hierbei in betracht kommen, habe ich folgende gefunden.

G. 15, 1. *Swaz si ir kunden dienen, des was man ir bereit.*
N. 744, 3. *alles des si gerten, des was man in bereit.* vgl. 1755, 3.

G. 16, 3. 4. *dô hôrte man erdiezen manegen buckel rîchen*
von ir schilde stoezen, si kunden einander niht entwîchen.
N. 542, 3. 4. *man hôrt dâ hurtlîchen von schilden manegen stôz,*
hei waz rîcher buckeln vor gedrange lûte erdôz.

G. 40, 2. *allen, die ir (kleider) gerten, den gap man ir genuoc.*
N. 705, 4. *alle die es gerten, den gap man ros und ouch gewant.*

G. 48. *Diu hôchgezît werte unz an den niunden tac.*
swes man mit ritters vuore bî dem künege phlac,
des mohte die varnde diet lützel dâ verdriezen.
die heten arbeite; wan si sîn ouch wolten geniezen.
N. 41*, 1. *Die hôchgezît werte unz an den sibenden tac.*
39*. *Swie vil si kurzwîle pflâgen al den tac,*
vil der varnden diete ruowe sich bewac:
si dienden nâch der gâbe, die man dâ rîche vant.

G. 63. *Die geste wolten rîten, dô sprach diu künigîn:*
jâ sult ir, edele helde, noch hie ze hove sîn,
und lât iu niht versmâhen silber unde golt.
des haben wir ze gebene; wir sîn iu groezlîchen holt.
N. 309. *Er sprach: ir guoten recken, ê ir scheidet hin,*
sô nemet mîne gâbe; alsô stêt mîn sin,
daz ichz immer diene. versmaehet niht mîn guot.
daz wil ich mit iu teilen, des hân ich vesten muot.

G. 65, 4. *der wirt hiez sîner geste schône und güetlîchen phlegen,*
N. 743*, 3. 4: (*Gunther dô bat*) *daz er ir solde pflegen.*
do begunde er daz gesinde harte güetlîchen legen.

G. 66. *Dô lie diu küniginne scheiden manec wîp*
und vil der edelen meide, alsô daz ir lîp
ir gâbe was getiuret. si truogen guot gewant.
diu hôchzît sich endet. ri rûmten Sigebandes lant.

N. 753. *In diu venster sâzen diu hêrlîchen wîp*
und vil der schoenen meide, gezieret was ir lîp.
636*, 4. *sô endete sich diu hôchzît: ez sciet von dannen manic degen.*

G. 179. *Nâch siten kristenlîchen wîhen man dô hiez*
beide zuo der krône. niht lenger man daz liez.

N. 594. *Nâch siten, der si pflâgen und man durch reht begie,*
(1788, 4. *nâch siten kristenlîchen*)
Gunther unde Prünhilt niht langer daz verlie.
697, 2. *niht langer man daz liez* u. ö.

G. 179, 4. *manegen buhurt rîchen sach man dâ von des küneges mannen*
N. 738, 4. *manegen puneiz rîchen man vor den juncfrouwen vant.*

G. 184, 3. 4. *manic rîchiu tjoste wart von in getriben.*
daz sâhen schoene vrouwen. jâ waer daz übele beliben.

N. 541*, 1. 2. *Vil manegen buhurt rîchen sach man dan getriben*
von helden lobelîchen. niht wol waer ez beliben.

G. 187, 2. *von hurte und von dringen was ludem unde dôz*
[N. 883, 1. *sie hôrten allenthalben ludem unde dôz*] [1]

G. 289. *Dô die von Hegelingen wâren hin bekomen*
zuo der Hagenen bürge, dô wart ir war genomen.
die liute wundert alle, von welher künege lande usw.

N. 1117. *Dô die vil unkunden wâren in bekomen,*
dô wart der selben hêrren vaste war genomen.
si wundert, wannen füeren die recken an den Rîn.

G. 968, 1. *Dô sprach der bote biderbe: vrouwe, ir sult sîn ...*
N. 1133, 1. *Dô sprach der bote biderbe: iu enbiutet an den Rîn ...*

G. 972, 1. 2. *Dô suohtens ûz den kisten die aller besten wât,*
die si dâ inne wisten und die ouch iemen hât.

N. 1593, 2. 3. *si suohten ûz den kisten diu hêrlîchen kleit,*
dar inne si begegene den recken wolden gân.

1) Die eingeklammerten stellen gehören nicht zu der darstellung eines empfanges oder festes.

G. 977, 1. 2. *Diu Hartmuotes swester bî zwein vürsten gie,*
dâ si die Hilden tohter vlîziclîche enphie.

N. 1259, 1. 2. *Diu Rüedigêres tohter mit ir gesinde gie,*
dâ si die küneginne vil minneclîch enphie.

G. 984, 1. 2. *Vrô sis dâ heime vunden, daz was michel reht,*
den si erzeigen kunden, ritter oder kneht.

N. 1660, 1. 2. *Dô stuonden von den rossen, daz was michel reht,*
neben Dietrîche ritter unde kneht.

G. 1077, 3. 4. *dô gieng er hin engegene, dâ si si komen sâhen,*
dô gruozte ers vlîziclîchen, dô si im Hilden boteschaft verjâhen.

N. 1746, 3. 4. *er spranc von sîme sedele, als er in komen sach,*
ein gruoz sô rehte schoene von künege nie mêr geschach.

[G. 1310. *Wol mich, sprach vrou Ortrûn, daz ich gelebet hân,*
daz dû bi Hartmuote wilt hie bestân.
dès dînen guoten willen gibe ich dir ze lône
die ich tragen solte, mîner muoter Gêrlinde krône.]

N. 649*. *Wol mich, sprach dô Sigmunt, daz ich gelebet hân,*
daz diu schoene Kriemhilt sol hie gekrônet gân.
des müezen wol getiuwert sîn diu erbe mîn.
mîn sun Sîfrit sul hie selbe künic sîn.

G. 1568, 1. 2. *Vrou Hilde hiez bereiten, sô siz hete vernomen,*
gên ir vil lieben gesten, die ir dâ solten komen.

N. 261*, 1. 2. *In den selben zîten, dô si nu solden komen.*
dô het diu schoene Kriemhilt diu maere wol vernomen.
262*, 3. *von den stolzen recken, die dâ solden komen.*

G. 1587, 1. *Dô si die maget kuste, die andern tete si sam.*

N. 244, 1. *Do enphie er wol die sîne, die fremden tet er sam.*

G. 1589, 3. *sît willekomen, her Sîvrit, ein künec uz Môrlande.*

N. 291, 3. *sît willekomen, er Sîfrit, ein edel rîter guot.*

G. 1591, 3. 4. *dô ez begunde kuolen vor âbende nâhen,*
si biten dâ niht langer. man sach si gegen der herberge gâhen.

N. 556, 1—3. *Vor âbende nâhen, dô diu sunne nider gie*
und ez begunde kuolen, niht lenger man daz lie,
sich huoben gên der bürge manec man unde wîp.

G. 1592, 1. 2. *Vrou Hilte mit ir gesten reit ûf daz velt.*
man sach vor Matelâne hütten und gezelt.

N. 1244, 1. 2. *Dô si über die Trûne kômen bî Ense ûf daz velt,*
dô sach man ûf gespannen hütten unde gezelt,

G. 1610, 4. *ez tete diu vil schoene Hilde mit ir gâbe michel wunder.*
N. 1306, 4. *nu ist hie mit ir gâbe vil manic wunder getân.*

G. 1672, 3. 4. *daz werte vollicliche unz an den vierden tac.*
daz edele ingesinde selten müezic dâ gelac.
N. 633*, 1. 2. *Diu hôchzît diu werte den vierzehenden tac,*
daz in al der wîle nie der schal gelac.

G. 1676, 4. *er und sîne degene gestuonden kleider blôz in kurzen stunden.*
N. 1310, 4. *des gestuont dô vil der degene von milte blôz âne kleit.*

G. 1679, 3. *swaz si haben mohten und iemen an si gerte.*
N. 1310, 3. *swes ieman an si gerte, des wâren si bereit.*

G. 1682, 1—3. *Man sach die von den Stürmen von dem sedele stân*
in sô guoter waete, daz künec noch küneges man
bezzer nie getruogen in deheinen zîten.
1683, 1. 2. *Wate der gap eine alsô guot gewant,*
daz man an küneges lîbe bezzer nie bevant.
N. 1790, 1—3. *Dô naeten sich die recken in alsô guot gewant,*
daz nie helde mêre in deheines küneges lant
ie bezzer kleider brâhten.
1262, 3. 4. *(dô gap diu küniginne) unt alsô guot gewant,*
daz si niht bezzers brâhte in daz Etzelen lant.

G. 1686, 1. 2. *Irolt der liez schouwen willic sînen muot,*
daz im niht erbarmte deheiner slahte guot.
N. 1310, 1. 2. *Ir vriunde und ouch die geste heten einen muot,*
daz si dâ niht ensparten deheiner slahte guot.

Unter diesen stellen aus der Gudrun kommen mehrere kleinere vor, deren ähnlichkeit offenbar durch einen formelhaften epischen sprachgebrauch bedingt ist, daneben steht eine anzahl grösserer, für deren auffallende übereinstimmung diese erklärung nicht ausreichend ist. Man sieht nun leicht, dass sich aus diesen stellen drei gruppen herausnehmen lassen.

1) Str. 15—66 nebst 179—184 (einleitung, 1—4. aventiure).
2) Str. 968—984 (20. aventiure).
3) Str. 1568—1686 (schluss, 30. und 31. aventiure).

Vereinzelt steht 289, ausserdem 1310, welches nicht der beschreibung eines empfanges oder festes angehört. In 1077 ist die ähnlichkeit gering und durch die sache selbst gegeben.

Die parallelstellen, die zur ersten gruppe sich gefunden haben, stehen in liedern des ersten teiles des Nibelungenliedes, nämlich in

I, III, IV^b, V, VI — die parallelen zu N. 1788 und 883 sind viel zu unbedeutend, als dass sie in betracht kämen: bei berücksichtigung derartiger kleinigkeiten hätten sich die beiden tabellen um eine zahllose menge anderer parallelen vermehren lassen. Weil nun die übereinstimmung bedeutenderer stellen sich nur auf einen teil des Nibelungenliedes erstreckt, so lässt sich vermuten, dass wir es in diesem abschnitt vorwiegend nur mit nachahmungen zu tun haben. Und betrachtet man die ähnlichkeit der am auffälligsten übereinstimmenden strophen Gudr. 48 und 63 genauer, so sieht man, dass diese strophen durchaus gleichen inhalt haben, die ähnlichkeit der form aber demgegenüber sehr gering ist, im reim kehrt nur das nicht gut zu umgehende *tac* wider. Eine so bedeutende übereinstimmung des inhaltes bei so geringer ähnlichkeit der form ist aber ein beweis nicht für formelhaften epischen sprachgebrauch, sondern für bewusste nachahmung. Es wird ja auch eine solche für verschiedene teile der Gudrun algemein zugestanden.

Die übereinstimmung in der zweiten gruppe bezieht sich nur auf XI und XV, also wider auf einen kleinen teil des Nibelungenliedes. In der zu jenem abschnitt ebenfals gehörigen str. 964, 3 sagt Hartmut zu Ludwig, der Gudrun ins meer geworfen hat: *taete ez anders ieman, sô zurnte ich alsô sêre.* In der zu XIV, also in die nachbarschaft jener Nibelungenlieder gehörigen str. 1517*, 3 sagt Gernot zu Hagen, der den kaplan in die Donau geworfen hat: *taetez ander ieman, ez solt iu wesen leit.* Für diese übereinstimmung ist keine andere erklärung möglich, als dass der dichter der Gudrun jene stelle des Nibelungenliedes vor sich hatte. Und so erklärt es sich auch, wie aus den benachbarten teilen jene anklänge an das Nibelungenlied in die Gudrun hineingekommen sind, bei denen der dichter dann noch mit besonderer vorliebe seine binnenreime anbrachte.

Auch die parallelen der dritten gruppe lassen uns wider eine beschränkte auswahl aus dem Nibelungenliede erkennen. Diese umfasst — wenn man von der schwachen ähnlichkeit in 1672 absieht — die lieder II, III, IV^b, XI, XII, vielleicht auch noch XVII, was jedoch nicht notwendig ist; die beziehungen finden statt im ganzen nach der reihenfolge der lieder. Das grosse schenken in der 31. aventiure ist in ganz ähnlichem charakter gehalten wie in Nib. XII, nur noch massloser in der Gudrun, dabei ist die am meisten charakteristische strophe N. 1310 am gründlichsten ausgenuzt.

Von den strophen, die noch übrig bleiben, stimt G. 1310 zum teil in der form, volständig aber im inhalt mit N. 649 überein, so dass die nachahmung hier gar nicht zu bezweifeln ist. Ebenso wird dann auch die ähnlichkeit von G. 289 zu beurteilen sein.

Es hat also der lezte oder einer der späteren bearbeiter der Gudrun das Nibelungenlied vor sich gehabt und benuzt. Bei diesem verhältnis der beiden dichtungen dürfen wir auch auf diejenigen parallelen, in welchen eine nachahmung zu sehen nicht ein zwingender grund vorliegt, kein besonderes gewicht legen, da es unmöglich ist zu bestimmen, wie weit im einzelnen nachahmung und epischer sprachgebrauch reichen. Wenn aber bei einer solchen nachahmung die übereinstimmung mit dem Nibelungenliede schon so viel geringer ist als die übereinstimmung im Nibelungenliede selbst, so kann jedenfals der rest solcher parallelen, die tatsächlich aus einem formelhaften epischen sprachgebrauch hervorgegangen sind, nur ein so kleiner sein, dass er nach zahl und beschaffenheit nicht im entferntesten heranreicht an die parallelen innerhalb des Nibelungenliedes, so dass auch ein ganz anderer grund für deren erklärung zu geben ist. Und dieser kann kein anderer sein als die identität des verfassers.

Zum schluss führe ich noch diejenigen lesarten der handschriften B und C an, in welchen der parallelismus der in den beiden abhandlungen gesammelten stellen entweder vermehrt oder vermindert ist. Mag der dichter in dem parallelismus sich selbst oder seinen vorgänger widerholt haben, jedenfals muss diejenige handschrift, welche das original am treusten widergibt, auch den parallelismus am volständigsten bewahrt haben.

Bei der folgenden zusammenstellung wähle ich paare solcher parallelen aus, die sich möglichst nahestehen. Voran geht die stelle, welche in den handschriften im wesentlichen gleich ist: es folgt die, in welcher die eine fassung von der anderen so abweicht, dass der parallelismus verringert oder ganz aufgehoben ist. Für die ersteren stellen lege ich den text von A zu grunde; kleine, für unsern zweck bedeutungslose abweichungen der andern texte zu notieren wird nicht nötig sein.

1. Die handschriften A und B.

Die abweichungen der handschrift A.

AB 81, 4. *daz im daz sagte nieman, daz was Gunthere leit.*
B 377*, 4. *daz er ir niht erkande, daz was Gunthere leit.*
A 377*, 4. *daz er si niht erkande, daz was im waerlîche leit.*

AB 1370, 1. *Inre tagen zwelfen kômens an den Rîn.*
B 1115, 1. *Inre tagen zwelfen si kômen an den Rîn.*
A 1115, 1. *Inre tagen zwelfen si riten an den Rîn.*

AB 1750, 2. *dô schancte man den gesten*
B 1127, 2. *den gesten hiez man scenken.*
A 1127, 2. *den gesten hiez er schenken.*

AB 41*, 1. *unz an den sibenden tac.*
1276, 1. *unz an den vierden tac.*
B 633*, 1. *unz an den vierzehenden tac.*
A 633*, 1. *den vierzehenden tac.*

Die abweichungen der handschrift A an den drei lezten stellen sind so unbedeutend, dass sie es zweifelhaft lassen, welcher schreiber geändert hat. Dass A 377*, 4 eine sehr häufige, besonders am versschluss beliebte formel steht, hat wol seinen grund in einer zufälligen flüchtigkeit des schreibers.

Die abweichungen der handschrift B.

AB 1658, 2. *zuo den sînen hêrren gezogenlîch er sprach.*
A 398, 2. *zuo dem gaste si zühteclîchen sprach.*
B 398, 2. *nu muget ir gerne hoeren, wie diu maget sprach.*
(= AB 1661, 2 — C 398, 2 *diu maget zühteclîche zuo dem recken sprach*).
A 1596, 2. *ze sînen lieben gesten vroelîche er dô sprach.*
B 1596, 2. *Rüedegêr der snelle, wie vroelîch er sprach.*

AB 510, 1. 2. *Die angest lât belîben, iu und den mâgen sîn enbiutet sînen dienest der hergeselle mîn.*
vgl. AB 1133, 2. 1380, 2.
A 519, 1. 2. *Mit frîuntlîcher liebe, vil edel künegîn, enbiutet iu ir dienest er und diu wine sîn.*
B 519, 1. 2. *Iu enbiutet holden dienest er unt diu wine sîn mit vriuntlîcher liebe, vil edeliu künegîn.*

AB 1248, 4. *die vrouwen dienen konden, die heten cleinen gemach.*
vgl. AB 1250, 4. 735, 4. 557, 4.
A 736, 4. *dô sach man vil der recken, der dienen vrouwen dâ niht lie.*
B 736, 4. *dô sach man vil der recken bî ir juncfrouwen stân.*

AB 744, 3. *alles des si gerten, des was man in bereit.*
A 1310, 3. *swes ieman an si gerte, des wâren si bereit.*
B 1310, 3. *swes ieman an si gerte, daz gâben si bereit.*

AB 551, 2. *man sach dâ wol gezieret vil manegen schoenen lîp.*
A 299, 2. *dô was ouch wol gezieret der küneginne lîp.*
B 299, 2. *dô was ouch sô gezieret der küneginne lîp.*

AB 34*, 2. *dô huop sich von den liuten vil michel* (*der* B) *gedranc.*
A 594. 4. *dar kom ouch er Sîfrit: dô huop sich michel gedranc.*
B 594, 4. *dar kom ouch her Sîfrit: sich huop dâ groezlîch gedranc.*

2. Die abweichungen der handschrift C.

AC 76, 3. *und enphiengen die geste in ir hêrren lant.*
A 389, 3. *und enphiengen die geste in ir frouwen lant.*
C 389, 3. *unt enpfiengen wol die küenen in ir frowen lant.*

A 81, 4. *daz im daz sagete nieman, daz was Gunthere leit,*
C 81, 4. *daz in daz niemen sagete, daz was im groezlîche leit.*
A 377*, 4. *daz er si niht erkande, daz was im waerlîche* (*Gunthere* B) *leit,*
C 377*, 4. *dô begunde vrâgen der recke küene unt gemeit.*

AC 394*. *Dô sprach ein ir gesinde: frouwe, ich mac wol jehen,*
daz ich ir deheinen mêre (*ni mêre* C) *habe gesehen,*
wan Sîfride gelîche einer drunder stât.
A 87. *Alsô sprach dô Hagne: ich wil des wol verjehen,*
swie ich nie mêre Sîvriden habe gesehen,
sô wil ich wol gelouben, swie ez darumbe stât.
C 87. *Alsô sprach dô Hagene: als ich mich kan verstân,*
swie ich Sîfriden noch nie gesehen hân,
sô wil ich wol getrouwen, swie ez sich gefüeget hât.
A 1118*, 1. *ich hân ir niht gesehen*
C 1118*, 1. *nu lât mich si sehen.*

AC 1600, 3. *über al die knehte, si heten guot gemach.*
A 127, 3. *Sîfrides knehten, man schuof in guot gemach.*
C 127, 3. *Sîvrides knappen, man schuof in guot gemach.*

AC 1115, 1. *Inre tagen zwelfen si riten* (*si kômen* C) *an den Rîn.*
A 1370, 1. *Inre tagen zwelfen kômens an den Rîn.*
C 1370, 1. *Inre tagen zehenen si kômen an den Rîn.*

AC 1370, 4*. *dâ koemen boten vremde. Gunther dô vrâgen* (*vr. dô* C) *began.*
A 1115, 4*. *dâ koemen vremde geste. der wirt dô vrâgen began.*
C 1115. 4*. *dâ koemen hôhe geste. der wirt dô vrâgen began.*

AC 734*, 1. *Sîfrit wart enphangen, als im daz wol gezam.*
A 1126*, 2. 3. *Gunther unde Gêrnôt vil flîzeclîch enphie*
den gast mit sînen mannen, als im wol gezam.
C 1126*, 2. 3. *Gêrnôt dô niht enlie,*
ern enphienge in ouch mit êren unt alle sîne man.

AC 822. *Die boten er dô gruoste und hiez si sizen gân.*
einer sprach darunder: hêrre, lât uns stân,
unz wir gesagen (g. diu C) maere, diu iu enboten sint.
A 689. *Erloubet uns die botschaft, ê wir sizen gên:*
uns wegemüede geste, lât uns die wîle stên.
wir suln iu sagen maere, waz iu enboten hât.
C 689. *Si bat in zuo zir sitzen, er sprach: wir suln stên,*
erloubet uns die boteschaft, ê daz wir sizen gên,
unt hoeret disiu maere, waz iu enboten hât.

AC 142, 1. 2. *Welt ir, künec, erlouben, daz wir iu maere sagen,*
diu wir iu dâ bringen, son sulen wir niht verdagen.
A 1131, 2—4. *und mac daz sîn getân,*
daz ir mir, fürste, erloubet, sô wil ich niht verdagen
diu maere, diu ich bringe, sol ich iu willeclîchen sagen.
C 1131, 2—4. *lât mich urloup hân*
ze sagene solhiu maere, darumbe ich bin gesant
von deme künec Etzel her zuo der Burgonden lant.

AC 142, 2. 503, 1. 677, 2. *niht verdagen.*
A 1130, 1. *niht verdagen.*
C 1130, 1. *niht langer dagen.*

A 510, 1. *Die angest lât belîben, iu und den mâgen sîn*
C 510, 1. *Iu edeln recken beiden unt al den mâgen sîn*
AC 510, 2. *enbiutet sînen dienest der hergeselle mîn.*
A 519, 1. 2. *Mit friuntlîcher liebe, vil edel künegîn,*
enbiutet iu ir dienest er und diu wine sîn.
C 519, 1. 2. *Sie enbietent iu ir dienest mit triwen in daz lant,*
vil rîchiu küneginne, daz tuon ich iu bekant.

AC 1171, 3. 1380, 3. 1748, 4. *her in ditze lant.*
A 510, 4. *mit maeren her in iwer lant.*
C 510, 4. *daz ich iu diu taete bekant.*

AC 1171, 4. *er hât nâch iwer minne vil guote reken (degene C) her gesant.*
A 1748, 4. *si hât iu boten manegen hin ze Rîne gesant.*
C 1748, 4. *si hât in grôzen triuwen vil dicke mich umbe iuch gemant.*
AC 540, 4. *dâ gewan einander künde vil manic rîter unde meit.*
A 1255, 4. *si gewunnen maneger künde, die in vil vremde wâren ê.*
C 1255, 3. 4. *ir süeziu ougenweide brâht in hôhen muot,*
den wîben sam den mannen, als es noch vil dicke tuot.

AC 1248, 4. *die vrouwen dienen konden, die heten cleinen gemach.*
C *die muosen lîden ungemach.*
A 736, 4. *dô sach man vil der recken, der dienen vrouwen dâ niht lie.*
C 736, 4, *dô sach man vil der degene mit zühten bî den frowen stân.*

AC 747, 4. *dâ wart vil voller dienest mit grôzem flîze* (*willen* C) *getân.*
A 1250, 3. 4. *dâ wart vil unmüezec manic edel man:*
den vrouwen wart dô dienest mit grôzen flîze getân.
C 1250, 3. 4. *mit dienste was unmüezec dâ vil manec man,*
der wart den schoenen frouwen mit grôzem vlîze getân.

AC 527, 4. *disiu starke hôchgezît huop sich vil froelîchen an.*
A 1302, 4. *des küneges hôchgezîte huop sich vil froelîchen an.*
C 1302, 4. *sich huop mit grôzen êren des küneges hôchgezîten an.*

AC 281, 1. *Iâ lûhte ir von ir waete vil manic edel stein.*
A 531, 2. *in lûhte von den zoumen vil manic edel stein.*
C 531, 2. *ouch lâgen an den zoumen vil mancc edel stein.*

AC 780, 1. *Ob ieman wünschen solde, der kunde niht gesagen.*
A 281, 3. *ob ieman wünschen solde, der kunde niht gejehen.*
C 281, 3. *swer sô wünschen solde, der enkünde niht gejehen.*

AC 270, 1. *An einem pfinkstenmorgen sach man für gân.*
A 532, 1. *Sehs und ahzec vrouwen sach man für gân.*
C 532, 1. *Sehs und ahzec frouwen hiez man komen dan.*

AC 1811, 3. *si wolden kurzwîle mit den Burgonden* (*gesten* C) *hân.*
A 307, 2. *si wolden kurzewîle mit dem gesinde hân.*
C 307, 2. *si wolden kurzwîlen mit des küneges man.*

AC 299, 2. *dô was ouch wol* (*sô* C) *gezieret der küneginne* (*Kriemhilde* C) *lîp.*
A 775, 4. *dô wart ouch wol gezieret der schoenen Kriemhilde lîp.*
C 775, 4. *ze wunsche wart gekleidet der schoenen Kriemhilde lîp.*

AC 748, 3. 4. *swannen si dar kômen, der wirt in willen truoc.*
in güetlîchen êren (*mit vil grôzen zühten* C) *man gap in allen genuoc.*
A 1674, 3. 4. *daz er ir wol pflaege und in gaebe genuoc.*
der helt von Burgonden in allen holden willen truoc.
C 1674, 3. 4. *daz er ir vollecliche mit spîse solde pflegen.*
daz tet dô willeclîche mit triwen der vil küene degen.

A 594, 4. *dar kom ouch er Sîfrit: dô huop sich michel gedranc.*
C 594, 4. *ouch kom der hêrre Sîvrit: sich huop dâ groezlîch gedranc.*
A 34*, 2. *dô huop sich von den liuten vil michel gedranc.*
C 34*, 2. *dô wart von den liuten vil michel der gedranc.*

AC 753, 1. *In diu venster sâzen diu hêrlîchen wîp*
A 1807, 1. *Kriemhilt mit ir vrouwen in diu venster gesaz.*
C 1807, 1. *In des sales venster Kriemhilt gesaz.*

AC 529, 2. *dô huop sich ungemach.*
1246, 3. *si pflâgen rîterschefte, daz sach vil manic meit.*
A 757, 1—3. *Vor einer vesperzîte huop sich grôz ungemach,*
daz von manegem recken ûf dem hove geschach.
si pflâgen rîterschefte durch kurzwîle wân.
C 757, 1—3. *Vor einer vesperzîte man ûfem hove sach*
ze rossen manigen recken: hiuser unde dach
was allez vol durch schouwen von liuten überal.

A 246, 3. *daz volk erbeizte nidere für des küneges sal.*
710, 3. 4. *do erbeizten si zetal*
von rossen und von moeren für den Guntheres sal.
1831, 2. *die künege und ir gesinde erbeizten für den sal,*
C 246, 3. *si stuonden von den rossen nider für den sal.*
710, 3. 4. *dô stuonden si zetal*
nider von den moeren für den Guntheres sal.
1831, 2. *die Guntheres recken erbeizten über al.*

A 607*, 4. *in volgte an daz gesidele vil maneger waetlîcher man.*
745, 4. *dô gie mit im ze sedele vil manic waetlîcher man.*
C 607*, 4. *in volgte zuo dem sidele vil manec recke wolgetân.*
745, 4. *mit im gie ze tische vil manec waetlîcher man.*

AC 760, 1. *Dô sprach aber Kriemhilt: (nu* C) *sihestu wie er stât.*
A 685, 1. *Si sprach zuo dem künege: sehet ir, wâ si stênt.*
C 685, 1. *Si sprach zuo dem künege: ir sult ûf stên.*

AC 282, 4. *des wart (vil* C) *wol gehoehet vil maneges heldes (den zieren heleden der* C) *muot.*
A 1287, 4. *des wart vroun Kriemhilde vil wol gehoehet ir muot.*
C 1287, 4. *des wart der küneginne ein teil gesenftet der muot.*

Strophen, die einen parallelismus nur in der form, wie sie B oder C geben, enthalten, habe ich nicht gefunden. Plusstrophen, welche einen neuen parallelismus ergeben, sind nicht beweisend, da die interpolierenden schreiber sich möglichst eng an die form des originals anzuschliessen suchen. Ich habe von solchen bemerkt:

B 519, 7. 8. *dem boten dirre maere, diu ir dâ wâren komen.*
dô was ir michel trûren unde weinen benomen.

AB 222, 3. 4. *dirre lieben maere, diu in dâ wâren komen.*
dâ wart von edelen frouwen michel frâgen vernomen.

B 554, 5. 6. *Dô sprach der hêrre Gêrnôt: diu ros lâzet stân,*
unz ez beginne kuolen.

AB 321, 1. *Dô sprach der starke Sîfrit: sô lât diu ros stân.*
B*: diu ros diu lâzet stân.*

Schon 556, 2 kehrt *unt ez begunde kuolen* wider.

Man ersieht aus diesem vergleich der parallelstellen in den drei handschriften, wie schon B den parallelismus nicht immer ganz rein bewahrt, wie ihn vollends aber C an den meisten stellen durch wilkürliche änderungen vermindert, zum teil sogar beseitigt hat.

Von varianten derjenigen Nibelungenstellen, welche parallelen zur Gudrun haben, sind hier anzuführen:

G 66, 4. *diu hôchzît sich endet, si rûmten Sigebandes lant.*
A 636*, 4. *sô endete sich diu hôchzît, ez sciet von dannen manic degen.*
B 636*, 4. *sus endet sich diu hôchzît, daz wolde Gunther der degen.*

G 40, 2. *allen, die ir gerten, den gap man ir genuoc.*
A 705, 4. *alle die es gerten, den gap man ros und ouch gewant.*
C 705, 4. *die si dô füeren wolden, den gap man ros unt ouch gewant.*

G 48, 2. *swes man mit ritters vuore bî dem künege phlac,*
A 39*, 1. *Swie vil si kurzwîle pflâgen al den tac.*
C 39*, 1. *Solcher kurzewîle si pflâgen al den tac.*

G 968, 1. *Dô sprach der bote biderbe.*
A 1133, 1. *Dô sprach der bote biderbe.*
C 1133, 1. *Dô sprach der bote hêre.*

G 1591, 3. *dô ez begunde kuolen vor âbende nâhen.*
A 556, 1. 2. *Vor âbende nâhen, dô diu sunne nider gie*
und ez begunde kuolen.
C 556, 1. 2. *Vor der vesperzîte, dô diu sunne nidergie*
unt ez begunde kuolen.

MÜHLHAUSEN IN THÜRNIGEN. E. KETTNER.



KLEINE NACHTRÄGE ZU OTFRID.

1. Zur **längenbezeichnung der vocale** ist ein anfang gemacht an einigen stellen der Wiener Otfridhandschrift. Die zeichen nämlich, welche von späterer hand über viele verse der kapitel I, 23 und II, 3 gesezt sind (vgl. meine einleitung zu Otfrid § 22) sind teils dünne accentstriche, teils aber — was zuerst Scherer bemerkte — die fein und dünn gezogenen buchstaben *c* = *celeriter* und *t* = *tenere* oder *trahere*. Jenes *c* steht teils über kurzen, teils über langen unbetonten oder nur den nebenton tragenden silben (so über dem *i* in *kráftlicho* I, 23, 34 und *úrdeile* I, 23, 38); dieses *t* aber nur über langen und zugleich betonten und von alter hand schon vorher rhythmisch accentuierten silben. Ich erkenne dieses *t* deutlich über dem *i* von *ílet* I, 23, 28 (hier ist es aus *c* corrigiert), über dem *u* von *kúsgo* II, 3, 24 und über dem ersten *o* von *kóson* II, 3, 29. Nur für die erste dieser drei stellen hat schon Piper das *t* angegeben; an den beiden anderen anderen hat er wie Graff und Kelle es nicht von dem als „häkchen“ bezeichneten *c* unterschieden.

Doppelschreibung der vocale zur bezeichnung ihrer länge findet sich in *V* nur einigemal beim zweiten schreiber (s. meine einleitung § 5).

2. In der stelle:

V, 20, 25 *thie sélbe irstantent álle* *fon thes líchamen falle* . .;
29 *mit themo sélben beine,* *ándere nihéine,*
30 *mit fléisge joh mit félle,* *thoh er ío ni wolle*

ist *andere niheine* nicht, wie ich Synt. II § 256 b vermutetete, als instr. sing. des neutrums, sondern als nom. pl. masc. anzusehen. Beweisend ist dafür — worauf mich herr prof. Schade freundlichst hinwies — die von mir nur unvolständig angeführte bibelstelle, welche der ausführung Otfrids zu grunde liegt und von ihm nur aus der ersten person in die dritte und aus dem individuellen sing. (der aber 30 b wider auftaucht, vgl. Synt. II § 50) in den algemeineren plural umgesezt ist. Es heisst nämlich in der Vulgata Hiob 19, 25 *in novissimo die de terra resurrecturus sum,* 26 *et rursum circumdabor pelle mea et in carne mea videbo deum meum,* 27 *quem visurus sum egò ipse, et oculi mei conspecturi sunt, et non alius.*

Danach erkläre ich jezt auch II, 17, 4 *eine* als nom. plur. masc., wobei dann *sie* . . . *eine* vielleicht zu übersetzen ist: *sie vereint, sie allesamt.* Vielleicht aber heisst es auch hier: *sie allein*, vgl. den dem sinne nach ähnlichen vers II, 9, 4, wo der nom. plur. *einon* in schwacher flexion mit *wir* verbunden ist. Eine abschwächung der instrumentalendung *-u* in *-e* ist danach bei Otfrid nirgends anzunehmen.

KÖNIGSBERG. OSKAR ERDMANN.

DER DRAMATIKER THOMAS BIRCK.

M. Thomas Birck (nicht „Birken“ oder „Bircken“, wie Kurz 2, 112 und Gervinus 3[5], 134 schreiben), war pfarrer zu Untertürkheim in Würtemberg, nach Scherer in der Allg. Deutsch. Biographie 2, 657 auch an anderen würtembergischen orten, die nicht genant werden. Als zweiter pastor seit der reformation ist er auf der kirchentafel in Untertürkheim aufgeführt, und verwaltete das pfarramt daselbst 1585—1601. Er gehört zu den dramatikern des 16. jahrhunderts, welche die deutsche litteratur mit einer reihe fast ungeniessbarer dramen bereichert haben. Er verfasste zwei komödien, von denen die eine gegen die gottvergessenen doppelspieler gerichtet ist, die andere einen ehespiegel darstelt. Wenn auch diesen dramen ein biblischer stoff nicht zu grunde liegt, wie dies bei den meisten dramen des 16. jahrhunderts, besonders der reformationszeit, der fall ist, so tragen sie doch einen durchaus geistlich-religiösen charakter. Die erstgenante komödie ist aus einer predigt des streng lutherischen pastors hervorgegangen, sie solte seine pfarrkinder vor dem unglückseligen doppelspiel und seinen übeln folgen ernstlich warnen; ebenso ist die zweite komödie im lehrhaften ton geschrieben und mit auszügen aus Luthers schriften am rande begleitet. Beide komödien tragen die schwächen der schauspiele jener zeit an sich, eine scene reiht sich an die andere, ohne dass die handlung merklich fortschreitet. Die charakteristik der in menge auftretenden personen ist nicht scharf, „das wirkliche leben ist trocken abgeschrieben, als gelte es einen amtsbericht.“ Schon Gottsched Nötiger Vorrat 1, 125 und 139 führt beide dramen Bircks an, wenn auch ungenau. Dies veranlasste Freiesleben Nachlese s. 17 eine genauere beschreibung des ersten spieles zu liefern. Kurz und Gervinus kennen nur das erste spiel, Goedeke, wie es natürlich ist, beide.

Birck tritt übrigens ganz selbständig auf. Ein ähnlicher stoff, wie ihn das spiel von den doppelspielern bietet, ist von andern gar nicht bearbeitet worden. Als ein ehespiegel galt vielen die heirat des Isaak und der Rebekka, ein stoff, der sich durch seine dramatische gestaltung sehr empfahl; er wurde von Hans Tirolf 1539, Petrus Prätorius 1559 und Thomas Brunner 1569 bearbeitet. Eine ehrenfackel des ehelichen lebens schrieb 1586 Johann Schuward, einen heiratsspiegel, aber auch aus anlass der hochzeit Isaaks und Rebekkas, 1600 Johann Bütow.

Eine analogie bieten die dramen vom Knabenspiegel, über welche ich im „Drama vom verlornen Sohn“ s. 45 fg. und in Schnorrs Archiv

10, 168 fgg. gesprochen habe. Hier füge ich noch Johann Rassers christliches spiel von der kinderzucht (Bern 1573) hinzu.

Ausser den beiden dramen schrieb Birck noch eine „Adlerspredig, darinnen die art vnd eigenschaft deß Adlers auß H. Göttlicher Schrifft vnd andern bewehrten Scribenten, dem H. Röm. Reich zu täglicher Lehr, Trost und Warnung richtig zusamen gezogen sindt." Tübingen 1590. 4. (Cless 2, 127. Goedeke 1, § 149, 292.) Ferner gab er „D. Johann Habermans Bettbůchlin, Gesangsweise," Strassburg 1595. 12. heraus, indem er die vorrede so unterzeichnet: „M. Thomas Birck, Pfarrherr zu Vndern-Türckheim inn Württenberg" und weiter bemerkt: „So habe ich offt ... gewünschet, dass doch einer vff die Ban keme, der ... bemeltes Büchlein, in reumen zu betten vñ zu singen begreiffet ... Habe demnach mich gesetzt, vnnd es ... in sein gepůrende Syllabische Mensur begriffen ..."

Goedeke macht mit recht darauf aufmerksam, dass Thomas Birck vielfach mit Sixt Birck und Sigmund von Birken verwechselt werde. Sixt Birck aus Augsburg, 1500—1554, ist „der erste gelehrte pädagog, der deutsche dramen verfasste." Susanna (1532), Beel (1535) schrieb er als schulmeister in Kleinbasel, Zorobabel (1538), Ezechias (1538), Joseph (1539) und Judith (1539) in Augsburg. Dieser Sixt Birck, der sich besonders in seinen zahlreichen lateinischen dramen Xystus Betulejus (nicht Systus B. oder Sixtus Betulius) nante, heisst bei Kurz 2, 110 Sixt von Birken, bei Gervinus 3^5, 123 Sixtus von Birken.[1]

Endlich ist Sigmund von Birken, 1626—1681, der eigentlich Betulius hiess, bekant als mitglied des Pegnitzordens, ein „öder geschraubter dichter."[2]

Wir lassen jezt eine charakteristik und inhaltsangabe der beiden Birckschen dramen folgen.

Comoedia. | Dariñen den Gotts- | uergeßnen Doppelspilern, zu ewiger | Abschew, vñ den Gwissenhafftigen Kurtzweilern zu denck- | würdiger Erinnerung, die Würffel vnnd Karten, sampt deren Farben, Gleich, Hochzeit, Tantz, Munten, Trumphen, letste Löß, vnd Kreiden, auß heiliger Göttlicher Schrifft gründlich erklärt, mit nam- | hafften Exempeln, auß ettlichen ansehenlichen | Scribenten bestettigt, | vnd darneben der Welt Lauff, in al- | len dreien Ständen, in Lehr, Wehr vnd Nehr- | stand nach jetzo der zeit schwebenden Lastern, vnd jhnen entgegen gesetz- | ten Tugenden

1) Bei Goedeke ist im register „Birk S., 134, 202" zu streichen und I, 134 ist Birck (st. Birk) zu schreiben. — Er studierte in Erfurt und Tübingen. „Sixtus Birk de Augusta studens Erford" lautet die inscription in Tübingen zum 19. april 1522 (Urkunden zur Gesch. der Univ. Tüb. s. 625).

2) Bei Goedeke ist im register 464 (st. 363) zu schreiben.

(in massen das folgende Alphabet Register pünct- | lich berichtet) durch schimpff vnd ernst, lustig vnd | lehrhafft, mit eingesprengt, | Vnnd zu end, gedachter Karten, Würffel vnnd | Kreiden außlegung, in ein Geistlich Lied, auff vilen Melo- | dien zusingen, richtig begriffen ist. | Durch | M. Thomam Bircken, Pfarrern zu Vndertürck- | heim, im Fürstenthumb Würtemberg. | Vbersehen vnd approbiert, von der Theologischen | Facultet zu Tübingen. | Getruckt zu Tübingen, bey Georgen | Gruppenbach, im Jar, 1590. 20 u. 164 gezählte Seiten. 4°. — In Wolfenbüttel, Berlin, Bonn, Zürich.

Widmung mit dem datum des 1. januar 1590 an die herzogin Ursula von Würtemberg und Theck. Der verfasser bemerkt, dass schon viele komödien geschrieben seien, sowol von heidnischen autoren, als von scribenten der heiligen schrift. Auch sein lehrer zu Tübingen, Aegidius Hunnius, damals professor in Marburg, habe komödien verfasst. Aus der bibel würden besonders die geschichten der Judith, des Tobias und der Susanna wegen ihres dramatischen stoffes als geeignet empfohlen. Er habe die vorliegende komödie zunächst für seine pfarrkinder geschrieben, sie mit ihnen eingeübt und von ihnen öffentlich aufführen lassen. Der mehrfach ausgesprochenen bitte, seine komödie durch den druck zu veröffentlichen, habe er endlich nachgegeben, in der hofnung, dass diese seine geringe arbeit Gott zur ehre, den einfältigen zur lehre und den epikuräischen verächtern zum zeugnis über sie gereichen möge. Wenn er oft streng auftrete, so wolle er doch niemandes stand oder beruf höhnisch anzapfen, sondern nur den heuchlern und epikuräern ihre sünde zu erkennen geben.

Der widmung folgen 1) ein lateinisches aus 25 distichen bestehendes epigramm des M. Michael Beringer aus Ulbach, 2) eine lateinische aus 52 distichen bestehende elegie des M. Ulrich Bollinger aus Wangen. Sodann folgt das verzeichnis der „Personen der Comödien, welcher Namen samentlich (in massen die angehengte verzeichnuß besaget) auß heiliger Schrift gezogen sind." Dasselbe endet mit der nota: „Ob gleich dise Comödien in die 82. Personen begreifft, noch kan sie leichtlich, durch verenderung der Kleider, vnder den Tapeten, mit 30. oder 40. personen gehalten werden." Hierauf folgt das „Register Allerhand nutzlicher Lehrpuncten, die beneben der Hauptsach disen Comödien eingeleibet sind."

Herold gibt einen summarischen inhalt der komödie von der spielsucht, nachdem er bemerkt, wie der verfasser seine „Predigt" vom würfel- und kartenspiel in ein spiel gefasset und mit den lieblichen worten der heiligen schrift begleitet habe.

Er hat die Würffel vnd die Kart
Vns schön gemalt auß Gottes Gart,
Mit Bundfarb Blümlen wol geziert
Vnd damit vns das Hertz gerhürt,
Daß wir jhn freundtlich betten hon,
Er wöll sich nicht verdriessen lon,
Sein Predigt vns machn zum Spil,
Ob doch wir dadurch jhre vil
Möchten von der Vnart bekehren
Vnd sie die rechte Kurtzweil lehren.

Es verlohnt sich kaum der mühe, den inhalt des stückes nach massgabe der einzelnen scenen der drei acte anzugeben. Es handelt sich überall um den nachweis der verderblichen wirkungen des spielens und um die bestrafung der spieler. Da jedoch einzelne momente angeführt werden müssen, welche die spur einer dramatischen entwickelung erkennen lassen, so mag eine kurze darlegung des inhalts folgen.

I, 1. Loth und Noe klagen über das laster des spielens und wünschen, dass Cain, Cham, Demetrius, Esau und Barrabas sich des spielens enthalten. Auch Tobias und Sirach raten dazu, aber jene halten ihre rede für spott, bis Leviathan, der spielteufel, ihnen den Cham entreisst und der hölle zuführt. — Das spielen sei abgötterei, sagt Loth:

Dauon Sanct Paulus uns abtreibt,
Da er an die Corinther schreibt:
Werdt nicht Abgöttisch, wie da was
Mancher des Volcks, so nidersaß
Zu essen, trincken ohne zil
Vnd stund dann auff, eylt zu dem Spil.

Beim spielen sei das ganze höllische gesinde beteiligt, sagt Tobias.

Der Bscheißteuffel, da man betreugt,
Der Lügenteuffel, da man leugt,
Der Zornteuffel, da man ergrimpt
Vnd Gott den Außzug nicht annimpt,
Der Fluchteuffel ist auch nicht weit,
Da mancher mehr Gottsflüch außspeit,
Dann Augen auff den Würffeln sein.
Der Zanckteuffel kompt auch darein,
Den Schmächteuffel er mit sich bringt,
Der Mordteuffel sich auch eindringt,
Da man einander offt entleibt,
Wie geschehen ist vor diser zeit.

Zu Wittenberg in Sachsen habe ein metzgerknecht seinen mitspieler erstochen, er habe dies mit seinem kopfe büssen müssen.

2. Leviathan legt ein kartenspiel auf. Trotz der warnung Sirachs wird von Cain, Esau und Barrabas das spielen fortgesezt und als eine löbliche handlung gepriesen.

3. Leviathans kartenbilder (Baner, Vnder, Ober, König, Saw, Hertzfarb, Laubkart, Schellenkart, Eichelkart) kämpfen gegen Sirachs kartenbilder.

II, 1. Die spieler setzen ihr spiel fort, bis Barrabas all sein gut verloren hat. Um seinen verlust zu decken, stiehlt er einem dienstknecht Onesimus einen degen, rock und hut, wird aber beim diebstahl ertapt und gefangen gesezt. Seine mutter Thecuitis sucht die richter zu bestechen und wird von ihnen an die ehefrauen gewiesen, die das versprechen abgeben, bei ihren ehemännern ein gutes wort einzulegen.

2. In der gerichtssitzung, die unter dem vorsitz des amtmanns Felix gehalten wird, sprechen einige der 12 richter zu gunsten des angeklagten Barrabas; besonders suchen ihn die von der mutter des angeklagten bestochenen richter zu retten. Der richter Tertullus erzählt die geschichte von des esels schatten, die Demosthenes den athenischen richtern vortrug, um ihre aufmerksamkeit zu fesseln. Schliesslich setzen die strengen richter die verurteilung des Barrabas durch, der überdies auch eines kirchendiebstahls bezichtigt wird. Als die mutter sich für ihn verwendet, beisst er ihr die nase ab und nachdem der caplan Silas von ihm mit seiner geistlichen tröstung abgewiesen ist, wird er durch den scharfrichter Doeg gehenkt. Auch Doeg lässt eine warnung an die spieler ergehen.

So seht ihr Gesellen wie es geht,
    Wann einer nicht vom Spiel absteht,
Hat daruor weder rast noch ruh,
    Mit Gwalt will sein ein Oberbu,
So muß er oben in meim Hauß,
    Das da kein Tach hat, sehen hrauß.
Das laßt euch nu ein warnung sein,
    Ihr seit gleich groß oder klein.
Dann ich weiß ewer noch gar vil,
    Welche ich zwar nicht nennen will,
Die raßlen offt ohn alle schew.
    Nu solchen will ich den Spilbrey
Auch noch mit hencken streichen ein.

Zum erstaunen aller fält der dieb vom galgen und während noch der amtmann zur verfolgung des entlaufenen Barrabas auffordert, wird dieser vom teufel ergriffen.

3. Barrabas klagt in der hölle. Der pharisäer Simon wünscht, dass die obrigkeit alles spielen verbiete, aber Sirach erklärt, dass nicht jedes spiel insgemein unrecht sei, sondern nur dann, wenn es im übermass getrieben würde.

III, 1. Würfel und sämtliche kartenbilder treten nach einander auf, indem sie heilsame lehren aus der heiligen schrift vortragen. Die 12 kartenbilder sind: Dreyle, Viere, Fünffe, Sechse, Sibne, Achte, Neune, Baner, Vnder, Ober, König, Saw. Dann kommen die vier farben: Laub, Hertz, Schellen, Eychelen; dann das Gleich (zwei Oberbuben), die Hochzeit (König und Ober), der Tanz (Vnder, Ober und König), die Kreid, das Munten und Trumphen, endlich die letste Läß.

2. Dina klagt bei Abigail, ihrer nachbarin, über ihren mann, der, anstatt ihr schöne kleider zu kaufen, das geld verspiele. Als sie ihren mann mit Nabal, Abigails mann, beim kartenspiel trift, eifert sie so stark gegen ihn, dass sie ihn zulezt prügelt. Dafür aber wird sie trotz der bitten ihres ehemanns und ihrer kinder vom eheteufel Asmodi geholt. Dinas knäblein spricht immer in demselben reim:

Ach mein hertzliebes Vatterlein,
  Sey nicht so gar härt wie ein Stein,
Errett doch von der grossen Pein
  Vnser hertzliebes Mütterlein,
Ob sie schon nicht ist Engelrein,
  Noch muß sie uns viel lieber sein,
Dann ein Stieffmutter, die stürmpt hrein
  Unberdig, gleich wie ein wild Schwein,
Vnd schneidt den Kindern das Brot zklein.
  Darumb so sih mit gnaden drein usw.

In der hölle bittet Dina, dass man ihre gespielen, die ihr an worten und taten gleich seien, warnen möge.

3. Der könig lässt durch seinen boten Cusi ein mandat ergehen, dass alle frauen, durch das beispiel der Dina gewarnt, ihren mann in ehren haben sollen. Der bote wird aber verspottet und kehrt mit blutigem gesicht und zerrupftem bart zurück. Darauf zeigt der könig an, wie sich junge gesellen und männer der bösen weiber halber halten sollen, damit es ihnen wolgehe.

Der herold beschliesst das spiel mit einer ermahnung.

Zulezt folgt ein lied, bestehend aus 60 strophen zu je 7 zeilen, „darinnen die Karten, Würffll und Kreiden, nach laut der Comödien,

mit heiliger Schrifft kürtzlich erklärt vnd in siben Melodien zu singen, richtig gestellet ist, durch M. Thomam Bircken, Pfarrern zu Vndtrtürckheim.“ Die erste strophe lautet:

Sanct Jacob der Apostel
Schreibet hell, klar und frey
Vnd in seiner Epistel,
Wann jemand guts muts sey,
Soll er zu Gottes Lob vnd Ehr
Ihm selbs vnd seinem Nächsten
Was nutzlichs singen her.

Str. 59 und 60: Nicht also ists gewesen.
Drauff beschleuß ich dises Gesang,
Gott geb daß wir genesen,
Die Lehr zu Hertzen gang
Den Doppelspielern, vnd daß sie
Das vbermachte raßlen
Abstellen spat vnd frü.

Ja daß wir all bedencken,
Die rechte maß vnd zil,
Damit wir nicht versencken
Zur Hellen durch das Spil,
Sonder mit Gottes Engelein
Dort ewig mögen spilen:
Wers gert, sprech Amen fein.

Die sieben Melodien sind:

1. Hilff Gott, daß mir gelinge, du edler Schöpffer mein.
2. Die Sonn die steht am höchsten, die Welt hat sich verkehrt.
3. Ach Gott wie wol ist denen, den jhr Leib eigen ist. Die Histori vom Joseph in Egypten.
4. Merckt auff, was will ich singen, hört zu jhr lieben Leut. Die Legend vom Abgott Bel.
5. Frisch auff vnd thu frolocken, du gantzes Würtenberg.
6. Ich stund an einem morgen, heimlich an einem ort.
7. Es nahet sich gehm Sommer vnd singen die Vögelein.

Ehespiegel. | EIn sehr lustige vnd | lehrhaffte Comedi, darinnen an- | gezeigt würdt: Wie die Eltern jhre Kinder auffziehen | vnd verheyraten: Vnd welcher massen das jung Gesind, beides im ledi- | gen Stand, vnd hernach in wehrender Ehe sich | verhalten solle. | Auß dem lebendigen kräfftigen Wort Got- | tes, den Schrifften Lutheri, vnd andern guten Bü- | chern gezogen, mit schönen Sprüchen vnd

Exempeln geziert: Vnnd allen ehr- | liebenden einfältigen Hertzen zu nutzlicher Vnderweisung, wider allerhand jetzo der zeit | einreissenden | vnnd hierinnen benambsten Vbelstand, von einem Lieb- | haber der Gottseligkeit richtig gestellt .... Tübingen, bey Georgen Gruppenbach. | ANNO M. D. XCVIII. 260 s. 4°. — In Berlin, Celle, Oldenburg, Wolfenbüttel. (Die von Goedeke 1, 323 angeführte ausgabe von 1593 habe ich nicht eingesehen.)

Der professor der theologie zu Jena, Georg Miller (Mylius), schickt s. 1. 2 dem umfangreichen werk eine kurze vorrede voraus, in welcher er den Ehespiegel des herrn M. Thomas Birck allen lesern warm empfiehlt und den wunsch ausspricht, dass derselbe von vielen fleissig besichtigt und in städten und flecken den leuten vor augen gehängt werde, damit jung und alt ermahnt würden, sich viel und oft zu bespiegeln. S. 3—5 folgt ein griechisches epigramm des Tübinger professors Martin Crusius (Kraus) vom 4. mai 1598 *εἰς τὸ γαμικὸν κάτοπτρον κυρίου Θωμᾶ Πιρκίου, Οὐνδερτύρκης ἐκκλησιαστοῦ*, s. 6—8 dasselbe in lateinischer sprache: In conjugiale speculum reverendi M. Thomae Birckii, Vndertyrckensis in Wirtembergia ecclesiastae. S. 9 und 10 folgt ein deutsches von demselben prof. Martin Kraus. S. 11—13 vorrede; widmung gilt dem superintendent M. Erasmus Grieninger, dem vogt Nicolaus Kraus, dem stadtschreiber Nicolaus Kelblin, den bürgermeistern zu Canstatt Jacob Speidel, Melchior Seeman und Andreas Leger, sowie allen ratspersonen und der ganzen gemeinde zu Canstatt. Vor 5 jahren habe er „auss dem tödtlichen Vnkraut der Würffel vnnd Karten nach art der Binlein, die auch auß gifftigen Blümlein Honig saugen, schrifftmäßige Lehr gesogen vnd sie in ein Teutsche Comedi für die einfältigen einfältig gebracht, der Hoffnung vnd Zuuersicht, sie sollte niemanden zuwidersein.“ Luther selbst habe ja die heilige schrift in das bretspiel oder das bretspiel in die heilige schrift getragen und über dem spruch Nehemia 3, 5 (Neben ihnen bauten die von Thekoa, aber ihre Gewaltigen brachten ihren Hals nicht zum Dienst ihrer Herren) am rand der deutschen bibel folgende worte angezeichnet: „Die Armen müssen das Kreuz tragen, die Reichen geben nichts, Taus Eß hat nichts, Sees Zinck giebt nichts, Quater drei, die helfen frei.“ Da seine komödie von den gottvergessenen doppelspielern nicht jedermann beliebt habe, so habe er an deren stelle eine andere gefasst und sie dahin gerichtet: wann je das spielen nicht fallen wolte, ob doch andere sünden, wie der eltern fahrlässigkeit in der kinderzucht, der jugend ungehorsam, mutwille, kuppeln, winkelehen, böse geselschaft, der zigeuner befragung, gotteslästerung, unzucht, des gebets und des katechismus verachtung, übermässige hochzeiten, leichtfertiger tanz, finanz,

unfriedliche ehe, der alten entunehrung und dergleichen laster abgestelt und an ihrer stelle die entgegengesezten tugenden eingepflanzt werden. Er habe dann mit bewilligung der gnädigen herschaft diese komödie öffentlich agieren lassen, und da diese aufführung nach vieler aussage bei alt und jung viele gute früchte erzielt, so habe er sie am rand mit ausgewählten sprüchen aus Luthers schriften vornemlich auf bitten seiner pfarrkinder durch den druck veröffentlicht. Die widmung an die stadtbehörden von Canstatt rechtfertigt er damit, dass er ihnen den gebührenden dank für das wolwollen abstatten möchte, mit welchem sie ihn seither beehrt haben. Auch sei es ihm nicht lieb, dass die Canstatter behörden durch den ungehorsam seiner pfarrkinder in ehesachen vielfach belästigt würden, und wolle er durch sein spiel weitere belästigungen verhüten. Die widmung ist datiert vom 18. februar 1598. Dieser tag, an welchem Luther vor 52 jahren aus dem leben geschieden ist, gibt ihm anlass über das ende und das begräbnis des „hocherleuchteten, geistreichen, deutschen propheten" noch einiges mitzuteilen.

Ausser dem prologus sind 56 personen im spiel tätig. Der prologus verbreitet sich über den nutzen und den wert der komödien, wie er auch von Luther an vielen stellen seiner schriften anerkant sei.

I, 1. Naphis ermahnt seine kinder mit grossem ernst zum schuldigen gehorsam und warnt sie, besonders seinen sohn Bani, vor winkelehen. Seine tochter Milca befürchtet, dass Bani von der Termuth, einer tochter des widertäufers Jasub, nicht lassen würde.

2. Die kuplerin Bared sucht den jungen Bani in seiner liebe zu Termuth zu stärken und verspricht ihm, seine herzensangelegenheit nach kräften zu fördern. Darüber ist der teufel Asmodi sehr erfreut.

3. Termuth wird von der kuplerin dahin gebracht, dass sie endlich verspricht den jungen Bani zum gemahl zu nehmen, ohne ihre eltern vorher zu befragen. Bared schildert den Bani:

Der witwer Naphis hat ein Sohn,
So lustig als des Himmels Mon,
Von Glidern starck, von Angesicht
Sehr schön, ihm durchauß nichts gebricht,
Darneben fromm, einfeltig, schlecht,
Gar gütig, redlich vnd auffrecht,
Häußlich, sparhafft vnd arbeitsam.

4. Auch Misca, Termuths gespielin, sucht ihre freundin für die ehe zu gewinnen. Zwar hat Termuth noch bedenken:

Ich sorge aber nur allein,
Zumal der Necker vnd der Rhein

Werd angezündt, der Vatter sein,
Deßgleichen auch die Elter mein
Möchten drob schnarchen wie ein Schwein.

5. Atzel und Hattil, nachbarn und freunde des Naphis, beschliessen die eltern der beiden verführten jungen leute zu warnen.

II, 1. Naphis beauftragt seinen bruder Hein, als brautwerber für seine tochter Milca bei Sobi aufzutreten.

2. Atzel und Hattil berichten Naphis von Banis absicht.

Die Buß ist schon an ihm verlorn,
Termuth hat er ihm außerkorn,
So hat sie ihm auch auffgethon
Die Thür, bey Nacht ihn nein gelon,
Derwegen schaffet der Sach raht,
Bey zeit eh ettwan Schand vnd Spott
Darauß entsteh, wie dann offt gschicht.

3. Von Jasub, zu dem sie sich in derselben absicht begeben, werden sie übel empfangen. Termuth verteidigt sich gegen die lästerliche anschuldigung. Sie sagt von Hattil:

Er redt nicht wie ein Biederman,
Denn er auff mich nicht sagen kan
Ein Vnehr, wann er brechen sollt,
Ich wollt, daß ihn S. Veltin holt.

4. Hattil klagt dem Naphis, dass seine warnung bei Jasub vergeblich gewesen sei, aber Atzel ermahnt ihn, auf dem betretenen wege fortzufahren.

5. Jabul und Basmath machen ihrer tochter wegen ihres benehmens vorwürfe, diese gesteht ihre schuld ein und gewint ihre mutter für sich durch den hinweis auf den reichtum ihres geliebten.

Dann vnsinnig ist er mir hold,
Zum Hafftgelt gab er mir das Gold,
Vnd will derselben stuck viel mehr
Noch dise Wochen bringen her.

6. Naphis wünscht seinem ungeratenen sohn den tod.

Ich wollt du legest in dem Rhein.
Nu geschwind fort, geh mir auß dem Gsicht,
Das ist gar kurtz mein gantzer Bricht.

Der nachbar Atzel weist Naphis auf sein unrecht hin, aber Naphis beruft sich auf Luther, der heimliche eheverlöbnisse nicht gebilligt habe.

III, 1. Bani und Termuth lösen anfangs ihr verlöbnis, werden aber durch Sesach, den freund Naphis', wider umgestimt und bitten diesen bei Naphis ein gutes wort einzulegen.

2. Naphis wird durch Sesachs mitteilung, dass Termuth durch Bani verführt sei, noch mehr erzürnt.

3. Naphis redet der kuplerin Bared ins gewissen.

Ey daß dich schànd der liechte Galg,
Warum stoßt man dich nicht in Sack,
Ja warumb schlecht man nit dein Nack
Entzwey mit eines Henckers Schwert,
Du alter sack, bist ja nicht wehrt,
Daß man ein newen Sack bescheiß
Mit dir, auff solche maß vnd weiß.

4. Die kuplerin Bared wird von Naphis beim amtmann Asor verklagt, ihres vergehens überführt und in das gefängnis gebracht.

5. Zigeuner (Birck schreibt Zügeiner) wahrsagen Bani und Termuth, deren freunden und freundinnen, u. a. auch einer bäurin, der sie zwei gulden durch zauberei entführen. Beide, zigeuner und bäuerin, werden ins gefängnis gebracht. Herkunft und leben der zigeuner bilden das thema einer langen unterhaltung zwischen zwei alten männern.

6. Die kuplerin wird nicht, wie sie es verdient, mit dem tode bestraft, sondern an den pranger gestelt und zu zweimonatlichem hausarrest verurteilt. Die narren frohlocken über die arme frau.

IV, 1. Naphis gestattet, dass sein bruder Hein dem brautpaar die hochzeit bereite. Dasselbe wird nun mit einem andern einfältigen brautpaar zum pfarrer behufs der prüfung geschickt. Der pfarrer jedoch erklärt, dass Bani als unzüchtiger bräutigam nach der eheordnung acht tage lang, Termuth als unzüchtige braut vier tage lang bei wasser und brod im turm zubringen soll,

Vnd dazu soll verbotten sein,
Daß beym Kirchgang kein Krentzelein
Sie tragen soll, kein Spil noch Gast
Beyr Hochzeit haben ihr zu rast.

Termuth klagt beim amtmann über diese strenge zucht, aber dieser kann die bestehende ordnung nicht aufheben.

2. Ein bauernbrautpaar besteht vor dem pfarrer ein examen nicht. Dieser klagt über die zunehmende unwissenheit der leute im katechismus und wird von einem engel getröstet. Zulezt bestätigt er die eheschliessung unter dem versprechen, dass die jungen eheleute fortan besser beten lernen. Der bräutigam will ausserdem gänsefedern, die braut viereckigen klee schenken, denn

Wer solchen Klee findt vnd ihn behelt,
Sein lebenlang er ja nicht stirbt,
Vnd einen feinen Gmahl erwürbt,

Wie ich dann so erworben han,
Das Bäwrle da, mein lieben Man.

3. Naphis gestattet seiner tochter Milca die teilnahme an der hochzeit ihres bruders Bani und gibt ihr eine reihe von unterweisungen.

4. Naphis ermahnt seine söhne, sich durch ihren bruder Bani vor der winkelehe warnen zu lassen, und fordert sie auf sich über die wahl ihres berufes zu erklären. Sie folgen dieser aufforderung und Naphis knüpft an ihre erklärung ermahnungen an. Der erste will weingärtner, der zweite metzger, der dritte bäcker, der vierte gastwirt, der fünfte kaufmann, der jüngste müssiggänger werden. Dem vierten gibt er u. a. diese lehre:

Nimm auch nicht vbers Gwissen dein
Zuuil Gwin von einer Maß Wein,
Vnd hüt dich wol mit allem Fleiß,
Daß nicht zu thewer sey die Speiß,
Daß auch dein Kreid nicht hab zween spitz,
Machst sonst eim Gast heiß, daß er schwitzt.

Den zukünftigen kaufmann erinnert er daran, dass die kaufmannschaft ihren grund in gottes wort habe, denn Christus vergleiche das himmelreich einem kaufmanne, der gute perlen suche.

4. Die hochzeitsgäste erscheinen. Bacenor, ein weinsüchtiger jüngling, wird von dem platzmeister Saphat über die rechten freuden des weines belehrt; dem spielmann Jubal werden zwei geschichten erzählt, wie der teufel einen spielmann entführt hat. Nephem und Asuba erhalten als lohn für ihren züchtigen tanz eine sonnenkrone. An stelle eines unsitlichen, üppigen liedes zu ehren des brautpaares wird das aus 16 strophen bestehende brautlied des Matthesius, welches Nicolaus Hermann aufgesetzet hat, von Milca gesungen. Es begint:

Hie für, hie für eins Breuttigams Thür,
In Züchten vnd in Ehren,
Mit seiner Braut die ihm vertrawt,
In Züchten vnd in Ehren,
Gott wöll sie segnen und mehren.

Die Braut wölln wir singen an
In Züchten vnd in Ehren,
Sampt ihrem lieben Breuttigam,
In Züchten vnd in Ehren,
Gott wöll sie segnen vnd mehren usw.

V, 1. Amtmann und büttel durchziehen die strassen, um die hochzeitsgäste zu entfernen.

2. Das junge ehepaar, das in unfrieden lebt, wird von dem alten Nibohas zum frieden gemahnt.

3. Bani klagt seinem oheim Hein, dass er von seinem jungen weibe, weil er kein widertäufer sei, übel behandelt werde, auch in geldnot sich befinde und dass sein kind von der taufe zurückgehalten werde.

Die Ursach aber des Neids ist,
Daß ich will sein ein guter Christ,
Ihre Widertauff nicht nehmen an,
Nu würdt ich aber müssen dran,
Dieweil sie mir gedrewet hat,
Sie wöll mich bringen in den Tod,
Mit Gifft vnd Gall vergeben mir,
Vnd bhelt allbreit mit vngebür
Vom Tauff mein Kind durch argen List,
Das newlich vns geboren ist.
Zu dem so habe ich fürwahr
Da heimbden nicht ein Heller bar,
Wie solchs bezeuget der Augenschein
An den zerrissnen Kleidern mein,
Vnd leid groß Hunger, grosse Not,
Drumb lieber Vetter schaft mir Raht,
Entlehne mir ja auff den fahl
Ein hundert Gulden an der zahl.

Hein rät ihm sich bittend an den vater zu wenden.

Geh aber hin, dein Vatter bitt,
Wie thon hat der verlorne Sohn,
Vnd nimm auch auff dein Arm fein schon
Dein junges Kind, es ihm fürzeig
Vnd laß nicht nach, biß er sich neigt.

Bani bittet wie der verlorne sohn den vater um vergebung.

Ach Vatter, ich bekenn darein,
Mit dem verlornen Sohn vnrein,
Daß ich im Himmel vnd vor dir
Gesündigt hab mit vngebür,
Vnd bin nicht wehrt, daß ich fort an
Dein Sohn soll heißen auf dem Plan.
Nu, weil mir aber das ist leid,
So nimm mich wider auff dein Weid,
Vnd laß mich in dem Hause sein
Nu bloß wie ein Taglöhner dein.

Naphi nimt seine kinder wider an, aber Termuth beabsichtigt, wenn ihnen die auslieferung der güter verbrieft sei, ihn wie einen hund zu halten.

4. Der bauer fordert vom amtmann die zwei gulden zurück, die er von den zigeunern wegen seiner tochter erhalten habe. Dieser weist ihn zurück. Als der bauer ohne geld nach hause komt, wird er von seinem weibe übel behandelt.

5. Naphis wünscht sich den tod, da er die behandlung, die ihm seine kinder zu teil werden lassen, nicht länger ertragen mag.

Drumb mit Tobia auff dem Pfad
Bitt ich: Ach Herr, erzeig mir Gnad
Vnd meinen Geist nimme hinweg
Im Friden von dem bösen Steg,
Ich doch vil lieber tod will sein,
Dann leben vnd leiden die Pein.

Der engel Raphael beauftragt den tod Pasach, das junge ehepaar und ihr kind aus dem leben zu schaffen, auf Naphis' fürbitte wird sein enkel verschont. Termuth bereut auf dem krankenbett ihre sünden und bittet ihren schwiegervater um verzeihung.

Verzeihet mir auff dieser Weid,
Wo ich euch hab gethon ein Leid,
Vnd schaffet mir auch gute Pflag,
Gedencket nicht, daß ich offt hab
Gar schimmlig Brot vnd sawren Wein
Euch fürgestellt mit bösem Schein,
Ich wollt, ich het es nicht gethon,
Vnd laßt euch meinen jungen Sohn
Befohlen sein vnd ziehet ihn,
Wie es recht ist, nach ewerm Sinn.
Vnd weil mein Leben dahin laufft,
Will ich von meinem Widertauff
Jetzt gleich abstehn vnd lehrt mich nu
Die wahr vnd recht Religion.

6. Der bauer Molid begehrt die taufe für sein vorzeitig gebornes kind, aber er wird zurückgewiesen, er fürchtet nun dieselbe strafe, wie sie Bani erlitten hat, wird aber, da er sich auf Christum beruft, noch am leben erhalten.

Im epilogus erwähnt der verfasser, dass schon der gelehrte Terentius in den „Adelphoi“ sich über böswillige angriffe, die gegen seine komödien gemacht seien, beklagt, aber die neue komödie ruhig dem

urteil des publikums überlassen habe. Und wenn Sokrates in den Wolken des Aristophanes stark mitgenommen sei, so habe er deshalb dem grossen komödiendichter nicht gezürnt.

Der weise heide gebe uns damit den bescheid,

Daß wir nicht sollen jeden Schimpf
Kützlich auffnemen mit vnglimpff,
Mit niemand zürnen, dems nicht gfällt,
Das Vrtheil sey eim freygestellt.

Die vorstehende komödie sei für die bürger von Untertürkheim gemacht und zwar um weihnacht des jahres 1595,

da fürwahr
Gewesen ist so warme zeit,
Dergleichen dencken nicht vil Leut,
Dann bey vns in dem Neckerthal
Fand man schön Blümlin ohne zahl,
Gelbe und blaue Veyolen,
Zeittige Erdbeer gantz bequem,
Ein Kirschbaum auch geblühet hat.

Um lichtmess ist schnee und eis gekommen, aber am palmsontag fand man auf dem Münchberge an einem weinstock auf einmal sechszehn trauben.

Der schluss enthält eine mahnung, die im Ehespiegel für eltern und kinder gegebenen vorschriften fleissig zu befolgen:

So werden wir dann nach seim wort
Solches genüssen hie vnd dort
Durch Jesum Christum ohne Klag,
Hierzu ein jedes Amen sag.

Am ende findet sich noch ein alphabetisches „Register und Verzeichnus der fürnehmsten denckwürdigen Lehren vnd Puncten dieser Comedien, so am Rand vom Authore selbsten seind außgezeichnet worden.“

GEESTEMÜNDE. HUGO HOLSTEIN.

DAS ERSTE NEUHOCHDEUTSCHE MINNELIED.

Schon oft ist in neuerer zeit gelegentlich die aufmerksamkeit der forschenden auf die vorhundertjährige minnesingerei gelenkt worden, aber ohne dass jemand, soviel ich weiss, gerade augenblicklich die absicht hat, den ganzen gegenstand tiefer und umfänglicher zu behandeln. Gar sorgfältig und nur mit grosser mühe müssen die materialien

zu solcher arbeit herangebracht werden, und auch nur annähernde vollständigkeit dürfte schwer zu erreichen sein.

Durch eingehende studien über Bodmers lebensgang und geistige entwicklung bin ich in den stand gesezt, ein von ihm stammendes wol unbeachtet gebliebenes neuhochdeutsches minnelied mitzuteilen, das auf direkter nachbildung eines alten musters beruht, herrührend aus einer zeit, da noch kein andrer daran gedacht haben kann, die alten dichter nachzuahmen. Aus dem nachlass Bodmers, der auf der Züricher stadtbibliothek sich befindet, weiss ich, dass ihm die ersten mhd. minnesingerstrophen aus dem besitz Scherzens am 16. september 1744 durch Schöpflin zugesant wurden; andre folgten, mit den ersten zusammen etwa hundert, januar 1745. Vgl. auch „Lange, Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe.“ Halle. 1769. I, 119. In der damaligen Züricher Literaturzeitung, den „Freymüthigen Nachrichten von neuen Büchern, und andern zur Gelehrtheit gehörigen Sachen“ in der nummer vom 15. april 1745, etwa anderthalb jahre, ehe Bodmern eine einsicht in den Pariser codex selbst vergönt war, veröffentlichte er aus den Strassburger mitteilungen einige strophen (s. 118—120), voran das lied kaiser Heinrichs, mit dem die Pariser samlung begint. Und dieses lied ist es, das er zuerst in neuer sprache und neuer versart (in Gleimschem anacreontischem ton) noch im jahre 1745 seinen zeitgenossen darbot. In demselben bande der Freymüthigen Nachrichten wird Gleims „Versuch in scherzhaften Liedern. Zweyter Theil. Berlin 1745“ recensiert; da heisst es s. 285: „Allein wir haben vor Gleimen in Deutschland Gemüther gehabt, die so empfindlich und so zärtlich gewesen sind, als das seinige, und die das, was sie empfunden, mit Artigkeit und Natürlichkeit auszudrücken gewusst haben. In der Sammlung von Liedern aus dem zwölften Jahrhundert, welche in der königl. Bibliotheck zu Pariß noch im Manuscripte liegt, sind vermuthlich nicht wenige Lieder enthalten, die nach Anacreons und Gleims Manier und Geschmack geschrieben sind. Die Proben, so wir davon haben, lassen uns daran nicht zweifeln, und damit ich nicht zu viel zu sagen scheine, will ich eins davon, das im XV. Stück dieser freymüthigen Nachrichten eingetragen ist, aus dem alten nachdrücklichen Deutsch in das heutige schwächere übersetzen.“

Und nun folgt das lied:

Geh hin, mein Lied und grüsse
Die liebliche, die zarte,
Der ich beständig diene.
Seitdem ich sie vergnügter
5 Von Munde grüssen konnte,

Sind, o der bösen Zeiten!
Viel Tage schon verlaufen.
Indessen, wer dies Liedgen
Vor meinem Mädchen singet,
10 Das ich so ungern meide,
Der habs von mir gegrüsset.
Die Königreich und Länder
Sind mir getreu und eigen,
So lang ich bey der Schönen
15 An ihrer Seite sitze;
Und wann ich von ihr scheide,
So ist auch meine Herrschaft
Und Macht dahin gegangen;
Für allen Reichthum zehl ich
20 Nur Sehnsucht, Eifer, Kummer.
So werd ich bald erhöhet,
So werd ich bald gestürzet,
Und werde diesen wechsel
Bis in die Grube bringen.
25 Seit dem ich so beständig
Die Schöne lieb, und immer
In Herz und Sinnen trage,
Was giebt die Liebes-Göttin
Zum Lohn für meine Treue?
30 Sie lohnet mir so lieblich,
Dass, eh ich sie verliesse,
So liess ich eh die Krone.
Der sündigt, der nicht gläubet,
Dass ich wohl manche Tage
35 Im Leben bleiben könnte,
Ob gleich auf meinen Scheitel
Nie keine Krone käme;
Und ohne die Geliebte
Kann ich mich nicht vermessen,
40 Nur einen Tag zu leben.
Verlöhr ich meine Schöne,
Was bliebe mir dann übrig?
Ich dächte mit Verdrusse,
Dass Männer sind, und Frauen,
45 Und meine Freude wäre
Alsdann in Acht und Banne.

Für den ersten anfang gar nicht so übel! besonders wenn man die Gleimschen machwerke auf demselben gebiet dagegen hält; ich denke vornehmlich an die „Gedichte nach den Minnesingern“ 1773 und die „Gedichte nach Walter von der Vogelweide“ 1779, beide gefertigt zu einer zeit, da für die kentnis des mhd. schon unendlich viel mehr getan war.

DORETTENHOF BEI TEMPLIN. JOHANNES CRUEGER.

ZUR SYNTAX DER WESTFÄLISCHEN VOLKSPRACHE.

I. Der Artikel.

1. Man sagt im holsteinschen Niederdeutsch: *to schol gan, to feld wolln, na bed gan.* M. Claudius: *er war jetzt eben dran sich zahn ausziehn zu lassen.* Im Westfälischen ist die auslassung des artikels etwa in denselben fällen zulässig, wie im Neuhochdeutschen. Eigentümlich ist der artikel in: *dat hiät de tyit,* das hat zeit; *ik hewwe de tyit; man mot äm dän willen don* = man muss ihm zu willen sein.

2. Der unbestimte artikel *en*, *'ne* vertritt das hochdeutsche „ungefähr“: *wiägen ne vettig oder füftig daler geld* = wegen etwa 40 oder 50 taler; *wi hebt al en 20 bâüme dal krigen* = wir haben schon ungefähr 20 bäume gefält; *san twei odder drei hunnert* = etwa zwei oder drei hundert. [Vor zahlen; Grimm, d. wörterb. 3, 137. J. Z.]

3. *en manger* = mancher, *bi 'n eine* = bei einander, *fan 'n eine* = von einander, *iut 'n eine* = aus einander.

II. Gebrauch der adjectiv-deklinationen.

Den beispielen in der Ravensbergischen grammatik § 205 schliessen sich folgende an:

a) Starke formen: *dann nimest diu dat enne in dyin bräie münsterländske miul; ganze väier sind glyik stuarwen; näi, Greite is en gurret* = Grete ist ein gutes kind; *myin laiwe kyint! du arme minske! et es en gansen laigen kärl* = es ist ein ganz schlechter kerl; *manjet för heuj* = manches fuder heu.

b) Flexionslos: *dau stonn en graut wätshuus; en gued tydken, en fett kalf, en blind man; dat was en alt gutt mömmeken* (mütterchen); *saun äisk miäcken* = so ein hässliches mädchen; *ik hewwe sau'n klain füaskelken* (fröschchen) *imme glase.*

In der regel, wenn das adjectiv auf *r* auslautet: *biader wiar* = besseres wetter; *en wacker männeken; füär lutter dumm tüg.*

III. Gebrauch der kasus.

A. Der nominativ.

låt wi = lasst uns! *laot he de well* = lass den der will; *lawwi med eam gån!* lasst uns mit ihm gehen. *laffi us resten* = lasst uns ausruhen! *låwwi us en gläsken drinken* = lasst uns ein glas trinken. *låwwi gaun* = lasst uns gehen. Platthd. *dann lass er froh sein* = dann mag er froh sein. *he es däut gäun* = er ist umgekommen.

B. Der genitiv.

a. Abhängig von einem substantiv.

Dieser ist fast gänzlich aufgegeben. Man sagt noch: *achterrügges* = hinter dem rücken; *te dinges* = in Dingskirchen; *en stunne wiäges; bet' upstaons-tyd waör; myi is gryinens-moote* = mir ist zum weinen (Paderborn, Sauerland); *et genk user en dutzend; iuser senter fuiwe* = unser sind fünf; *iuser eine, negen pund sülvers, quants wiise* = verkehrt.

b. Abhängig von adjectiven und pronomen.

hoorsnoge = um ein haar, *he was mans nog* = er war stark genug, *ick wäit diär stückskes mehr, et sint der knächte meir, wat friskes, well friümdes* = ein fremder, *wat tide* = wie viel uhr (Münsterland), *nix biätters, wat geldes* = etwas geld, *niks lees* = nicht leides, *wat es dār laiges bui?*

c. In adverbiellen ausdrücken als genitiv der zeit und der art und weise.

luchter hand = linker hand, *sluurkaups* = guten kaufs, *gliiktiids* = gleichzeitig, *augenblicks* = augenblicklich, *platterdings* = durchaus, *muiner achts* = meines erachtens.

d. Elliptisch.

he glofte sik unnerdaks = er glaubte sich unter dach; *wat sines sinnes wööre* = was seine absicht wäre; *achter biärges haulen* = hinter dem berge halten; *laotet dat men ächter wiäges! Ik kan 't dyi nit mehr an sins syin* = ich kann es dir nicht mehr zumuten.

Vielleicht auch: *düs' dages* = neulich, *ik gink muiner wiäge.*

e. Nach präpositionen komt der genitiv des demonstrativums vor: *sint dessen* = seitdem, *met des* = mitlerweile, auch *mits* (im Paderbornschen).

C. Der dativ.

a. Der dativ mit folgendem possessivpronomen der 3. person ersezt den possessiven genitiv.

myiner fruggen iäre nachtmüske = meiner frau nachtmütze; *dat es sai üar klaid* = das ist ihr kleid, *ik sen dän iesel sin faer* = ich

bin des esels vater, *dan ist däm huaff syin schade nit* = dann ist es des hofes schade nicht, *et wöre usem hiärguatt syin garnix* = es wäre unsers herrgotts nichts, *vüör dem sin hus stont* = vor dessen hause stand; *dem köster syinen hahnen* = des küsters hahn; *biäm sin mess rosterich wärt* = wessen (oder: wem sein) messer rostig wird.

b. Der dativ nach verben.

diäm hef ek kappt = dem habe ich den text gelesen (Dortmund), *et lüstede em, ik hadde em vergiätten* ich hatte ihn vergessen, *hälp dän kinne* (aber: *se hälpet de kinner* = sie pflegt die kinder), *de maer rait iäm* = die nachtmahre quälte ihn.

c. Der ethische dativ.

dat was ink (euch) *mål ne wäirdschop* (Iserlohn), *as ik myi myine M. friggede; bat sal myi dat; bat is myi dat; hai myi nit bloi un saggte* = er aber, nicht blöde, sagte; *niu heww' ik us awwer ente* = nun habe ich aber eine. *wänn me sik teo gud af is* = wenn man zu gut (gegen andere) ist. *he was sik sau dull. ik wåit mi'n fugelnest; dat es sik 'n nedden jungen! diu bis di'n kärl!* Ähnlich: *låtet ug handeln* = lasst mit euch handeln! *he leit 'et sik dick genoog ut* = er liess sich stark genug darüber aus.

D. Accusativ.

a. Bei verben.

de wiärke don = die regelmässigen hausarbeiten tun; *en krüs don* = ein kreuz schlagen; *eine reise don* = eine reise machen; *pant don* = ein pfand geben; *wäch maken* = aufbrechen; *junge smiten, luan smiten* = junge, schösslinge werfen; *en für böten* = ein feuer machen. *Ik wel dat lüt dat mälken lairen; sik läusgiwen* = sich lösen; *dat lîk möten* = dem leichenzuge begegnen; *dat mot ik lachen* = darüber muss ich lachen; *wat se lachen mössen* = worüber sie lachen musten; *ik well den düwel daun* = ich tue es durchaus nicht.

b. Accusativ der zeit.

en gunstag = eines mittwochs; *eer tid* = vor zeiten; *tyit myines liäwens* = in meinem ganzen leben.

c. Statt des nominativs.

α) Praedicativisch: *et es en gudden kärl; wat es dat for slag* = was ist das für eine art; *wat es dat for 'n schönen dag!*

β) Als subject: *ek kan schwiegen un ok minen mann* (Barmen); *un den dicken buern hadde dat verdeint*; *as der innen gansen lanne ninnen biatern to finnen was.* Vocativisch nur der nominativ: *du arme minske! dat sin ik in schuld* = das habe ich verschuldet; *he is dat nich anners wis* = er kent das nicht anders.

d. Über den accusativ nach praepositionen vgl. unter IV.

IV. Praepositionen.

af = von.

Vor dem hauptwort nur in einigen gegenden (Büren): *he fell af dän balken, åsse affe kansel staig.* Als adverb:

us es en kuint afstuorwen = uns ist ein kind gestorben: *då moss du nå nich áfwietten* = davon must du noch nichts wissen; *et es af* = die sache ist aus; *ik kon dat nich af* = ich konte es nicht ertragen; *he was sik viel to gud av* = er war viel zu gut gegen andere; *da es dat ende fan af* = das ist zu masslos; *de poll es' 'r awe* = die spitze ist davon; *de affheit* = die mattigkeit; *affer* = herunter; *awunto* = ab und zu; *awwentan* = ab und an.

an.

a. In der bedeutung mit: *frigge diu an myi* = bewirb dich um mich; *se harr all lange an sau'me rocke frigget; he schudde am koppe* = er schüttelte mit dem kopfe.

b. In der bedeutung in: *annen busk* = im busche, *he es anne wisk* = er ist in der wiese.

c. *he vertelle an mui* = er erzählte mir.

d. *et bläif am strollen* = der regen strömte immer noch; *sau hät dat ållens sin an-sik* = so hat jedes ding seine eigenheit (aus dem munde eines holzhauers). *då häk dåch wål annen sestig daler an verdaint* (gegen 60 taler).

Als adverb *an* und *anne: dat de lüe sik do ane verfehrden* = dass die leute darüber erschraken; *dau di rugge an* = pfleg der ruhe; *de steit mi nich an* = der gefält mir nicht; *se arbaidet up Mönster an* = sie marschieren auf Münster.

Mit widerholung der praeposition: *wi buinet än an bäum ane* = wir binden ihn an den baum; *sent da fiske anne* = sind fische darin? *batter füür namen anne stönnen* = welche namen darin ständen; *bo was ik doch anne* = wobei war ich doch? *då was ninne wandelbarre stie anne to blicken.*

achter, ächter = hinter.

he was ächter ähr in = er verfolgte sie; *fan achterto* = von hinten, *int ächtern* = zurück, *achten* = hinten.

byi = bei, an.

wir saiten bi'n diske = wir sassen am tische; *ik satte mik byi'n disk* = ich sezte mich an den tisch; *gank bin disk!* = geh an den

tisch; *he tüt bi siinen suon* = er zieht zu seinem sohne; *dat land heurt nich bui iusen hof* (zu unserm hofe); *moss de braken bi dän häup leggen* (an den haufen); *asse se by dat hius quaimen* (an das haus); *by't geld kuemen* = an geld kommen; *in de füchten troff he by en mann* = stiess er auf einen mann; *bi dat kladderige wiädder* = bei dem nassen wetter; *he kam by mi* = er holte mich ein; *he kam by'n bietken vernunft* = er kam einigermassen zu vernunft; *by elwen uren* = gegen elf uhr; *dat kiint geit bi de snuilaen* = das kind macht sich an der schneidelade zu schaffen; *gånk bi de bieke denne* = geh vom bache weg!

Als adverb *bî*, *bie*.

he leit sik bykuemen = er liess sich einfallen; *ik hüe se bî* = ich bewahre sie auf, *et fell mi bî* = es fiel mir ein; *de fellen 'r bito* = die fielen nebenbei; *moster wat bi-teo leggen* = musst etwas dabei legen; *bidess* = unterdessen; *bilank* = längs, entlang. Zum adjectiv geworden: *ut de bye diöre* = aus der angelehnten tür (Münsterland).

buawen = oberhalb.

buawen dän hiuse = oberhalb des hauses.

bûten = ausserhalb, ausser.

Auch *buter: buter dän gelle häft he auk tuid verluarn*; *buter mui was 'r nig' äine.*

dür = durch.

twas tajjen ur dür = es war nach zehn uhr. Widerholt: *äs wi duür de stat duür wörn* = als wir die stadt passiert hatten.

embilink = längs.

Giese, Essink s. 21 *embilink de breeden swiäwelsticken.*

fan = von.

a. *he was fan Mönster, fan Saust* = er war aus Münster, Soest. Im Ravensbergischen und Osnabrückischen: *ût Münster.*

b. *blage fan nen jungen! labbek von en jungen* = schlapsiger junge! *klüngel von 'nem kääl* (Barmen); *et was en rächten mester fan 'n dokter* = es war ein meisterdoktor.

c. *fan muarn, middag, üanern, åwend* = heute morgen, mittag usw. *fan dage* = heute; *fan nacht* (*nachte*), *vam winter, vam sommer* = vergangene nacht, diesen winter, sommer; *van er wieke* = vergangene woche. Jedoch ein „*van månd, jår*“ sind mir nicht vorgekommen.

d. *he häd ful sand fan dôn* = er hat viel sand nötig (Ravensberg, Münster, Osnabrück); *de bescheede en van nai* = der gab ihm ein nein zum bescheid.

Als adverb.

en dier wäit der niksen van = ein tier weiss nichts davon; *ik mot der en enne fan hewwen* = ich muss damit zum schlusse kommen; *van to vüüren* = ehemals, sonst (Osnabr.); *fan wiägen den snai, fan wiägen der manslüe*; *fan 'n dacke af fallen* = vom dache fallen; *van én* = enzwei.

for, füär = für, vor.

Füar und *for* sind nicht auseinander zu halten. Ravensbergisch *for* = für und vor. Sauerlandisch und münsterisch gewöhnlich *füär, füör*. Paderbornisch *for, för, vür*.

füär lange wyile = aus langer weile; *füär spyit* = aus zorn, groll; *for gisse* = der reihe nach.

for maget dainen = als magd dienen; *se kriegen en offesir forn amtman* (zum amtmann); *den lappen vüört siehen vergiätten* (zum ausseihen); *he saggte för syne frugge* (zu seiner frau); *er sagte vor die Tante* (Barmen); *en schölken füart nöchtern drinken* = eine tasse als erstes frühstück trinken (Sauerland); *et was füär ain däil gutt* = es war einerseits gut; *faitken füar faitken* = fuss vor fuss; *vor 'n aardigheet* = zum zierrat (Osnabrück); *för quants wise; för düssen* = ehedem.

giegen, tiegen = gegen.

Nur mit dem accusativ: *he liene sik giegen dän bäum, tiegen den backuaben es quas janen.* Im Paderbornischen *tiger.*

giensyt = jenseit.

Gewöhnlich mit vorhergehenden *up, fan, nå: up giensuit de bieke, na giensuit den wäule; an giensyt den Bornbiärg.*

gient = nach ... zu.

gient Ousenbrügge = nach Osnabrück zu, *gient dän biärge riangent et* = nach dem berge zu regnet es.

hinner = hinter.

Nur an der hessischen grenze: *sik hinner 'n ohm laupen* = sich ausser atem rennen.

in.

as ik in Osenbrügge quam = als ich in die stadt Osnabrück kam; *de bäum stont in 'n läuwe* = der baum stand im laube; *inne kårten spielen* = karten spielen; *he was 'r inne to friaen* = er war damit zufrieden; *inne schoole gaun,* = zur schule gehn; *arg hewwen*

in = arg haben bei etwas; *in eene hen*, *in eenen weg* = immerfort; *intermoite* = entgegen.

Als adverb *in, inne.*

ächter myi in = hinter mir her; *deo dat faih in* = thu das vieh in den stall; *as wi int hus in gingen; he es inne* = er ist zu hause (nicht ausgegangen); *dann heww ik doch en inn* = dann habe ich doch eine behausung.

mank = zwischen.

Auch *manker. Dat stond manker diän annern* (Sauerland).

met = mit.

Auch mit dem accusativ: *met de kinner; he häd mi med 'n feot ståd* (mit dem fusse); *met friäen* (*låiwe*) *låten* = in ruhe lassen; *wat dat met dat buargen up sik hadde* = was es mit dem borgen für eine bewantnis hatte; *he kraig et sau met'n froste* = er bekam einen fieberfrost; *met däs* = unterdess; *met dessen* = inzwischen (Münster und Osnabrück).

Als adverb *met*, *medde.*

bis du met = nimst du teil? (namentlich stets beim spiele), *då es wat van met* = daran ist etwas wahr, *he kreeg der en slag von mett* = er bekam einen schlag ab; *då es gued umgahn met* = damit ist gut umgehen; *altomits* = mitunter; *sine lüe was he gued med* = er war gut gegen seine leute.

nå = nach.

Überall, auch vor personen, in der bedeutung „zu". *günk nå minen frünnen; he genk nå'n amtmann; nå'm bedde* = zu bette.

Als adverb.

ik seggeet näu = ich zeige es (dem lehrer) an; *dat'r baule nin minsk mehr wiis uut weeren kann, waar se'r ant leste na wual met na to willt.*

platz, anplatz = anstatt

existiert nur im Sauerlande. *Platz der spuaren* = anstatt der sporen; *platz diässen* = statt dessen.

sint = seit, während.

sint där tîd; sint dessen; sinner deassen = währenddem. Als adverb *sint* = seitdem (*sint häbbe ik än nich sein*).

suit, sîr = seit.

sîrdeam = seitdem; *sier middag* = seit mittag.

tô, te = zu.

he frogg to sinen nåber = er fragte seinen nachbar; *te kaup sin* = zu kaufen sein. Man sagt nicht wie in niedersächsischen mund-

arten *to hus, stat gan*, sondern *na hus, na der stat; to-jäur* = voriges jahr, *todags* = neulich (auch *to dage*); *tinne wieke* = künftige woche, *tint jår* = künftiges jahr, *tien udag* = künftigen maitag. *Tinne* vielleicht aus *ti gine* = zu jener.

Als adverb: *Se sent sik niu sau frünt teo* = sie sind jezt befreundet.

like to = grade aus; *hei wurr den herren seo fräch teo* (wurde so frech gegen); *man to* = nur vorwärts! *de fellen'r bi teo* = die fielen nebenbei; *he floeke mi teo* = er fluchte mir; *da es mi dünne tau* = das ist mir zu klein; *asser to* = wie nur möglich, überaus Lyra s. 35; *moster wat bi teo leggen* = musst etwas zulegen; *teoe wagens* = geschlossene wagen; *de taue düär* = die geschlossene tür.

tüsken = zwischen.

Daneben *tüsker* (Paderborn, Sauerland).

ümme, üm = um.

ümmen tyit = nach einer weile; *ümme den busk to reid* = um den busch herum ritt. Nur im Bergischen: *brings kind um* = bring das kind zurück; *bring das regenschirm wieder um! komm aber gleich mal wieder um.*

Als adverb: *ümme süs* = umsonst.

up, op = auf.

Auf die frage wo steht es wol kaum jemals mit dem accusativ.

up dän sale = im saale, *oppen stalle* = im stalle, *up den gaoren* = im garten, *up de fünte haollen* = über der taufe halten, *he raisede op sin handwiärk* (als handwerksbursche), *up neoten setten* = in noten setzen, *he lairt uppen scholmester* = er will lehrer werden, *he woll lehren op gäislik* = er studierte theologie, *up doktor studeiern* = medicin studieren, *de sake upt enne bringen* = die sache zu ende bringen, *he gleek up de moder* = er glich der mutter, *ik trakteer up beer* = ich gebe bier zum besten.

he smeet up de bränne = er brachte das gespräch auf etwas, *up't tidungsblättken hügen* = auf die zeitung begierig sein, *he fraat op duiwelhaale* = er frass verzweifelt.

Als adverb: *up, uppe.*

dat hät he up = das hat er aufgegessen, *do versicht ik up* = das versichere ich; *ik hädder auk nicks up entiegen* = ich hätte auch nichts dagegen, *verloot is nit derop* = man kann sich nicht darauf verlassen, *se sitt der uppe* = sie (die elster) sizt darauf.

ût = aus.

Ik hewwe et iut myi selwer lehrt = ich habe es von selbst gelernt.

Als adverb *ût, ûte: de scheole es iute; asse wi iut dän holte iut kaimen* = als wir aus dem holze kamen.

Eine nebenform ist *ûter: ûter de he smiedden hadde* = ausgenommen die, welche er geworfen hatte; *dat es ûter slechte ware* = das ist durchweg schlechte waare.

wiägen = wegen.

Mit dem accusativ und genitiv: *wiägen dat hius.*

SEGEBERG. JELLINGHAUS.

MISCELLEN UND LITTERATUR.

BUGENHAGENS GLOSSEN ZUM JESUS SIRACH.

Bugenhagen hat für die niederdeutsche Bibelübersetzung ausdrücklich keinen anderen ruhm beansprucht, als dass sie Luthers werk getreulich widergebe *„so vele alse ydt de art der reinen sprake hefft liden moegen."* Nie und unter keinem volke sei je eine bessere übersetzung erschienen, als die Bibelübersetzung „des Eerwerdigen Doctoris Martini Lutheri, mynes leuen Herrn vnde vaders in Christo."

Mit dieser ehrerbietung vor der hd. überlieferung verträgt es sich aber recht wol, dass Bugenhagen zu Luthers volkstümlichen Bibelglossen eine statliche reihe eigener hinzugefügt hat. Das ist besonders an den proverbiellen büchern der heiligen schrift und den apokryphen erkenbar, u. a. am Jesus Sirach. Zu den in bd. 64 der Erlanger ausgabe verzeichneten Bibelglossen aus der hd. Bibel von 1545[1] sind in der gleichzeitigen nd. folgende sprüche hinzugekommen.

Jesus Sirach cap. 1. *Gades wordt is den Godtlosen ein gruwel. — Men schal sick nicht verheuen vnd vpwerpen.*

Cap. 5. *Rikedom vnd gewalt helpet nicht in der nodt wedder Got. — Godt leth nene Suende vngestraffet. — Bestendicheit in woerden vnd wercken wert gelauet. — Ein Achterreder is schedeliker alse ein Deeff.*

Cap, 6. *Geloeue nicht balde. — Ein getruwe Fruent ys ein grot Schatt. — Na der Wyſsheit schal men trachten. Gades wordt schal men hoeren.*

Cap. 7. *Drenge dy nicht in hoge Ampte.*

Cap. 11. *Vele handele ryken nicht. — Godt maket ryke vnde arme. — Blyff in dyner esschinge.*

1) Für cap. 5, 7, 11, 26, 38 habe ich zugleich in der musse der sommerferien auf der grossh. bibliothek meiner vaterstadt Neustrelitz den hd. originalabdruck Wittenb. 1545 verglichen. Die erste nd. Gesamtausgabe Lübeck 1533 bot hier dieselben Lücken. Übergangen sind in der Erlanger ausgabe zu cap. I die sprüche: Alle Weisheit ist von Gott. Gottes wort ist der Brun der weisheit. Gottes wort leret Gott fürchten, lieben. Diese drei sprüche auch in der Magdeb. Bibel in folgender fassung: *Alle Wyssheit ys vann Godt. Gades wordt ys de Borne der Wyssheit. Gades fruchte wat de sy vnnde wercke.* Die Lübecker bibel hat zu diesem capitel noch keine glosse.

Cap. 13. *Den Geweldigen geloeue mit vorsichticheit. — Der Ryken vnrecht mot recht syn.*

Cap. 22. *Ein Dore leth sick nicht vnderwysen. — Schende de Fruende nicht. Wes truewe dynem Fruende.*

Cap. 24. *De Wysheit ys Gades Wordt.*

Cap. 26. *Eine doegentsame frouwe ys alles laues vnd eeren werdt.*

Cap. 28. *Vorgeuet, so wert juw vorgeuen.*

Cap. 29. *Lenen ys ein werck der Barmherticheit.*

Cap. 30. *Kynder shal men straffen vnd wat leren laten. — Gesundtheit ys beter alse Rykedom.*

Cap. 32. *Drunckenheit ys ein boese laster. — Wyn ys gesunt.*

Cap. 33. *In allen wercken Gades sint stets twe gegen einander. — Bliff ein Here dyner gueder vnd kinder.*

Cap. 34. *Droeme synt bedrechlich. — Wol Godt fruchtet, de wert gereddet vth aller nodt.*

Cap. 35. *Godt werth mit offeren nicht vorsoenet, Sunder mit einem vnschuldigen leeuende. — Dat Gebedt der Armen, Elenden vnde Weduwen erhoeret Godt. — Dat ropent der Elenden kuempt vor Godt.*

Cap. 37. *De Werlt ys vull valscheit. — Truwen Raedt schal men by Gotfruchtigen Lueden soeken.*

Cap. 38. *Den Arsten schal men eeren. — Arstedye schal men nicht vorachten. — Gistern was ydt an my, Hueden ysset an dy.* Diese übersetzung ist in der nd. ausgabe dem lat. spruche *mihi heri, hodie tibi* hinzugefügt.

Cap. 39. *Ein yder schal vp syne Eschinge wachten.*

Cap. 40. *Gades wercke schal men prysen vnde lauen. — Alle dinck sint van Godt den geloeuigen tho gude geschapen. — Alle wercke Gades synt gudt.*

Cap. 41. *De Warheit blifft ewich. — Den Dodt schal men nicht fruchten. — Gades wercke sinth vnbegriplick.*

Cap. 44. *Loff der beroemden Luede van anbeginne der Werldt her.*

Schon diese auswahl wird dartun, dass das Lutherjahr uns auch hinsichtlich der nd. Bibeln neue ungelöste aufgaben stelt, und wenn wir in der kritischen ausgabe der werke des reformators eine sorgfältige chronologische übersicht über das wachsen und die wechselnde gestalt der glossen erwarten dürfen: so wird daneben für die nd. texte das entlehnte und das eigene sorgfältig von einander zu scheiden sein. Die vorrede der Magdeburger Bibel von 1545 hebt ausdrücklich ihren wert vor den nachdrucken hervor; sie hat zudem eine wesentliche bedeutung für die nl. übersetzungen, für die Emdener sogenanten Deux-Aes-Bibeln. Im drucke sind hier die aus andern übersetzungen entlehnten versionen und glossen mit einem kreuz bezeichnet. Der rest gilt dem Niederländer als lutherisch, d. h. der bei weitem grössere teil des textes und die glossen. Die gleichzeitige vergleichung der hochdeutschen und niederdeutschen übersetzung von 1545 wird hier neben Luther zugleich Bugenhagen als eine selbständige und wesentliche (wenn auch ungekante und ungenante) quelle des niederländischen übersetzers offenbaren. Damit ergibt sich zugleich eine erweiterung und eine festere begrenzung der von mir in meiner festschrift „Hundert Sprüche Luthers“ Rostock und Ludwigslust. C. Hinstorff s. 7 an die nl. forscher gerichteten aufforderung oder bitte.

SCHWERIN. FR. LATENDORF.

LEXIKOGRAPHISCHES.

I. Zum Grimmschen deutschen wörterbuche überhaupt.

Bandglas: man möchte fast die Pass- oder Bandgläser nicht unfüglich rechte Teufelsinstrumente tituliren, als die nicht werth, dass man sie auf ehrlichen Gastereyen für sich haben soll. Aber dass ich vielmehr von der verfluchten Art und Weise nach den Banden zu trincken und zu passen selbst, sage usw. Teutscher Vielfrass von H. Ammersbach. Jena 1664 s. 68.

Dazu (zutrinken) hat man sonderliche Geschirr oder Gläser, welche mit Bänden oder Pässen gezeichnet, wie etwa der Glassmacher dieselben nach seiner Phantasey bald weit von einander, bald nahe zusammen gefasst, darnach soll und muss die ganze Gesellschaft ihr Trinken anstellen. 67.

Beigeschirer in Johannes Wolfs Lectionum memorab. et reconditarum Lauingae 1600 T. II 583 wird eines possenreisserischen Abts von Aldersbach gedacht (1501): dabei: gignit tales homines multos Bavaria, iocularios et Vlenspiegelii aut similium morionum instar, inepta garrulitate risum movere omnibus egregie callentes quos ipsi Bauari inepta voce Beygschyrer vocant. Schmeller I², 225 gibt kaum Aufschluss.

Blinde Kuh: die alten Römer hascheten ihre Weiber blindlings von den Sabinern und spilten damit gleichsam Blindekuh. OPh (49) bedeutet im folgenden: La Veritable Philosophie de la Canaille d. i. die wahrhaffte Ochsenphilosophie welche von der 1723 anderswo so getauften falschen Ochsenphilosophie unterschieden ist usw. Freyburg (pseudonym) 1725. 8. 86 ss.

Brühe: wenn eine Jungfer ein Bild unterschreibe und der kerl verlangete sie hernachmals nicht? Sondern rühmte sich, sie wäre ihm nachgelauffen, er hätte aber die Brühe von ihr. OPh 55.

Clystier: Dahero ist im Voigtlande das bekannte Sprichwort nicht ohne Raison entstanden Heute ein Clystier
Morgen den Sarg vor die Thür. Oehms Mediz. Fama 1740 s. 134.

Eulenspiegel: Ihr seyd ein rechter Grobianus! — Ihr fluchet wie ein Landsknecht! Ich dencke immer, es wird euch gangen seyn, wie Eulenspiegel, welchen die Paten nach der Taufe liessen in Dreck fallen, ich dürfte euch bald aus dem Kirchenbuche wider ausstreichen. OPh 6.

Die Bauern bleiben fest bei den klaren Worten, wie Eulenspiegel. 17.

Gans: so nicht die Reguln der Mässigkeit in acht nehmen, sondern mit der wilden Ganß um die Wette leben. Oehms Mediz, Fama 1740 s. 79.

Dass der Patient nicht mit der wilden Gans um die Wette lebe — sondern es muss einer das Weintrinken evitiren 208.

Grobianus-Händel, pralen, zanken. OPh 10.

Harre: der Teufel siht dass er das göttliche Wort in diesen Landen mit aller Macht nicht hindern kann, harre (gedenckt er), kan ichs nicht hindern, dass es nicht gepredigt werde, so wil ichs doch hindern, dass es nicht angenommen werde. Vielfrass 127.

Hart: Und ob ihr sie erstlich nicht zu harten Trüncken bringen könnet, das lasst Euch nicht irren. Vielfrass 79.

Jan Haagel: Ein artiges Vornehmen sahe man unter dem Jan Haagel mit dem Schaf-schinden und der grünen Erfrischung. Hesse 284. [Unter Hesse ist des Pirnaers Elias Hessen Ostindische Reisebeschreibung (1680) Dreßden 1687 zu ver-

stehen.] — Nunmehro begunte Jan Haagel, weiln wir uns der Holländischen Küste näherten, auf unserm Schiff Meister zu spielen 332. Darbey dann auch Jan Haagel des Schiffers Ehrentitel nicht vergessen wurde 338.

Jungferngarn: So ist er denn recht wohl im Jungfer-Garn verstrickt Die Männerfängerey hat mancher wol geglückt. OPh 59.

Küche: ja wol mag das öffentliche Rauben und dergleichen dem Teuffel so viel nicht zutragen und in die Küche bringen. als eben das Zutrincken. Vielfrass 70.

Kurze Weile, Vergnügen: Kurze Weile muss sein, sagte der Bettelmann, und hielt einen Taufschmaus. OPh 11.

Kutscherzettel: und ob wegen der angehefften Bilder ein Catalogus librorum oder ein Kutzscher-Zettel mehr Raum hat. OPh 81.

Kuttenbauern heissen volksetymolog. die Alten, die aus Baiern eingewanderten Bauern in Cudowa. (Bad, Glatz.)

Loch: H. H. Ihr solt nichts dazu thun und solt auch nichts davon thun, wir wollens immer bey den alten Löchern lassen. OPh 12.

Die Bauern lasse man bei den alten Löchern, man wird sie doch weder heute noch morgen klug machen. 70.

Lorenz, krummer, Knix, Kompliment mit Verbeugung: Ja, er hat es wohl getroffen Weil er uns Bescheid gethan Hat dafür von uns zu hoffen Was er selbst nur wünschen kann. Zu lezterer zeile als Anmerkung: Einen Schlesischen krummen Lorenz. Hesse 295. Weigand Wb. I², 967.

Matz Knieriemen hätte ja gestern Abend gekälbert! OPh 5.

Maus: Sie möchten eben so mehr wie eine Hure vor den Altar knien und Kirchen-Busse thun, denn es ist Mauss wie Mutter. OPh 19.

Morgenstern: Da stehet der Cantor und hat schon das Maul aufgesperrt, dass er will den Morgenstern singen. OPh 74.

Osterrode: Weil alles (zur Hochzeit) ist parat: Es ist an uns kein Glied Das nicht recht mannbar ist und völlig ausgeblüht. Wo kömpt das böse Ding doch her? Von Osterrode? Von Nürnberg oder Worms? Ich thät was auf die Mode Dass man nicht essen soll, wenn gleich der Magen murrt usw. OPh 58.

Paling: Die in das Schiff schlagende Seen und Wellen sowohl mit continuirlichem Pompen als mit Palingen und Eymern auszuschöpfen. Hesse 316.

Passen: wann er sich durch das Passen und Zutrincken toll und voll gesoffen hat. Vielfrass 71. Aber im Trincken muss einer wie der andre, Mann für Mann, 2, 3 Pass halb, ganz usw. Bescheid thuen. Ueber das ist das heutige Passen und Prassen wieder das göttliche Recht. 80.

Passion: sie tragen das Original feil in der Kirche und wie jene Jungfer sagte, den Studenten Passion machen auf Hochzeiten, aufn Jahrmarkt usw. OPh 60.

Prinz Wallis: etliche haltens vor ein grosses Glück, wenn sie bey einem Hurkinde Gevatter stehen, bloss darumb, weil sie bey einem solchen Prinz Wallis nicht so viel Patengeld geben, als bey einem ehrlichen Kinde. OPh 27.

Ritter: Und man findet noch diese Stunde solche Idioten, denen diese abstruse Lehre de Daemoniis et Daemonibus dermassen fremd vorkommt, weil sie nehmlich in ihren vulgaribus compendiis, Postillis und solchen Rittern nichts darvon finden. 40. Francisci de Cordva Hamburg 1716. 8.

Sächsisch Stückchen: es wäre in Wahrheit kein Sächsisch Stückgen von mir gewesen, wenn ich vollends gar die edle Freyheit in einem so fernen und heydnischen Lande noch allzu frühzeitig dahin geben wollen. Hesse 222. [S. 287 redet H.

von einem tapfern Sachsen, von des Commandeurs Kammerdiener. S. 293: denn Gott Lob! es geht dem Sachsen noch wol!]

Schaustück: Kinder mögen wol mit Zahlpfennigen spielen, aber nicht mit Rosenoblen und Schaustücken. OPh 24. So soltet ihr denn ein Schaustück wie ein Thor gross einbinden, so hätten eure Patgen was rechtes, das ihnen die Augen füllete. 30.

Schlabber-Brüder: bei vornehmen Herrrn uud Stands Personen sowol als bey gemeinen Schlabber-Brüdern sind oft ungeheure Sau Söffe und grobe Zotten die beste Zeitvertreibung. Vielfrass 299.

Schulzens Kuh: wenn der Depositor bey seinem examine rigoroso etwan aus Gewohnheit einen Spruch aus der Bibel mit einbringet, so können wir ihm das andere Gebot vorpredigen, wenn wir es aber selbst thun, so ists Schultzens Kuh. OPh 39.

Schwaderer: darumb wir sie dann sehr oft gebeten haben (die Luth. Calv. ire Lehre als die der Aposteln nachzuweisen), seyndt aber nie erhört worden, weil die armen Schwatterer keinen zu suchen, noch zu finden wissen. Der Reformirte, weitbekandte Niemandt durch M. Joannem Stamphium, Paroch. in Härlheim. Mainz 1603. 4. s. 64.

Sicke f. Weibchen der Krähen, Raben: die Krähen, Raben bleiben im Winter auf Scheuern und Häusern vielmals sitzen — da denn ihre Begattungszeit kömmt und also fänget der Hahn an zu schreien und locket damit die Sicke an sich, paaren sich alsdenn und verlassen die Stadt. — T. C. Hoppens Anmerkung über die sogr abergläubische Todten-Uhr, Todten-Krähe, Weheklage usw. Gera 1745. s. 9. Frisch s. v. Sie.

Staupe f. Von der bösen Staupe geworfen (Schwerenot). Oehm, Mediz. Fama 36. Alle diese Krankheiten sind Staupen des verderblichen Skorbuts. 188.

Stechbuch. Gelegentlich der Abhandlung über Prognostika, Nativitätstellen, Chiromantie heisst es: Es gehet aber damit zu, wie mit den Kindern ihren Stech-Büchern, da man bald weisses, bald gemahltes, bald was, bald nichts trifft; wer sich auf solche Künste und grosser Herren Versprechen verlässt, der wird langsam satt werden und nur Stoppeln erndten. Männlings denkwürdige Curiösitäten. Frankf. Leipzig 1713. s. 68.

Strütz: wer will dann, sag ich, diesem oder jehnem verargen, der zuträgt was er hat, wie es ist, Wasser und Strütz, dieses gefährlich Ketzerfewer zu dämpfen und zu löschen. Niemandt 1603. Vorrede. — Zuber, Strütz, Eymer, Lederne und höltzene dienen hie: was man zuträgt, das nützet, dick und dünn, Wasser und Strütz. Vorrede.

Tartüffisch, adj. von Leuten, die über Dämonen richtig lehren: und wie etwan ihre Tartüffische Einfalt es ihnen einbläset, offentlich ausschreyen. 40. Tartüffische Scheinheiligkeit. 69. Francisci de Cordva.

Treuffen: man solle ihnen nicht so treuffen oder predigen mit Ach und Weh, denn solche Treuffe treffe sie nicht. Vielfrass 195.

Vizlipuzli: wer die hl. Tauffe nach ihrer ersten Einsetzung betrachtet, der dencket an keinen Schmauss, Bombardirung des Vizlipuzli, noch Patengeld, man hat wol höhere Dinge hier zu bedencken als dergleichen Narrenwerck. OPh 23.

Wittern: Der newe mon lasse sich allezeit einer Tag zwen oder drey zuvor, ehe er eintritt, vornemmen, wie er wittern will. Wie es die Nacht vor Peter Stulfeyr wittert, so soll es vierzig Tage nach einander wittern. a. a. o. Wie es an St. Mathias Abendt vnd Nacht wittert, so soll es darnach vierzig Tag vnd Nacht

nach einander wittern. a. a. o. Denn wie es an dem Tag wittert (Mariä Himmelfart) so urtheilet man auch, wie der Wein gerathen werde. Wie der Wolfsmonden wittert, also wittert der Mertz auch. Kalender 1609 (Frankfurt oder Nürnberg).

II. Zum Grimmschen deutschen wörterbuche N.

Nachaffe: weil der Teufel dann nun Gottes Nach-Affe ist. D[1] II, 385. Durch solche Wunderwercke Gottes hat der Nach-Affe, der böse Feind, sich dergleichen bedienen wollen. Hauß-Apotheck, c. 1680. s. 298. Felt VII, 16.

Nachbaren, angrenzen: Derhalben sandten die Alaner botschaft zum Volke der Hyrkaner, welche an sie nachbarten vnd baten usw. Hystori des Jüdischen Krieges durch Bartholome Gernhardt verdeutschet a. 1560 Erffurdt. Bl. 523ª.

Nachdrehen: dass, ob man schon das Kind mit dem Rücken aufwerts drehet, der Kopf sich doch allemal nicht nachdrehe. v. Hoorn s. 175. (Wehe-Mutter.)

Nachfahr: vor sich und seine Nachfahren ein ewiger Namen usw. D I, 120.

Nachforschten: ängstlich nachforschten und zum Traumdeuter laufen. D I, 765. Zu VII, 54.

Nachgänger: folgenden Tages kamen wiederum fünf Nachgänger zu mir; — den 14 Jenner kamen die Verhör-Richter oder Nachgänger mit Klagen aufgezogen usw. Ueber die Schwermerei von L. Meister 1775 s. 102 ff.

Nachgreifig: ist eines unter allen Elementen, dy sorglich den Menschen zu Leib und Leben nachgreiffig und gefährlich, so ist es das wilde Meer. D II, 563 zu VII, 66.

Nachhuren: Zauberer, Hexen, Wahrsager, Sünder seyen, sondern dass auch die so ihnen nachhuren in gleicher Sündenschuld mit ihnen ligen, D II, 375 zu VII, 75.

Nachklang: Lieber solt einer todt seyn, als ein solchen Nachklang hören (v. Lastermaul usw.). D I, 517. VII, 79.

Nachlachen swv. so will ich euch mit einem ungleichen Halse und Maul wieder nachlachen. Scheergeiger 232.

Nachschicken, Artikel anflicken: Zeitungsschreiber betriegen, wenn sie nach beschehener Censur und wieder deren Censorum Vorbewust ein und andere nachtheilige Passage mit einfliessen lassen und noch nachschicken, um dadurch dieser oder jener Parthey zu flatiren. Hönns (Coburg) Betrugs-Lexicon 1732 s. 451.

Nachschuss: Kupferdrucker betriegen, wenn ihnen von den anvertrauten Platten eine gewisse anzahl Exemplaria abzudrucken angedungen wird, sie über dieselbe vor sich noch einen heimlichen Nachschuss thun und zu Nachtheil des Verlegers verbothener Weise verkauffen wie mit Portraits usw. zu geschehen pfleget. Hönn. Felt VII, 119 s. 459.

Nachsetzen: wer soll auch nicht diejenigen nachgesezten Obrigkeit darumb zu strafen wissen. Vielfrass 226.

Nachsprenger: wie leicht möchte das Völkchen seiner blinden Nachsprenger nicht Hals und Kopf brechen! Ueber die Schwermerei v. L. Meister, Bern 1775 s. 57.

Nacht, gute: Von dir und deiner stolzen Pracht (Batavia) Nehm ich anjtzo gute Nacht Mit tausend, tausend Freuden! Hesse 241. Ob gleich grosse Schmerzen kränken Mein Gemüthe Tag und Nacht Und muss sagen gute Nacht. 251.

1) Dieterich, Conrad, † 1639 in Ulm. Der Prediger Salomo. II voll. Alem. XI, 267.

Nachstempeln swv. Nadler betriegen, wenn sie eines guten Meisters Zeichen oder Wapen nachstempeln, um ihre Nadeln desto mehr anzuwerden. Hönn s. 460. Felt VII, 134 fgg.

Nachtblume: Zu Tag- und Nachtblumen und dessen drey Blättern Sammet und zu zweyen Taffend. Die von Arachne und Penelope getreulich unterwisene Haushalterin. Nürnb. 1703 s. 99.

Nachtdanz: die Nachtdänz sind jederzeit suspekt vnd verdächtig gewesen. D I, 428.

Nachtdieb: welcher N. von einem Nacht-Dieb — gewaltsam überfallen und bestohlen worden. Hönns Diebs-Lexicon s. 113.

Nachtfackeln und Irrwisch, so bey Nacht hin- und herwischen, Monrad, Johanneswürmlein, faul Holz, das Thier in India. D II, 1014. Zu VII, 175.

Nachtfinsternis: Natürliche Nachtfinsternuß. D II, 247. Felt VII, 176.

Nachtfischer: Die heimbliche Dunckelmäuser vnd Nachtfischer gesagt seyn, welche vermeynen im Dunckeln zu naschen und im Finstern zu mausen. D II, 683. Felt VII, 177.

Nachthosen pl. Hexen, Schmirvögel, Schmalzflügel, Nachtwanderer oder Nachthosen, Wettermacher. Gründlicher Bericht Antonii Praetorii Lippiano-Westphali von Zauberey vnd Zauberern usw. Frankfurt a. M. Durch Joh. Niclas Stoltzenbergern 1639. 4. S. 34.

Nachtigall, eine Sickingische Kanone, auf der Ebernburg erbeutet. Inschrift: Nachtigall heiss ich Lieblich und schön ist mein Gesang Wem ich sing, dem wird die Zeit lang. Meister Stephan zu Franckfurt goss mich.

Nachtrab: vnd seynd solche Krieg (ums Nachtmal) nicht geführt werden von groben vnd schlechten Gesindt und Nachtrab, sondern von den Obersten und Hauptleuten. Der Reformirte Weitbekandte Niemandt ed. Joh. Stamphius Maynz 1603. S. 58.

Nachtspiel: Da es doch ein lauter Traumphantasey, des Teufels Nachtspiel und Affenwerk ist. D I, 763. Felt VII, 216.

Nachtstulträger: Nein! für Mätressen, für Kuppler mit und ohne Kreuz und Stern, für den königlichen Nachtstuhlträger im Sammetkleide. Flugschrift 1792.

Nachwarten swv. Ein guter Gesell zechte und hatte kein Geld; als es zum zahlen kam, sagte er zu der Wirthin: sie solte ihme nachwarten. Scheergeiger 1673 s. 14. VII, 228.

Nachwehen: nach den alten Hebammenbüchern teilte man ein: vorboten, wilde, dringende und Nachwehen. Wehemutter v. Hoorn s. 35.

Näcke f. Denn wer (geistige Nacktheit) an seim Ende und in seim Tod nackend und bloss gefunden, der muss ewig nackend und bloss seyn und bleiben, für welcher Näcke Gott eines jeden Christenherz behüten wolle. D I, 830. Zeitliche Näcke, Hunger, Mangel a. a. o. Felt VII, 243.

Nadel: Nadler betriegen wenn sie schlechte und gemeine Nadeln vor Spanische verkaufen. Hönns Diebs-Lexicon s. 460.

Nadelgipfelrauschen: So wie im dunklen Tannenwald Bey nächtlich stillem Lauschen Von fern ein Donner widerhallt Wie Nadelgipfel-Rauschen. Wenz Gedichte, Franckenthal 1800 s. 239.

Nadelstichle bildlich: es mag leicht ein Nadelstichle diese auffgeblasene Schnaufer, Trotzer, Sauser, Brauser anwenden, so fallen sie zusammen. D I, 66. Zu VII, 256.

Nagel: Ein Soldat hatte neben andern zum Ziel geschossen und den Nagel im Schwarzen troffen. Der lustige Scheergeiger 1673 o. J. VII, 262 IIIa.

Nagelfast: Vorhandenes Geschüg und was im Hauss nagelfast ist. Köln. ROrdg. Maximil. Henrichs. Gegensatz: Hausrat, Bücher, Gewehr und alles was sonst nagelloss ist a. a. o.

Nagen: bemühen, sorgen, plagen vnd nagen. D I, 120.

Nagen, sich: sondern bey ihrem grossen Gut sich Nacht und Tag nagen, ängstigen, plagen, nicht einen Bissen essen. D II, 281. Zu VII, 274. III.

Nageranft: Dass er nur die karge Filtz und Nagerenffte anzäpfe. Schrapphans, Nageranft usw. D I, s. 7. 329. 331. 468. VII, 274.

Nagwurm: und die Sünd, die Lockschlang des Teufels, — schiebt jhm den unsterblichen Nagwurm ins Herz. D II, 995. Zu VII, 275.

Nährpfenning: so ist jedem Haussvatter — ein Schatz zu sammlen von Nöten, damit er hab nicht nuhr ein täglichen Nehrpfenning, sondern auch einen Ehrpfenning. D I, 242. — N. davon er sein tägliche Nahrung hab 466.

Nahrung, Lebensunterhalt: Viel, wann sie ein Nahrung gesucht vnd wohl köndten darbey bleiben, fahen sie allerley Parthierung an. D I, 455.

Nahrungliste: Fragt nach den Ursachen dieses Mangels der Häuser zerstört und Felder verwüstet; ziehet die Volks- und Nahrungslisten des Landes zu Rathe. Deutsch-französ. Revolut. Schrift 1792 s. 59.

Nahrungsplage: N. und Sorgen. D I, 574. Felt VII, 315.

Nahrungssaft: Weil die Maladie von dem Mangel der natürlichen Wärme des Magens und von verdorbenen Nährungssäften herrührt. Oehm, Mediz. Fama 47. Die beste Kraft der zu sich genommenen Speisen — als ein Nahrungssaft ins Geblüte getrieben wird 52. Das Salz machet einen dauerhaften und gedeyenden Nahrungs-Safft 159.

Namkündig adj. Es ist diese Tage eine güldene Kette verloren, man weiss den Thäter halb und halb, aber ich rathe dir, bring sie wieder oder ich will dich über 8 Tage nahmkündig machen. Scheergeiger 228.

Narb m. Pergamentmacher betriegen, wenn sie vom Pergament den guten Narben abziehen vnd hinwieder mit dem Grund versehen. Hönns Diebs-Lexicon s. 461. Zu VII, 351.

Narbenvoll: Dass du dich schämest über Eine Wunde an deinem narbenvollen Heldenleibe. Seneka an Helvia und Marzia ed. Conz 1792. Tüb. s. 7.

Narr: Dass mancher sich zum Narren studiret. D I, 83. Wann man nicht zu sehr den Bauch liebte, würde sich dieser auch mit Kraut abspeisen lassen. Aber da heisset es: Kraut für Narren. Königliche und kayserliche Jagdgeschichten von Venantio Diana. Cölln am Rh. 1749. XLI.

Narrenhirn: in seinem verfinsterten Narrenhirn darein tappen. D I, 290. Manier und Weise die ihnen in ihrem Narrenhirn beliebet. D II, 419. Felt VII, 373.

Narrenkarren: wann man per fortza mit dem Narrenkarrn durchtringen will. D I, 290. Felt VII, 374.

Narrenkolbe: da (das erbende Kind) lasst es dann die Narrenkolben vnd Hasenfutter erst herfürgucken. D I, 313.

Narrenkopf m. Störr- und Narrenköpfe. D II, 886.

Narrenleiter, Jakobsleiter, die phantastisch verfluchte jüdische D II, 97.

Narrenopfer ist es, dann sie (nicht in die Kirche gehen) wissen nicht, was sie böses thun. D I, 710. Narrenopferer 711. Felt VII, 377.

Narrenschuhe: die etwa noch jung seyn, so die Narrenschuh die der Jugendt von Natur angezogen, abgelegt. D I, 677. VII, 379.

Narrenseil: lass dich den Teufel nicht an das Narrenseyl bringen. D II, 379.

Narricht adj. Was wer narrichter dann diss? (Die Erde gehe auf und unter usw.) D I, 60. Von ihm (Aeolus) gantz narricht gedichtet, dass er alle Wind usw. 67. Wie bistu dann so narricht, dass du dich verlastest auf ein Wind? 68. Wann drumb ein Regent nichts lernen solte, so hätte Salomo närricht gethan, dass er sein Hertz begeben usw. 148. Narrichte Fratzmänner 171.

Nasch: ihr Köchinnen seyd ohn dem alle mit einander generis Nasch culini, ihr naschet gerne in der Küchen. O Ph 28.

Naschrotten: Nasch-, Spiel- vnd Sauffrotten. D I, 332, vgl. Nascher und Schlucker 332.

Nase: Vom Publikum das unter Vormundschaft — und viele Leute sogar auch gern fremde Nasen borgten. Seneka an Helvia und Marzia von C. Philipp Conz. Tüb. 1792. Vorbericht XI.

Nase, scharpfe. Practica 16. Jhd. Frkf. W. Han. hackichte Nase, ebenda.

Nase: dass der so es höret nicht einem jeden auff die Nase hencke. D I, 491.

Nasenstüber: so darf ich nur meine Ohrfeigen, Nasenstüber — dem ersten dem besten, so mir begegnet wieder auszahlen. — Wenn Ohrfeigen und Nasenstüber und allerley Mägde-Arbeit Mittel sind, eine Kunst einem beizubringen. O Ph 35.

Nasewerkzeug: aber in den Nasewerkzeugen der Thiere wird jede Pflanze merklich. Sander, über Natur und Religion. Carlsruhe 1791.

Nasze War: Es sagte einer, das Sauffen und Verkauffen reime sich sehr wol zusammen, dann die Sauffer alles verkauffen und an nasse Wahr legen. Der lustige und sehr kurtzweilige Scheergeiger 1673 o. J. s. 10.

Nât: es ist noch einmal ein Nath besser als Riss, ein Lapp besser als ein Loch. D I, 483.

Nationalinteresse, Nationaltugend. Flugbl. 1792.

Naturliecht: denn es haben diss die Heyden auch aus dem Naturliecht erkannt, dass, was man im Handel und Wandel — aufrecht und ehrlich halten soll. D II, 112. Zu VII, 461.

Naupen: Es hat diese Kunst (Zauberei) die Nauppen an sich, dass wann einer einmal sich darauf gibt — gibt der Teufel keine Ruhe. D II, 1032. Zu VII, 474.

Nebenhausmutter: sahe sie (Hannä, Samuels Mutter) ihr Nebenhaussmutter, so hatte sie nichts dann Schmähwort. D II, 874. Felt VII, 501.

Nebenpforte oder Thürle. D II, 98. Felt VII, 504.

Nebensprösslinge an den Bäumen. D I, 386.

Nebenstreiche f. zum DW. 7, 507: dann die Neben-Streichen verfallen. Daniel Speckle Architectura, neue Aufl. 1712. Bl. 84[b]. Vgl. Heinsius WB. 4, 781 = Streichlinie, Flanke.

Nebenwerk. Opponenten bei wissenschaftlichen Disputationen betriegen, wenn sie mit Logomachien aufgezogen kommen und an statt, dass sie das Haupt-Werck angreifen solten nur beym Neben-Werck bleiben — da sie doch oftmahls wissen dass es nur Druckfehler sind. Hönns Diebs-Lexicon s. 126.

Neckara, Neckrafarb kan man die Kermesin-Roth vnd gelbe Farb zusammenmischen, so gibt es hoch Neckrafarb und diese kann nach Belieben dunckel vnd hell gemacht werden. Sih Nachtblume oben s. 116.

Neckarwein: Vor deinen schlechten Zucker-Tranck Der jedem macht den Magen kranck Schmeckt mir ein Wein der Franzen: Ein Neckar oder Reinscher Wein Wird besser dann dem Magen sein, Trinckt man ihn gleich zu Ganzen. Hesse 242.

Negerei f. Die Einwohner der Negerey Hesse 118. Die Negerey Rudiana 122. Die Negerey Sillida 130. Priamon und andere Negereyen mitgerechnet 132. In der Negerey stehen die Häuser auf Pfählen 136. Er steckte die Negerey Bayangh und Lompon in Brand 141. Die unfern von der Mya gelegene Negerey 161.

Neglein, Negel-Bäume Hesse 95. Foly, Musskat- und Negel-Frucht Giebst du weil man sie bey dir sucht. 245.

Neid: Und tadelts auch der blasse Neid, was schads, der Neid ist nicht gescheut. Oehms Mediz. Fama 103.

Neidbruder: Hass- und Neidbruder D II, 19. Giftiger N. 84. Felt VII, 554.

Neidelend: wer wolte dann in dem Neidelend gern stecken? D I, 650. Felt VII, 554.

Neiden: Dann dass einer den andern neidet — ist teuffelisch Werck. D I, 645. neiden und näcken 648. VII, 554.

Neidhammel: Dieses, als Beruns der Neidhammel mit seinen Hunden aus dem Wald spat Abend usw. Venantius Diana s. 40.

Neunte Haus: lachen — das Maul aufsperren wie ein Gartentür vnd Schewren, dass mans vbers neundte Hauss höre. D I, 172.

Neuverliebte: Die N. haben einander noch nicht gesprochen usw. O Ph 50.

Nest: Haben also die Unsrigen (nach der Flucht eines Häuptlings) nur das ledige Nest gefunden. Hesse 215.

Nestelsteft m. Das schrieb er gar aussführlich wegen seiner Vergessenheit mit einem Nestelsteft fornen auf seinen ledernen Wammes-Ermel. Der lustige und sehr kurzweilige Scheergeiger 1673 s. 170.

Nichtswertig: dass er darumb so nichtswertig seyn wie der Thalmud. D I, 8.

Niderstand: den armen geringen Niederstandts-Personen verkehren sie das Recht. D I, 769.

Nimmernüchtern: und durfte sich dieser allzeit truncken gewesene Schiffer oder Nimmer-nüchtern für ihnen nicht sehen lassen. Hesse 338.

Nischt: zween Tabulet Krämer, der eine hat das theure Nischt, der andere die verlorne Zeit feil. Der Nischtkrämer trat herzu und sprach: kauffen die Herren. O Ph 84.

Nonnen, sich: Wenn ich sagen soll wie ichs meine, so nonnet sichs noch ein wenig mit unsern Frauenzimmer, all unser Thun stincket noch starck nach dem Pabsttum. O Ph 56.

Nordertuch: Hier lag vom Nordertuch die grüngewesne Weste. Scherze, Helmst. und Leipzig. 1. Hälfte s. 258.

Notschlund: In Notschlund geraten. D II, 223.

Nuss: Dann kompts biss auff den Kuss, so kompts mit der Zeit auff die Nuss. D I, 448. Obscön.

Nusselen: ists nun sein Zeit, was wiltu dann darwider murren, nusselen oder vngedultig werden? D I, 363.

BONN. A. BIRLINGER.



1. **Heliand.** Mit ausführlichem Glossar herausgegeben von **Moritz Heyne.** Dritte verb. Auflage. Paderborn, F. Schöningh 1883. (= Bibliothek der ältesten deutschen Litteraturdenkmäler II.) VIII, 385 s. 8. Preis n. m. 6.
2. **Heliand.** Herausgegeben von **Otto Behaghel.** Halle, Max Niemeyer 1882. (= Altdeutsche Textbibliothek, herausg. von H. Paul, nr. 4.) XVI, 225 s. Preis n. m. 2,40.

1. Laut vorwort s. VIII ist der text der neuen Heliandausgabe Heynes nach den lesungen meiner ausgabe unter berücksichtigung der ausgabe von Rückert und zahlreicher einzelforschungen festgestelt, die in teilbearbeitungen des gedichts, in aufsätzen oder besonderen schriften enthalten sind. Insoferne diese angabe so zu verstehen sein soll, dass der herausgeber die an den Heliand anknüpfende speciallitteratur insbesondere der lezten jahre für die neue auflage selbständig durchgearbeitet habe, sehe ich mich genötigt die überzeugung auszusprechen, dass sie tatsächlich unrichtiges enthält. Denn abgesehen von der eintragung der lesarten des Lambelschen bruchstückes und einer conjectur Cosijns zu v. 2477, habe ich keine spur von berücksichtigung der seit veröffentlichung meiner ausgabe (1878) erschienenen litteratur in dem buche finden können. Obwol Heyne im vorwort erklärt, er habe in die — leider diesmal hinter den text verwiesenen anmerkungen — nächst verzeichnung der handschriftlichen lesarten nur „einige“ emendationen aufgenommen, mithin die nachprüfung sehr erschwert, so glaube ich doch folgende punkte feststellen zu können:

a. Heyne hat nicht benuzt dis correcturen zu meiner ausgabe des Cottonianus, welche Bartsch, Germ. XXIII, 403 fgg., und ich selbst Germ. XXIV, 76 fgg. gegeben haben. Beweis: In der anmerkung zu v. 301 gibt Heyne als handschriftliche lesung von C mit meinem texte *uualda,* wo Bartsch und ich a. a. o. *ualda* bezeugen; zu v. 513 ist nicht angegeben, dass C *an* statt *at* M liest, wie Bartsch gegen meinen text richtig nachwies; ebenso hätte zu v. 3212, der nur in C überliefert ist, angezeigt werden müssen, dass die handschrift *end* hat, nicht *endi,* wie in meinem texte steht. Vor allem aber beweist die anmerkung zu v. 795. Sie lautet: „nach Schmeller soll dieser vers ganz in C. fehlen; Sievers hat keine bemerkung.“ Dagegen sagt Bartsch s. 404: „795 müste cursiv gedruckt sein, da diese langzeile in C fehlt“ und ich habe die richtigkeit dieser angabe a. a. o. 75 ausdrücklich bestätigt. Wolte man hiergegen anführen, dass Heyne zu v. 2696 richtig und übereinstimmend mit Bartsch *enna* als lesart von C bietet, wo in meinem texte fehlerhaft *ena* steht, so ist zu erwidern, dass diese variantenangabe ebenso bereits in Heynes erster und zweiter ausgabe steht, die richtige lesart also aus Schmeller übernommen ist.

b. Heyne hat nicht benuzt die unter mitwirkung von Roediger gegebene neue textesrecension in der dritten ausgabe von Müllenhoffs Sprachproben vom jahre 1878. Müllenhoffs früherer text ist in den anmerkungen überhaupt an vier stellen erwähnt, zu v. 2. 31. 2599. 2787. An der zweiten stelle stimt der neue text Müllenhoffs mit dem früheren, Heynes angabe ist also richtig. Vers 2 gibt Heyne wie früher

that sia bigunnun word godes kûđian

und bemerkt dazu „die ergänzung nach Müllenhoff“; in den sprachproben[3] steht aber jezt

that sia bigunnun uuord godes †

mit der anmerkung „*cûthian* ergänzte Müllenhoff, *uuido c.* Roediger“; hier ist

Heynes anmerkung wenigstens bedenklich. Zu 2599 lautet die anmerkung „*engilos godes*] *godes* streicht Müllenhoff"; aber Sprachpr.[3] s. 51 (VI, 17) ist das wort wider in den text aufgenommen, und 2787 teilt Müllenhoff jezt s. 53 (VII, 59) wie ich ab

thes uuîsosten thero thie gio an thesa uuerold quam,

während Heyne angibt, dass M. die cäsur nach *gio* lege.

c. Ebensowenig hat Heyne die ausführliche besprechung meiner ausgabe von Roediger, anz. f. deutsches alterth. V, (1879) 267 fgg. benuzt. Wenn auch Heyne nach dem gewählten eklektischen princip in der anführung von emendationsvorschlägen nicht gerade genötigt war, von den conjecturen Roedigers notiz zu nehmen, so hätte er sich bei einsicht der abhandlung unmöglich die anmerkung zu s. 282 entgehen lassen können, welche nachweist, dass die wörter *samuurdi, biuuardôn, obarhugdi, uuârlîk* in Heynes glossar (zur zweiten auflage) fehlen. Sie fehlen aber sämtlich auch noch in der dritten.[1]

Was die bezugnahme auf Rückerts ausgabe anlangt, so kann ich zwar nicht gerade behaupten, aber mich doch auch nicht der vermutung entschlagen, dass Heyne im algemeinen dieselbe nur da nachgeschlagen habe, wo in meinen anmerkungen auf eine abweichende lesung derselben direkt oder indirekt hingewiesen ist. Wie anders ist sonst das misverständnis zu erklären, welches die schon oben erwähnte anmerkung zu v. 2787 enthält? Ich sage in meiner anmerkung zu diesem verse (bei mir 2786) „*thero* | *the gio* Heyne und Wackernagel, *thero the gio* | *an* Müllenhoff-Scherer und Rückert; die richtige abteilung gibt auch Rieger, versk. s. 37"; das „auch" bezieht sich auf meinen text, und wurde gesezt, um anzudeuten, dass die betreffende abteilung unabhängig von Rieger und mir gefunden war (vgl. mein vorwort s. VIII). Heyne aber schreibt; „cäsur nach *gio* Müllenhoff, Rückert, Sievers." Sieht das nun nicht gerade so aus, als ob Heyne das „auch" meiner anmerkung ohne nachzuschlagen auf „Müllenhoff-Scherer und Rückert" bezogen habe, da ich doch (wie jezt auch Müllenhoff) die cäsur vor *thero* ansetze? Indessen, ich mag mich hierin irren und gebe die abwägung der beweiskraft dieses argumentes gerne dem leser anheim.

Im texte hat Heyne mehrfach kleine verbesserungen angebracht; in allen principiellen fragen, deren es insbesondere seit dem erscheinen der metrischen arbeiten von Vetter, Rieger u. a. eine hinlängliche menge gibt, zeigt er sich aber durchaus von den neueren bestrebungen unberührt. Ich führe zum beweise eine auswahl von versen an, die Heyne auch in der neuen auflage in einer den evidentesten metrischen regeln widersprechenden form bietet:

2 *that sia bigunnun word godes kûđian*
1173 *furđor quâmun, thô fundun sie thâr ênna frôdan man*
1247 *jungaro liudiô; is lof was sô wîdo*
1543 *antfâhan efđo lôn an thesoro lêhneon weroldi*
1819 fg. *sô duot he unwîson erla gelîko, ungewittigon were,*
the im be watares stađe an sande wili selihûs wirkean
1900 *an thena gastseli gangan hêtid, hwat gi im than tegegnes skulin gôdoro wordô*
2447 *man mislîko. Sum suncan môd dregid*
2610 *sorga an is môdsebon, hwô he skal an themu mâreon dage*
2725 *liđokospun bilûkan be thêm liudiun*
4095 *that thu sô simlun duos; ak ik duom it*

1) Hiermit ist übrigens die liste der bei Heine fehlenden wörter noch nicht volständig.

4147 *obarward werô, the was thes werodes thô*
4875 *swerd bi sîdu stôp* (*slôg* C) *imu tegegnes*

So wenig Heyne, wie man sieht, den neueren metrischen forschungen concessionen gemacht hat, so wenig ist er im algemeinen geneigt, auf die sonstigen gründe etwas zu geben, die man gegen seine früheren lesungen hie und da geltend gemacht hat. Als ein beispiel möge der oben an lezter stelle citierte vers dienen. Dass formell allein die lesart von C möglich ist, zeigt die alliteration; dass *stôp* von M sachlichen anstoss bietet, weil der dichter fortfährt *an thena furiston fîund folmo kraftu*, liegt auf der hand, denn das hiesse, Petrus sei auf den händen gewandelt. Beide gegengründe habe ich in meiner anmerkung angezogen; Heyne aber behart bei der lesung *stôp*, und in ähnlicher weise an einer ganzen reihe anderer stellen, wo sich die unrichtigkeit der von ihm gewälten lesart ebenso augenfällig dartun lässt. Es hiesse aber raum verschwenden, wolte ich hier im einzelnen widerholen, was schon in meinen anmerkungen zusammengestelt worden ist, umsomehr, als Heyne in seinem vorwort eine besondere schrift verheisst, in der er rechenschaft über seine stellung zu der „ihm bekanten einzelforschung“ zu geben verspricht.

Auch im glossar ist einiges im einzelnen ergänzt und verbessert, gewisse übelstände aber sind beibehalten, die beseitigung erheischt hätten. Dahin rechne ich z. b. die inconsequenz in der schreibung des angelsächsischen und des althochdeutschen, die für den anfänger geradezu verwirrend wirken muss. Wie nahe hätte es gelegen, in den angezogenen parallelen einen einheitlichen lautstand durchzuführen, der die vergleichung mit den niederdeutschen formen erleichtert hätte. Bei Heyne aber habe ich kein anderes princip als das der wilkür entdecken können. Im algemeinen scheint er, was die hochdeutschen parallelen anlangt, einen „strengalthochdeutschen“ lautstand haben geben zu wollen; aber er ist nirgends consequent. Im buchstaben *b* des glossars zähle ich in bunter reihenfolge (*bad, palt, balco, palo-tât, ban, bant, panc, bano* usw.) 87 *p* gegen 24 *b*, im buchstaben *k* aber nur 20 *ch* gegen 29 *k*; für anlautendes *g* aber wird stets *g* gesezt, ausser in der partikel *ga*, für die beispielsweise die ersten belege so lauten: *gibâri, kipârên, gapët, gebetta, gapëran, gapërgan, gapirgi, gipiotan, gapot, kaprëh, gapruoder, gapurt, kipurjan, gatago, katât, kiturran, gifeho, gafuoljan* usw. usw. Es sind hier nicht etwa überall die ältesten tatsächlich belegten formen gewählt — ein verfahren, das in einer normalisierten ausgabe auch keinerlei ersichtlichen zweck gehabt hätte — sondern, wie man leicht sieht, guten teils bloss wilkürlich zurechtgemachte formen. Am störendsten tritt diese wilkürlichkeit bei dem innern *j* auf. Bei nominibus wird es nur selten überhaupt bezeichnet: *gebetta, ellian, hella, hiltja, minna, redja, reccho, sceida, scencho, sippa, suntja, undeâ, urchundo, willo, wunna, wuostinna, wurhto*, dagegen liebt es Heyne bei den schwachen verbis der *ja*-klasse neben belegten formen ideale infinitive auf *-jan* oder auch zur abwechselung *-ian* anzusetzen. So lesen wir z. b. neben *pittan, pouhnan, puozan, preittan, terran, teilan, tôwan* (so; es müste natürlich *touwan* heissen), *toufan, trucchinan, felgan, forohtan, fluobiren, frumman* usw. Formen wie *pluojan, kipurjan, tarnjan, truopjan, fârjan, falgjan, fastjan, flêhjan, fuotjan, fuogjan, gafuoljan, fuorjan, folleistjan, fulljan* und *tiurian, fallian, ferian, fillian* u. dgl. mehr. Insbesondere sei auf phantasiebildungen wie *hugjan, bihuljan, klamjan, legjan, queljan, quetjan, radjan, wekjan, segjan, saljan* aufmerksam gemacht (die sämtlich ahd. sein sollen), weil sie dartun, dass Heyne noch immer mit den gesetzen der westgermanischen consonantgemination vor *r* sich nicht vertraut

gemacht hat. Und dieselbe gleichgültigkeit gegen grammatische richtigkeit durchzieht das ganze glossar. Doch es wäre fruchtlose mühe, es hiesse die geduld des lesers zu sehr ermüden, wolte ich noch des weiteren die zahlreichen Donatschnitzer des buches hier corrigieren, da der herausgeber ja erfahrungsgemäss gegen jegliche belehrung in diesen dingen unzugänglich ist. Nur einen punkt will ich noch hervorheben, gegen den keinerlei ausrede erhoben werden kann: die art, wie das gebrochene *e* bald durch *ë*, bald ohne unterschied vom umgelauteten durch *e* bezeichnet wird. Im anfang solte offenbar das *ë* durchgeführt werden; von *gapët* — *fëhta* stehen 14 *ë* gegen nur 4 *e*; dann folgen ohne unterbrechung von *fel* — *lesan* 31 *e*; hier hat sich Heyne des *ë* wider einmal erinnert, denn nun geht es in fast regelmässigem wechsel zwischen beiden zeichen fort: *lëbên, meldôn, mëlm, nebul, ginësan, neman, quëdan, quëlan, quëna, reht* adj., *rëht* subst., *sedal, segal, seganôn, sëhs, sehsto;* von da ab tritt *ë* wider nur mehr sporadisch, 10 mal, zwischen 38 *e* verstreut, auf. In summa 32 *ë* gegen 81 *e*!

Es versteht sich von selbst, dass die gleiche mischung bereits in den früheren ausgaben bestand. In einem andern punkte ist dagegen die neue ausgabe an mannigfaltigkeit reicher als die früheren. Wie im Beowulf, so hat es Heyne nämlich auch im Heliand für zweckmässig erachtet, zur umschreibung des ags. *wên* nunmehr *w* statt des früher gewählten *v* zu gebrauchen. Aber im anfang wagt sich das neue zeichen nur erst schüchtern hervor. Bis zu dem halbbogen, der mit der gruppe *hw* die erste grössere ansamlung von *w*-lauten bringt, stehen nämlich noch 13 *v* 5 neuen *w* entgegen, wenn man von dem beispiel *gearvian, gerwan, gyrvan* absieht, das so schon in der ersten und zweiten auflage stand, mithin damals in dem *w* von *gerwan* einen druckfehler enthielt. Wie hier, so sind aber noch an vielen anderen stellen die augenfälligsten druckfehler und versehen der zweiten (zum teil schon der ersten) auflage in dem neudruck conserviert. Ich führe einiges aus dieser fehlerliste an: *hundeahttig* 1—3 (d. h. erste bis dritte auflage) für *hundeahtatig, earforđlîce* 2. 3 für *earfođlîce, blîđsan* 1—3 für *blîđsian*, ahd. *bômgarto* 1—3 statt *boumgarto* (diese form ist belegt, es lag gar kein grund vor das späte, wahrscheinlich verkürzte *bomgarto* zu setzen), *dreâm* 1—3, *dreôr* 2. 3 für *dreám, dreór*, ags. *fâringa* 1—3 für *færinga*, ags. *feorđa* 1—3 für *feórđa, hlôt* stn. 1—3 statt *hlôt* stm. (das geschlecht fälschlich nach dem hochdeutschen angesezt, und in derselben zeile steht als einziger beleg der acc. pl. *hlôtôs!*), ahd. *landscaf* f., ags. *landskipe* 1—3 für *lantscaf, landscipe*, ags. *leohtfät* 1—3 für *leóhtfät* (vorher zweimal *leóht*), ags. *forleásan* 1—3 für *forleósan*, ags. *meahtelîk* 1—3 für *-lîc*, ahd. *mari, meri*, ags. *mere* stm. 1—3 für ahd. *mari, meri* stn. usw., ags. *nagel* 1—3 für *nägl*, ahd. *nebul* 1—3 für *nebul*, alts. *râd* stn. 1—3 statt *râd* stm. (gleich das erste citat bietet *râd ôđran!*), ags. *read* 1—3 für *reád*, ahd. *ruoda* 1—3 für *ruota*, alts. *andsibunta* 1—3 (unter *sibunta*) für *antsibunta*, ahd. *schütten* 1—3 für *scutten*, ahd. *sûbiri* 1—3 für *sûbiri*, alts. *tomig* 2. 3 für *tômig* (im lemma, mitten unter andern *ô*), *twene* 2. 3 für *twêne*, ebenfals im lemma, desgleichen *githiodu* adv. 2—3 für *githiudo* (zwischen *thiu* und *thius*), ahd. *gawirhi* 1—3 für *gawirki* oder *gawirchi*, ahd. *wîdbrâd* 1—3 für ags. *wîdbrâd*, ahd. *wîngardo* 1—3 für *-garto*, ags. *vanian* 1. 2, *wanian* 3 für *wunian* wohnen (unter *wonôn*).

Ich habe diesen an sich gewiss kleinlichen dingen so viel raum geschenkt, weil ich es für unmöglich halte, dass ein sach- und sprachkundiger alle diese fehler und inconsequenzen, deren unterlaufen bei einem ersten drucke erklärbar ist, in zwei auf einander folgenden neuen auflagen bei der correctur sämtlich solte

übersehen haben, und ich daher den schluss ziehen muss, dass der herausgeber weder bei der zweiten noch bei der dritten auflage des glossars eine correctur, die den namen einer solchen verdient, gelesen haben kann.

2. Eine erfreulichere leistung ist die als vierter band der „altdeutschen textbibliothek“ erschienene Heliandausgabe von Behaghel. Wie nach Behaghels früheren arbeiten über den Heliand, die von einer eindringenden beschäftigung mit dem gedichte zeugnis ablegen, nicht anders zu erachten war, haben wir hier einen text erhalten, der wirklich den einschlägigen neueren forschungen rechnung getragen und an einzelnen stellen dieselben fördernd weitergeführt hat. Dass sich trozdem hie und da gegen ihn bedenken erheben lassen, ist nicht verwunderlich, und es sei mir gestattet, hier einzelne punkte di‹e›ser art zu besprechen.

Die umstellung des überlieferten *grurio*[*s*] *quâmun im* 112 zu *im quâmun* war metrisch nicht notwendig, und sprachlich erscheint sie mir anstössig, weil sie eine weniger natürliche wortstellung einführt. — V. 241 möchte ich doch auch jezt noch die lesung von M festhalten, da der verdacht zu nahe liegt, dass das wörtchen *eft* in C dem zwischen *he* und *an* treffenden zeilenschluss zum opfer gefallen sei. — V. 248 nimt Behaghel aus C die lesart *al liudstamna* auf, indem er Germ. 22, 228 sich auf die parallelen *al seokaro manno* 2222 und *al gizungilo* Otfr. I, 2, 33 beruft. Aber hätte man dann nicht in der folgenden zeile den genitiv *uuerodes* statt des accusativs *uuerod* zu erwarten? Auch an der citierten stelle fährt ja der Helianddichter fort *haltaro endi hâbaro*. Ausserdem scheint mir der gleiche ausgang beider lesarten auf *a* (*liudstemnia* M) darzutun, dass schon die vorlage *-a* hatte; wir müsten derselben dann noch einen besonderen fehler aufbürden (*a* für *o* des gen. plur.), um die lesart von C rechtfertigen zu können. — V. 295 fg. liest M *uuard hugi Iosepes, is môd gidrôbid,* während C für das lezte wort *giuuorrid* bietet, was ja an sich grammatisch bedenklich ist. Behaghel ändert nun, wahrscheinlich mit besonderer rücksicht auf v. 329, in *gimerrid*. Das gibt einen vollkommen guten sinn, aber man sieht nicht recht, wie das häufige und klare wort in das unverständliche *giuuorrid* hätte verderbt werden können. — V. 369 schliesst sich Behaghel der von Ries vorgeschlagenen umstellung *that im an them sîda uuard* | *sunu ôdan* an; ich bezweifle aber dass dadurch der vers gebessert wird. Meiner überzeugung nach ist derselbe in seiner handschriftlich überlieferten form (*uuard* hinter *ôdan* in beiden hss.) durch hinlängliche analogien gestüzt, ein zweiter halbvers wie *sunu odan* aber würde fast ganz isoliert dastehen. Es sind nämlich neben den neuerdings meist allein berücksichtigten regeln rhetorischer art auch noch eine reihe, allerdings mehr individueller, gewohnheiten rhythmischer natur festzustellen. So ist z. b. im Cynewulfischen Crist, wenn der hauptstab die dritlezte silbe des verses trift, neben dem ausgange ⏊ ⏓ ⏊, wie *wyrhtan jû*, *hrâ gescôp* (264 belege), auch der schon von Rieger, verskunst 48, hervorgehobene ausgang ⏊ ⏑́ ⏓, wie *óft dýde*, überaus beliebt; ich zählte 96 beispiele; dagegen tritt der ausgang ⏊ ⏊ ⏓ mit langer paenultima, wie *sôđ sprǽce* mit 48 beispielen sehr zurück. Man darf hierbei nicht blos die absoluten zahlen vergleichen, sondern in rechnung ziehen, dass an sich wörter mit langer paenultima viel häufiger sind, als solche mit kurzer; in den ersten 1000 versen des Crist begegnen z. b. am versende nur 100 wörter der form ⏑́ ⏓ gegen 480 der form ⏊ ⏓. Hiernach solte man, der algemeinen häufigkeit nach, gegenüber den 96 ausgängen auf ⏊ ⏑́ ⏓ ca. 450 mal den schluss ⏊ ⏊ ⏓ erwarten, oder wenn wir von dem schlusse auf ⏊ ⏓ ausgehen, nur etwa 10 mal den ausgang ⏑́ ⏓; das wären aber zahlen, die von den wirklichen verhältniszahlen 48 und 96 etwa das zehnfache

resp. den zehnten teil ausmachen. Aber diese vorliebe für ⏊ ◡́ ⏓ ist individuell, denn z. b. im Beowulf besteht, so viel ich wenigstens nachgezählt habe, nichts ähnliches zu rechte. Nach solchen gesichtspunkten möchte ich nun, wenn auch zunächst nur für den Heliand, an Riegers gesetz festhalten, dass zweite verse von der form ◡́ ⏓ ⏓́ ⏓ gemieden werden, als zu kurz erscheinen, während ⏊ ⏓ ⏓́ ⏓ oder mit auftakt ◡ | ◡́ ⏓ ⏓́ ⏓ ganz gewöhnlich ist. Mir ist — ohne dass ich freilich den ganzen text auf diese frage hin wider nachgelesen hätte — überhaupt nur ein beispiel der art bekant, der vers 31

adalordfrumo | alomahtig,

welcher am ende einer längern periode stehend und sie abschliessend, durch einen auffallenden bau recht gut den grösseren einschnitt markiert, der ihm folgt (indem vielleicht durch getragenere aussprache dem verse die fülle gegeben wird, die ihm bei normaler sprechweise ermangeln würde). An der fraglichen stelle aber, v. 369, mitten im zusammenhange der rede, macht der vers, wie ihn Ries und Behaghel gestalten, auf mein ohr wenigstens den eindruck einer sehr grossen härte. — V. 2477 ändert Behaghel das unverständliche *gegrund* C, *gikrund* M mit Cosijn in *kîngrund*. Ich glaube, es ist einfacher *gikund* dafür einzusetzen,[1] das zwar altsächsisch sonst nicht vorkomt, aber im ags. *gecynd* natura seine genaue parallele hat, und etwa mit „entsprechende, gemässe natur des bodens" zu übersetzen wäre. Man halte zu unserer stelle einen passus bei Beda 4, 28, s. 351 Wheloc: *đâ þæt land đâ geteád wæs, and hê* (der hl. Cuthberht) *on gerisene tîd mid hwǽte seów, đâ ne côm đǽr nǽnig grôwnes up ...; đâ hêt hê him beresǽd* (gerste) *bringan, gif wên wêre þætte þæt đǽre eorđan gecynd wǽre, oþþe willa þæs upplican gyfendes þæt đæs wæstmes yrđ đǽr mâ up yrnende wǽre* (weiter ab liegen stellen wie Phön. 252. 256). Auch v. 5425 hat sich Behaghel mit unrecht einer auf den ersten blick bestechenden conjectur angeschlossen, indem er C. Hofmanns *wôgsîđos* als *wôsîđos* (im glossar schreibt er *wôhsîđ*) in den text aufnimt. Aber erstens entspricht dem ags. *wôh* im alts. regelrecht nur *wâh* (für **wanh-*) 3951, denn *an uuoh* 3931 C ist nur verderbnis für *an abuh* und kann ags. form sein, und zweitens bedeutet *wâh*, ags. *wôh* „bosheit, falschheit," und das passt nicht zur stelle. Auf 5573 *uuah uuarđ thesaro uueroldi* darf man sich nicht berufen, denn dies *wah* ist wie ahd. *wah* Graff I, 701 wol von *wâh* ganz zu trennen und als lehnwort aus lat. *vah* zu betrachten, das ja auch bei jener stelle, 5573, im benuzten texte steht.

Einige andere stellen, in deren beurteilung ich von Behaghel abweiche, übergehe ich, um mit ein paar worten noch auf die drei fragen zu kommen, die Behaghel im anschluss an seine ausgabe Germ. XXVII, 420 gestelt hat. An *seli* 1407 vermag ich keinerlei anstoss zu nehmen, es ist ganz einfach „saal" wie immer; *candelabrum* der vorlage ist unübersezt geblieben; das licht soll hoch „im saale" gesteckt werden, damit, wie der dichter ausdrücklich fortfährt,

thea gisehan mugin
alla gelîco thea thâr inna sind,
heliđôs an hallu.

Zu v. 2407 fragt Behaghel: „was heisst *an themu dage?*" Warum soll es nicht wie sonst „damals, dann" bedeuten? Vgl. die belege in meiner ausgabe s. 403, 9 fgg. Was endlich die lezte stelle, 5395 anlangt,

1) Cosijn nimt jezt auch diese meine besserung an, und teilt mir mit, dass auch Kern ihm dieselbe verbesserung vorgeschlagen habe.



thiu uurđ nâhida thuo,
mâri maht godes endi middi dag,
that sia thia ferahquâla frummian scoldun,

so irrt, wie ich meine, Behaghels vorschlag, *middi dag* in *metodo dag* zu ändern, vom richtigen ab; *middi* ist einfach beizubehalten. Die bestätigung und erklärung der lesart gibt v. 5621 fgg.

thuo uuarđ thâr an middian dag mahti têcan
uundarlic giuuaraht obar thesan uuerold allan,
thuo man thena godes suno an thena galgon huof,

usw., welche zeilen durch Mt. 27, 45 veranlasst waren: *„a sexta autem hora tenebrae facta sunt super universam terram usque ad horam nonam.*

Im glossar sind Behaghels abweichungen von seinen vorgängern nicht immer glücklich, an andern stellen hätte er alte fehler vermeiden können. Für beides seien einige beispiele angeführt. S. 196 gibt er für *anebаn* die bedeutung „in,“ da es doch nur „neben“ bedeuten kann. Offenbar hat Behaghel die beiden stellen falsch interpretiert, an denen das wort begegnet, v. 1151 und 2234, indem er den see Genezareth in Galilaea hinein verlegt, statt an die grenze dieser landschaft. Der dichter verrät an der ersten stelle überhaupt auffallend gute geographische kentnisse. Woher er speciell die angabe genommen, dass der Jordan das galiläische meer bilde, kann ich nicht nachweisen; aber dass es sich um einen grenzsee handelte, las er bei Hraban zu der v. 1151 verarbeiteten stelle Mt. 4, 18 s. 25 B: *mare Galileae idem est quod stagnum Genesareth, sed ideo mare Galileae dicitur quia iuxta Galileam tendit.* — S. 196[b] ist *answebbian* zu lesen statt *answebian,* und wahrscheinlich *antswôr* statt *antswor*, insofern der zweite teil des wortes doch wol gleich ahd. *swuor* sein muss. — S. 198[a] lies *bihellian* und *bihlahhian* (auch 209[b] *hlahhian*) statt *bihelian* und *(bi)hlah(i)an*, 198[b] *bispurnan* stv. statt swv., *biwôpian* stv. statt swm., 199[a] füge *blôthi* neben *blôth* ein wegen 4872 C, s. 199[b] lies *dunnian* statt *dunian,* auch wol *êld* statt *eld.* S. 204 erklärt Behaghel *friđuwara* als „friedensstätte“; richtiger scheint mir, wenn man die correctur annimt (wozu auch ich jezt geneigt bin) Heynes erklärung „friedenshut“; nur muss man dann *-wâra* schreiben. Ebenda ist neben *frôkan* mindestens *frôkni* einzusetzen (*fruoknie* 3846 C, was Behaghel nicht anmerkt); das ags. hat nur *frêcne,* ahd. *fruochan-* erscheint nur als erster teil von compositis (eigennamen). Für *gibrak* 204[a] scheint die bedeutung „gedränge“ besser als Behaghels „menge“; *gifehôn* „ausstatten“ s. 204[a] beziehe ich lieber auf ahd. *fêh,* ags. *fâh* bunt, schreibe also *gifêhôn;* zu dem allein belegten acc. *gimênđon* 863 ist als nom. doch wol wahrscheinlicher *gimênđo* swm. anzusetzen; unter *giwerđan* 207[b] fehlt die grundbedeutung „werden“; *gôdwillig* ebenda ist nicht „fromm“ sondern „guten willens“ (*gôduuilligun gumun* 421 = *hominibus bonae voluntatis*). Unter *haldan* 208[a] wird auch eine bedeutung „sich befinden“ angegeben; das ist wol aus Heyne[2] s. 209[a] genommen, wo zu 3746 (3745 Behaghel) die bedeutung „still halten, einen stand haben“ angesezt wird; aber Behaghel teilt ja selbst an dieser stelle richtig ab *than her theobas an | thingstedi haldan ‖*, „als dass hierin die diebe ihre dingstatt halten.“ S. 209[a] schreibt Behaghel wider *herdislo* stf., und 213 *mendislo* stf.; beide sind aber swm., s. Paul-Braunes Beitr. V, 146; zu den dort gegebenen belegen füge noch *merreslon scandala* ahd. gl. I, 715, 10 und *scruntislun rimulâ* ib. II, 78, 15. Sehr zweifelhaft ist mir die neue deutung von *heruthrummeon* 5705, welche s. 209 durch die worte „*heruthrum* stn., speerspitze“ gegeben wird; denn einerseits ist

nur von der éinen lanze des Longinus die rede, andererseits legt gegen identification mit ahd. *drum* das doppel-*m* verwahrung ein; dagegen halte man *þrymmum cwehte mægenwudu mundum* Beow. 235. S. 210 hat Behaghel den druckfehler *hôbidskat* „stn.“ statt „stm.“ von Heyne[1. 2. 3] übernommen, ja ihn auch auf *skat* 218[a], *silubarskat* 217[b] und *weroldskat* 223[b] übertragen, obwol er selbst vorher *fehuskatt* 202[b] richtig als stm. aufgeführt hatte. S. 210[a]. Das geschlecht von as. *horu* ist meines wissens nicht bekant; dem ahd. *horu* n. steht ags. *horh, horwes* m. gegenüber (vgl. zum lezteren Paul-Braunes Beitr. IX, 232). S. 211[a], 4 v. u. lies „kerker“ statt „körper,“ 211[b] fehlt *kribbia* (wie auch bei Heyne), s. 212 wäre *lef* wol besser mit „schwach, gebrechlich“ als mit „krank“ übersezt worden. S. 211[b] streiche *letian* neben *lettian*. Ebenda nehme ich anstoss an „*liogan* stv., zur lüge machen“; denn 2778 ist *quidi* doch wol eher dativ singularis. — *Lud* 213[a] ist wol weder „körperkraft oder -fülle“ (Heyne) noch „kraft, schönheit?“ (Behaghel), sondern einfach „gestalt,“ vgl. got. *ludja*. S. 214[b] ist das geschlecht von *mutspelli* ohne fragezeichen als n. angegeben, obwol es nirgends belegt ist. S. 215[a]. Wo steht *niđara* „hienieden“? weder Schmeller noch Heyne belegen das wort. S. 215[b]. *niud* könte auch stm. sein. S. 217[a]. Ein alts. *sagan* existiert nicht, nur *seggian*; für *sagis* usw. wäre auf das lemma *seggian* zu verweisen gewesen. Ebenda fehlt *samwurdi*. Über *skûr* stm. „waffe“ s. 218 vergleiche man denkmäler[2] 268. S. 219[a]. Ein inf. **stapan* ist nach ags. *stæppan*, ahd. *stephen* nicht wahrscheinlich (vgl. Beckering Vinckers, Tijdschr. voor Ned. Taal- en Letterk. II [s. 1 des separatabzuges von dessen aufsatz über Hêlland 984]). Über *swôgan* „rauschen“ vgl. jezt Paul-Braunes Beitr. IX, 286. S. 221[a] lies *thennian* statt *thenian*, s. 222[a] streiche *untô*, das nur irtümlich seinen weg aus Heynes glossar in das Behaghels gefunden haben kann, da dieser selbst das wort mit recht aus seinem texte ganz entfernt hat (2813. 5644). Unter *ûta* 222[b] fehlt die grundbedeutung „draussen“; s. 224[a] lies *wigg(i)* stn. (nach dem ags.); das geschlecht ist im alts. nicht belegt; ebenso dürfte *wiht* sing. als „etwas“ kaum als „stm.“ zu rechtfertigen sein; ebenda ist *wiod* stm. druckfehler (*that uuiod* 2571). Endlich finde ich es keinen glücklichen gedanken von Behaghel, dass er öfter, um eine glatte übersetzung einer stelle zu ermöglichen, alzu abgeblasste bedeutungen gibt, welche der anschaulichkeit und bildlichkeit der alten ausdrücke nicht gerecht werden; ich rechne dahin übersetzungen wie *awerđan* abfallen, *grâdag* feindselig, *sedal* ruhe, *swerkan* traurig werden, *thennian* auswerfen, und mehreres der art.

Zum schlusse darf auch nicht verschwiegen werden, dass bei einer neuen auflage, die hoffentlich nicht lange auf sich warten lässt, auf die correctur grössere sorgfalt wird verwendet werden müssen. Namentlich in einem punkte ist der herausgeber noch ziemlich inconsequent verfahren, nämlich der cursivsetzung derjenigen wörter im texte, zu welchen eine anmerkung gegeben ist. Nach den grundsätzen Behaghels hätten z. b. in den ersten 500 versen noch folgende wörter cursiv gesezt sein müssen: *gode lieba* 19, *bilaug* 64, *saca* 85, *thoh* 123, *suno* 264, *Uuarđ* 291, *gimerrid* 296, *ira* 324; *uuarđ sunu ôdan* 369, *that* 386, *hêrron* 431, *biliđi* 433, *liobosto* 485. Auch berührt es unangenehm, dass in den varianten wilkürlich zwischen *w* und *uu*, *j* und *i* gewechselt wird, während das *uu*, *i* der handschriften im texte grundsätzlich beibehalten ist. V. 203 fehlt am schlusse *sô*, 292 lies *forstôd*, 330 anm. *giuuend* C, 379 anm. *scoinosta* C, 455 anm. *ôdan* C, 483 anm. *-warun* Heyne, 605 anm. *undar* C, 657 anm. fehlt *tha* C als variante zu *thiu* im zweiten halbvers, 682 anm., z. 2 tilge „Roed.“; gerade bei Roedigers interpunktion wäre der satz ohne *that im thûhte* ganz unverständlich, 805 anm.

lies *grornoda* C, 881 anm. *ledas* M, *lethes* C, 1212 *torhtlîco*, 1221 anm. die zahl so statt 1220, 1286 anm. *lobe* M, nach 1442 anm. lies 1444 *thar* M, die folgende anm. ist zu streichen, da sie s. 49 noch einmal widerkehrt (wohin sie auch gehört), 1521 *biseggea* usw.

JENA, 26. JUNI 1883. E. SIEVERS.

Samlung germanistischer hilfsmittel für den praktischen studienzweck. Halle, waisenhaus. 8.

I. **Otfrids** Evangelienbuch herausgegeben von **Oskar Erdmann.** Textabdruck mit quellenangaben und wörterbuch. 1882. VIII und 311 s. n. m. 3.

II. **Kudrun,** herausgegeben von **Ernst Martin.** Textabdruck mit den lesarten der handschrift und bezeichnung der echten teile. 1883. XXXIV und 207 s. n. m. 2,40.

Es wird zugleich von mehreren seiten eifrig daran gearbeitet, bequeme und billige hilfsmittel für das studium zu schaffen. Bis vor kurzem gehörte noch zum ankauf auch nur der notwendigsten germanistischen handbücher ein kleines kapital, und dies verhinderte manchen studenten überhaupt an einem gründlichen studium, da er sich auf die benutzung der wenig ausgiebigen bibliotheken angewiesen sah oder in der not sich auf die lesebücher zurückzog. Jezt bekomt die sache ein anderes ansehen; und da die neuen handausgaben billig, so sind sie auch verkäuflich und können eine concurrenz wol vertragen. Um eine solche handelt es sich besonders bei Otfrid, von dem jezt sieben ausgaben vorliegen, eine achte noch zu erwarten ist. Fünf davon erschienen in den lezten fünf jahren, im vorigen die beiden handausgaben von Piper und von Erdmann. Da beide ihr werk auf verschiedener grundlage aufbauten, so kann von einer eigentlichen concurrenz nicht die rede sein. Wir begrüssen daher die kleine ausgabe Erdmanns, mit der die um unsere wissenschaft so verdiente buchhandlung des waisenhauses die „Samlung der germanistischen hilfsmittel für den praktischen studienzweck" eröfnet hat; weite verbreitung wird ihr nicht fehlen, zumal auch die ausstattung vorzüglich ist.

Der text ist ein abdruck der grösseren ausgabe, welche die Wiener handschrift zu grunde legte. Unter demselben steht aber nicht der ganze apparat wie dort, sondern es sind nur die abweichungen von der handschrift V angegeben, welche der verfasser im texte für notwendig erachtete. Dagegen ist es dankenswert, dass Erdmann die bisher nachgewiesenen lateinischen quellen Otfrids abgedruckt und ein volständiges wörterbuch angefügt hat. Dasselbe umfast 40 seiten, hat die vereinzelten worte, wortformen oder bedeutungen durch die hinzugefügten stellenangaben ausgezeichnet und die bei jedem verbum vorkommenden casus angegeben. Die vorbemerkung orientiert ausser über die einrichtung des buches kurz über Otfrids person, werk, vers, handschriften. Ein hinweis auf die weiteren hilfsmittel zum studium des dichters wäre vielleicht wünschenswert gewesen.

Martins Kudrun bietet einen revidierten textabdruck seiner 1872 als zweiter band von Zachers germanistischer handbibliothek erschienenen grossen ausgabe. Hie und da ist der text ein wenig geändert, unter demselben befindet sich die handschriftliche lesung. Der vorbericht orientiert über die handschrift, die strophenform und wendet sich dann zur höheren kritik, indem Martin seine schon früher dargelegten ansichten kurz zur darstellung bringt. Er hält noch jezt im wesent-

lichen an den ergebnissen Müllenhoffs fest und gibt in einer anmerkung s. IX eine übersicht über seine abweichungen von denselben. Nur in wenigen punkten hat er sich durch Wilmanns schrift „Die entwickelung der Kudrundichtung. Halle 1873“ bewegen lassen, die bestimmungen Müllenhoffs aufzugeben. Eine nähere auseinandersetzung mit Wilmanns findet sich in dieser zeitschr. 15, 194 fg. Auf s. 20 fg. geht nun Martin zum teil abweichend von der einleitung seiner grossen ausgabe auf die feststellung der entstehungszeit der interpolationen ein. Er weist nach, dass einige züge der kreuzfahrt von 1217 und jenen zeitverhältnissen überhaupt entlehnt sind. Zu dieser zeit passt u. a. auch die benutzung des Parzival, die einführung des helden Wigaleis. Die entstehung des echten kerns aber wird nicht viel früher anzusetzen sein. Der schluss des vorberichts beschäftigt sich dann mit der sage. Als heimat des gedichts gilt „eine Donaustadt wie Regensburg oder Passau.“

BERLIN. KARL KINZEL.

Der Mantel, bruchstück eines Lanzeletromans des **Heinrich von dem Türlin,** nebst einer abhandlung über die sage vom trinkhorn und mantel und die quelle der Krone herausgegeben von **Otto Warnatsch.** (A. u. d. t.: Germanistische abhandlungen, herausgegeben von Karl Weinhold II.) Breslau, Koebner. 1883. VII und 136 s. M. 3,60.

Der verfasser, mit dessen auf umfassenden studien beruhender erstlingsarbeit wir es hier zu tun haben, beschäftigt sich mit dem in der grossen Ambraser sammelhandschrift überlieferten, bisher in den Altd. blättern 2, 215—240 und in Müllenhoffs Sprachproben[2], s. 125 fg. gedruckten bruchstücke vom Mantel, „der zauberhaft die treue der frauen prüft“ (Wack. litt. gesch.[2] s. 247). Grade diese geschichte hatte Heinrich von dem Türlin in seiner Krone übergangen, bezog sich aber an zwei stellen darauf, worauf Wackernagel in der litt. gesch.[2] s. 246 anm. 19 mit dem hinweis auf das bruchstück aufmerksam machte. Doch schloss er daraus, dass uns die Krone trotz ihrer 30000 verse nicht volständig überliefert worden sei; er meinte also, dass Heinrich auf eine nicht überlieferte stelle mit den worten hinweise 23495 fg.: *ich mohte iu michel wunder sagen von heimlichem sûft und klagen, daz von den frouwen ergie. waz tohte daz, wan daz hie dâ von wurde gelenget diu rede? des niht enhenget dirre âventiure langiu sage und daz ich die selben klage und daz gemeine frouwenleit* *dâ vor ê hân geseit an dem kopfe und an dem mandel:* *des hân ich sîn wol wandel.* Warnatsch dagegen sah darin beziehung auf ein früheres werk Heinrichs und erkante in dem erhaltenen Mantel (M) ein bruchstück desselben, da Heinrich in der Krone (K) 24087 fg. ausdrücklich auf ein *ander buoch* verweist:[1] *wær ir der tihtære an Lanzelete sô wæge niht gewesen, ir ungeschiht het er gerüeget dort als hie; daz des dâ niht ergie, daz liez er durch ir âmîs, dem alsô hôhes ritters prîs daz buoch ander mære verjach; wande sîn arbeit swach ein teil dar an muoste sîn, ob er deheines tadels schîn gæbe sîner vriundinne an unstæter minne; ... des was ez vil gevüege, daz er si ûz næme, swie ir doch missezæme der mantel vil sêre.* Zu der ersten stelle bemerkt Warnatsch: „in der becherprobe der Krone (*an dem kopfe*) ist die klage der frauen nur hin und wider in unbestimten ausdrücken angedeutet; die klage der männer allein wird hier ausführlicher geschildert K 1859—86; von

1) Ich setze auch diese stelle mit den besserungen des verfassers her, weil sie bei Schöll unklar ist.

heimlichem jammer ist nicht die rede. Die obige stelle muss also zum überwiegenden teile auf die mantelprobe bezogen werden. Grade M nun erzählt umständlich von dem klagen und seufzen der frauen, grade in M wird auf die algemeinheit der klage (*daz gemeine frouwenleit*) und die verheimlichung derselben nachdruck gelegt. Keine andre version der mantelprobe bietet entsprechendes."

Dazu kommen nun zwei beobachtungen: einmal M und K zeigen in wortschatz, sprache und behandlung des verses viele übereinstimmungen, und ferner: K stimt in seiner keuschheitsprobe durch becher und handschuh oft mehr zur französischen vorlage von M als M selbst. Folgt daraus, dass K nicht eine nachahmung von M sein kann, so ist doch die möglichkeit nicht ohne weiteres ausgeschlossen, dass das verhältnis umgekehrt war, dass ein nachahmer Heinrichs die mantelgeschichte aus dem französischen übertrug, und es wäre wünschenswert gewesen, dass Warnatsch in diesem stücke methodischer verfahren wäre und die unwahrscheinlichkeit dieser annahme dargetan hätte, zumal da es doch nicht ohne schwierigkeit zu erklären ist, warum der dichter dieselbe geschichte zweimal nach derselben vorlage verschieden gab und das zweite mal genauer als das erste.

In dem III. abschnitt, welcher diesen beweis enthält, dass M von Heinrich verfasst ist, gibt nun Warnatsch weiter eine charakteristik des dichters nach übereinstimmenden zügen in MK, zeigt seine abhängigkeit von Hartmann, Ulrich von Zazikhofen, Wolfram, Wirnt, behandelt die grammatik und den wortschatz, vers- und reimkunst, überall die identität in beiden gedichten nachweisend. S. 105 fg. beschäftigt sich der verfasser mit dem verlornen gedichte und sucht es als einen Lanzelet zu erweisen, auf welchen sich eine reihe von anspielungen in K bezieht.[1] Dieses werk Heinrichs in das erste decennium zu setzen nötigt die annahme, dass bei der abfassung der Krone der schluss des Parzival noch nicht abgefasst (bekant?) war. „Parzivals besuch auf dem gralschloss und seine unterlassung der frage berührt er, ja er berichtet am schluss seines werkes, wo er das glückliche resultat der gralsuche Gaweins schildert, ausdrücklich, dass die hofnung aller bei der früheren anwesenheit Parzivals auf dem gralschlosse, dieser werde erlösung bringen, nicht in erfüllung gegangen sei. Hätte Heinrich sich durch Wolfram auch nicht abhalten lassen, Gawein als den glücklichen finder des grales darzustellen, so würde er doch bei seiner sonstigen bezugnahme auf Wolframs Parzival wie auf die darstellungen seiner kunstgenossen überhaupt, wäre ihm der ausgang der Wolframschen dichtung bekant gewesen, dies sicher nicht ohne einen seitenblick auf Wolfram getan haben. Die einfache voraussetzung der tatsache, dass Parzival die frage auf dem gralschloss unterlassen, ist bei kentnis des lezten buches des Wolframschen Parzival nicht zu erklären." Diese darlegung gewint unter der voraussetzung an wahrscheinlichkeit, dass die Krone als ganzes nicht die übertragung eines französischen werkes, sondern als ein product Heinrichs anzusehen sei. Diesen nachweis versucht Warnatsch im IV. abschnitt seiner abhandlung.

Er komt zu dem resultat, dass die handschuhprobe in der Krone ureigenste erfindung Heinrichs ist, eine elende copie der mantel- und becherprobe; deshalb will er den fast allein hier vorkommenden berufungen auf die quelle Chrestien von Troies den glauben versagen. Warnatsch kann somit nicht wie Lachmann und Wackernagel in der Krone die übertragung eines verlornen werkes Chrestiens sehen oder auch nur wie Martin (Zur gralsage 27) die teilweise benutzung eines solchen.

1) Hierzu der II. nachtrag s. 131 fg. mit bezugnahme auf Gaston Paris über Lancelot Romania X.

Die Krone ist nach ihm eine compilation aus deutschen, vorzugsweise aber aus französischen werken, von denen einige nachgewiesen werden. Diese ansicht findet Warnatsch bestätigt durch die widersprüche, auf welche Martin schon zum teil aufmerksam machte: Heinrich spielte oft schon im anfang seines werkes auf geschichten als geschehen an, die er erst weiterhin ausführlich erzählt; ferner dadurch dass die ursprüngliche absicht des dichters, die jugendtaten des Artus zu erzählen (K 217 fg.), nachher gar nicht verwirklicht wird, ja am schluss vergessen scheint (vgl. 29910 fg.).

Der verfasser begnügte sich nun erfreulicher weise nicht mit einer abhandlung über das gedicht, sondern er gibt uns s. 8 — 54 einen kritischen text der 994 verse. Ein solcher bietet nicht unbedeutende schwierigkeiten bei dem zustande der überlieferung, da der schreiber der Ambraser handschrift vermutlich eine md. vorlage abschrieb und der text des mantels, wie den herausgeber ein vergleich mit den andern in derselben handschrift überlieferten gedichten, Nibelungen, Erec, Büchlein, Kudrun, Herrand, Iwein, lehrte, zu den verderbtesten stücken derselben gehört. Sich aber auf die Krone zu stützen war gleichfals bei dem zustande der Schöllschen ausgabe und dem mangel jeder vorarbeiten mit schwierigkeiten verknüpft. Man wird deshalb nicht erwarten, dass die constituierung dem verfasser überall gelungen ist. Wenn er auch meist das richtige mit seinen besserungen getroffen haben wird, so kann man doch an manchen stellen wie 584, 588, 647, 652 berechtigte zweifel nicht unterdrücken. Warnatsch ist offenbar auf grund einer abstracten metrik etwas zu gewaltsam mit den wortformen umgegangen, hat zweisilbige senkungen durch starke kürzungen beseitigt, andrerseits formen wie *wirdet* für *wirt* gewählt u. a. m. Auch in der orthographie sind uns einige unebenheiten aufgefallen wie rechte 95, nicht 103 neben niht 108, 359 usw., sie und sî u. a. m., und in der darlegung der handschriftlichen lesung, welche nebst den parallelstellen aus der Krone unter den text gesezt ist, haben wir bisweilen (zu 520, 537, 562 usw.) diejenige genauigkeit vermisst, welche allein eine sichere nachprüfung ermöglicht.

Erleichtert wurde die textgestaltung durch die französische quelle, welche Warnatsch wie es scheint sorgsam verwertet und neben dem text zum abdruck gebracht hat. M schliesst sich in seinem grösten teile ganz eng an das Fabliau du mantel mantaillé an, von welchem der verfasser alle zugänglichen texte (drei handschriften), die prosaauflösung und die altnordische übersetzung benuzt hat, nicht zu einem kritischen text des Fabliau, sondern um der dem deutschen dichter vorliegenden gestalt möglichst nahe zu kommen. Der zweite teil des gedichts weicht vom Fabliau ab; Warnatsch vermutet, dass dies nicht vom dichter erfunden sei, sondern dass ein französisches gedicht existierte, welches sich mit der uns vorliegenden fassung des Fabliau nur bis v. 230 im ganzen deckte, im folgenden aber die einfachere gestalt von M zeigte.

Die II. abhandlung gibt eingehende und umfassende nachricht von den verschiedenen bearbeitungen der sage vom trinkhorn und mantel s. 55 — 84. Voran geht eine kurze zusammenstellung sämtlicher keuschheitsproben mit den betreffenden litteraturangaben. Die proben durch mantel und becher haben ihren ursprung auf celtischem boden, „erlangten ihre litterarische gestaltung jedoch erst in der altfranzösischen poesie, der erbin celtischer überlieferungen. Aus dieser giengen sie in die litteraturen der übrigen europäischen, vor allen der germanischen völker über und erfreuten sich hier einer grossen, weit über das mittelalter hinausdauernden beliebtheit.“ In Deutschland begint Ulrich von Zazikhofen den reihn, und

es schliesst das vermutlich auf einen meistergesang zurückgehende lied in des knaben wunderhorn (Hempel) I, 407.

Diese arbeit, mit welcher Weinhold auf dem gebiete des deutschen altertums seine „Germanistischen abhandlungen" eröfnet, ist als ein nicht unbedeutender beitrag zur förderung der wissenschaft zu begrüssen.

BERLIN, APRIL 1883. KARL KINZEL.

Heinrich Christensen, Beiträge zur Alexandersage. Hamburg 1883 (programm der Neuen Gelehrtenschule). 39 s. 4.

Der verfasser richtet sein augenmerk besonders auf die Historia de preliis Alexandri Magni und ihr verhältnis zur Basler bearbeitung (B) von Lamprechts Alexander. Für die leztere wolte er nachweisen, „dass ihr verfasser ein verständiger, überlegender mann war, der manches zu bessern suchte, und dabei freilich bisweilen einerseits schlimm besserte, andrerseits sich flüchtigkeiten und nachlässigkeiten zu schulden kommen liess." Für jene will er zeigen, dass für eine kritische ausgabe der historia vor allen dingen auch B zur vergleichung mit heranzuziehen sei. In der tat gelingt es ihm, zumal da er überall mit sorgfalt auch den Pseudokallisthenes in seinen drei bearbeitungen heranzieht, in einige stellen licht zu bringen, und wir verdanken ihm manchen beitrag für das verständnis der deutschen und lateinischen werke. Leider war das material, welches ihm zu gebote stand, zu gering, um seine untersuchungen wesentlich zu fördern. Er hatte nicht viel mehr als den Strassburger druck der Historia, welcher schon widerholt als völlig unzulänglich bezeichnet worden war (diese ztschr. 14, 382); auch sonst ist ihm mancher wichtige beitrag entgangen, wie unten gezeigt werden soll. Anzuerkennen aber ist, dass er die mangelhaftigkeit seines lateinischen textes erkante und ihn nur mit vorsicht benuzte. Es wäre nun für die arbeit sehr vorteilhaft gewesen, wenn der verfasser seinem angegebenen plane unentwegt gefolgt wäre. Leider liess er sich aber verleiten, auf ein gebiet abzuirren, das er nicht beherscht, und das hat ihm zum schaden gereicht.

Nachdem er im anfange nachgewiesen hat, dass die Historia auf die Alexandrinische fassung A des Pseudokallisthenes zurückgeht, doch „auf eine mit zahlreichen ausführungen versehene vorlage," wendet sich der verfasser von s. 4 an zum schlusse des Vorauer Alexander, im wesentlichen Werners (Basler bearb. s. 50) und meine resultate (diese ztschr. 10, 46) bestätigend, und s. 6 fg. zum anfang und schluss von B, welche bekantlich mit Lamprechts gedicht nichts zu tun haben, um zu erweisen, dass B unmittelbar auf die Historia zurückgeht. Das resultat lautet s. 18: „der verfasser von B hat einerseits die vor- und jugendgeschichte Alexanders, andrerseits den schluss, d. h. die vergiftung und den tod Alexanders selbständig aus der Historia hinzugedichtet und zwar so genau, dass zum teil daraus für die feststellung des textes der Historia und indirect von Pseudokallisthenes A resultate zu gewinnen sind. Die sonstigen stücke vor dem eigentlichen schluss des gedichtes (taucherfahrt, luftfahrt usw.) sind zwischen die Lamprechtsche fassung und den schluss von andrer hand (vgl. Zacher, diese ztschr. 10, 105) aus anderer quelle eingefügt."

Ohne erhebliche irtümer ist es freilich wegen des mangelhaften materials nicht abgegangen, so s. 9 in bezug auf den brief, in welchem Alexander die wun-

der Indiens seiner mutter und seinem lehrer erzählt. Derselbe ist in dem Strassburger drucke (Str.) in erzählung aufgelöst. Darüber konte sich Christensen bei Toischer Über die Alexandreis Ulrichs von Eschenbach s. 59 (vgl. Jahresbericht der germ. phil. 1881 nr. 793) informieren. Auch s. 36 wird der verfasser durch seine falsche voraussetzung des umgekehrten verhältnisses irre geführt.

Wir benutzen die gelegenheit, um den sachverhalt betrefs der äusseren form des briefes festzustellen, über welche auch Werner Basl. bearbeitung 107 falsche angaben macht. In B wird bekantlich die briefform öfter ausser acht gesezt und in dritter person erzählt. Der brief begint v. 3337 (ausgabe Werners) ganz S (Strassburger bearbeitung des Lamprecht) entsprechend in der ersten person bis zur geschichte des Candaulus: 3664 fg. *als Polomeus die red vernam, | us sinem gezelt gieng er dan | zů dem küng Allexandro | und seit im die red also. | Allexander sin krone gevie, | er sacste ... er sprach* usw. So in der dritten person bis zur widereroberung der gemahlin des Candaulus: 3736 *sy fragten uns der meren* usw. und von hier an weiter in der ersten person bis in den briefwechsel mit den Amazonen: 4022 *die kungin mir do sant wikhafter* (Werner *wikhaffer*) *megte ze hant ... sy stunden alle für mich. der man do der witze jach, zu mir für sy all do sprach* (4033). Aber nach der rede: 1047 *da bot im die rein einen breiff von ir frowen dar. Allexander las in gar ... do er den breiff also gelas* usw.

Es wäre nicht unmöglich, dass der bearbeiter der Basler vorlage selbständig diese confusion erfunden. Da es aber fest steht, dass er die Historia neben Lamprechts werk benuzte, so ist es nicht unwahrscheinlich, dass ihn eine schon vorhandene verwirrung irritiert hat. In der tat zeigt sich eine solche schon in der älteren fassung derselben (vgl. diese ztschr. 15, 225). Nach der geschichte der Gymnosophisten heisst es: scripsit epistolam Aristoteli de causa que ei acciderat. Alexander Aristoteli gaudium. admirabiles causas que nobis acciderunt, dignum est ut significentur vobis. postquam percussimus Darium et subjugavimus Persidam et cepimus ire ad Caspias Portas usw. Erzählt wird nun ungefähr das, was Lamprecht S 4928—5488 hat, mit einigen abweichungen in folgender reihenfolge: bitterwasser, stadt im flusse, bestien, süsswasser und wilde tiere, Acia, giganten, homo agrestis pilosus, sonnenbäume, dämonen, kleine vögel, fines oceani, griechische insulaner, baum ohne laub, Phönix, land Prasiaca. Dann folgt Candace: direxi illi epistolam ... rescripsit et illa mihi ... Inter missos suos direxit peritissimum pictorem, ut diligenter consideraret et depingeret figuram illius ... Unus ex filiis abiit ad tabernaculum Alexandri ... Ptolomeus abiit ad tabernaculum regis ... und nun in der dritten person bis zur ankunft bei Candace: vidit et nuces sicut pepones erant et dracones in ipsis arboribus et simie multe. et post paucos dies venimus in civitatem Candacis regine. exiit ad nos foras portans auream coronam longa atque pulcra nimis. visum est Alexandro. Dann bei der darauf folgenden beschreibung des palastes widerholt: vidimus ibi ... vidi hoc et miratus sum. illo namque die comedi ... und so in der ersten person bis mitten im gespräch mit der königin: qui ubi audivit nomen suum expavit. cui illa ... So geht es nun in beiden handschriften ganz übereinstimmend bald in der ersten bald in der dritten person weiter bis zum briefwechsel mit den Amazonen, wo es am schlusse heisst: Vidi ibi et alia miracula que scribo Olimpiadi matri mee, cum essem in Babilonia antequam exissem de hoc seculo. Diese bemerkung, welche den redactor jener recension in seiner ganzen klarheit offenbart, wurde vermutlich die veranlassung, den grossen brief an Olympias gerichtet sein zu lassen. Merkwürdig ist es übrigens, dass die recensionen des Pseudokallisthenes ein ähnliches verhält-

nis zeigen, wie die der Historia; der kurze brief über einige wunder Indiens, welcher sich Pseudok. cod. A III, 17 findet, ist ebenfals in cod. BC in erzählung aufgelöst.

An sich wäre es hiernach wol möglich, dass der Basler bearbeiter des deutschen gedichts eine recension der Historia benuzt hat, in welcher der brief noch ähnlich wie oben angegeben vorhanden war. Im übrigen lag ihm, zumal wenn er mit dem verfasser der zusätze am schluss identisch ist, die Historia in der durch interpolationen erweiterten gestalt vor, wie sie die drucke zeigen.

Der beweis dafür ist bisher noch nicht erbracht worden. Er ergibt sich zunächst aus der anordnung der geschichten nach Alexanders ankunft in Babylon. Der ältere kürzere text der Historia erzählt in unmitelbarem anschluss an die oben citierte notiz über den brief an Olympias 1. das wunderkind B vers 4347. 2. Antipaters verrat B 4390. 3. das testament B 4530. 4. naturerscheinungen B 4593. 5. antwort des Aristoteles. 6. brief an Olympias: säulen des Hercules, weiber, ungeheuer. 7. luftfahrt. 8. meerfahrt. 9. vergiftung Alexanders B 4436. 10. abschied von den soldaten und tod B 4593. 11. begräbnis B 4691. 12. rückblick B 4697. Dagegen ist B in volkommener übereinstimmung mit den drucken: auf die ankunft in Babylon c. 135 folgt zunächst c. 136 der brief des Aristoteles (nr. 5, der in B fehlt) und c. 137—138 eine geschichte vom tron und der krone, die nur im Strassburger druck steht. Dann: c. 139—140 wunderkind B 4347, c. 141—142 Antipaters verrat B 4390, c. 143—144 die vergiftung B 4436, c. 145 das testament B 4530, c. 146—149 abschied und tod B 4593, c. 150 das begräbnis B 4691, c. 151—152 rückblick B 4697.

Ein blick auf den text selbst bestätigt dies verhältnis. Ich knüpfe hier an einige von Christensen selbst besprochene stellen an. Das testament hat er einer genauen untersuchung unterzogen und es ist ihm gelungen in einige erscheinungen licht zu bringen. Doch nicht überall kann ich ihm zustimmen.

a) in der anm. 1 s. 18 sucht er zu ermitteln, wie der text entstanden ist: B *Arideus der bruder min Peloponenser fürst sol sin*, Strassb. druck: Arrideus teneat Peloponensium jura. Er komt auf die vermutung, es liege darin ein misverständnis der worte des Pseudok. III. 33 (*ἐὰν μὴ βούλωνται Ἀῤῥαδαῖον*) *τὸν φιλίππου υἱόν* = *τὸν φιλιπόνειον* = *πελοποννήσιον*. Wie stimt aber dazu der kürzere text; Arideus filius Philippi sit princeps in Arida (Aridia) terra?

b) s. 13 anm. 8. B 4579 fg.: *Licatro der Selecyus ist genant | Babylony in sin hant | gib ich im gerne, | er ist wol wert der eren. | Fenicis der sol pflegen | des landes umb Babilony gelegen.* Zum verständnis dieser stelle muste sich Christensen auf ein citat Werners zu der stelle (Basl. Alex. s. 215) verlassen, das nach Werners angabe aus „der andern undatierten ausgabe“ (vermutlich also aus dem Utrechter druck) stamt, da der Strassburger druck hier sehr verderbt ist. Leider ist dies citat ganz unzuverlässig. Werner liest: Sieleucus aut Nicanor Babilonias gentes que vicine sunt ei obtineant. Phenicus et Siriam ... obtineat. Bedeuten die punkte, dass Werner nicht mehr lesen konte? Die stelle lautet: Seleucus autem Nicanor Babilonias gentes que vicine sunt ei obtinerent. Phenicus et Magnagrus Siciam obtineant (Strassb. Nichanor Seleucis dominetur). Nun vergleiche man M Babiloniam Seleucus, Fenicem et Sirtam Meneager (B Babiloniam Seleucion, Fenicis et Surian Meneagro). Danach hätte sich Christensens conjectur, die das richtige aber auch so fast trift, von selbst ergeben: Seleucus autem Nicator Babiloniam gentesque que vicine sunt ei obtineat. Phoenicen et Siriam Meleagrus obtineat.

c) In dem abschied tritt ein mann an Alexanders lager und spricht B 4656: *„küng Philip .. was och pfleger über Mecidonyer riche; nie ward es by im unfridelich. Allexander des man ich dich." der rede hatte er do has. er richt sich uff das er do sas, er gab im einen starken streich, das er an die want weich.* Diese geschichte von der ohrfeige (Strassb. tunc Alexander erexit se in lecto et sedit et sibimet alapam dedit) hält Christensen s. 14 für ursprünglich der Historia angehörig und sucht sie mit grossem scharfsinne aus dem griechischen durch ein misverständnis zu erklären; zu beachten ist jedoch, dass der kürzere text davon nichts hat: quidam Macedona Speleucos (Pseleutius) nomine manens in simplicitate sua stans prope lectum Alexandri dixit illi: Alexander, Philippus pater vester bene gubernavit regnum quod tenuit. sed bonitates tuas quis estimare poterit? Tunc erexit se Alexander et sedit, percutiens pectus suum (caput suum) cepit flere amariter (amare) usw. Aus diesen worten, welche zweifellos das ursprüngliche bieten, erklärt sich wol das misverständnis zur genüge.

d) Christensen wendet sich s. 15 zur einleitung des Basler Alexander, um auch hier zu erweisen, dass der verfasser die Historia als unmittelbare quelle vor augen gehabt hat. Meine recension in dieser ztschr. 14, 379 fg. scheint Christensen nicht gekant zu haben. Er berichtigt daher einige schon von mir berichtigte stellen, druckt auch den von mir herangezogenen passus noch einmal ab (14, 382), kann aber in bezug auf die astrologische tafel des Nectanebus nach seinem schlechten texte nicht zu einer lösung kommen, welche ich schon a. a. o. gab. Grade der Strassburger druck verirte sich von duodecim auf duodecim. Man vgl. Utr.: primus circulus continebat intelligentias [duodecim. secundus habebat animalia fehlt Strassb.] duodecim. tercius circulus habebat solem et lunam. Die kürzeren texte haben aber gewiss das ursprüngliche: primus circulus continebat intelligentias decem, secundus circulus habebat feras duodecim, medius circulus habebat solem et lunam.

Diese besprochenen stellen genügen, es zur evidenz zu erheben, dass dem Basler überarbeiter kein ursprünglicher text der Historia vorlag. Ehe nun der verfasser zum zweiten teile seiner arbeit übergeht, bespricht er einige stellen, in welchen der Basler von VS abweicht (B 535. 530. 634. 656. 857), um sich genau an die Historia anzuschliessen. Christensen komt s. 21 mit recht zu dem resultate: „so würden wir uns also als den verfasser dieser Basler recension einen mann vorzustellen haben, der durchweg dem gedichte Lamprechts genau folgte, aber daneben bisweilen die Historia benuzte und nicht ohne selbständigkeit in der behandlung seines stoffes verfuhr."

Im zweiten teile unternimt nun der verfasser noch einmal eine untersuchung über das verhältnis der drei bearbeitungen des Lamprechtschen Alexander. Das ziel bezeichnet er s. 18 so: „es handelt sich hier darum, mit welchen der beiden andern bearbeitungen (V oder S) B die meisten berührungspunkte hat, um daraus einerseits auf die vorlage der lezteren, andrerseits auf das ursprüngliche gedicht Lamprechts schliessen zu können." Dies ist schon in sich unklar, und das folgende bezeugt, dass dem entsprechend die ganze untersuchung unmethodisch ist. Ein schlichtes referat wird schon den vollen beweis dafür erbringen und zugleich jedem die beurteilung ermöglichen.

1) Aus einem fehler in B 780 (fehlt S) *sechzig herren*, welcher zurückgeht auf V *der sezmanne wille* (d. h. also auf das ursprüngliche, das in V erhalten) wird geschlossen, dass die vorlage von B der von V ähnlich gewesen.

2) B 919 *sante im zwelff tusing wigant* (fehlt S) sei verlesen aus V *tûsent brâhten sie ime ze helfe* (*ze helfe* = *zwelfe*). Daraus folgt die „wahrscheinlichkeit, dass B eine mit V stimmende vorlage gehabt haben muss."

3) S 1171 sind die erschlagenen Macedonier, BV Tyrier. Christensen fügt hinzu: „indessen scheinen hier VB doch das ursprüngliche überliefert zu haben." (!)

4) In den zahlenangaben stimmen oft BV gegen S. „Diese tatsache möchte vielleicht auch auf eine mit V stimmende vorlage schliessen lassen." (!)

5) Dasselbe soll erweisen S 354 *iz irbîzit man unde wîb : lîb* gegen BV *ez erbîset ubele und gûte : hûte.*

6) S 372 gegen BV. „Doch möchte ich hier VB den vorzug geben, weil S hier jedenfals schon in den versen 368 fg. eine umarbeitung seiner vorlage vorgenommen hat." (!)

7) S 338 gegen VB. „Hier scheinen BV wider die ursprüngliche überlieferung zu haben."

8) S 479 „die tatsache steht fest, dass BV den ursprünglichen text bewahrt haben."

So geht es nun noch eine weile fort. Ich glaube zur kritik dieses verfahrens, durch welches der verfasser meint nachgewiesen zu haben (s. 30), „dass BV einer gemeinsamen grundlage entstammen, ohne dass deshalb die vorlage dieselbe gewesen sein müste," nichts hinzufügen zu müssen. Auch Christensen haben wie Werner die vielen übereinstimmungen in VB gegen S verleitet, an eine gemeinsame vorlage für VB zu glauben. Er hätte doch wenigstens den versuch machen müssen, in einer solchen stelle S als das ursprünglichere, die lesart in VB als auf gemeinsamer änderung oder einem gemeinsamen fehler beruhend zu erweisen. Statt dessen komt er selber zu dem umgekehrten resultat. Wolte er aber mit erfolg einer andern ansicht geltung verschaffen als die ist, welche ich in dieser ztschr. XI verteidigt habe, so muste er meine auffassung von den stellen widerlegen, auf denen allein das gewicht liegt (s. s. 393). Es sind diejenigen, in welchen BS eine gemeinsame besserung gegen V zeigen, wo also V gegen BS das ursprüngliche hat, BS aber eine übereinstimmung aufweisen, welche sich ohne ihre zusammengehörigkeit nicht erklären lässt.

Ich wende mich nun noch gegen einzelne stellen, in welchen Christensen gegen mich polemisiert. Zunächst habe ich den sinn von anm. 3 s. 22 gar nicht verstanden. Sie lautet: „die bemerkung Kinzels, dass S die zahlen überhaupt zu vergrössern pflege, scheint doch kaum recht annehmbar. B 1060 und V zahl der vom sturm versenkten schiffe 100; fehlt in S. BV Macedonier 11000; S (1091) 12000. BV begleiter des Mennes 100, bei S (1719) 1000. B 1566 und V 14 tage, fehlt S. — BV 20000 Tyrier, S (1092) 100000." Soll das gegen oder für meine behauptung sprechen?

In B 1350 habe ich die änderung von B *was himel und erd bedeket hat* (gegen V *swaz sô unter deme himele ist betân* und S *daz der himel hât umbevân*) für sinlos erklärt. Christensen sucht B zu retten durch die interpretation: was die erde als untere und der himmel als obere decke einschliessen. Diese mathematische vorstellung entspricht schwerlich der vorstellung eines mittelalterlichen schreibers. Christensen will schon an verschiedenen stellen gezeigt haben, dass B überhaupt nicht sinlos verfahren ist, vergisst aber wol, dass er grade in einer anmerkung vorher dargelegt, wie B aus einer geschichte, die er beseitigte (B 1082), zwei verse ohne sinn übernahm. Christensen nent das an jener stelle allerdings

etwas zarter: „eine gewisse flüchtigkeit der arbeit, wie sie bei ähnlichen gelegenheiten in B auch sonst hervortritt," und auch s. 35 weist er auf einen „hier ebenfals unpassend stehen gebliebenen vers" (B 2297).

S. 28 citiert Christensen die von mir ztschr. 10, 65 und von Werner Basl. bearb. 23 aufgeführte stelle V 218, 25, wo S 1729 die lücke hat. Ich hatte eine erklärung des verhältnisses versucht, indem ich eine auslassung in S annahm; Werner hatte auf jede erklärung verzichtet. Wolte Christensen die stelle für seine ansicht über das handschriftenverhältnis verwerten, so muste er sie als zusatz in VB charakterisieren. Dagegen sagt er, dass das darin enthaltene „wenn auch charakteristisch, doch immerhin zum verständnis nicht notwendig war." Er gibt also grade einen grund an, aus welchem S die worte weglassen konte!

Anm. 1 s. 29 polemisiert dagegen, dass ich die änderung S 1884 durch die grössere klarheit des Strassburger bearbeiters motivierte, zeigt aber, dass mich der verfasser nicht verstanden hat. V sagt: „Alexander schlug ihm auf das haubt durch hals und helm; das haubt viel ihm vor die füsse." Ist das anschaulich und klar? S dagegen: „er schlug ihn auf sein haubt durch den helm, dass er tot nider fiel." Was veranlasste denn die ändrung?

Auch in der stelle 1931 fg. ist es Christensen unerfindlich, warum S die vierzehn nächte ausliess. Das mag ja sein. Was folgt aber daraus, etwa dass BV aus gleicher vorlage flossen? Dann müste S das ursprüngliche, BV eine gleiche ändrung haben. Wie aber ist diese motiviert?

Von s. 30 an wendet sich Christensen nun demjenigen teile des gedichts zu, in welchem nur S und B erhalten sind. Hier wird nun bald Christensens kritische methode in ihrer ganzen nichtigkeit klar. Denn hat er bisher immer aus der grossen übereinstimmung von B mit V auf eine gleiche vorlage beider geschlossen, so muss sich nun folgerichtig in diesem teile die sache umkehren, obgleich die beurteilung hier dadurch erschwert, ja unmöglich wird, dass V fehlt. Und in der tat komt der verfasser auf die idee, dass, wegen der „auffallenden übereinstimmungen," im zweiten teile BS auf gemeinsame vorlage zurückgehen.

Abgesehen von dieser verkehrtheit finden wir auch hier einige recht ansprechende beobachtungen über BS und ihr verhalten zur quelle, aus denen aufs neue erhelt, dass B neben dem Lamprecht die Historia benuzte. Interessant ist, was Christensen über die königin Candacis nachweist. Dass Alexander im deutschen gedichte die königin zum weibe gewint, erinnert Christensen an Orosius III, 19, 1: Alexander regnum Cleophilis reginae expugnavit, quae cum se dedisset concubitu regnum redemit. Diese stelle ist auch von Ekkehard nach seinem auszuge aus der epist. ad Arist. eingeschaltet, und dass sie mit der königin Candacis in beziehung gebracht worden, bezeugt eine von Gagnier in seiner lateinischen ausgabe des Gorionides benuzte Oxforder handschrift der Historia, wo es heisst: principatum tenebat quaedam mulier vidua nomine Cleophilis Candacis, und wo die königin immer diesen doppelnamen führt. Es ist also wahrscheinlich, dass Alberich auch für diese geschichte schon einen anhalt in seiner quelle fand.

BERLIN, 3. MAI 1883. KARL KINZEL.

Ausfeld, Über die quellen zu Rudolfs von Ems Alexander. Programm des progymnasiums zu Donaueschingen (nr. 545) 1883. 24 s. 4.

Der verfasser, welcher eine ausgabe von Rudolfs Alexander vorbereitet, gibt hier vorweg seine untersuchungen über die quellen des werkes; soweit wir ohne



bekantschaft mit dem deutschen gedicht urteilen können, sind diese mit klarheit und umfangreicher sachkentnis angestelt. Der gröste teil der arbeit handelt über die Historia de preliis Alexandri Magni als der hauptquelle Rudolfs neben Curtius (vgl. die betr. verse in dieser ztschr. 10, 100), und obgleich dem verfasser bis jezt nur ein beschränktes material zu gebote stand, so zeigt derselbe doch kritische schärfe in verwertung desselben. Von der älteren textgestalt verfügte er über die bekanten beiden handschriften, Bamberger und Münchener, von der jüngeren aber benuzte er nur die Strassburger drucke, welche in textkritischer beziehung wol den wenigsten wert besitzen, für den vorliegenden zweck aber von grosser wichtigkeit waren. Da Ausfeld auch eine ausgabe der Historia in aussicht stelt, so wird er sich gewiss noch weiteres material zu verschaffen wissen. Neu ist nun zunächst seine stellung zur Bamberger handschrift. Während man bisher, so viel wir sehen, algemein nach Waitzs vorgang annahm, dass der verfertiger des Bamberger textes dem ursprünglichen werke Leos sein barbarisches latein aufgeprägt habe (so Toischer Über die Alexandreis Ulrichs von Eschenbach s. 59), nimt Ausfeld an, „dass grade dieser barbarische stil, diese halbitalienischen formen ursprünglich, die weniger fehlerhaften textgestaltungen absichtliche änderungen und verbesserungen des ursprünglichen sind. Die handschrift B stamt, wie Waitz in Pertz Archiv IX, 673 fg. nachgewiesen hat, aus Italien, Leos vaterlande. Sie gehört dem 11. jahrhundert an, steht ihm also auch zeitlich nahe. Sie enthält ferner eine anzahl in ähnlichem stile verfasster bearbeitungen historischer werke, deren entstehung (nach Waitzs ansprechender vermutung) auf die bücherfabrikation am hofe des herzogs Johannes von Campanien zurückzuführen ist, die im eingang der Historia erwähnt wird, und an der sich Leo selbst eben durch diese übersetzung beteiligt hat. Ein grosser teil des inhalts von B ist also wahrscheinlich aus Leos engster heimat und sogar aus den litterarischen kreisen, denen er selbst angehörte, hervorgegangen. Dass jene historischen stücke, deren latein ebenso bedenklicher art ist, getreu überliefert sind, hat niemand bezweifelt; warum solte nun Leo besseres geschrieben haben, als seine zeit- und landesgenossen?" Es wird nun weiter gezeigt, dass die lesart von B sich öfter näher an den Pseudokallisthenes anschliesse, als alle andern, also auch dadurch als ursprünglicher sich erweise, ohne dass damit gesagt sei, dass in B etwa das werk Leos ohne entstellung vorläge. In der Münchener handschrift dagegen sieht der verfasser die abschrift einer unmittelbar nach der Bamberger handschrift gefertigten bearbeitung der Historia, an sich für die Historia ohne textkritischen wert, aber von selbständiger bedeutung, weil auf ihr spätere bearbeitungen, wie die vorlage Hartliebs beruhen. Wertlos für den text der Historia ist auch Ekkehards auszug in seiner chronik.

Von den erweiterten texten der Historia, welche auch Rudolf von Ems benuzte, standen dem verfasser ausser den Strassburger drucken noch Hartliebs bearbeitung und eine prosaische übersetzung der Historia zu gebote (Babiloth?), mit welcher Rudolfs Alexander am meisten stimt. Zum ersten male wird hier in einer anmerkung nähere auskunft über Hartliebs buch gegeben und nachgewiesen, dass seine bearbeitung, abgesehen von den zahlreichen erweiterungen auf den Münchener text der Historia zurückgeht. Ausfeld benuzte einen Augsburger druck von 1472 (?); auf der königlichen bibliothek hierselbst befinden sich folgende exemplare:

a) Hienach volget die histori von dem grossen Alexander wie die Eusebius beschriben hat. Zu dem ersten doctor hartliebs von münchen vorred. — Am ende: hie endet sich die Histori Euseby von dem grossen künig Alexander die der hochgelert doctor Johan Hartlieb zu München In Teutsch transferiert und beschriben

hat. Getruckt und volenndet durch Joh. Rämler Augsburg 1473 mit holzschnitt. kl. fol.

b) Das buch der geschicht des grossen Alexander — am ende: hye endet sich die hystori Eusebij von dem grossen künig Alexander. Als die der hochgelert doctor Johann Hartlieb czu München in teutsche transferiert und beschriben hat. Strassburg von Marten Schotten 1488.

c) Das buch der geschicht des grossen Allexanders. Strassburg von Marten Schotten 1493.

d) Das buch der geschicht des grossen Alexanders wie die Eusebius beschriben und geteütscht hat. new getruckt mit vyl schönen figuren. Strassburg 1514.

e) Historia, Von dem grossen könig Alexander ... am ende: Hie endet di Histori Eusebii Nürnberg 1670. 71.

Hier befinden sich auch zwei ndd. bearbeitungen der Historia: Hystorie van Alexander ... am ende: Hyr endighet de Historie van Alexander usw. s. l. et a. vgl. Droysen, Gesch. d. Nachfolger Alexanders s. 725 fg.

Die historie dat leuen ende dat regiment des alre grootsten ende machtichsten coninc alexanders. Gouda 1477. 4.

Die Berliner königl. bibliothek enthält aber auch eine, wie es scheint, bisher unbeachtete handschrift der Historia, über welche ich in dem nächsten osterprogramm des hiesigen gymnasiums zum grauen kloster nähere auskunft gebe. Da sich ihr text an die drucke näher anschliesst, die Strassburger aber am meisten verbreitet sind, so mögen hier vorläufig die abweichungen von den ersten drei spalten des Strassburger drucks von 1489 folgen.

fol. 2ᵃ sp. 1) 2 quippe egyptij. 8 tradiderunt ea u. 9 altitudinem doctrine et per. 10 nectabo. 11 fuit homo i. et in. 13 ei fuisset. 14 artarxerses. 17 exercitum armatorum intrauit solus in c. 18 apprehendens concam eream (19) misit in eam aquam pluvialem et tenens (20) uirgam eneam per magicas (21) incantationes. 22 per ipsas m. 23 que super (24) eum p. ueniebant. 25 ad custodiam principes. 26 anectabo in c. 27 qdē ex eis. 28 noctabo. 31 syri mesopotamite. 32 arabes. phari. argiui. 33 Baccij. Scite yrcani. 34 agiofagi. pl'es gentes. 35 orientis. 36 anectabo. 37 subridens. 38 tamen non. 39 militie responsum dedisti sed. 40 non valet.

2ᵃ 2) 1 nescitis. 3 hoc. in cubiculum pallacij sui solus. 5 pluuiali aq̄ plena. 7 cepit. 8 vidit. 10 et radens. 11 barbam tulit. 12 quantum. 13 erant *fehlt*. 14 et artes mathematicas. 15 Deinde. 17 q̃i pph'a egyptius c Venit interim macedoniam. 18 sedensque incognitus palam omnibus ad eum accedentibus diu. 21 nectabo non in, ad (22) serapis deum illorum maximum prexerunt supplicantes ubi eis de nect ipōꝝ rege responsa donaret. 26 nect'. 27 artaxerses. 28 quos omnes suo imp. 29 tempus *fehlt*. 30 eiciendo ad se senectutem et u. uos de inimicis uestris subiugando illum et uos v. 33 recipientes egiptij. regalem statuam. 35 nect'. eiusdem statue illa resp. 36 ubi in p. 37 Nectus a. macedonie manebat.

Cap. 2. 2ᵇ 1) 3 Nect'. 4 ubi reginam (5) conspiceret et uidens. 6 p. olimpiadis iaculatum est cor eius et in concupiscentiam eius exarsit. 8 tendesque manum eius. 10 dedignans. 11 dominam. respondit ol. 12 dicens. 13 propinquius. 13 autem *fehlt*. 14 verumne est ꝑ egiptiꝰ es sis. 16 nect' (*so immer*): regina verbum pulcherrimum atque regale dixisti. 17 qū egyptiū nōiasti. 18 sōpnia. 19 signa interp̄tantur et monstrāt. 21 fata nascentiū dicunt c nam et ego sensu subtilissimo de hijs om̄ibꝰ. 25 aspexisset eā. dix̄ illi magis. quid. 26 intuendo.

28 pulcerrima. 29 ubi debeam. 31 mirificam t. eream (in eneam *corr.*) eburneā. 35 duodecim secund9 habebat aīalia xij in tertio sol. 36 aperuit cantram (37) eburneam. 39 et *fehlt.*

Von s. 8 an zeigt nun Ausfeld, wie sich Rudolf zu seiner vorlage verhielt, indem er hervorhebt, „was von den erwähnten textformen der Historia nur BM bietet, andrerseits das, was in BM fehlt, die angaben der lezteren art aber dann wider in drei gruppen sondert; solche, die sich in den Strassburger drucken finden, solche, die sich nur in den erwähnten deutschen bearbeitungen finden, endlich solche, die in keiner der genanten bearbeitungen der Historia stehen, aber mit wahrscheinlichkeit Rudolfs vorlage zuzuweisen sein dürften.“ In dieser darlegung finden sich eine grosse menge von quellennachweisen, welche für die geschichte der Historiatexte sehr wertvoll sind. Darunter ist mir ein irtum aufgefallen oder wenigstens eine ungenauigkeit: Ausfeld leugnet, dass Pseudokallisthenes das grab des Ninus (Val. Cyrus) dem Nabuchodonosor zuschreibt, während dies Psk. II, 18 in der tat der fall ist. Die jüngeren zusätze vermag Ausfeld meist als interpolationen aus Orosius, Valerius Maximus, Comestors hist. scholastica, Pseudo-Aristotelis Secreta Secretorum u. a. nachzuweisen.

An diesen ersten abschnitt reihen sich nun drei andre, welche die hauptquelle Rudolfs Curtius, dem zu liebe er auch die angaben der Historia umgestaltete und umordnete, die übrigen quellen wie Josephus, die Bibel, Hieronymus, die Historia scholastica und Methodius behandeln und endlich die art der benutzung darlegen.

BERLIN, SEPTEMBER 1883. KARL KINZEL.

Karl Gustaf Andresen, Über deutsche Volksetymologie. Vierte stark vermehrte auflage. Heilbronn, Henninger 1883. VIII und 324 s. M. 5.

Seitdem K. Weinhold im 7. bande dieser zeitschrift die erste auflage von Andresens Volksetymologie mit einigen worten empfahl, sind sieben jahre verflossen, und in dieser kurzen zeit hat das buch drei neue auflagen erlebt, gewiss ein beweis, dass dasselbe auch in weiteren kreisen wilkommen gewesen und als brauchbar befunden worden ist. Der verfasser aber hat in dieser zeit seinem werke fortgesezt die gröste aufmerksamkeit gewidmet. Das beweist, dass dasselbe trotz des engeren druckes von 146 auf 324 seiten angewachsen ist. Es wäre unnötig, den vielen besprechungen, welche das buch erfahren hat, noch ein wort der empfehlung hinzuzutun. Einen mangel aber hervorzuheben, den wir bei der lektüre von neuem lebhaft empfunden, mag uns erlaubt sein. Es lag wol am nächsten, dem vom verfasser ausgewälten stoffe eine lexikalische behandlung angedeihen zu lassen. Da Andresen aber sein buch für ein grösseres publikum bestimte, so muste er dieses gelehrte ansehen vermeiden. Abgesehen nun davon, dass er seinen vielgestaltigen stoff geschickt gruppierte, versuchte er für die behandlung des einzelnen eine zusammenhängende form zu gewinnen. In folge dessen werden oft seiten lang ohne ruhepunkt für das auge die in sich zusammenhanglosen dinge hinter einander in fliessender rede abgehandelt, und diese rede wird, vielleicht um eintönigkeit zu vermeiden, öfter manieriert, manchmal sogar dunkel. Bisweilen ist wiederholtes lesen, ja aufbietung von scharfsinn erforderlich, um in den sinn einzudringen. Man lese s. 12 Arzenei, 202 Nietnagel, 229 Montag. Hier heisst es z. b.: „die wörter Montag und Donnerstag scheinen keiner erklärung zu bedürfen, und doch darf man

darauf wetten, dass insgemein vorausgesezt werde, Montag stehe für Mondtag und Donnerstag sei der tag des Donners: keins von beiden trifft zu, sondern das nhd. Mond ist aus der alten form von Monat entstanden, der mond hiess im mhd. *mâne*, womit *mântac* montag zusammengesezt ist; durch Donnerstag aber wird der dem Donnergotte geheiligte tag bezeichnet.“ Sonderbar aber klingt z. b. folg. s. 232: „die verkehrte schreibung Addresse (und addressieren) lässt sich gewissermassen eine volksetymologische nennen, jedoch zum volke diesmal insbesondere diejenigen gerechnet, denen mit ad- beginnende fremdwörter in den sinn fallen; es sei denn dass man über den nächsten ursprung (frz. adresse, nicht etwa engl. address) zwar genau unterrichtet ist, aber dennoch sich dem doppelten d überlässt.“

Einige kleine notizen mögen hier noch eine stelle finden. Zu s. 9 „schwager“ vgl. man Goethe Dicht. u. Wahrh. (Hempel) III, 121. — S. 137 bei „kopf“ muste wol erwähnt werden, dass wir heut namen wie „schneekopf“ und ähnliche auf nhd. kopf = caput beziehen, während kopf = becher ist. — S. 208 zu hellebarte = stielbeil durfte passend an die form „halmbarte und halmackes, stilax, helm vel stil an der hacken“ erinnert werden. Vgl. Lexer I, 1241. 1150, worauf ich in dieser zeitschr. 13, 125 schon hinwies. — Misverständlich ist es, wenn zu „Plane“ gesagt wird: „daher stammen die in manchen gegenden, namentlich in Berlin, sogenanten Planwagen, deren man sich zu grösseren ausfahrten bedient“; als machte man in Berlin grössere ausfahrten im planwagen. — Bei „bergfried“ s. 223 wäre vielleicht darauf aufmerksam zu machen, dass die älteste bis jezt nachweisbare form im deutschen (in Lamprechts Alexander) berfrit ist, dass also hier wie bei Herbort und Wolfram die anlehnung an berg-friede, welche die zeitgenossen der lezteren schon haben (zuerst wol die Strassburger überarbeitung des Alexander), noch nicht volzogen ist.

BERLIN, AUGUST 1883. KARL KINZEL.

Karl Gustaf Andresen, Konkurrenzen in der erklärung der deutschen geschlechtsnamen. Heilbronn, Henninger 1883. VI und 144 s. M. 3.

Noch immer wird häufig bei der deutung von personen- und geschlechtsnamen mit der grösten willkür, ja mit einer bewunderungswürdigen leichtfertigkeit verfahren. Ohne die nötigen sprachlichen und historischen vorkentnisse, auf grund lebhafter phantasie oder leidlicher combinationsgabe wird oft an einem einzelnen namen herumgedoctert, ohne auch nur auf analogien rücksicht zu nehmen. Es ist das verdienst der vorliegenden arbeit, mit grossem fleiss das material zur beurteilung vieler namen gesammelt zu haben. Der verfasser, als namenforscher schon wolbekant, hat hier diejenigen namen berücksichtigt, bei deren erklärung mehrere verschiedene ableitungen in frage kommen, oder wie derselbe sich ausdrückt, konkurrieren können. Durch diese zusammenstellungen von analogien kann nun mancher vorwitzige einfall von vornherein abgewiesen werden. Andresen stelt fest, dass bei manchen dieser konkurrenzen wirklich verschiedene deutungen berechtigt sind, d. h. dass aus verschiedenen stämmen durch mannichfache wandlungen endlich gleichlautende namen hervorgegangen sind; bei den übrigen sucht er die irrigen erklärungen zurückzuweisen. Der stoff ist in der weise geordnet, dass zuerst konkurrenzen innerhalb der einzelnamen, dann solche zwischen einzelnamen und beinamen, endlich solche auf dem gebiete der beinamen behandelt werden; inner-

halb der einzelnen teile ist eine ordnung nach kategorien versucht. Das verarbeitete material ist so gross, dass man von der fülle desselben fast erdrückt wird, so dass eine lektüre des buches nicht eben sehr erfreulich ist, zumal da auch hier der stil oft schwerfällig. Vielleicht hätte auch hier eine mehr äusserliche anordnung grössere übersichtlichkeit und klarheit gebracht, zumal da das kleine werk als nachschlagebuch am häufigsten verwertet werden wird. Der zweite abschnitt scheint mir in dieser beziehung am besten gelungen, wo die namen nach stämmen geordnet und deren wandlung zur anschauung gebracht wird. Da folgen auf einander die endungen old, ald; hard, harz, herz; win; lof, lauf; frid; bart, bert; lich; mund; rich usw.

Es muss anerkant werden, dass der verfasser überall mit grosser vorsicht und sorgfältig abwägend zu werke gegangen ist. Doch vermisst man oft die feststellung in jedem einzelnen falle, in welcher form der ursprüngliche name urkundlich zuerst erscheint. Alte und moderne formen sind oft nebeneinander gestelt, deren zurückgehen auf jene urform doch erst nachzuweisen ist und gewiss allein erst mit hilfe der zwischenglieder nachgewiesen werden kann. Bei der lektüre wird man oft die unsicherheit nicht los, und das dargebotene erscheint bisweilen wie ein nuzloses hin und her, z. b. s. 11: „dass der erste teil des namens Grumbrecht das adj. gruoni, grün (vgl. Grunert) enthalte, dürfte nicht so ausgemacht sein, wie man anzunehmen pflegt; der name kann auch mit bewahrung des anlautenden H als G aus Rumpraht, wenn hier das altd. hruom (ruhm) vorauszusetzen ist, entsprungen sein. Einen anhalt findet diese erklärung in dem namen Rumpelt insofern daneben auch Grumpelt angetroffen wird. Oder sollen diese namen, die sich wie Robert und Grobert, Rudhart und Gruttert, Rüdrich und Grüderich, Rudewig und Krudewig, Roloff und Krolof verhalten, von einander getrent werden?" Die frage, die uns sogleich aufsteigt, wo und wann und in welcher form komt Grumbrecht zuerst vor? wird hier nicht gestelt. Wir müsten doch zuerst darüber belehrt werden, dass der name Hruompraht im 8./9. jahrhundert vorhanden, dass sich daneben bald selbständig Ruompraht zeige usw., ehe wir uns zu einem so kühnen sprunge von nhd. Grumbrecht zu ahd. hruom entschliessen.

Durch ein umfangreiches dreispaltiges register s. 119—144 wird der gebrauch des buches wesentlich erleichtert. Da dasselbe über 4000 geschlechtsnamen aufweist, welche heut gebräuchlich sind, so kann man ermessen, welches umfangreiche material der verfasser bewältigt hat.

BERLIN, AUGUST 1883. KARL KINZEL.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

ZUR GRAL- UND ARTHUR-SAGE.

Das schwert des Grals und das gesetz der tafelrunde.

Zu den mancherlei vorwürfen, die Wolfram v. Eschenbach über seine Parcival-dichtung gemacht werden: dass er anspielungen auf personen und ereignisse macht, die ihre genügende aufklärung nicht in seinem gedichte finden, gehört auch der: dass das schwert, welches Amfortas dem Parcival bei seinem ersten besuch auf der Gralsburg zum geschenk überreicht, als mit geheimen wunderkräften ausgestattet geschildert und ihm eine grosse bedeutung beigelegt wird, die sich jedoch im verlauf der erzählung nicht betätigt und löst, somit die neugier der rigorosen kritiker unbefriedigt lässt. Eine nähere prüfung dürfte jedoch ergeben, dass wir durch Wolfram gerade genug darüber erfahren, insoweit es in Parcivals lebenslauf eingreift, und es ist keine notwendigkeit ersichtlich, dass der dichter die geschichte des schwertes weiter ausführen solte, da ihm Parcivals bildungsgang die hauptaufgabe seiner dichtung war, und sie nur eine überflüssige episode darin würde gebildet haben. Nicht minder weichen die auslegungen der von Wolfram öfter zu dem schwert gebrauchten ausdrücke *des swertes segen* und *segens wort* von einander ab, die bei dieser gelegenheit vielleicht ihren ausgleich finden.

Es heisst nun:

P. 239, 19: *ein knappe, der truog ein swert:*
des palc was tûsent marke wert,
sîn gehilze was ein rubîn,
ouch möhte wol diu klinge sîn
grôzer wunder urhap.

Der leztere ausdruck lässt vermuten, dass es dasselbe schwert ist, wovon der dichter spricht:

P. 643, 18: *Trebuchet der smit,*
der Frimutels swert ergruop.
dâ von sich starkez wunder huop.

Mit dem „starken wunder“ ist, wie auch die folgenden citate ergeben, die siegende kraft des schwertes in kämpfen gemeint, und will der dichter hier sagen: dass alle kämpfe, in denen Gawan, mit solchem schwerte bewehrt, sieger sein könte, doch nicht mit ihrem ruhme hin-

reichen würden, ihn vor seiner leidenschaft zu Orgelusen zu hüten. Demnach wäre das schwert ein kostbares erbstück in der königsfamilie des Grals, dessen sich auch Amfortas bei seinen späteren kämpfen mit bestem erfolg bedient hat.

Der dichter fährt fort;

P. 239, 24: *der wirt ez sîme gaste gap.*
der sprach: „hêrre, ich prâhtz in nôt
in maneger stat, ê daz mich got
ame lîbe hât geletzet.
nu sît dermit ergetzet,
ob man iwer hie niht wol enpflege.
ir mugetz wol füeren alle wege:
240: *Swenne ir geprüevet sînen art,*
ir sît gein strîte dermite bewart.

Dies bestätigt dem helden auch Sigune bei seiner zweiten begegnung derselben im walde

P. 253, 24: *du füerst och umbe dich sîn swert:*
bekennestu des swertes segen,
du maht ân angest strîtes pflegen.
sîn ecke ligent im rehte:
von edelem geslehte
wohrtez Trebuchetes hant.

Auch hier also wird unter *des swertes segen* nicht eine inschrift auf dem schwerte, sondern die für den besitzer segensreiche siegende kraft desselben verstanden.

Die überreichung des schwertes war die aufforderung zur verheissenen frage, die Parcival jedoch unterliess, und ruft der dichter daher aus:

P. 240, 3: *Owê daz er niht vrâgte dô!*
des pin ich für in noch unvrô.
wan do erz enpfienc in sîne hant,
dô was er vrâgens mit ermant.
och riwet mich sîn süezer wirt,
den ungenande niht verbirt,
des im von vrâgn nu waere rât.

und Sigune widerholt gegen Parcival

P. 254, 15: *daz swert bedarf wol segens wort:*
ich fürht diu habestu lâzen dort:
hâts aber dîn munt gelernet,
sô wehset unde kernet
immer sælden kraft bî dir.

P. 254, 28: *niemen ist sô rîche,*
der gein dir koste mege hân,
hâstu vrâge ir reht getân.

Hiernach kann nicht wol in zweifel sein, dass an dieser stelle das *segens wort* nur die verheissne frage, und nicht ein segensspruch, der auf der klinge etwa eingegraben war, wie Bartsch u. a. meinen, sein kann. Mit der überreichung des schwertes wurde dem helden zugleich die Gralskrone angetragen, wenn er die frage tat, mit der Amfortas gleicher massen geheilt werden solte, und Trevrecent widerholt dies gegen Parcival

P. 501, 1: *dîn œheim gap dir ouch ein swert,*
dâ mit dû sünden bist gewert,
sît daz dîn wol redender munt
dâ leider niht tet vrâge kunt;

Die frage hatte also in der tat einen grossen segen, sowol für Parcival als für Amfortas zur folge, wenn sie getan ward, und darf daher mit recht als ein segenswort bezeichnet werden.

Allein das schwert hatte wirklich auch, nach häufiger sitte jener zeit, eine inschrift auf seiner klinge, die sich aber auf etwas ganz andres bezog. Denn Sigune sagt

P. 253, 30: *ein brunne stêt pî Karnant,*
254. *dar nâch der künec heizet Lac.*
das swert gestêt ganz einen slac,
am andern ez zevellet gar:
wilt duz dan wider bringen dar,
5 *ez wirt ganz von des wazers trân.*
du muost des urspringes hân,
underm velse, ê in beschin der tac.
der selbe brunne heizet Lac.
sint diu stücke niht verrêrt,
10 *der se reht zein ander kêrt,*
sô se der brunne machet naz,
ganz unde sterker baz
wirt im valz und ecke sîn
und vliesent niht diu mâl ir schîn.

Diu mal kann nur der schmuck und die zierde am schwerte, und zwar auf der klinge nicht wol etwas anderes als eine inschrift oder sonst eingelegte zeichnung sein. Bei erwähnung der silbernen messer, welche bei der Gralfeier mit vorgetragen werden, und welche die kraft haben, das an der blutenden lanze sich aus der wunde des Amfortas bildende eis abzuschaben, wird aber gesagt, dass auch diese von Trebuchet

geschmiedet sind, und eine inschrift auf dem von Trebuchet gleichfals gemeistertem königsschwert ihn belehrt habe, dass die messer jene geheime kraft haben:

P. 490, 23: *den list tet im ein segen kuont,*
der an des küneges swerte stuont.

Poetisch und sachlich richtig sind von Wolfram auch diese messer mit der wunde des Amfortas, der blutenden lanze und dem sieg verleihenden schwerte in beziehung gesezt, und der inhalt der inschrift am schwert ist so bestimt angegeben, dass er keine andre deutung, als die angegebne, zulässt. Die inschrift kann aber erst nach des Amfortas unheilvoller verwundung auf die klinge gekommen und nicht ursprünglich von Trebuchet darauf eingegraben sein, da sowol Frimutel als auch Amfortas sich früher schon des schwertes mit glück bedient haben, und vor des lezteren verwundung nicht wol an das bedürfnis solcher messer gedacht werden konte; wobei es uns gleichgiltig sein kann, ob die inschrift unmittelbar durch die kraft des Grals, oder durch Trebuchet auf befehl des Grals auf die schwertklinge gesezt ward. In keiner weise ist sie jedoch mit dem oben erwähnten *segens wort* und *swertes segen* zu identificieren.

Auf Sigunens erzählung von dem zerbrechen und der wunderbaren herstellung des schwertes durch das wasser des brunnens von Karnant komt der dichter später zurück, indem er Parcivals weitere heerfahrten recapituliert:

P. 434, 25: *sîn swert, daz im Amfortas*
gap, dô er bîme grale was,
brast sît dô er bestanden wart:
dô machtez ganz des brunnen art
bî Karnant, der dâ heizet Lac.
daz swert gehalf im prîss bejac.
435. *Swerz niht geloubt, der sündet!*

Und worin dieser *prîss bejac* bestand, das lesen wir in den P. 772, 1—23 aufgeführten vierundzwanzig kämpen, welche Parcival auf seiner bussfahrt nach dem Grale siegreich niederwarf. Dafür, dass er sich am kampfe mit Feirefiss nicht des Gralschwertes, sondern dessen des Ither von Gaheviess bediente, hatte der dichter das völlig durchgreifende motiv: dass mit dem zerbrechen dieses lezteren schwertes vom Gral der held zugleich von der sünde des *rêroubs* freigesprochen wurde;

P. 744, 14: *got des niht langer ruochte*
daz Parzivâl daz rê nemen
in sîner hende solde zemen.

Auf eine weitere erzählung des falles, wo und wie das schwert zerbrach und wider hergestelt wurde, lässt sich der dichter als überflüssige episode nicht ein, und fertigt die unzeitige neugierde der leser mit dem humoristischen spruch ab:

swerz niht geloubt, der sündet:

ebenso, wie er zu der wunderbaren speisung des Grals den etwa ungläubigen zuhörern zuruft:

P. 238, 8: *man sagte mir, daz sag ouch ich*
ûf iwer ieslîches eit,
daz vorem grâle wære bereit
(*sol ich des iemen triegen,*
sô müezt ir mit mir liegen) ...
spîse warm, spîse kalt usw.

Er schliesst sich zwar der sitte der romanschreiber an, sich auf angeblich sichre quellen, die *âventiure, daz buoch* usw. zur beglaubigung seiner erzählung zu berufen, und auch die darin vorgetragenen tatsachen, wenn sie ihnen auch unpassend oder unglaubwürdig erschienen, dennoch mit der klage aufzunehmen, dass die Aventüre sie zu der erzählung zwinge, wie sein eignes gespräch mit der Aventüre P. 413 fg. zeigt. Aber er protestirt lebhaft dagegen, seine erzählung auch für ein „buch“ zu halten, d. h. für ein trocknes gerippe von aneinander gereiheten abenteuern, wie der art wol die berufnen vorlagen der französischen dichter in der regel waren, will vielmehr sein werk als eigne, jenen rohstoff vergeistigende schöpfung seines genius angesehen wissen. Und so hoch über dem stoffe schwebend und geistvoll damit waltend, darf man ihm diese harmlosen scherze mit seinem publikum wol erlauben, sofern nicht eine satyre auf den kirchlichen wunderglauben darin liegt.

Verfolgen wir die geschichte des schwertes in der deutschen version der zum grunde liegenden fabel weiter, so sind wir zunächst auf Albrechts Titurel hingewiesen. Hier ist bei der zweiten begegnung Parcivals mit Sigune, als er von der Gralsburg fruchtlos zurückgekehrt ist, (Druck v. 1477, kap. XXXVI, 1—57. Hahn, Tit. 5176—5233) zwar von der unterlassnen frage, aber nicht vom schwert und dessen bedeutung die rede. Erst später bei der dritten begegnung lässt der dichter, in erinnerung der worte P. 253, 24, *des swertes segen,* und P. 254, 15, *segens wort*, Sigunen sprechen:

T. 5456: *Sie sprach: hastu bekennet   Die wort des swertes mit segene*
Swenne ez von slage zetrennet   Und wirt darnach für alle degene.

Ist die sicherheit dir hohe frumende
Daz ez sich ander weide Von keiner slahte herte mer wirt drumende.

Der text lässt trotz seiner korrekturbedürftigkeit erkennen, dass Albrecht hier eine bestimte segensformel aus missverständnis Wolframs im sinne hat, denn er erzählt weiter:

T. 5457: *Des segens was er gerende Von ir vil suzzem munde.*
Mit trewen sie in des werende Was den ellensrichen an der stunde
Wan sie wolt im richer selden gunnen
Wie es vor sunnen schine Wurde gantz zu Karnant in dem brunnen.

Aber Parcival reitet weiter (T. 5458) mit kentnis der segensformel, wir jedoch erfahren sie nicht, da Albrecht sie verschweigt. — Im kap. XXXIX, 218—284 des drucks, und Hahn, Tit. 5703—5767 gelangt Parcival nach vielen abenteuern nach Flordibale, wo könig Flordiprintze mit seiner gemahlin Albaflore regiert. Ihre tochter Floramie hatte Frimutel, Vater des Amfortas, geliebt, war aber im kampf um sie gefallen, und sein leichnam auf die Gralsburg gebracht. Parcival will Frimutels tod zur ehre des Grals rächen, da er nicht zugleich erfährt, dass Frimutel im dienst unerlaubter weltlicher minne gefallen ist. Er kämpft mit Flordiprintze, und zwar sogleich zu fuss mit dem schwert des Amfortas,

T. 5722. *Er furt ein swert Daz im da gap der seuftebere,*
5723. *Amfortas zum grale Daz mit der tewren scheide.*
Er het ez zu allem male Immer gefurt walt und heide.
Durch Sigunen mere erz nie gezucket* (P. 257, 30)
Von Kaheviez daz klare Da mit er sînen pris ie hoher rucket.
5724. *Alsus wart er behenket Mit disen beiden swerten.*
Nu wart hie uberdenket Da die helde strites hie nu gerten
Daz er von Montsalvatsch begreif daz isen.
Von slage dem aller ersten Sach man wapen da in kleine stucke risen.
5725. *Er rucket sa daz ander, Daz het er wol erkunnet.*
Mit liehtem blicke glander Ward ez da wol gewittert und gesunnet.
Biz daz er fursten braht so hoch geblumet,
Daz ander wip und fursten Bi im und siner tohter warn gerumet.

Parcival siegt, und will den besiegten nach Palrapeir schicken, was ihm jedoch auf seine bitte und ehrenerklärung erlassen wird. Demnächst aber

T. 5731. *Einen kocher bat im bringen Von Kanvoleis der werde*
Dar in die swertes klingen Begund er selb lesen von der erde
Und vragte wa die strazze gein Karnande
Gienge zu rehter nehe. Der kunic einen fursten mit im sande.

5732. *Nu wart daz swert genetzet Mit stucken uns keret*
Die wort dar zu gesetzet Als in die klageriche het geleret.
Von Ekunat wart darnach gesprochen.
Dem gap erz williclichen. Des wart Sigune sint damit gerochen.

Als Parcival und Ehkunat sich später wider begegnen, schwört dieser rache an Orilus wegen der tötung Schianatulanders zu nehmen. T. 5814 wird dieser kampf ausgefochten; Orilus fält, und wird im kloster Prurin bestattet (T. 5832). Das schwert erbte billig der sohn Parcivals, der beim Grale lebte (T. 5880), also Loherangrin.

Hier hat also der schwertsegen einen ganz andern inhalt von Albrecht erhalten, als Wolfram bei erwähnung der silbernen messer (P. 490, 23) angibt. Die dichterisch ganz geschickt angefügte wendung, das schwert zum rachewerkzeug gegen Orilus zu machen, beruht augenscheinlich auf dem von Birch-Hirschfeld (Sage vom Gral. Leipzig, Vogel, 1877) s. 267 angeführten Ms. 12576, des Conte del Graal von Crestien de Troyes, wo aber der kampf von Parcival selbst mit Orgueilleus de la Lande geführt wird:

v. 5101: *Parceval premiers l'assena*
de l'espee c'on li dona,
por che qu'il le volt ensaier
amont sor son elme d'acier
.I. si grant cop l'en a feru,
qu'il a en .II. pieces rompu
le bon brant al roi Pescheor.

— — — — — —

Perceval a moult le cuer mat
por son brant ki li est fali;
tout maintenant retrait celi
qui fu au chevalier vermeil;
si s' entreviennent de pareil

et s' a toutes les pieces prises
de l'autre et el fuerre remises.

Eine abweichung Wolframs von Crestien ist, dass der *Lac, qui est sor Cetoatre* (*v. l. Cotoatre*) in einen *Lac* bei Karnant umgetauft ist, und der knappe, der das schwert zum fischerkönig bringt, diesem bemerkt:

Sire la sore pucele,
vostre nièce, qui tant est bele,
vos a envoie cest presant,

worauf der könig gegen Parcival hinzufügt:

v. 4545: *Biaus frere, ceste espee*
vous fu jugie et destinee.

Das schwert wird dem fischerkönig von dem knappen halb gezogen überreicht, und zeigt gleichfals auf der klinge eine inschrift:

v. 4309: *uns varles entre par la porte*
de la maison et si aporte
une espee a son col pendue;
si l'a au rice home rendue,
el il l'a bien demie traite,
si voit bien ou ele fu faite;
car en l' espee estoit escrit
et avoec çou encore vit,
qu' ele estoit de si bon acier
que ja ne poroit depecier
fors que en .I. tot seul peril,
que nous ne le savoit fors cil
qui l' avoit forgie et tempree.

Beim anblick des schwertes bemerkt die jungfrau im walde (Sigune) zu Parcival:

v. 4830: *mais u fu cele espee prise*
qui vous pent au senestre flanc
qui onques d' ome ne traist sanc,
n' onques a besoing ne fu traite?
je sai bien ou ele fu faite
et si sai bien ki le forja;
gardes ne vos i fies jà,
car ele volera en pieces.

Auf die erwiderung Parcivals

v. 4844: *or me dites, se vous saves,*
se c' avenoit qu' ele fu traite
s' ele seroit jamais refaite

antwortet sie

v. 4847: *Oïl, mais grant paine i aroit*
qui la voie tenir sauroit
ou lac, qui est sor Cetoatre
la le poroit faire rebatre
et retremprer et faire saine.
se aventure la vos maine;
n' ales se cies Trebucet non.

Da Crestien in seinen unvollendeten *Contes del Graal* den ursprung, endlichen zweck und die wirkliche bedeutung des schwertes nicht ausführte, so suchten seine fortsetzer in verschiedener weise dieses dunkel aufzuklären, und durch eigne erfindung die lücke auszufüllen, und sie scheinen insgesamt an die verheissung im ältesten Gralroman des Robert de Boron angeknüpft zu haben, wo das schwert und dessen widerzusammensetzung, nachdem es gebrochen, der prüfstein wird für den erschienenen helden, ob er der richtige und daher qualificiert und legitimiert sei, die frage nach dem Grale zu tun, worauf wir unten weiter zurückkommen werden.

Der erste fortsetzer Crestiens, Gautier de Doulens (nach verschiedenen mss. auch Gauchier de Doudain, Gautiers de Denot, Gauchier de Dordans, Birch-H. l. c. s. 89) lässt Gauvain zum Gralkönig kommen, wo ein gekrönter ritter ein schwert in der hand hält, das dem am hofe des Artus ermordeten ritter gehört (v. 20168). Nachdem der könig den toten beklagt, nimt er das in der mitte durchbrochne schwert und reicht es dem Gauvain, damit er die hälften wider zusammenfüge. Dieser versucht es vergeblich, worauf ihm der könig erklärt, dass er der berufene nicht sei, um den verheissenen zweck zu erfüllen. Auf Gauvains frage nach der bewandnis des Grals, der h. lanze und des schwertes gibt der könig über die beiden ersteren belehrung, als er aber unter tränen die geschichte des schwertes begint, schläft Gauvain ein (v. 20300) und der könig schweigt daher auch weiter darüber. — Am andern morgen findet sich Gauvain am offnen meeresstrande; das schloss und alles, was er gesehn, ist verschwunden, und der held reitet seines weges weiter (B.-H. l. c. s. 94. 95). Gegen den schluss des gedichtes komt aber auch Parcival nach der Gralsburg; der Gral und die lanze werden vorgetragen. Zulezt komt ein knappe mit einem in der mitte gebrochnen schwerte. Nachdem Parcival belehrung über den Gral und anderes erfahren, wird er aufgefordert, die stücke des schwertes zusammenzufügen, was ihm auch gelingt. Da erhebt sich der kranke könig von seinem ruhekissen, umarmt ihn, erklärt ihn für den besten aller ritter und sagt, dass er von nun an herr seines hauses sei:

v. 34925: *Sires soiés de ma maison*
Je vos mec tout en abandon
Quan que jou ai, sans nul dangier;
À tous jours vos arai plus cier
Que nul home qui jà mais soit.
Errant revint cil à esploit
Qui l' espée avoit aportée,
Si l' a prise et envolepée
En un cendal et puis l' emporte
Et Pierchèvaus se reconforte (B.-H. l. c. s. 99.)

In der fortsetzung Manessiers erhält Parcival ausser der belehrung über Gral, lanze und silbernen teller (Patene, anstatt der Wolframschen messer) auch nähere aufklärung über das schwert des kranken königs. Der fischerkönig hatte einen bruder Goon Desert im schlosse Quigagrant. Hier ward er einst belagert von Espinogre, aber er machte einen ausfall und schlug den belagerer. Doch hatte Espinogre einen neffen, der versprach, den Goon zu töten. Dieser verkleidet sich in die rüstung eines der ritter Goons, und ermordete den bruder des fischerkönigs, jedoch brach mit dem mörderischen schlage auch das schwert entzwei. Goon Desert ward von den seinigen samt dem schwerte des meuchelmörders in sein schloss getragen; hier ward er auf eine bahre gelegt und in die burg des fischerkönigs gebracht. Das schwert aber überbrachte ihm eine seiner nichten. Der fischerkönig bewahrte das zerbrochne schwert auf, bis ein ritter die stücke desselben wider zusammensetzen könte. Derselbe solte, das war dem könig gesagt worden, dereinst den tod des Goon Desert rächen. Mit den stücken des schwertes hatte aber der könig sich jene schwere wunde unvorsichtiger weise beigebracht, die ihn so ganz hülflos gemacht hat. — Der mörder Goons heisst Partinial, und ist herr vom Rothen Thurme. Parcival reitet nun ab, um Partinial aufzusuchen (B.-H. l. c. s. 100). Nach manchen abenteuern gelangt er zum schmied Trebuchet, der ihm das schwert ganz macht (l. c. s. 101) und er reitet weiter. — Nach anderweiten abenteuern gelangt er endlich zur burg des Partinial. Nach heissem kampfe mit ihm schlägt er dessen kopf ab, hängt ihn an seinen sattel und eilt damit auf die Gralsburg. Als der fischerkönig dieses erfuhr, sprang er gesund von seinem krankenlager auf seine füsse. Grosse Graltafel wird gehalten und dem Parcival die Gralkrone angetragen, die er jedoch ablehnt, so lange der könig lebt, und er geht an den hof des Artus, der seine geschichte niederschreiben lässt. Nach einiger zeit meldet die Gralsbotin des königs tod, und Parcival wird zu Corbiere

zum könig des Grals gekrönt, regiert sieben jahre in frieden, und geht dann samt Gral, lanze und teller zu einem einsiedler, dient zehn jahre ascetisch dem herrn und stirbt dann. Nach seinem tode hat niemand mehr den h. Gral, lanze und teller gesehn (l. c. s. 102) — vermutlich auch nicht das schwert.

Die erzählung des dritten fortsetzers, Gerbert, schliesst sich der erzählung des Gautier de Doulens an: demnach hatte Parcival nicht die stücke des schwertes volständig zusammengefügt, sondern es war eine lücke geblieben in folge von Parcivals sündhaftigkeit; er muss deshalb noch einmal den versuch machen, den Gral zu gewinnen. Am andern morgen findet er sich in freiem felde; die Gralsburg ist unsichtbar geworden. Doch bald erblickt er eine ringmauer mit einer verschlossnen pforte. Er klopft mit dem schwert so heftig an die pforte, dass es zerbricht. Ein greis sieht heraus und erblickt das zerbrochne schwert Parcivals. Sieben jahre soll er nun noch herumirren, bis er wider zur Gralsburg gelangen kann. Er zieht darauf weiter und lässt das schwert in einer wunderbaren schmiede wider ganz machen. Nach manchen abenteuern komt er zu Artus, wo er sich ungefährdet auf den gefährlichen sitz an der tafelrunde sezt (l. c. s. 103). Endlich nach vielen andern bestandnen abenteuern, nach überwindung teuflischer erscheinungen und empfangener belehrung über den Gral, seinen ursprung (abendmahlschüssel), h. lanze usw. von einem frommen eremiten und in einer abtei komt er wider zur Gralsburg; das schwert wird gebracht (hier ist der auszug von B. Hirschfeld s. 107 dunkel, da es ja bereits in der wunderbaren schmiede hergestelt war). Die fuge desselben verschwindet,

Li rois le voit, si en a joie
Ses .II. bras al col li envoie

und die erzählung geht mit einschiebung der lezten verse Gautiers von

Come cortois et bien apris

an bis *et Perchevaus se reconforte* weiter mit den worten Manessiers:

Et de l' aventure a tel joie
Que jou ne quic mie que j'oie. (l. c. s. 167.)

Da ich Potvins ausgabe der *Contes del Graal* nicht zu dauernder benutzung erhalten konte, folgte ich hier Birch-Hirschfelds doch wol zuverlässigen auszügen, obwol einige unklarheit in diesem Gerbertschen stücke noch verblieben ist, die indes aufzuklären ich nicht der mühe wert achte. Soviel ist sicher, dass diese fortsetzer, welche sämtlich erst nach Crestien und Guiot gedichtet haben, in betreff des schwertes mehr der eignen phantasie, als einer einheitlichen tradition oder urkund-

lichen quelle folgen. Der prosaroman vom Gral macht das schwert zu dem, mit welchem Johannes der Täufer enthauptet ward.

Was ausserdem Birch-Hirschfeld l. c. s. 20, 21, 26 und 28 aus dem sogenanten Grand St. Graal, und s, 37, 47 und 49 aus der Queste du Graal über das schwert, als das schwert Salomons, mitteilt, überlasse ich bei ihm selbst nachzulesen, da beide dichtungen sich der legende von Joseph von Arimathia anschliessen, ausser allem zusammenhang mit unserm Parcivalgedicht stehen, und sich in religiöse mystik verlieren.

Der Percheval li Galois des Berner ms. (ed. Rochat, Zürch, Kiessling, 1855) scheint eine andre grundlage als Crestiens Contes del Graal und Guiot-Wolframs roman, so wie der oben erwähnten eigentlichen Gralromane zu haben, obgleich zahlreiche, damit übereinstimmende züge sich darin finden. Sogleich im beginn des gedichts führt er uns einen jäger vor, der dem Percheval vorwürfe darüber macht, dass er den Gral und die blutende lanze auf dem schlosse gesehn und nicht gefragt habe, wodurch er an Crestien erinnert. Er sezt also Parcivals jugendgeschichte bis nach seinem ersten besuch beim Gral als bekant voraus. Von einem schwerte, das ihm dort etwa gegeben worden, ist nicht die rede, doch erwähnt später der held desselben beim eremiten:

Sire, se damerdex mait,
se je savoie locoison
de la lance, qui saine en son,
et del graail, et de l' espee,
qui ne puet estre resoudee,
ne nest par un sol chevalier,
— mais ne vos sai mie acointier,
qui il est, ne quels il doit estre,
car ie nai pas si apris lestre,
com io encor laprenderai usw. (Rochat, s. 42.)

Der eremit weicht jedoch einer erläuterung aus, und sättigt ihn mit einem mahle, das ihm engel gottes gebracht haben. — Als endlich nach vielen und zum teil recht wunderlichen abenteuern Parcival wider zum kranken fischerkönig gelangt, wird auch wider das zerbrochne schwert vorgetragen:

et uns valles apres venoit,
qui portoit une nue espee,
ki par mi leu ert tronconee;
en .II. moities la mist jesir

sor le table, sans nul mentir,
a un coron devers le roi usw. (l. c. s. 86.)

Nach genossnem mahle und andern belehrungen über Gral und lanze erklärt sich der könig auch über die herstellung des schwertes:

se ce venoit caucuns prodom,
qui plains fust de chevalerie,
loiaus de foi et sans boisdie,
qui deu creist et deu amast,
et sainte glise honorast,
que dex apele sespousee,
sil metoit sa main a lespee,
ne quit que gaires demorast,
por que li aciers asanblast,
quele ne fust tantost soldee (l. c. s. 88.)

was an den roman Roberts de Boron erinnert.

Der könig bittet Percheval, den versuch der zusammensetzung zu machen, und ein grosses wunder geschieht. Der versuch gelingt dergestalt, dass das schwert an dem tage, da der schmied es gefertigt, nicht besser aussah, als jezt.

Li rois le voit, molt a grant ioie,
ses II. bras al col li envoie,
comme cortois et bien apris,
puis li a dit: biaus dous amis,
sire soies de ma maison,
ie vos met tot en abandon
quanque io ai, sans nul dangier,
et des or vos aurai plus chier,
que nule autre qui jamais soit. (l. c. s. 90.)

und hier begegnen wir denselben worten, welcher sich auch Gautier de Doulens oder Denet am schluss seiner fortsetzung von Crestiens Contes del Graal bedient. Percheval wird für den besten und berufenen ritter erkant, und zum könig des Grals ernant. Drei tage darnach wird der fischerkönig zu grabe getragen. Nun gibt auch Percheval seine herkunft näher an, freilich ganz abweichend von Wolfram und Crestien, doch entsprechend dem Roman de Merlin des Robert de Boron.

Percheval voir suj apeles,
a Sinadon, la fuj io nes,
et mes peres, par verite,
Alains li gros fu apele.
„ha, Percheval ties mes amis,
Alains li gros il fu mes fix,

Enigeus ot non sa mere,
et Josepf si refu ses frere,
a cui Jeshu Cris fu baillies,
quant de la crois fu destacies,
et Pilate qui li bailla,
por ses soldees li dona.
Nichodemus le despendi,
et a Joseph si le rendi,
ses plaies prisent a saignier,
cest vaissial fist aparellier,
ens degouterent, sans mentir,
vos le pores ia bien veir,
et sacrement fist ens Jeshu
le ior del jusdi absolu.
ore, biaus nies, si est bien drois,
ains que vos avant en sacois,
que vos corone dor portes,
sor vostre cief, et rois seres,
car ne vivrai mais que tier ior,
ensi plaist il a creator." (l. c. s. 91.)

Somit schliesst sich das Berner ms. ganz der legende von Joseph von Arimathia hinsichts der vorgeschichte des Grals an. Dass der verfasser des Berner ms. Crestiens Contes del Graal gekant hat, zeigte schon jene wörtlich gleichlautende stelle mit Gautiers de Doulens fortsetzung Crestiens. Zu wünschen wäre, es noch eingänglicher mit Crestien zu vergleichen, dem anscheinlich vieles entnommen ist, wenngleich der dichter auch noch aus andern quellen viele abenteuer entlehnt, die es mit den wälschen Märchen von Peredur[1] in gewisse beziehung setzen.

Allein dieses leztere lässt den Gral völlig aus dem spiele und unerwähnt, obgleich Peredur auch zum kranken könig gelangt, und den blutenden speer, dessen anblick algemeines wehklagen hervorruft, und eine schüssel mit einem blutenden haupte (das s. 217 als der kopf seines vetters, der durch die hexe von Gloucester getötet wurde, die auch den kranken könig gelähmt hatte, bezeichnet wird) vortragen sieht, ohne dass er darüber fragt, was ihm s. 209 von der hässlichen zum vorwurf gemacht wird. Bei der ersten festtafel fragt der könig den Peredur, ob er mit dem schwert zu kämpfen verstehe. Nun war in der vorhalle des palastes ein ungeheurer schlosshaken, so dick, dass ihn kaum ein grosser mann umspannen konte. Nimm jenes schwert,

1) S. meine Arthursage; Quedlinburg und Leipzig. Basse, 1842, s. 174 fg.

sagte der herr zu Peredur, und schlage auf den eisernen haken. Also erhob sich Peredur und schlug dermassen auf den haken, dass dieser entzwei brach, aber zugleich auch das schwert. — Lege die beiden teile an einander und verbinde sie! Und Peredur legte sie zusammen, und sie wurden eins wie zuvor. Dasselbe geschah auch ein zweites mal. Bei der dritten probe aber gelang es nicht, und da sprach der könig: „Jüngling, komm, sitze nieder, und mein segen komme auf dich. Du hast zwei dritteile deiner stärke erlangt, doch das lezte drittel hast du noch nicht erreicht. Und wenn du zu deiner volkraft wirst gelangt sein, wird niemand im stande sein, mit dir zu weteifern. Ich bin dein oheim, deiner mutter bruder, und ich bin der bruder des greisen mannes (bei Wolfram Gurnemanz), in dessen hause du in voriger nacht warst“ (l. c. s. 184). Später wird das schwert mit keiner silbe mehr erwähnt. Das endresultat der erzählung ist, dass mit beistand Arthurs auf dem endlich aufgefundenen wunderschlosse dessen besitzerinnen, die hexen von Gloucester, erschlagen wurden, bei denen Peredur die ritterschaft erlernt hat, und von dem sie nach dem schicksale solten erschlagen werden. — Und solche hexengeschichte scheint dem geschmack der damaligen zuhörer in Wales allerdings mehr entsprochen zu haben, als das geheimnis des Grals und die reliquie der abendmahlschüssel und der heiligen lanze.

Einen ganz verschiedenen gang nimt die französische erzählung, welche Heinrich v. d. Türlin in seiner „Krone“ benuzt hat, und worin Gawan als Gralsucher und Gralfinder dem Parcival, da er nicht zum ziele gelangte, untergeschoben wird, der aber Crestiens Contes del Graal gekant, und mehreres daraus entlehnt hat. S. darüber Martin', Zur Gralsage, s. 38 (Quellen und Forschungen usw. Strassburg, Trübner 1880). Wenn Martin aber s. 31 in dem kranken fischerkönig ursprünglich den auf der insel Avalon seiner heilung und widerkehr in das weltreich harrenden Arthur wittert, und den Gral auf einen celtischen mythus zurückführen will, so vergeht mir der odem, ihm in diesem ideenfluge zu folgen.[1]

Wir sehen, je weiter der strom der dichtung sich von seinem ursprunge entfernt, von verschiedenen händen in mannigfaltige, mehrfache arme geleitet wird, und neue fremdartige zuflüsse in sich aufnimt, desto mehr verschwindet die klarheit eines durchgehenden gedankens, der sich immer mehr in geistliche mystik und von einander abweichende deutungen verliert, bis er in beziehung auf unser Gralschwert in den jüngsten Gralromanen bei dem henkerschwert Johannis

1) S. dagegen Meine „Beiträge zur bretonischen und celtisch-germanischen Heldensage,“ s. 77—89. Gespräch zwischen Arthur und Eliward.

des Täufers und dem schwerte Salomos anlangt. — Bei einer vergleichung von Crestiens Contes del Graal mit dem Petit Sct. Greal des Robert de Boron, auf den wir sogleich hinkommen werden, komt Birch-Hirschfeld l. c. s. 198 zu dem resultat: „das wunderbare schwert, das der fischerkönig dem Parcival schenkt, ist erst von Crestiens erfunden," er übersieht aber, seiner eignen angabe s. 81 und 82 entgegen, dass Crestien ausdrücklich anführt: er habe den roman für Philipp, grafen von Elsass und Flandern verfasst, dem er eine lange lobrede hält, worin er ihn mit Alexander vergleicht; und ihm verdankt er das buch, aus welchem er den stoff für sein werk entnommen hat: womit indes nicht ausgeschlossen ist, dass er Borons werk gekant und züge daraus entlehnt hat.

Crestiens s' anime et fet semence
dun romans que il encommence
et si le seme en si bon leu
quil ne puet estre sans grant preu
quil le fet por le plus preudome
quil soit en l' empire de Rome.
cest li Quens Phelipes de Flandres,
qui mialz valt ne fist Alexandres usw.

und weiter: *Crestiens qui entent et painne*
par le commandement le conte
a commencier le meilleur conte
qui soit contez en court royal.
ce est li livres du Graal
dont li quens li bailla le livre
sorez comment il se delivre.

und nach Potvins ausgabe

v. 475: *Or contera Crestiiens ci*
l' essample que avés oi;
dont ara bien sauvé sa paine
Crestiens qui entent et paine,
par le comandement le Conte,
à rimoier le mellor conte
qui soit contés en court roial;
çou est li contes del Gréal,
dont li Quens li balla le livre;
s' orés comment il se delivre (B.-H. l. c. s. 83).

Dieser graf Philipp von Elsass, Flandern und Artois ist aber auch ein gönner Guiots von Provins gewesen, der ihm gleichfals hohes lob zolt, und von dem er gunstbezeigungen empfangen hat:

Bible, v. 330. *Li quens Philippes qui refu,*
Diex, quel terrier, quel escu!

und in meinem aufsatz: „Sein oder Nichtsein des Guiot von Provenze“ [1] habe ich, wenn zwar nicht urkundlich nachweisen können, doch höchst wahrscheinlich gemacht, dass Guiot nach dem tode Crestiens sich gleichfals das ms. des grafen Philipp verschaft, und danach seinen roman von Parcival, dem Wolfram folgte, gedichtet habe. Daraus ergibt sich, dass in all dem tatsächlichen, worin Wolfram und Crestien übereinstimt, auf Philipps handschrift, deren algemeiner inhalt uns so auf zwei verschiedenen wegen kund wird, zurück zu gehen ist, mithin auch in dem, was Wolfram über das Gralschwert berichtet. Die erfindung kann daher nicht ven Crestiens herrühren, sondern muss schon in seiner vorlage enthalten gewesen sein, deren alter also über 1180—1190 hinausreichen muss; wogegen die abweichungen von Crestien werden auf Guiots oder Wolframs rechnung zu schreiben sein, also auch die gänzliche abwendung von den reliquien und der legende von Joseph von Arimathia mit all den kirchlich-mystischen deutungen, die bei Crestiens nachfolgern und in den jüngeren Gralromanen sich breit machen.

Nach Birch-Hirschfelds gründlicher untersuchung, l. c. s. 239 fgg. hat Robert de Boron sein werk, den Petit Sct. Graal, zwischen 1170 und 1189 verfasst, gewiss früher, als Crestiens li contes del Graal dichtete. Es gilt für den ältesten Gralroman und Boron versichert ausdrücklich, dass noch nie über den Graal sei geschrieben worden. Es zerfält nach Birch-Hirschfelds ausführlicher analyse in drei teile. Der erste teil enthält die legende von Joseph von Arimathia und der wanderung der abendmahlschüssel nach Britannien, deren quellen in den Gestis Pilati, dem Mors Pilati, qui Jesum condemnavit, der Vindicta Salvatoris, und vielleicht noch andern ähnlichen Apocryphen als nachgewiesen zu erachten sind. Von einem schwerte, das etwa auch als reliquie mit nach Britannien gewandert sei, ist nicht die rede, und weder die biblische geschichte, noch die christliche mythe bietet einen anhalt, solches herbeizuziehn.

Der zweite teil handelt von Merlin, und wir entnehmen aus Birch-Hirschfelds darstellung, l. c. s. 166, dass dieser teil wesentlich auf die erzählungen des Gottfried von Monmouth in seiner Historia Regum Brittanniae beruht: die geburt Merlins als eines Incubus, des kindes ohne vater, seine beschämung der weisen des königs Vortegirn beim beabsichtigten turmbau, der kampf der im unterirdischen see

1) S. diese zeitschr. XV, 385 fg.

befindlichen roten und weissen drachen, das abenteuer Uthers mit der Igerne, und die daraus entsprossne geburt Arthurs und dessen wahl zum könig aller Britten nach Arthurs tode.

L. c. s. 168: kurze zeit nach besiegung der Sachsen durch Uther Pendragon wurde die Tafelrunde eingerichtet, an welcher aber ein sitz frei bleiben solte. Dieser platz solte zur zeit Uthers nicht besezt werden, „aber zur zeit des königs, der nach dir kommen wird," so sprach Merlin zu Uther, „aber ich bitte dich, dass du fortan deine versamlungen und grossen höfe in dieser stadt (Carduel) abhältst, und dass du dort hof hältst dreimal im jahre und an allen grossen festen." Wer auf dem ofnen sitze platz nahm, ward von der erde verschlungen.

Birch-Hirschfeld l. c. s. 169, 170: Nach Pendragons tode versammelten sich die grossen des reichs nach Logres zur wahl eines nachfolgers. Vor der beratung giengen sie in das münster, und als sie nach dem gottesdienst wider heraus kamen, sah man vor der haupttür der kirche einen ganz viereckigen stein, man hielt ihn für marmor, auf dem ein einen halben fuss hoher eiserner ambos stand, und durchspalten war derselbe bis auf den stein hinab von einem schwerte. Das schwert stak darin und trug die inschrift: „Wer dieses schwert herausziehen wird, soll könig des landes durch die wahl Jesu Christi sein." Zweihundert und funfzig der besten ritter versuchten vergeblich mit noch vielen andern, das schwert herauszuziehen. Nur dem damals noch jungen Artus gelang es zum erstaunen aller. Nach dem darauf folgenden feste wird Artus noch einmal zu dem steine geführt, in den das schwert wider hineingesteckt war, und dort fragte der erzbischof den Artus: „Ob er sich würdig genug fühle, zu schwören und zu versprechen, dass er, gott und die h. jungfrau und alle heiligen zu zeugen nehmend, die heilige kirche bewahren und aufrecht erhalten, und friede und gesetz für alle armen männer und frauen bewahren wolle, raten den ratlosen, den verirten die rechte strasse weisen, und aufrecht halten alle rechte, und sorgen für gerechtes gericht? Dann möge er vortreten und das schwert ergreifen, durch das unser herr ihn gewählt habe." Artus gelobte das weinend und betend, kniete nieder, ergriff mit gefalteten händen das schwert, und erhob es aus dem ambos, als ob es von gar nichts festgehalten würde. Darauf führten sie ihn, der das schwert aufrecht hielt, zum altare, und er legte es darauf. Dort ward er gesalbt und gesegnet, und an ihm volbracht, was königen bei der krönung gebührt. Und als sie aus dem münster traten, war der stein verschwunden, und niemand wusste, wohin er gekommen.

So ward Artus gewählt und gekrönt im königreich Logres, und lange regierte er in frieden sein reich.

So ist ein schwert zwar auch hier ein prüfungsschwert, aber ein weltliches für den könig von Logres Artus, nicht für den könig des Grals, der hier völlig unerwähnt bleibt. — Es sind schon hier die geistlichen pinselstriche nicht zu übersehen, wodurch der tafelrunde des weltlichen königs im voraus eine gewisse heiligkeit beigelegt wird, die sie zur verknüpfung mit dem Gral qualificiert. Der heiland erwählt den könig, der der beste ritter aber auch ein sehr frommer mann sein soll; der gefährliche sitz deutet auf den Judasplatz an der biblischen abendmahlstafel; das im stein und Ambos haftende schwert ist mystischen geheimnisvollen ursprungs; und diese pinselstriche verstärken sich noch wesentlich im dritten teile zu einem deutlicheren gemälde.

Im dritten teile kehrt Boron zur geschichte des Grals und seiner hüter im anschluss an den ersten teil seines werkes zurück, dessen hauptheld Parcival wird. — Birch-Hirschfeld l. c. s. 171: Merlin komt an den hof, proclamirt Artus als den sohn Utherpendragons, und belehrt ihn über die herkunft des Grals nach massgabe der legende. Unser herr Christus hielt die erste tafel mit dem abendmahle; Joseph richtete beim verfall der Christenheit die zweite ein mit dem gefährlichen sitz, als er die guten von den bösen schied und „ich (Merlin) machte die dritte zur zeit Utherpendragons, die sehr erhöht werden wird. Jezt wisse, dass der Gral, der dem Joseph gegeben ward, im lande ist, in der hut des reichen fischerkönigs, der ihn von Joseph erhielt. Und dieser fischerkönig ist sehr krank, denn er ist ein alter mann, und voller gebresten, und wird nicht eher gesund werden, als bis ein ritter, der schon an der runden tafel gesessen, sich zeigen wird als guter mann gegen gott und die heilige kirche, und der so viel waffentaten volbracht hat, dass er der beste ritter der welt ist. Und der wird zum hause des fischerkönigs kommen, und wenn er gefragt hat, wozu der Gral dient, wird sogleich der könig gesund sein von seiner krankheit, und werden die bezauberungen von Britannien fallen, und die weissagung wird erfült sein.“ — Merlin verliess den hof, ging nach Northumberland zum meister Blaise, und liess alles von ihm niederschreiben, und daher wissen wirs noch. — Zu der zeit war der könig Alain li Gros hochbetagt, krank und dem tode nah, als ihm eine stimme des h. geistes verkündete, dass sein kleiner sohn Parcival zur aufsuchung des Grals und zur erlösung des fischerkönigs bestimt sei, weshalb er zu Artus an den hof gehen soll, wo er weitere belehrung empfangen werde. Dies geschieht, Artus schlägt ihn

zum ritter (l. c. s. 172), und bei einem feste wagt Parcival ungeachtet der abmahnung sich auf den leeren platz zu setzen, was einen welterschütternden donner verursacht. Eine himlische stimme tadelt Artus, dass er dies zugelassen gegen Merlins weisung, und wofür Parcival und alle tafelrunder grosses misgeschick erfahren werden. Wenn einer der dreissig tafelrundritter aber, die hier sitzen, zum fischerkönig komt und fragt wem der Gral diene, so wird dieser geheilt und gesund werden, aber nach drei tagen sterben, nachdem er dem ritter das heilige gefäss übergeben und ihn die geheimen worte gelehrt habe, die er von Joseph gelernt, und dann wird er erfült werden von der gnade des h. geistes, und werden die bezauberungen Britanniens schwinden. Das macht nun grosse aufregung unter den rittern der tafelrunde, und alle wollen aufbrechen zur suche des Grals. Auch Parcival schwört, nicht zwei nächte in einem hause zu weilen, bis er ihn gefunden, Hier komt eine auffällige bemerkung: „Jezt schweigt die geschichte von Gauwain und seinen genossen;“ und es folgt eine reihe von abenteuern (Hirschkopf, Bracke usw.), die sieh in ungefährer gestalt, wenngleich mit andern namen, bei Guiot, Wolfram, Crestien und dessen fortsetzern finden, und denselben als vorbilder mögen gedient haben. Auch der belehrende eremit (für Trevrecent) fehlt nicht, der ein sohn Brons, des fischerkönigs, und bruder des vaters von Parcival, Alain li Gros ist. Endlich gelangt Parcival zu Bron (l. c. s. 175), die blutende lanze, das gefäss mit dem blute des herrn und zwei kleine silberne teller werden vorgetragen; von einem schwerte ist nicht die rede. Parcival fragt nicht, geht zur ruhe und am morgen ist alles verstoben. Er trabt ab und wird im walde von einer klagenden jungfrau gescholten, und über seine schuld der unterlassenen frage und deren folgen belehrt. L. c. s. 177: Nach mehreren abenteuern begegnet ihm Merlin, der ihm sagt, er habe noch ein jahr zu suchen und zu kämpfen, ehe er wider zum Gral gelangen könne. Als dies endlich geschehn, werden wider die reliquien, doch nicht auch ein schwert, bei der tafel vorgetragen, er tut die frage, der könig genest, und so erhält Parcival das h. gefäss zur hut. Bron starb nach drei tagen und sein enkel blieb zurück und die bezauberungen von Britannien und der ganzen welt wurden zu nichte. Ein gewaltiges krachen erschreckte bei tafel die versammelten tafelrundritter und Artus. Da kam Merlin und verkündete, dass Parcival könig des Grals geworden. — Noch wird zum schluss des Artus zug nach der Normandie, der krieg mit Frollo, der verrat Mordrets mit der ungetreuen Ginevra, der krieg mit dem kaiser Lucius von Rom

und der sieg über Mordret, nach dem Artus tötlich verwundet nach der insel Avalon gebracht wird, von wo er widerkehren soll, auf grund der Historia des Gottfried von Monmouth erzählt.

Also ist hier nichts von dem Gralschwert zu finden. Da aber Crestien und Guiot-Wolfram davon erzählen, so liegt die vermutung nahe, dass es der verfasser der handschrift des grafen Philipp von Flandern, als derselben vorlage von Crestien und Guiot, seiner idee gemäss in veränderter bedeutung in die geschichte hineingebracht hat, wozu ihm vielleicht das prüfungsschwert des Artus im zweiten teile Borons „von Merlin“ anlass gegeben hat und der auch hier der Historia Gottfrieds scheint nachgegangen zu sein, da auch bei diesem dem schwerte Arthurs eine wunderbare kraft und geheimnisvoller ursprung zugeschrieben wird. Denn als dieser sich zu der grossen schlacht mit den Sachsen rüstet, geht er (Hist. IX, 4) accinctus etiam Caliburno, gladio optimo et in insula Avallonia fabricato, in den kampf. Es stamt also aus dem reich der seligen, wo die alwoltätige fee Morgana tront, ist daher eine übernatürliche gabe, wie es denn auch in übernatürlicher weise nach Robert de Boron dem jungen Artus als wahrzeichen seiner hohen bestimmung durch den wider verschwindenden stein überliefert wird. Seine kraft und haltbarkeit bewährt es, indem Artus allein im kampf quadringentos et septuaginta viros solo Caliburno gladio peremit. Nennius § 59 [1] erzählt sogar von der zwölften schlacht Arthurs am berge Badon: corruerunt in uno die nongenti sexaginta viri de uno impetu Arthur, et nemo prostravit eos nisi ipse solus. Es gewährt also volkommen den prîss bejac, den Amfortas dem Parcival bei überreichung des Gralschwertes verheisst (P. 434, 30). Der wälsche name dieses schwertes ist Calcdvwlch, was Roberts „the hard cleft“ übersezt; in den französischen romanen heisst es gewöhnlich Escalibor. Taliesin (Myd. Arch. I, 72) nent es den grossen degen des mächtigen zauberers. Eine bemerkung des Radulphus Dicetus (de reb. Britt. op. Gale. I, 559), der um 1210 schrieb, gewiss aber weit ältere traditionen berichtet, führt uns vielleicht sogar zum brunnen von Carnant des Guiot, oder von Cotoatre des Crestien, indem er bemerkt: „In ultima autem Britannia, quam Arthurus obtinuit, praecipua ferri materia est, sed aqua ferro violentior, quippe temperamento ejus ferrum acrius redditur, nec ullum apud eos telum probatur, quod non in fluvio Calabi tingitur, unde et Curtannum, gladium Arthuri ejusdem Caliburth dictum.“ — Curtannum (curtana, curtein) ist nach Du Chesne das schwert des königs

1) S. meine ausgabe des Nennius und Gildas s. 69.

Eduard des Bekenners, welches bei der krönung der englischen könige vom grafen von Chester zwischen zwei andern schwertern, den symbolen der weltlichen und geistlichen justiz, vorgetragen wurde. Auch bei Arthurs krönung werden von vier königen vier goldne schwerter vorgetragen (Gottf. Hist. IX, 13).

Ein zeichen, dass Boron auch andre quellen, als Gottfrieds Historia und traditionen von Merlin bekant gewesen sind, liegt in der sehr abgerissen hingeworfnen bemerkung s. 148: „Jezt schweigt die geschichte von Gauvain und seinen genossen": womit doch nur eine reihe abenteuer Gauvains in form selbständiger erzählungen gemeint sein kann, wie ähnliche bemerkungen in den Mabinogion: „hier endet die geschichte," oder „weiter sagt das buch nichts über den usw." vorkommen. Besonders auffällig ist aber die im dritten teile Borons dreimal widerholte prophezeihung, dass mit der geschehenen frage nicht blos der kranke könig geheilt, sondern auch Britannien von den bezauberungen werde befreit werden. Boron sagt weder, worin sie bestehen, noch komt er irgendwo wider darauf zurück, so dass nur als eine leere phrase diese hinweisung auf sie erscheint, die er aber nicht glaubte unterlassen zu dürfen, um nicht der bretonischen tradition untreu zu werden, so unbequem und unbrauchbar ihm auch für seinen ideengang dieser gegenstand sein mochte. Diese bezauberungen sind die drei plagen Britanniens, von welchen schon der wol spätestens dem ersten viertel des zwölften jahrhunderts angehörige Brut Tysilio (Meine ausgabe Gottfr. Monmouth, s. 509), den Walter (Das alte Wales, Bonn, Marcus, 1859 s. 45) schon frühestens in die zweite hälfte des eilften jahrhunderts sezt, wie folgt erzählt:

„Eine geraume zeit nach der verheiratung des fürsten Llefelys mit der tochter und erbin des königs von Gaul kamen drei plagen über Britannien, wie sie noch niemals erhört waren. Die erste von diesen war, dass die Corineier eine solche einsicht hatten, dass nicht ein wort in die luft gehaucht werden konte, ohne dass sie es verstanden, und es daher unmöglich war, irgend etwas gegen sie zu unternehmen. Die zweite war ein getöse, das in jedem teile Britanniens in der nacht jedes ersten mais gehört ward, und so in menschen und tieren das herz erschütterte, dass die männer ihre kraft verloren, die frauen unzeitig niederkamen, die jüngeren sinlos, und tiere und bäume unfruchtbar wurden. — Die dritte war, dass, welcher vorrat von lebensmitteln auch in einem der grösten häuser Britanniens mochte zusammengebracht sein, er gänzlich verschwand, so dass nachher ihn niemand finden konte, ausser dem, was in der ersten nacht verbraucht war." Und weiter wird erzählt, auf welche weise die insel von diesen plagen

erlöst und befreit ward, ohne dass jedoch dabei der geringsten beziehung auf den kranken könig, auf dessen genesung, auf die frage nach dem Gral und des Grals überhaupt erwähnung geschieht. Diese zwischenerzählung hat Gottfried in seiner Historia, wo sie L. III, c. 20 hätte eingereiht werden müssen, als seine königsgeschichte unnütz unterbrechend, weggelassen, obwol er sonst nicht verschmäht einige Mirabilien dem Nennius nachzuschreiben und mehrere persönliche abenteuer Arthurs auf grund besonderer erzählungen aufzunehmen. In aller ausführlichkeit erzählt jedoch die plagen so wie ihre beseitigung das „Mabinogi von Lludd und Llevelys“ in „Stephens Geschichte der Literatur von Wales (übersezt usw. von San-Marte, Halle, Waisenhaus, 1864, s. 519—525, nach welcher ich auch ferner citiere) wo es nachzulesen, da hier nur die zwar mit geheimnisvoller miene gemachte, doch eigentlich nichts bedeutende erwähnung der plagen oder bezauberungen durch Boron interessiert.

Ganz neu ist aber im dritten teile Borons die hereinziehung des heldenlebens Parcivals in die geschichte des Grals, seine designation zum finder des Grals und seine heilung des kranken königs durch die frage, wem der Gral diene. Die teilnahme an der tafelrunde wird zur vorstufe und bedingung des Gralkönigtnms gemacht, lezteres also als das höhere hingestelt; so spaltet sich das königtum des Grals von der weltlichen krone von Logres und löst sich davon ab. Der reiche fischerkönig Bron erscheint als hüter des Grals, aber als ein alter sehr kranker mann, der an vielen gebresten leidet; eine besondre ursache seiner leiden wird nicht angegeben, und über den inneren zusammenhang der frage mit seiner heilung, welcher bei Guiot-Wolfram so klar und tiefsinnig dargelegt ist, bleiben wir ebenso im dunkel, wie über die bezauberungen Britanniens und ihre lösung. — An andern orten ist verschiedentlich der ursprung und die entwickelung der isolierten Parcivalsage erörtert, und dass eine solche, unabhängig von dem Gral und der legendarischen abendmahlschüssel existiert hat, nicht wol in zweifel zu ziehen, daher hier weiter darauf einzugehn, kein anlass. Bei Boron sehen wir sie aber in engsten zusammenhang mit dem Gral gebracht. Die von Merlin empfohlene Gralsuche sezt sämtliche tafelrundritter in die lebhafteste bewegung, die abenteuer der einzelnen helden verweben sich mit derselben, und es steht soviel fest, dass, wenn Boron nach lage der französischen litteratur des zwölften jahrhunderts und auch nach seinem eignen bekentnis der erste dichter war, der vom heiligen Gral dichtete,[1] wir auch an der schwelle stehn, wo

1) v. 3489: *A ce tens que je la retreis*
O mon seigneur Gautier en peis

sich die verschmelzung der Gral- und Arthursage volzog, und muss Robert de Boron, soweit uns bis jezt jene litteratur bekant ist, als derjenige anerkant werden, welcher diese verschmelzung begonnen hat, die sich nun aber in dem ms. des grafen Philipps von Flandern, nach diesem in den dichtungen Guiot-Wolframs, und Crestiens Contes del Graal und dessen fortsetzern, im Berner ms., in der französischen vorlage von Heinrich v. Türlins Krone, in der Queste du Sct. Gréal, dem Grand Sct. Greal, und den jüngeren prosaromanen in den verschiedenen auffassungen, mit immer mehr anschwellender masse fortspint, welche alle aber, unsern priesterlich-bombastischen jüngeren Titurel miteingeschlossen, von unserm deutschen gedicht Wolframs von Eschenbach durch evangelischen geist und tiefsinnige auffassung, ungetrübt durch kirchlichen reliquienkram und geistliche mystik, sonnenhell überstrahlt werden.

Eine bestätigung der angabe Borons, dass vor ihm von dem Gral in der französischen dichtung noch nichts bekant war, gewährt uns Robert Wace (Waice, Gace, Huistace), auf der insel Jersey zu anfang des zwölften jahrhunderts geboren, und bald nach 1174 gestorben, in seiner metrischen überdichtung der Historia Gottfrieds von Monmouth, dem Roman de Brut, den er nach seiner schlussbemerkung im jahre 1150 vollendete.[1] Und bei diesem schritt rückwärts führt er uns zugleich zu Arthurs Tafelrunde, die im hinblick auf wirkliche tatsachen und verhältnisse seiner zeit eine andre gestaltung und bedeutung gewint, als ihr Merlin in Borons gedicht gegeben, und den schleier über ihren ersten ursprung zu lüften geeignet ist.

Gottfried erzählt in seiner Historia, L. IX, c. 11 (s. 131): „Emensis iterum novem annis, cum totius Galliae partes suae potestati submisisset, venit iterum Arturus Parisios, tenuitque curiam, ubi convocato clero et populo statum regni pace et lege confirmavit ... denique pacificatis quibusque civitatibus et populis incipiente vere in Britanniam reversus est.“ Im kap. 12—14 folgt dann die schilderung des überaus glänzenden festes zu Glamorgantia am Usk. Hier fält aber Wace in seinem Roman du Brut mit einer begeisterten weiteren schilderung ein:

Qui de Mont-Betyal estoit,
Unques retreite este n'avoit
La grant estoire dou Graal
Par nul homme qui fust mortal. (B.-H. l. c. s. 161.)

1) Leroux de Lincy: Roman du Brut. Rouen. I, 1836. II, 1838. — Gottfr. Hist. ed. San-Marte, s. XXI.

v. 9966 — 10021: *En Engleterre est revenus,*
A grant joie fu réceus.
Trente ans puis cel repairement
Et deus raina paisiblement,
Que nus guerroier ne l' osa
Ne il autrui ne guerroia;
Et prist si grant afaitement
Por soi, sons nul ensagnement,
Et se contint si noblement,
Si bel et si paisiblement.
Nestoit parole de cors d'ome
Nis de l' emperéor de Rome,
N' ooit parler de chevalier,
Qui auques féist à proisier,
Qui de sa maisnie ne fust,
Por oc qu' il avoir le péust,
Se por avoir servir volsist,
Que rois Artus ne l' retenist.
Por les nobles barons qu' il ot
Dont cascuns mieldre estre quidot;
Cascuns s' en tenoit al millor,
Ne nus n' en savoit le pior,
Fist Artus la Roonde Table
Dont Breton dient mainte fable.
Hoc séoient li vassal
Tot chievalment et tot ingal:
A la table ingalment séoint
Et ingalment seroi estoient.[1]
Nus d' als ne se pooient vanter,
Qu' il séist plus halt de son per.
Tuit estoient assis moiain,
Ne n' i avoit nul de forain.
N' estoit pas tenus por cortois,
Escos, ne Bretons, ne François,
Normant, Angevin, ne Flamenc,
Ne Borgignon, ne Loherenc,
De qui que il tenist son feu
Des ocident dusqu' à Mont Geu,
Qui à la cort le roi n' alast

1) P. 309, 24: *nâch gegenstuol dâ nieman sprach.*
diu gesitz wârn al gelîche hêr.

Et qui od lui n' i sojornast,
Et qui n' avoient vestéure,
Et contenance et arméure.
A la guise que cil estoient,
Qui en la cort Artus servoient,
De pluisors terres i venoient
Cil qui pris et honor querroient.
Tant por oïr ses cortesies,
Tant por véir ses mananties,
Tant por conoistre ses barons,
Tant por aveir ses rices dons.
Des povres hommes ert armés
Et des rices mult honorés.
Mais tot altre roi l' enrioient,
Car il dotoient et cremoient
Que tot le monde conquéist
Et que lor terre lor tolist.
. . . .
v. 10032: *En cele grant pais que jo di*
Ne sai se vos l' avés oï,
Furent lez mervelles provées
Qui d' Artu sont tant racontées
Que à fable sont atornées:
Ne tot mençonge, ne tot voir,
Tot folie, ne tot savoir;
Tant ont li contéor conté,
Et li fabléor tant fablé
Pour lor contes ambeleter (embellir)
Que tout ont fait fables sanbler.
Par la bonté de son corage
Et par le los de son barnage,
Et par la grant chevalerie
Qu' il ot asaitiée et norrie,
Dist Artus, que mer passeroit
Et tote France conquerroit,
Mais primes en Norguinge iroit, usw.

Hier ist Wace, soviel mir bekant, unter den französischen romanciers der erste und älteste zeuge, der die tafelrunde Arthurs mit namen nent und in die romanlitteratur einführt, und er schilt gewissermassen Gottfried, dass er ihrer nicht ausdrücklich in dieser beziehung erwähnt, obwol ja doch schon zu seiner zeit, wie er anführt,

unzählige geschichten von Arthur und seinen helden von den Bretonen herumgetragen wurden, wie ja auch Gottfrieds schilderung des grossen festes zu Glamorgan für Wace, so wie für alle nachfolgenden dichter das vorbild zu den so häufigen und ausführlichen darstellungen der romantischen Artusfeste abgegeben hat. Die damals schon vorhandene fülle der wunderbarsten abenteuergeschichten von Artus und seinen rittern bestätigt auch Wilhelm v. Malmesbury, der im jahre 1140 starb:[1] „Hic est Arthurus, de quo Britonum nugae hodieque delirant, dignus plane, quem non somniarent fabulae, sed veraces praedicarent historiae." Auch sogar von dem alten, schon von Nennius § 62 erwähnten, dem siebenten jahrhundert angehörigen sänger und barden Taliesin, der in der wälschen poesie eine so grosse rolle spielt, hat Wace gehört, den er jedoch fast im styl der neodruidistischen dichtung als zauberer und propheten charakterisiert, indem er zu Gottfrieds Historia, IV, 11: „In diebus illis natus est dominus noster Jesus Christus, cujus pretioso sanguine redemptum est humanum gens, quod anteacto tempore daemonum catena obligabatur," den zusatz macht:

v. 4972: *An Bretaigne avait un devin,*
Que l' on apeloit Thelesin:
Por bon prophête estoit tenuz
Et moult estoit de toz creuz.
A une feste qu' il feisoient,
Ou li Breton ensemble estoient,
Li pria li rois et requist,
Qu' aucune chose li déist
Del tans qui venoit en avant.
Et cil parla, so díst itant:
Home, ne soiez en tristor,
Atandu avons chascun jor,
En terre est del ciel descenduz
Cil qui a esté atanduz,
Qui salver nos doit, Jehus Christ.
La prophétie que cil dist
Fu autre Bretons recordée,
De lonc tans ne fu oubliée.
Il ot dist voir, pas ne manti,
A tel tans Jéhus Christ nasqui;
Breton plus tost por ce creirent
Quant de Christ preschier oirent.

1) Ap. Savile, Rer. Auglic. script. post Bedam. London, 1596. P. 9.

Weder die Historia noch der Brut Tisilio erwähnen Taliesin, von dem ihm daher nur durch anderweitige bretonische vermitlung kann kunde gegeben sein. Aus welchen anderen quellen noch Wace geschöpft hat, habe ich s. XXII fg. meiner ausgabe von Gottfrieds Historia angeführt. Nun ist nicht wol denkbar, dass Gottfried nicht sehr wol auch diese nugae, somnia und fabulae Britonum solte gekant haben, er muss daher guten grund gehabt haben, den namen der tafelrunde zu verschweigen. An den Gral und dessen geschichte erinnert aber Waces werk mit keiner silbe, ein sicheres zeichen, dass auch damals die legende von Joseph von Arimathia noch nicht ihm oder den bretonischen Fabliers zur kentnis gekommen ist.

Bevor wir indes den phantasien der französischen dichter nachgehen, tut es not, ebenso, wie bei meiner untersuchung über „Sein oder Nichtsein des Guiot von Provence“ in des dichters land zu gehen, um den dichter zu verstehn, um den schlüssel zu den pforten zu finden, der uns diesen entlegnen winkel der sagenwelt erschliesst, ja um vielleicht auch die merkpfähle zu entdecken, welche uns zu dem geheimnisvollen wunderschwerte des Grals unerwartet hinführen.

Es ist bekant, welchen altehrwürdigen und hochwichtigen platz das bardenwesen in dem nationalen, sowol politischen als socialen leben der Kymri bis in die jüngeren jahrhunderte eingenommen hat. Die alten celtischen Druiden und Ovaten in Gallien und Britannien traten zum teil schon unter der römischen herschaft zurück und verschwanden unter dem steigenden einfluss des christentums völlig. Die Barden dagegen, ursprünglich dichter und sänger, bestimt, lob und tadel merkwürdiger männer und begebenheiten der nachwelt zu bewahren, bei festlichen gelegenheiten ihre gesänge mit saitenspiel vorzutragen, auch in den kriegen schlachtgesänge zu singen, erhielten sich, und wurden in folge ihres festen ordensartigen verbandes die träger der nationalen überlieferung und einer eigentümlichen geistesbildung. Urkundlich beglaubigte erscheinungen und einrichtungen des Bardismus, und deren enge verbindung mit allen eigentümlichkeiten des kymrischen wesens zeigen unwidersprechlich auf ihn, als eine echte uralte nationale institution zurück. Schon im sechsten jahrhundert erschienen die Barden als ein hochgeehrter stand, und ihre kunst und lehre als die geistige nahrung des begabten und sinnigen volkes. Diese ihnen eigentümliche kunst und lehre pflanzten sie unter sich fort, jedoch unter aufsicht der fürsten, denen sie wie freunde und hausgenossen nahe standen, und deren berater und dienstbar treue geschäftsträger in wichtigen angelegenheiten sie waren. Ja die fürsten selbst hielten es nicht unter ihrer würde, als graduierte Barden aufzutreten. So dichtete

Owain Cefeilioc ab Grussof ab Meredidd, herr von Powys, einer der helden des jahres 1165 seinen berühmt gebliebenen Hirlas (Stephens, l. c. s. 22—28); auch Howel, sohn des tapfern Owain-Gwynedd, fürst von Nordwales, war ein fürstlicher dichter (Stephens, s. 32—41). Die geselschaft war so organisiert, dass sie durchaus selbständig von sich allein leben und bewegung erhielt. Zu diesem zweck waren an verschiedenen orten bardenstühle (cadair, cathedra) eingesezt. Zu einem stuhle gehörten die in diesem bezirk gebornen oder erzognen Barden, dichter und sänger, wurden von dort aus unterrichtet, graduiert und privilegiert, und waren daselbst immatriculiert (kathedriert). Jeder stuhl hatte seine bestimten gesetze (barn) und herkömlichen regeln (gorddyfnaid) nach einem der anerkanten systeme; diese wurden in bestimten perioden teils von den einzelnen Bardenstühlen in Eisteddvods (etwa gleich kreisversamlungen) und in generalversamlungen aller Bardenstühle (gorsedd) unter vorsitz der fürsten verlesen, revidiert, ergänzt und festgesezt, und auch algemeine angelegenheiten geordnet. Die rangstufen der Barden waren durch besondere tracht und insignien bezeichnet. Die gorsedd muste an einer gut gelegnen stelle, in vollem gesicht und gehör des volks, auf grüner wiese im angesicht der sonne (bei tage), nötigen fals in kirchen oder geräumigen gebäuden abgehalten werden. Die versamlung stand unter besondrem schutz und frieden und waffen durften dabei nicht geführt werden. Die sitzung ward mit gebet eröfnet. Bei ihrer abhaltung im freien war um eine erhöhung auf rasengrund ein kreis von steinen gelegt, den nur die Barden betreten durften, in der mitte lag ein grösserer stein, welcher der stein des vorsitzes, oder der altar der gorsedd genant ward. Vor der eröfnung brachte ein Barde ein schwert, mit welchem teils in der scheide, teils entblösst, jedoch es immer an der spitze, nicht am griff angefasst, unter feierlichem aufruf mancherlei ceremonien gemacht wurden, deren sinn war, dass die Barden männer des friedens seien, und daher gegen keinen ein entblösstes schwert trügen; und hierauf gebet und man gieng an die geschäfte.[1]

Bei dieser algemeinen verfassung des Bardenordens und seinen verschiedenen zwecken, seinen rangstufen, komplicierten kunstgesetzen, systemen, lehrmethoden und wissenschaftlichen erörterungen und grundsätzen war es natürlich geboten, gewisse reglements als algemeine grundlage festzustellen, denen gesetzeskraft unter autorität der fürsten beigelegt wurde. Nach alter wälscher tradition wurde schon im sechs-

1) Walter, l. c. s. 265 und 279: „Alles wörtlich nach den Jolo.-mss.“

ten jahrhundert unter des königs Arthur schutze vom Barden Maelgun Hir zu Kaerlleon ein stuhl für Kaerlleon, Glamorgan und Gwent hergestelt, an dem Taliesin, Marddhin u. a. den vorsitz geführt haben, und hier wurde „das system der tafelrunde“ festgesezt. Ein andrer stuhl wurde unter schutz des königs Urien Rheged zu Longhor errichtet, der auch „der stuhl der tafelrunde“ genant wurde. Neben diesen immerhin unsichern traditionen beweisen aber die glaubhaften gesetze des Howel Dda aus dem zehnten jahrhundert, dass das Bardenwesen eine öffentliche wichtige institution war, dass es verschiedene grade davon gab und dass ein unterricht der jüngeren durch die älteren darin statfand. Sie erwähnen ausdrücklich auch des haus- oder hofbarden (bard teulu) und des meistersängers (bard pencerdd) als hofbeamte des fürsten mit besonderen pflichten, ehren und einkünften. — Um das jahr 1066 hielt Bleddyn ab Cynwyn zu Conway ein grosses Bardenfest mit den graduierten Barden, dichtern und sängern ab, wobei er über ihre disciplin, wissenschaft und kunst vielerlei festsezte. Als im jahre 1077 Rhys ab Tewdwr aus der Bretagne, wohin er nach dem tode seines vaters hatte fliehen müssen, zurückkehrte und die herschaft von Südwales wider in besitz nahm, brachte er das system der tafelrunde mit sich, welches in seiner heimat in vergessenheit gekommen war, und er stelte es wider in betreff der Minstrells und Barden her, wie es früher zu Kaerlleon am Usk unter dem könig Arthur zur zeit der herschaft des Kymristammes über Grossbritannien und die dazu gehörigen inseln bestanden; und nachdem diese ordnung unter den schutz der kirche gestelt war, wurde eine versamlung abgehalten, zu welcher, nachdem sie jahr und tag vorher angekündigt worden, eine einladung unter dem schutze des staates an alle Barden ergieng, sich in der halle der kirche zu versammeln, wo „der königlichen institution der tafelrunde“ gemäss, den meistern des gesanges grade verliehen, und ihnen gaben und geschenke ertheilt werden solten, wie zu den zeiten des königs Arthur. Und nachdem sie sich vierzig tage daselbst aufgehalten, kehrten sie in die heimat zurück.[1] — Hieran schliessen sich die grossen Bardenconvente des Cadwgan ab Bleddyn in seiner veste zu Aberteifi (Kardigan) im jahre 1107, des Gruffyd ab Rhys zu Ystrad Tywi 1135, des Gruffyd ab Cynan zu Caerwys um dieselbe zeit, des Rhys ab Gruffyd ab Rhys zu Aberteifi 1176, welche ganz Wales in bewegung sezten. Am wichtigsten für das Bardenwesen wurde die gorsedd zu Glamorgan 1130, wo ein andres system, nemlich „das system der weissen steine“

1) Stephens, l. c. s. 264. Walter, l. c. s. 267, 296.

blühte, welches Geraint Bard Glas[1] eingerichtet hatte, und das hier mit dem der tafelrunde vereinigt wurde, so dass dadurch diese einrichtungen hier am reinsten bewahrt wurden. Die beweise für alles dieses werden von Walter und Stephens auf grund des Brut y Tywisogion und anderer historischen aus den Jolo-mss. entnommenen urkunden geführt, und es ist klar, dass ursprünglich unter dem „gesetz der tafelrunde“ nur eine schriftliche urkunde über die ordnung des Bardenwesens zu verstehen ist, über deren besitz und aufbewahrung unter den wälschen fürsten sogar blutige fehden sich entspannen.

Gelingt und beliebt es den wälschen gelehrten- und altertumsgeselschaften, der Commodorion-, Cymreigiddion-, Cambrian-Society u. a. m. die genanten beiden systeme in authentischen übersetzungen den gelehrten des kontinents vorzulegen (der sprachgewaltige Jacob Grimm selbst bekante mir offen, dass er in dieser sprache nicht über das lexicon hinaus gekommen sei, und seit Walters hinscheiden wuste ich nicht, bei wem in Deutschland guter rat zu erholen wäre), so würden sich ohne zweifel die differenzpunkte beider systeme klar legen. Soviel ist indess schon aus ihrer verschiedenen bezeichnung ersichtlich, dass eine spaltung der ansichten darin bestand, dass ein teil die stiftung oder die neue ordnung des Bardismus unter der herschaft des christentums dem christlichen könig Artus, als dem überall siegreichen gewaltigsten könige der Kymry beilegte, während ein andrer teil die traditionen aus dem heidentum festhielt, nach welchem das äussere ceremoniel der herkömlichen versamlungen beibehalten, und hiernach die bezeichnung des gesetzes oder systems bestimt wurde, wenngleich dieses ceremoniel auch dasselbe im wesentlichen gewesen zu sein scheint, welches auch das gesetz Arthurs vorschrieb. Ich kann nicht umhin, hier die aufmerksamkeit auf das berühmte Stonehenge hinzurichten, jenes gröste und wichtigste aller alten celtischen tempel in England, dessen schon Hecatäus und Diodorus Siculus erwähnen, in der ebene von Salisbury, in dessen nähe sich auch das von gräben eingeschlossene blachfeld befindet, auf welchem zwischen Vortegirn und Hengist die friedensverhandlungen zwischen Wälschen und Sachsen statfanden, welche mit der ermordung der ersteren in der verräterischen „metzelei der langen messer“ ihren schluss fanden. Soviel die trümmer dieses ehemaligen Druidentempels entnehmen lassen, scheinen ursprünglich vierzig kolossale steinerne pfeiler einen kreis von vierzig

1) Geraint Bard Glâs, der azurne Barde soll um 880 eine grammatik der brittischen sprache geschrieben haben. Sein bruder Morgan Hen starb 872 oder 873 und hinterliess eine samlung von denk- und lehrsprüchen. Walter, l. c. s. 25, 267, 350.



schritten im durchmesser gebildet zu haben, dessen säulen durch oben darüber gelegte lange steine mit einander verbunden waren. Man vermutet, dass innerhalb dieses kreises sich noch ein zweiter kleinerer von ähnlicher bauart, und im mittelpunkt des ganzen ein hauptaltar befunden habe. In einer entfernung von vierzig schritten vom rande des äusseren kreises befindet sich ein niedriger wall und ein flacher graben, die beide noch deutlich im rasen zu erkennen sind und das ganze bauwerk umschliessen. In dem wall, dem graben und den säulenkreisen sind noch besondre tore und eingänge kentlich. Die pfeiler des grossen kreises ragen noch 20 bis 22 fuss hoch aus dem boden und stehen mehrere fuss tief in der erde. Ihre gestalt ist mehr oder minder vierseitig, mitunter anscheinlich in folge der verwitterung prismatisch. Sie sind nur roh zugehauen, unregelmässig, fast alle 2½ bis 3 fuss dick und 6 bis 7 fuss breit, mit den schmalen seiten so neben einander gestelt, dass ein zwischenraum von etwa 4 bis 5 fuss bleibt. Jeder pfeiler trägt zwei decksteine, die jedoch sehr roh in zapfen eingelassen sind. Das material ist granit, der in dortiger gegend nicht gefunden wird.[1] Es ist nicht wol zweifelhaft, dass der oben beschriebene, vorschriftsmässig durch einen kreis von steinen abgegrenzte, in der mitte den altar der gorsedd enthaltende platz zu den Bardenversamlungen sein vorbild in diesem aus der heidenzeit herrührenden Druidentempel gefunden, und von daher auch das „system der weissen steine“ seinen namen entnommen, und der von Boron im zweiten teile seines werkes von Merlin erwähnte stein mit dem ambos, aus welchem Arthur sein königsschwert zog, in der wälschen tradition mit dem altar der gorsedd eine gewisse beziehung gehabt hat.

Schon die überführung des systems der tafelrunde aus der Bretagne nach Südwales durch Rhys ab Twdwr gibt sicheres zeugnis, dass eine ähnliche institution auch in der Bretagne statfand. Beide lande hielten sich aber überhaupt, und insbesondre im punkt des Bardenwesens so abgeschlossen gegen England wie gegen Frankreich, dass in diesen beiden lezteren ländern höchstens die äusserliche form jener Bardenkonvente bekant, deren wesen und wirken aber unbekant und unverstanden war. Ein gleiches können wir jedoch von Gottfried von Monmouth nicht annehmen, denn er ist zu Monmouth im jetzigen Wales geboren.[2] Nach Caradoc von Llancarvan, einem zeitgenossen

1) Weiteres s. Gottfr. Hist. L. VI, c. 15 und anmerk. s. 325—327.

2) Galfridus Arthurius, Monumetensis Archidiaconus genere Brytannus (Bale, Script. illustr. maj. Brit. catalogus, Basil. 1557, p. 194). Galfridus Monumetensis, dictus Arturius, Moovagae, que celebris et antiqua urbs est Cambriae, posita qui-

Gottfrieds, dessen er auch im lezten kapitel seiner Historia gedenkt, war er kaplan Wilhelms, sohnes Roberts von der Normandie, den Ludwig der Dicke, könig von Frankreich, zum grafen von Flandern gemacht hatte, und der in einem gefecht mit dem landgrafen von Elsass im jahre 1127 seinen tod fand. Nach Wilhelms tode begab Gottfried sich zu seinem Oheim, dem bischof Uchtryd von Llandav,[1] der ihn adoptiert hatte, worauf er Archidiaconus zu Monmouth ward, und später im jahre 1151 nach Math. Paris[2] zum bischof von Asaph ernant wurde, jedoch nach Caradoc im jahre 1152 noch vor seiner installierung als bischof in seinem hause zu Llandav starb. Die abfassung seiner Historia ist nach den von ihm selbst gegebenen historischen daten in die zeit von 1132—1135 zu setzen. Sonach konte das öffentliche getriebe des Bardenwesens, das unter seinen augen vorgieng, ihm nicht unbekant bleiben, und wird er auch einen einblick in dessen inneres wesen und seine nationale bedeutung gewonnen haben. Wir finden hierauf in seiner Hist. L. IX, c. 11—14 eine beziehung darin, dass er die so ausführlich beschriebene feier des pfingstfestes an Artus hofe nach Glamorgan am Usk verlegt, wobei ihm der grosse Bardenkonvent daselbst von 1130, bei dem die vereinigung des systems der weissen steine mit dem der tafelrunde zu stande kam, in frischem gedächtniss sein mochte. Aber er hütete sich wol, jenem dieser versamlung nachgebildeten feste den namen der tafelrunde zu geben, und überhaupt im geringsten auf das Bardenwesen anzuspielen, um misverständnis und anstoss zu vermeiden. Denn er widmete seine geschichte der brittischen könige dem Robert de Melhent, grafen von Glocester, dem natürlichen sohne des königs Heinrich I von England, der nach dem 1135 erfolgten tode Heinrichs tapfer gegen den usurpator Stephan kämpfte, und nicht weniger durch seinen ungemeinen verstand und seine tätigkeit für sein königshaus, als durch sein tapferes schwert berühmt war, bis er 1146, oder nach Stephens l. c. s. 251 im jahre 1147 zu Bristol an einem fieber im hohen alter starb. Bei der feindseligen stimmung, in welcher die grossen und das volk von Wales sich seit langen jahren gegen die eroberungssüchtigen Engländer befanden, konte Gotfried es unmöglich opportun finden, den Bardenorden etwa in einen glänzenden vordergrund zu stellen, oder überhaupt auch nur

dem inter duos fluvios, Monam et Vagam, unde et nomen sumpsit, natus erat (Tanner, Bibl. Brit. Hibernica. London, 1748.

1) Owen, Cambrian Biography, London, 1803, s. 143.

2) Math. Paris ad ann. 1151 (Ed. Paris, 1644, s. 60): Eodem anno Gaudefridus Arthurus factus est Episcopus Sancti Asaph in Norwallia, qui Historiam Britonum de lingua britannica transtulit in Latinam.

entfernt daran zu erinnern, da gerade dieser im einverständnis mit seinen landesfürsten der träger dieser nationalen gesinnung war, und durch ihn das feuer des empörungsgeistes und treuer vaterlandsliebe offen und im stillen geschürt wurde, wie ich dies in meinen „Sagen von Merlin“ (Halle, Waisenhaus, 1853) bei erläuterung der wälschen apocryphen Merlin-gedichte nachgewiesen habe. — Gottfried speculierte mit schlauem geschick und erfahrner kunst auf das wolgefallen des englischen königs und seines hofes, so wie des diesem anhängigen hohen adels in seinem werke, und er konte seine absicht nicht besser erreichen, als wenn er jenen bardischen versamlungen das ideale normannisch-französische ritterliche gewand umhieng, schmauserei, turnier und ritterlichkeit vorzugsweise hervorhob, und die königlichen hoffeste in seinem werke verschönert widerspiegelte, zumal sein gönner zu den ritterlichsten helden seiner zeit gehörte, und es somit seinem geschmack in hohem grade entsprechen muste.

Dass bei den Bardenversamlungen auch turniere wären abgehalten worden, ist nach dem dazu berufnen personal und dem gegenstand ihrer verhandlungen nicht wahrscheinlich, ja vielmehr unmöglich, da das gesetz verbot, dazu in waffen zu erscheinen. Dahingegen schmückt Gottfried auch sein fest zu Glamorgan mit dieser, der damaligen sitte der hoffeste gewiss entsprechenden unterhaltung, indem er Hist. IX, 14 berichtet: Refecti tandem epulis, diversi diversos ludos compondituri, campos extra civitatem adeunt. Mox milites simulacrum proelii ciendo, equestrem ludum componunt. Wace bezeugt, dass diese art ritterlicher hoffeste um 1150 auch in Frankreich schon den namen der tafelrunde angenommen hatten, und das „gesetz der tafelrunde“ als urkunde und basis des Bardismus ausserhalb Wales und Bretagne unbekant war. Und diese bezeichnung dauerte bis zum dreizehnten jahrhundert und weiter fort, während andrerseits die englische politik dahin strebte, die algemein festhaftende prophezeihung, dass Artus oder Kadwaladr widerkehren würden, um den alten glanz und die macht von Wales wider herzustellen, als nichtig darzustellen, indem die Annales de Margan und Albericus trium Fontium ad ann. 1193 berichten, dass die gebeine und das grab Arturs auf der insel Avallon in der abtei des H. Dunstan zu Glastenburg entdeckt wurden, und die Annales Wawerleienses ad a. 1283 (ap. Gale, II, s. 238) erzählen, dass auch die krone Arthurs aufgefunden, welche mit andern spasshaften kleinodien dem könig Eduard I, dem grausamen eroberer von Wales, überliefert wurden, indem sie hinzufügen: et sic Wallensium gloria ad Anglicos licet invita est translata, desgl. ad ann. 1284 berichten: Item Comites, Barones, Milites de Regno Angliae, etiam multi

proceres transmarini circa festum Beati Petri, quod dicitur ad vincula (Petri Kettenfest) ad rotundam tabulam apud Neubin, juxta Snowdon praeconizatam, in choreis et hastiludicis ad invicem colludentibus, in signum triumphi contra Wallensium proterviam expediti; und in der tat konte eine schärfere demütigung der besiegten kaum erdacht werden, als die feier einer solchen rundtafel in ihrem unterjochten vaterlande (Gottfr. Hist. l. c. s. 419, 420). Aber nicht minder empfahl sich Gottfrieds werk auch den grossen und fürsten von Wales und ihrem volke, indem es die geschichte ihres landes weit über Cäsar hinaus bis zur zerstörung Trojas in detaillierter erzählung zurückführte, und die wälsche nation in einer nie geahnten vormaligen glorie darstelte. Was abgerissen und vereinzelt in liedern und sagen des volkes umgieng, fand hier historischen zusammenhang; märchenfiguren wurden plötzlich leibhafte historische personen, und aller ruhm koncentrierte sich auf ihren nie vergessnen könig Artus. Dazu kam die elegante lateinisshe sprache, ein gemeingut der höher gebildeten in Wales, wie in Frankreich und England, so dass durch sie so wie durch inhalt und form das werk die ausgedehnteste verbreitung fand, und ein unermessliches aufsehen in ganz Europa erregte. Wace lässt durch seinen oben erwähnten excurs zur tafelrunde schon erkennen, welche fülle ausserordentlicher abenteuer die ritter nachzuweisen hatten, um würdig befunden zu werden, an der tafel einen sitz zu erhalten. Nicht die ewige seligkeit, sondern diesen ehrensitz zu erlangen, ist ihr höchstes ziel. Die bardischen Eisteddvods und Gorsedds riefen durch das „system der tafelrunde," das bei jeder versamlung nicht blos den Barden, sondern allem volk der Kimry vorgelesen wurde, den könig Artus und seinen hof, als die gloria mundi, und als stifter dieses gesetzes und seiner einrichtungen ins gedächtnis zurück, und förderten das stete andenken an ihn. Sie waren recht eigentliche volksfeste, zu denen die menge in massen zuströmte, und insbesondere wird dabei die zahlreiche klasse der Bon y glêr, der nicht graduierten und sonst geringgeachteten Barden, der pfeiffer, gaukler, paukenspieler und fiedler mit dem Crwth von drei seiten, die nur stehend vortragen durften, und deren belohnung einen pfennig betrug, stark vertreten gewesen sein (Walther l. c. 296). Ihnen ebenso wie dem uneingeweihten volke lagen die sachlich-bardischen dichterischen und wissensehaftlichen vorträge des ordens nach gehalt und verständnis fern, dagegen taten sie um so lebhafter dazu, fort und fort neue geschichten von ihrem gefeierten Artus und seinen helden, die zur königlichen tafelrunde gehörten, zu erfinden und weiter zu erzählen; wir finden bei den französischen dichtern häufig die bemerkung, dass auch sie nach einem buche gedichtet haben,

das ins lateinische übersezt war, was voraussezt, dass etwa gelehrtere Clercs dergleichen erzählungen in dieser weise schriftlich fixierten, und die französischen romanschreiber ergriffen mit begier diese büchlein bretonischer abkunft mit ihren wunderbaren abenteuern, riesen und zwergen, verzauberten schlössern und gegenden, seltsamen ungeheuern usw. und kleideten sie in das ritterliche gewand ihrer zeit, anknüpfend an die grosstaten des ihnen traditionell überlieferten könig Artus. Dahin gehören u. a. auch die einzelnen erzählungen von den prüfungen der zucht und sitlichkeit der Artusgeselschaft durch die zauberbrücke, den kurzmantel, die handschuhe, den becher, das maultier ohne zaum usw., von denen eins oder das andere sich fast in jedem neueren Arthurroman widerholt, und die nicht Marie de France erst erdichtete, sondern verschönert widergegeben hat. Ebenso bildete sich aus dieser abenteuersucht die sage, dass Artus nicht eher zur tafel gehe, als bis ihm ein abenteuer, eine ausserordentliche begebenheit gemeldet worden, und die französische vorlage zu Heinrichs v. d. Türlin „Die Krone“ (zwischen 1190—1220) erzählt zu einem königlichen feste

v. 22111: *fabel unde maere*
die fabelierære
begunden sâ ze hant sagen;

was auch anderweit bestätigt wird. — Den Franzosen und Engländern war gegenstand und bedeutung der Bardenkonvente unverständlich, jedenfals gleichgiltig, und so sehen wir schon in der mitte des zwölften jahrhunderts den künstlerischen vorträgen und gelehrten verhandlungen der Eisteddvods mit ihren preisgesängen, dichterischen wetkämpfen und disputationen über bardische regeln, die weltliche festtafel Arthurs mit ihren abenteuersüchtigen helden und erzählung ihrer aventüren substituiert. Dennoch müssen diese Bardenkonvente, welche bis ins sechszehnte jahrhundert hinein selbst mit bewilligung der englischen krone in Wales abgehalten wurden (Walter l. c. s. 313), durch ihre äussere erscheinung einen nachhaltigen eindruck auf die Franzosen gemacht haben, indem ihre romanlitteratur ins praktische leben hineinwucherte, und gewisse hoffeste nach Alw. Schulz (Höfisches Leben exc. II s. 99) noch im dreizehnten jahrhundert mit dem namen „Tafelrunde“ bezeichnet wurden. Die weisung Merlins im zweiten abschnitt des gedichts von Robert de Boron: dass die tafelrunde in gewissen zeiträumen regelmässig abgehalten werden soll, entspricht dem bardischen gebot der regelmässigen abhaltung der Eisteddvods, und es spiegelt sich darin die in den romanen sich stets widerholende feier des pfingstfestes an Arthurs hofe ab. Insbesondere muss aber allem volk die feierliche vortragung eines schwertes mit den, wie es scheint, compli-

cierten manipulationen und geheimnisvollen ceremonien bei eröfnung der konvente imponiert und die phantasie der erzähler erregt haben. Diesem schwerte muste daher auch von den romanschreibern eine besondere bedeutung beigelegt werden. Der von der insel Avallon stammende Kaliburnus des Arthur ist schon in Borons auf bretonischer grundlage beruhendem „Merlin" zum prüfungsschwert für Arthurs würdigkeit zur königskrone von Logres gemacht, demnächst dem fischerkönig beigelegt, und zum stehenden artikel in den Gralromanen gemacht; ja bei Chrestien ist sogar noch die ceremonie, dass es halb gezogen und nicht am griff, sondern an der spitze der klinge bei eröfnung der versamlungen vorgetragen wurde, insofern festgehalten, als es gleichfals auf der Gralburg von dem knappen halb gezogen dem könig präsentiert wird (s. 135) und die gewaltige siegeskraft des Kaliburnus ist auch diesem Gralschwert beigelegt.

Haben wir in vorstehendem hier einen teil fester anhaltpunkte hinzustellen versucht, die, von den nachfolgenden dichtern phantasievoll aufgefasst, sie zu weiterer poetischer nach- und umbildung verlockten, so zweifeln wir nicht, dass dieselben noch um vieles würden vermehrt, und neue lichtblicke auf die entwickelungsgeschichte der romantischen litteratur jener zeit in Frankreich, England und Wales geworfen werden können, wenn uns die schätze derselben volständiger und zugänglicher, als dies bis jezt der fall ist, vorlägen; und für jeden neuen, auf dem von mir betretenen wege gewonnenen beitrag wird die gründliche historische forschung ihren dank zu sagen haben. Mit dem aber, was Wolfram von Eschenbach uns in seinem „Parzival" über das schwert des Grals berichtet, können wir uns füglich volkommen zufrieden stellen.

MAGDEBURG. SAN-MARTE (A. SCHULZ).

DER NÜRNBERGER SPRUCHSPRECHER WILHELM WEBER (1602—1661.)

Während die pritschmeister bei fürstlichen und reichsstädtischen festlichkeiten mit ihren gedichten auftraten, beschränkte sich die wirksamkeit der spruchsprecher in der regel auf improvisation von gedichten bei hochzeiten, taufen und kleineren festlichen gelegenheiten, indem sie hier lobreime auf wirt und gäste machten. Sie zeichneten sich durch eine besondere kleidung aus: sie trugen einen weiten mantel und an der brust grosse silberne schilde, welche die handwerkszünfte zum

gedächtnis gestiftet hatten. Mit den meistersängern haben sie nichts zu tun, denn diese übten die dichtkunst zunftmässig in schulen, an höfen und in freien reichsstädten in ernster weise und standen überall in hohem ansehen. Die spruchsprecher dagegen waren gewöhnlich „nasse, ungelehrte brüder" und dienten nur zur belustigung und erwekkung der fröhlichkeit und des gelächters. Dass sie zuerst an den fürstenhöfen beliebt waren und sich hier wol bis ins 14. jahrhundert verfolgen lassen, ist durch zeugnisse belegt,[1] allein in späterer zeit, namentlich im 16. und 17. jahrhundert, werden sie nur in städten angetroffen, um dem angegebenen zwecke zu dienen. Dass bei den festlichen gelegenheiten, bei denen sie auftraten, durch sie nicht selten auch anlass zu unfug gegeben wurde, müssen wir aus der „Ordnung und Reformation guter Policey," schliessen, welche kaiser Karl V auf dem reichstag zu Augsburg 1548 „zu beförderung des gemeinen nutzens" aufrichtete. Im 25. artikel dieser ordnung heisst es: „Nachdem auch mancherley volk befunden, die sich auf singen und sprüch geben und darinn den geistlichen und weltlichen stand verächtlich antasten und zu beyden seiten gefast, ... ist unser ernstlich befehl und meynung, wo sie betretten, dass sie von der obrigkeit bestrafft werden sollen." Die meistersänger wurden hiervon ausdrücklich ausgeschlossen. Die verordnung wurde von kaiser Rudolf II in seiner und der reichsstände „Policei-Ordnung" von 1577 erneuert.

In Nürnberg scheinen die spruchsprecher keine unbedeutende stellung eingenommen zu haben. Hier versah der spruchsprecher ein öffentliches amt, zu dem er vom rat förmlich bestätigt wurde. Auch gab es immer nur einen dieses amtes und während des 16. und 17. jahrhunderts scheint dasselbe in der familie Weber erblich gewesen zu sein. Wilhelm Weber, den J. C. Wagenseil in seinem „Buch von der Meister-Singer Holdseligen Kunst, Anfang, Fortübung, Nutzbarkeiten und Lehr-Sätzen"[2] gefeiert hat, war ein enkel des schlossergesellen Bartel Weber, der im jahre 1549 von Hans Sachs selbst geschriebene und auch von ihm gedichtete lieder, im ganzen 221 bar in 121 meistertönen sammelte.[3] Auch sein vater Hans war spruchsprecher.[4] Wilhelm

1) Schmeller, bayer. wörterbuch 3, 588. Hoffmann, Horae belg. 6, 202 fg.

2) In Joh. Christoph. Wagenseilii de Civitate Noribergensi commentatio. Altdorfi 1697 s. 433—576.

3) Bartel Weber war damals 24 jahre alt (Wagenseil s. 501): er war also 1525 geboren, nicht 1535, wie Goedeke Grundriss 1, 227 sagt. Ob die handschrift noch vorhanden, ist nicht bekant. Wilhelm Weber verehrte sie der bibliothek des Alumneums zu Altorf, wo sie Wagenseil 1697 sah.

4) Ein lied von ihm (3. april 1598) in M 6 bl. 246 der Dresdener handschrift erwähnt Schnorr v. Carolsfeld, zur gesch. des deutschen meistergesanges, s. 21. Einen spruch vom schwerttanz (15. märz 1600) führen wir s. 171 an.

Weber selbst, geboren 1602,[1] übte sich von jugend auf in der kunst des reimens. Er genoss eine gute schulbildung; er hatte „den Josephum, Virgilium, Ovidium, Plinium, wie sie hiebevor in das Teutsche übersetzet worden, fast gantz im Kopff, und also konte man ihm nichts aufgeben, davon er nit hätte sollen, so flugs, einen langen spruch sagen, besagte Autores immerzu allegierend.“[2] Er sagt von seiner tätigkeit als spruchsprecher in dem seinem bildnis beigefügten gedichte:

Auf Vers und allerhand Sachen
That ich manch schönen Spruch machen,
Bei Gesellschaft, Handwerkern, Hochzeit
Da machet ich fröhlich viel Leut;
Das zeugten meine Schild zu Ehren,
Die mir ein Handwerk thät verehren.
Bei ehrbarn und fürnehmen Herrn
Thät ich mich auch gar nicht beschwern;
Wo nur war eine Fröhlichkeit,
Liess ich mich hören allezeit.

Wegen seiner hervorragenden dichterischen begabung hielt man ihn schon bei seinen lebzeiten für einen meistersänger; selbst Morhof[3] zählt ihn zu den meistersängern. Er kent ihn aber als mitglied der zunft der meistersänger nur aus einer „lächerlichen historie,“ die ihm über ihn mitgeteilt ist, wonach ihn drei unbekante buben einst überfallen und in den kot gestossen hätten. Diese erzählung berichtigt Wagenseil dahin, dass er zwar von drei guten gesellen, die bei einer hochzeit durch sprüche von ihm gar zu sehr mitgenommen worden seien, in einer nacht beim verlassen des wirtshauses, wo er gern zu zechen pflegte, angegriffen und in den fischbach geschleppt worden sei, allein er sei wider herausgestiegen, und nachdem er sich erst abgeschüttelt, habe er gen himmel gesehen, seinen spruch angefangen und gerufen:

Herr Gott, du gerechter Richter,
Der du bei der Nacht kennst alle Gesichter,
Thue mir doch so viel zu lieb,
Sag mir, wer sein die drei Dieb,
Die mich haben in Fischbach getragen,
Dass ich sie kann bei meiner Obrigkeit verklagen,
So werd ich wieder fröhlich sein und wacker lachen,
Wann man sie straft, dass ihnen der Herzpendel thut krachen.

1) Koberstein 1⁵, 292, anm. 11 sezt ihn irtümlich ins 16. jahrhundert.
2) Wagenseil s. 466.
3) Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie. Ausg. v. 1718, s. 346.

Morhof gibt nun den anfang folgendermassen:

O Gott, du gerechter Richter,
Der du kennst die menschlichen Gesichter,
Ich bitte dich, thue mir dies zu lieb,
Und entdecke diese drei Dieb.

Während die meistersänger sich an die heilige schrift und an wahre geschichten hielten, wichen die spruchsprecher häufig von der wahrheit ab. So, erzählt Wagenseil, habe Wilhelm Weber einst auf einer hochzeit, als die gäste anfiengen in alzugrosser lust die gläser zu zerbrechen, nachdem er seinen spruchstab heftig gerüttelt, mit erheuchelter ernsthaftigkeit folgenden spruch angehoben und laut gerufen:

Paulus schreibt an die Epheser:
Ihr Herren, seid lustig, brecht aber keine Gläser.

Als er schon 34 jahre alt geworden war, veranlassten ihn seine freunde sich auf der universität Altorf deponieren zu lassen, indem sie darauf hinwiesen, wie es sehr übel stehe, dass er als ein so gelehrter und berühmter poet doch noch ein bacchant sei und dass seine ehre und ansehen es erfordere. Er gab ihnen recht und versprach ihnen am feste der apostel Petri und Pauli, an welchem tage die universität promotionen von doktoren und magistern anstelle und depositionen halte, ihrem wunsche nachzukommen. Er erfülte nun auch sein versprechen und hat ein jahr später (1637) den depositionsakt in reime gebracht. Die beschreibung dieses aktes teilt Wagenseil aus dem manuscript des verfassers, wie es ihm sein sohn, „der aber dem vater und ahnherrn nicht nachgeahmt,“ mitgeteilt hat, da er von den gedruckten exemplaren keins habe erlangen können.

Webers darstellung ist nicht nur als historisches denkmal an sich, sondern auch als quelle für die geschichte der deposition sehr wertvoll. „Der beanus (fuchs) wurde als pecus campi angesehen, cui, ut rite ad publicas lectiones praepararetur, cornua deponenda essent, daher deponieren. Das hauptstück unter den ceremonien bestand in dem absägen der auf einer übergeworfenen ochsenhaut befindlichen hörner. Die üblichen manipulationen führt eine mit abbildungen versehene schrift „Ritus depositionis,“ Strassburg 1671, vor. Die Bacchanten (schüler) erscheinen zuerst in procession — bei Weber sind es mit ihm 13 — auf den ruf des depositors. Mit einer grossen scheere wird das haar abgeschnitten, mit einem kolben das ohr gereizt. Dann folgt das ausbrechen des Bacchantenzahnes, mit ungeheurer feile werden die nägel gefeilt. Nach beendigung dieses aktes folgt der handkuss, worauf der depositor ihnen wein auf den kopf giesst; hierauf folgt ein absolvier-

schmaus. Noch 1726 und 1733 fand die deposition in Jena und Erfurt statt." [1]

Webers bericht[2] erschien in einem sonderabdruck unter folgendem titel:

Ausführliche Erzehlung, | wie es mir | Wilhelm Weber | zu Aldorff, In der Deposition er- | gangen ist. Anno 1636, den 29. | Junij. | Gedruckt im Jahr, | 1637. 8 Bl. 4. — In Wolfenbüttel und bei v. Maltzahn s. 293 nr. 640.

Das aus 438 versen bestehende gedicht begint mit einer schilderung des anlasses zu der reise nach Altorf, dann folgt die ausführliche beschreibung der reise selbst, die er am 28. juni abends 5 uhr antritt, des nachtquartiers im „schwarzen Bär," der procession zur kirche, der predigt des dr. König, der promotion der doktoren, der endlich die schilderung der deposition folgt. Wir verzichten auf die widergabe der einzelnen akte und heben nur einiges heraus.

Als der depositor ihn aufforderte ein lied zu singen, begann er den „Lindenschmied." Als aber jener ihn mit der hölzernen scheere schlug und ein anderes lied verlangte, sang er den „Ochsenbauern" und nach erneuter aufforderung das lied: „Gingen wir gen Galilein." Nach beendigung der üblichen ceremonien wurden die schüler in die stube geführt. Auf dem tische stand ein teller mit salz, daneben ein glas wein. Am tisch sass mag. Jacob Tydäus, welcher eine prüfung in der grammatik anstelte.

Nachdem er uns hat absolviert,
Gab er eim jeden das Salz in Mund,
Dabei ich diese Wort verstund:
Sal sapiens, Salz der Weisheit,
Das Feuer löscht, nichts böses leid't,
Bedeut, dass sich erstlich die Jugend
Befleiss der Ehrbarkeit und Tugend.
Danach das Gläslein Wein er nahm,
Begoss unser Haupt allesam,
Macht wieder lateinische Wort,

1) Nach Tholuck, das akademische Leben des 17. Jahrh. 1, 200—206. Dort wird auch auf Webers darstellung verwiesen.

2) Bei Wagenseil s. 468—479, aber ohne angabe des tages und jahres. Hiernach von Schade im Weimar. Jahrb. 6, 328—340 abgedruckt. Wenn Gervinus 2[5], 521 die erzählung vom schulgang des Peter Leu von Hall mit der „berühmten" erzählung von dem spruchsprecher Wilhelm Weber vergleicht, so kann er doch nur die von der deposition meinen. Koberstein a. a. o. dagegen macht es Wagenseil scheinbar zum vorwurf, dass durch ihn Wilhelm Weber, von dem er auch „einige elende reimereien" aufbewahrt habe, unter den spruchsprechern am berühmtesten geworden sei.

Dabei verstund ich an dem Ort:
Der Wein erfreut des Menschen Herz,
Macht ihn fröhlich in Leid und Schmerz,
Also wer erstlich in der Jugend
Sich fleisst der Ehrbarkeit und Tugend,
Lernt freie Kunst, dem will Gott geben
Unterhaltung, dass er kann leben.

Am folgenden tage erhielt Weber sein Testimonium, in lateinischer sprache abgefasst, aber man muste ihm ein deutsches schreiben. Dasselbe lautete (unter weglassung der wegen des reimes eingefügten wörter):

„Kund und wissend sei männiglich, dass unter des Ehrenvesten, Wohlgelehrten Herrn Magistri Jacobi Brunonis, der Universität Altorf Ethices et Graecae linguae Professoris publici Rectorat der Vorweiser dieses, Wilhelm Weber von Nürnberg, der deutschen Poeterei Liebhaber, auf sein sonderliches Bitten neben anderen Studiosis gewöhnlich deponiert und a beanismo absolviert worden ist. Zu Urkund dessen wird ihm gegenwärtiges Testimonium mit der Academiae Insiegel konfirmiert und von mir Endesbenanntem Universitatis Notario subskribieret. So geschehen zu Altorf am Tag Petri und Pauli den 29. Juni 1636. Conradus Iberer, Notarius publicus."

Dann komt die beschreibung der heimfahrt nach Nürnberg. Am schluss heisst es:

Mit grosser Freud kam ich nach Haus
Und machte dieses gedicht daraus,
Fürnemlich auch zu Gottes Lob,
Da wir alle dann halten ob,
Durch unsern Herrn Jesum Christ,
Der unser Schutz und Schirm ist,
An Leib und Seel, all's Guts ein Geber,
So spricht in Nürnberg Wilhelm Weber.

Eine weitere auszeichnung erfuhr Weber zehn jahre später. Im jahre 1647 wurde er von dr. Johannes Gabler, comes Palatinus, im schiessgraben[1] zu Nürnberg im beisein vornehmer zeugen zum deutschen dichter gekrönt.

Ausser der eben genanten beschreibung seiner deposition sind noch verschiedene andere gedichte Webers erhalten, aus denen die fruchtbarkeit seiner poetischen tätigkeit erhelt. Es sind reimereien,

1) Der schiessgraben war ein teil des alten stadtgrabens, in welchem früher die stahl- und armbrustschützen ihr haus hatten; später wurde er zu verschiedenen anderen zwecken verwendet.

aber nicht gerade „elende.“ Weller,[1] dem namentlich Webers zahlreiche neujahrswünsche vorlagen, urteilt: „Seine verse verraten übrigens gewantheit im reim- und satzbau; es sind mitunter zwar steife perioden, jedoch nirgends gedrechselte phrasen. Er plaudert fast so geläufig wie Hans Sachs, aber bei allen klassischen reminiscenzen fehlen dem manne die gedankenkörner: er haspelt in der alten tenne das tausendmal gedroschene stroh.“

Wir stellen nun seine gedichte nach sechs verschiedenen gesichtspunkten zusammen und nennen zuerst

I. Gedichte mit persönlichen Beziehungen.

1. Ein suplication Reimenweis die ich gemacht 1632 den 6 Martzij, da ich auf dem Waserthurn gelegen bin. — Handschrift der stadtbibliothek zu Nürnberg.

„Am 6. märz 1632 lag der arme poet auf befehl des rats im wasserturm, aus dessen händen ihn zu befreien eine gereimte supplication angelegentlich bittet, da er weiter nichts getan, als auf der strasse in trunkener lustigkeit ein lied „Nun komt der heiden heiland“ gesungen zu lob dem rettenden Schwedenkönig.“ (Weller.) Er meldet, dass er am 1. märz dem weine, der doch nach Salomos ausspruch des menschen herz erfreue, allerdings etwas heftig zugesprochen habe. Seine verhaftung erfolgte, nicht blos weil er in jener nacht auf der strasse gelärmt, sondern auch weil er ein spotlied auf Gustav Adolf gesungen hatte. Es fanden sich nämlich, obgleich die grosse mehrzahl der Nürnberger bevölkerung Gustav Adolf mit enthusiasmus ergeben war, doch auch noch viele gegner desselben in der stadt.[2] Dazu gehörten namentlich mehrere Italiener, u. a. ein gewisser Benedict Savioli, den der rat durch soldaten bewachen lassen muste, um vor seinen umtrieben sicher zu sein. Auch Wilhelm Weber gehörte zu den gegnern des Schwedenkönigs. Er wurde, wie die akten melden, „behauert“ eingespert und seines ehrenrockes und schildes auf unbestimte zeit für unwürdig erklärt. — Weber erzählt in seiner supplication, dass ihn der stadtknecht, als er in die Sebalduskirche am montag nach jener nächtlichen scene habe gehen wollen, „Schlenkerlein“ gerufen habe. Ob dieser name eine algemeine spotweise bezeichnung der spruchsprecher war, wie Schmeller[3] annimt, ist sehr fraglich. Allerdings nent sich Webers vater auch Schlenkerlein. Er sagt in einem schönen spruch von dem schwerttanz vom 15. märz 1600:

1) Anzeiger für kunde der deutschen vorzeit, 1867 sp. 202.
2) Priem, Geschichte der stadt Nürnberg s. 207.
3) Bayerisches wörterbuch 2, 529.

Denn Gott ist alles guts ein geber,
So spricht zu Nürnberg Hanns Weber,
Sonst werd ich Schlenkerlein genandt,
Fast jedermann gar wol bekandt.

Allein andere spruchsprecher haben auch andere beinamen. So erhielt der spruchsprecher Jörg Schleicher bei seiner hochzeit 1611 den namen „Vorhengelein" von den vielen schilden, mit denen seine brust behängt war.[1]

2. Hier würde die beschreibung seiner „deposition" vom 29. juni 1636 einzureihen sein.

3. Vnderthänige Ersuchung vnd Auss getrungener Nohtt Reimwiss gemachte Klaag, wie es mir Wilhelm Weber ergangen Ao 1637 den 30 October Auff Einer priesters hochzeit bey dem gilden prunnen. — Handschrift der stadtbibliothek zu Nürnberg.

An den rat der stadt Nürnberg wendet er sich um schutz gegen unberechtigte angriffe, die er auf einer hochzeit hat erfahren müssen. Der anlass ist folgender. Auf einer hochzeit hatte er bereits drei sprüche (1. vom traurigen zustand Deutschlands, 2. von Jerusalem, 3. von Ninive nach dem propheten Jonas c. 3) geredet, da recitiert er noch einen unschuldigen schwank aus Joh. Jac. Weidners „Poetischem Lustgärtlein,"[2] in welchem ein student das jus, dem er sich widmet, auf die brühe hezieht. Dies wendet er auf sich an, aber ein doctor Braun nimt den stich auf sich, ruft Weber vor die türe und traktiert ihn hier mit fäusten.

Der schluss lautet:

In Ihr Herrlichkeit Schutz ich mich
Befehl allzeit unterthänig
Und schliess in mein armes Gebet
Nächst Gott, drauf all mein Hoffnung steht,
Denn er ist aller Hilf ein Geber
An Leib und Seel, spricht Wilhelm Weber.

4. Webers eigene poetische lebensbeschreibung bei Wagenseil s. 564.

Wir erfahren aus derselben, dass er 1602 geboren, dass sein vater ebenfals spruchsprecher war, dass er in seiner jugend sich viel mit den büchern beschäftigt und als „ein fein und gut Ingenium" man-

1) v. Soden, Kriegs- und Sittengeschichte der Reichsstadt Nürnberg 1, 238.

2) Joh. Jac. Weidner aus Hall in Schwaben gab „Teutsches poetisches Lustgärtlein" (Nürnb. 1619) und „Hausapotheke" (1621) heraus. Es sind samlungen von gelegenheitsgedichten, die meist aus des dichters lateinischen originalen nur übertragen sind. Gervinus 3[5], 224.

chen schönen spruch gemacht, auch bei gesellschaft, handwerken, hochzeiten viel leute erheitert habe: davon zeugen die schilde, die ihm die handwerke verehrt hätten. Dann erwähnt er seine deposition (1636) und seine krönung zum deutschen dichter durch dr. Johannes Gabler (1647). Auch über diesen act sei ihm ein testimonium mit siegel übergeben worden.

II. Fest- und Gelegenheitsgedichte.

1. Ein Lobspruch von den Hochzeitladern und Leidbittern. 22. märz 1619. — Handschrift im German. Museum.

Schon 1611 hatte der rat dem hochzeitlader der „Ehrbaren Hochzeiten" aufgetragen, dafür zu sorgen, dass hinfüro bei den einladungen nach vorschrift verfahren, dann mit dem auftragen und sitzen während der mahlzeit besser als bisher die ordnung beobachtet werde, damit bei zeiten der tanz begonnen und nicht zu spät beendet werden möge.[1] Diese bestimmung hat der rat im april 1617 erneuert und das amt des hochzeitsladers für das edle geschlecht, die kaufleute (damals Hans Höflich), und für die bürgerschaft und gemeinde (12 an der zahl, deren namen auch angegeben werden) ordnungsmässig eingerichtet. Die erste sitzung fand bei Andreas Lindner „beim silbernen Fisch" statt.

2. Ein schöner Spruch von der Kunstreichen WundtArtznei vnd Barbiererein in Nürnberg von W. W. Spr. 1622. — Handschrift der stadtbibliothek zu Nürnberg.

Begint mit dem ursprung der arzneikunst. Adam gab jedem kraut den namen, der erste wundarzt ist gott. Weltliche ärzte waren Berōus, Cosmas, Damianus, Aesculap, Hippokrates, Galenus.

„Darum ein Arzt fromm, weis', gelehrt,
Ist billig aller Ehren werth
Und wird gelobt von jedermann,
Sein Kunst zu gute kommen kann.
Drum halt den Wundarzt auch in Ehren ...

Schluss: So ist Gott der Gesundheit ein Geber,
Solches dicht zu Nürnberg Wilhelm Weber.

3. Ein schöner Spruch zu einem Anbinden am St. Johannistag von Wilhelm Weber, Sprecher allhier, 1638. — Handschrift im German. Museum.

Am Johannistag will er seinem freunde Johann Pfitzmayer ein angebinde senden. Er wählt diesen tag, weil der freund auf den namen Johannes getauft ist. Dieser name veranlasst ihn im eingang die biographien Johannes des Täufers und Johannes des Evangelisten mitzu-

1) v. Soden a. a. o. 1, 287.

teilen. Am schlusse heisst es mit bezug auf den freund unter sinniger deutung eines das gedicht begleitenden blumenkranzes:

Johannes heisst huldreich, ein Nam,
Den er in seiner Taufe bekam,
Hat ihn auch christlich empfangen,
Darum will ich ihn mit Verlangen
An diesem Tag fröhlich anbinden
Mit einem Kränzlein, darin wird er finden
Viel schöne Blümlein, oben und unten.
Die erste Blume zu der Zeit
Die ist Gottes Barmherzigkeit,
Die andre Blume, Gottes Gnad,
Er auch in diesem Kränzlein hat,
Die dritte Blume zu der Frist
Zu Gott allzeit sein Hoffnung ist.
Die vierte Blume sie thut stehen,
Das ist der Glaub, der leuchtet schön,
Die fünfte Blume ist die Lieb,
Ein Christ sich fröhlich darinnen üb,
Die sechste Blume ist der Fried,
Ein Christ soll haben kein Zoren nit,
Die siebente Blume ist Geduld,
Damit erlangen wir Gottes Huld.
Mit dem Kränzlein thu ich anbinden
Meinen lieben Freund, mit zu verkünden,
Dass ich gedenk an diesen Tag,
Den man wohl loben und preisen mag.
Dabei wünsch ich ihm alles Guts,
Was dann zu Leib und Seel ist nutz,
Seiner Hausfrauen und Kinderlein,
Niemand soll ausgeschlossen sein.
Gott der lass uns den Tag allesamen
Mit Gesundheit oft erleben. Amen.

4. Kurtzweilige Beschreibung der Kirchwey zu Crafftshof, vnd des darbey nach Altengebrauch gehaltenen gewöhnlichen Püchsernschiessens daselbst betreffent. 1641. — Handschrift im German. Museum.

Die kirchweih zu Kraftshof, einem dorfe bei Nürnberg, und das damit verbundene büchsenschiessen fand am 26. des herbstmonats 1641, am sontag vor Michaelis, statt. Weber begiebt sich durch das tiergärtnertor nach Kraftshof,[1] dessen kirche dem h. Georg geweiht und

1) In der nähe war der garten des Pegnitzischen Blumenordens.

im jahre 1315 gestiftet ist. Er beschreibt die kirche sowie einige denkmäler der herschaftlichen familie und hört die predigt des pastors Limburger vom evangelium der zehn aussätzigen. Nachmittags fand das scheibenschiessen statt, die schützenmeister sind Hieronymus Merkel, ein feilenhauer, Michael Jenig, ein büchsenschäfter, und Görig Stoy, ein schneider. Dann spricht er über den ursprung des schiessens (der erste schütze war Lamech), über die übung des schiessens bei den Römern und im mittelalter nach erfindung des schiesspulvers durch Barthold Schwarz (1380). Im dorfe hat unterdessen der tanz begonnen und alles gibt sich der heitersten fröhlichkeit hin. Der schluss lautet:

Bey unserm Herrn Jesum Christ,
Der selbst auf die Kirchwey gangen ist,
Wie Lucas schreibt offenbahr,
Des Neunzehent Capitel clar,
Der ist auch meines Wunsch ein geber,
Gott geb uns Fried, wünscht Wilhelm Weber.

5. Kurtze Erklärung von dess löblichen Müller vnd Becken-Handwercks Auss- vnd Einzug, als sie von dem goldnen Brunnen am Fischbach bey Sanct Lorenzen zum silbern Fisch bey dem weissen Thurm sind gezogen. Welches geschehn 1649 den 9. April in Nürnberg. — Handschrift im German. Museum. Gedruckt in Scheible, das Schaltjahr. 5, 364—370.

6. Der H. Wirth, Gastgebern, Weinschenken, Kellnern vnd Hausknechten in Nürnberg Lobspruch. — Handschr. im German. Museum.

III. Leichensprüche.

1. Ein leich Spruch dess wohlEdlen gestrengen Ehrnvösten, fürsichtigen vnd hochweissen h. Andreä Im Hoff, Eltesten Lossungers Allhier, gemacht von Wilhelm Weber, teutschen Poeten Allhier, im 1637:Jahr, wurd begraben zu St. Rochus den 11 Aprils. — Handschr. im German. Museum.

Der am 7. april 1637 verstorbene Andreas Im Hoff war geheimer rat, ältester losunger, schultheiss und pfleger. Er war 1562 geboren, lebte in Venedig, Rom und Augsburg, vermählte sich mit Regina Röhlinger in Augsburg und war seit 1598 mitglied des rats in Nürnberg. Folgt eine beschreibung des leichenbegängnisses.

2. Leichspruch der Frau Sophia Markgräfin zu Brandenburg in Preussen, gebornen Herzogin zu Braunschweig und Lüneburg, gestorben am 28. Mai 1639 in Nürnberg, beigesetzt in St. Lorentz dahier, . . . gestellt durch Wilhelm Weber, der teutschen Poeterey libhaber Alhier. — Handschr. im German. Museum.

Die markgräfin starb in einem alter von 75 jahren, nachdem sie 36 jahre lang im witwenstande gelebt hatte. Sie liebte das wort gottes und war sehr woltätig. Ihr grablied dichtete sie selbst. Weber hat es in seinen leichenspruch aufgenommen.

Hier liegt mein Leib, ruht sanft und fein
In diesem meinem Ruhbettlein,
Meine Seel ist nicht tot, sondern lebt,
In Freuden triumphiert und schwebt,
Denn Christus, der Erlöser mein,
Der durch das bitter Leiden sein
Von Sünd, Tod, Teufel mich hat erlöst,
Ist allezeit gewest mein Trost.
Da mein Stündlein hernahte sich,
Bin ich entschlafen seliglich.
Wenn Gottes Posaun wird angehen,
Am jüngsten Tag will ich aufstehn,
Mein lieben Gott von Angesicht
Mit Freud anschauen ewiglich
Mit Christo in der ewigen Freud,
Das helf mir die h. Dreifaltigkeit.
Gott sei gelobt, wie herzlich gern
Bin ich gefolgt meim Gott und Herrn,
Wer wollt sich doch gelüsten lan
Hier lang zu leben nur darvon,
Getrost ist mein Herz, Mut und Sinn,
Ich reis' wie Simeon dahin
Zu Jesu, dem Erlöser mein,
Da will ich wohl versorget sein,
Denn hier bin ich in Angst gewesen,
Im Himmel aber will ich genesen
Und mit dem liebsten Herren mein
In ewger Freud und Wohnung sein.
Ich bin nun durch den zeitlichen Tod
Geschieden aus der Angst und Not,
Nun aber hat alles Scheiden ein End,
Mein Leid ist nun zu Freud verwendt.

IV. Lehrgedichte.

1. Geld regiert die Welt. — Ohne jahr. Handschr. im German. Museum.

Die jetzige Welt, die ruht auf Geld,
Das zeitlich Gut, das ist der Mut,
Die irdische Freud, das ist ihr Kleid,
Ums zeitlich Leben das ewig Leben
Sie geben auf, der meiste Hauf,
Die Narrenkapp hat sie ertappt,
Durchs leidig Geld die Bibel fällt,
Lieb, Treu und Glaub liegt gar im Grab,
Schwert, Scepter liegt, der Teufel siegt,
Von Herzen lacht, dass er hat bracht
Die Welt dahin nach seinem Sinn
Und nimmt auch ein, die geistlich sein,
Durchs gut Geschenk, man nicht gedenkt
Der Sünd und Schand, sehen zu Hand
Durch die Finger zwar viel manches Jahr,
Das Herz erzieht, die Herrn besieht
Durch grossen Geiz, setzen beiseits
Ihr Lieb und Treu ohn allen Scheu,
Ach Gott sieh drein, Er nimt viel ein
Der Christen viel ohn Mass und Ziel.

Auch in halbversen übte sich also Weber.

2. Ein anderes vom Geld. — Ohne jahr. Handschr. im German. Museum.

Jetzt schwebt recht die guldene Zeit,
Gold gilt viel mehr als Ehrbarkeit usw.

3. Fuchsschwenzer werden vorgezogen. — Ohne jahr. Handschr. im German. Museum.

Man findt fürwahr noch fromme Herrn,
Die theten oft das Gute gern,
Wenn nicht falsche Heuchler im Schein
Mit Tück und List sie nehmen ein usw.

4. Ein schöner Spruch von den vier und zwantzig Buchstaben. — Ohne jahr. Handschr. im German. Museum.

Die alten Teutschen haben gedicht
Ein solchen vers zusam gericht,
Wie das seind vierundzwanzig Herrn,
Welche regieren Himmel und Ern
Und trinken weder Bier noch Wein,
Ist ein Frag, was dies box herrn sein?
Etliche haben sich unterwunden,
Sagten die vierundzwanzig Stunden,

Andre wolltens besser erklären,
Sprachen, vielleicht seins so viel Stern,
Die Dritten es erraten haben
Und sagten, das seien die Buchstaben,
Denn Gott hat selbst durch sie geschrieben,
Wie der Mensch soll seinen Schöpfer lieben,
All Ding werden dadurch erkennt
Auf Erd und an dem Firmament,
Himmel und Erde sie regieren,
Wie die heilige Schrift thut einführen.
Von ihnen wird gemeldt also:
Jesus der sei das A und O,
Als der Anfang und auch das End
Wie das erste Kapitel benennt
Apocalypsis im Eingang.
Das A: er ist ja der Anfang,
Das B: er ist der Bräutigam,
Das C: Christus heisst er mit Nam,
Das D: er ist der Durchbrecher,
Das E: er ist der Erlöser,
Das F: er ist der Friedenfürst,
Ihm hat nach unserm Heil gedürst,
Das G: er ist der Gnadenthron,
Das H: Heiland heisst Gottes Sohn,
Das J: Jesus ward er genannt,
Das K: König aller König erkannt,
Das L, weil er ist Gottes Lamm,
Der all unser Sünd auf sich nahm,
Er ist das M von Gott erkorn,
Denn er ist unser Mittler worn,
Er ist das N der Nazarener,
Das O das Osterlamm und der Versöhner,
Er ist das P der grosse Prophet,
Wie Moses in der Wüsten geredt,
Das Q: Christus der ist die Quelle,
Der heilsame Brunnen unserer Seele,
Er ist das R, wird genannt ein Richter
Zwischen Gott und Menschen ein Schlichter,
Er ist das S, heisset Schilo,
Der Held Seligmacher also,
Ist er das T der Trost und Treu,

Steht uns zu allen Nöten bei,
Er ist das V, unser Vater,
Das W der Weg und der Wohlthater,
Er ist das X, Xanthus war weiss,
Aber Christus vor ihm hat Preis,
Er ist das Y Ymmanuel,
Heisst Gott mit uns an Leib und Seel,
Er ist das Z als der zukünftig.
Also ein Christenmenseh vernünftig
In den Buchstaben findt dargestalt,
Dass sie haben allen gewalt
In dem Himmel und auf der Erd,
Wie Christus solches selbst erklärt usw.

5. Patientia vincit omnia. Das ist: Trags Kreuz mit Geduld. — Ohne jahr. Handschr. im German. Museum.

Ich weiss kein Ort auf dieser Erd,
Darin man lebt ohn allen Beschwerd,
Und was den Menschen wider ist,
Das find sich bald zu aller Frist.
Mancher der kommt in ein Unrat,
Den er doch nit besorget hat,
Er kommt gewiss auch nicht daraus,
Die Zeit verordnet sei dann aus,
Dann muss er leiden, was er soll,
Er sorg und stell sich, wie er woll.
So hat doch Gott gemacht das Ziel,
Wann, wie lang und auch wie viel,
Drum geb ich mich auch willig drein,
Dieweil es nicht kann anders sein.
Und befehl mich in Gottes Händ,
Warte, bis er alles zum Besten wend.

V. Politische gedichte.

1. Klag-Spruch des verderbten Teutschlands. — Ohne jahr. Handschrift im German. Museum.

Der verfasser träumt: ein alter mann, der das alte Deutschland darstelt, führt ihn auf einen hohen berg und zeigt ihm die wüsten und zerstörten stätten, die unbebauten äcker, die ausgebranten wälder und dörfer, eine hart belagerte stadt mit den soldaten. Dann klagt er:

Ich dacht, geht es so zu im Krieg,
So ist derselbe gar erschrecklich,
Weil er das arme deutsche Land
Hat bracht in ein solchen Zustand,
Dass man wohl nehmen soll in Acht —
Indem ich wieder auferwacht,
Dacht, so will ich Gott helfen bitten,
Dass er uns geb ein lieben Frieden,
Das edle Kleinod hier auf Erd,
Auf dass sein Nam gepreiset werd,
Durch unsern Herrn Jesum Christ,
Der unser Schutz und Beschirmer ist,
An Leib und Seel, Alles guts ein Geber,
Der steh uns bei, wünscht Wilhelm Weber.

2. Ein anderer Spruch von dem jetzigen Zustandt des Teutschlandts. — Ohne jahr. Handschrift im German. Museum.

Wach auf, du Teutsche Nation,
Schau, wie es so übel zu thut gehn!
O Teutschland, thu die Augen auf
Und schau ein wenig besser drauf,
Was dir vor Unglück kommt ins Land.
Ihr Kur- und Fürsten allesandt,
Desgleich ihr Ständ, seht an der Schmerzen,
Lasst euch die Not auch gehn zu Herzen,
Jetzund zu dieser schweren Zeit,
Darum, o werte Christenheit,
Schau an die Angst und grosse Not,
Wir haben hart erzürnet Gott
Mit unsrer Sünd und Missethat,
Die wir noch treiben früh und spat,
Liegen täglich in Sünd und Schand,
Drum muss Gott strafen Leut und Land.
Der Glaub, die Treu hat auch ein End,
Zucht und Tugend wird nicht mehr kennt,
Das göttlich Wort wird auch veracht,
Drum Christenmensch, dich wohl betracht,
Steh ab von Sünd, kehr dich zu Gott,
Schau, wie du steckst in Angst und Not,
Wahr ists, wie Jeremias sagt,
In seinem neunten Kapitel klagt,
So spricht Gott der Herr solcher Massen:

„Weil sie mein Gesetz haben verlassen
Und nicht gehorchen meiner Stimm,
So wende ich mein Angesicht von ihm,
Hinter ihm her schick ich das Schwert,
Will sie austilgen von der Erd,
Drachenwohnung mach ich auch zwar
Aus ihren Städten ganz und gar,
Drum bestellt euch Weiber zu der Klag,
Dass sie beweinen solche Plag.“
Nun solche Strafen haben auch wir,
Ihr lieben Christen, vor der Thür,
Denn Gott hat gebunden eine Rut,
Damit er uns jetzt strafen thut,
Denn Teutschland ist zeitig und reif,
Davon hat prophezeit gar steif
Herr Doctor Martin Luther eben
Vor hundert Jahren in seinem Leben.
Durch Gott sah er den Jammer gross,
Dass Teutschland wird Leuten ein Stoss
Von wegen unsrer grossen Sünd,
Gottes Wort schlagen wir in Wind,
Dass uns Gott hat aus Gnaden geben
Danach zu richten unser Leben,
So treiben wir das Widerspiel
Und thun nicht, was Gott haben will,
Verachten alle Prediger,
Ihre Vermahnung und treue Lehr,
Leben allein in Sünd und Schand,
Drum muss Gott strafen Leut und Land,
Dieweil wir keine Buss wollen han,
So brennt der Gottes Zorn an.
Darum du werte Christenheit,
Lass uns zu Gott rufen allezeit,
Dass er bei uns wolle kehren ein
Und schützen Land, Stadt, Kirch und Gemein,
Wir wollen dir danken und dich loben
Hier auf Erd und im Himmel droben,
Lass uns nicht der Gottlosen Spott,
Die sprechen: Wo ist euer Gott?
Du unser Gott im Himmel bist,
Du kannst uns helfen zu jeder Frist,

Wann sie's aufs klügste greifen an,
So gehst du, Herr, eine andre Bahn,
Es stehet alles in Händen dein,
Ihre Anschläg dir wohl wissend sein,
Darum o Herr, so wehr und steuer
Und werf die Ruten in das Feuer,
Damit du uns gezüchtigt hast,
Und wend von uns die schwere Last.
Schütt dein Grimm auf die gottlose Rott,
Die dein Wort nicht kennen, o Gott,
Gieb Frieden und Ruh im teutschen Land,
Auf dass dein Name werd bekannt.
Gieb Kur- und Fürsten Glück und Sieg,
Die von Herzen anrufen dich,
Und steh ihnen bei an allen Ort,
Denn, Herr, sie streiten um dein Wort,
Das der Gottlose will unterdrücken.
Herr, thu ihnen auch ein Engel schicken,
Wie zu der Zeit Sanacherib,
Der ihn von Jerusalem trieb,
Auf dass auch unsre Nachbaurn
Fried haben, die jetzt stehn im Trauern.
Darum ihr Christen alle sammen,
Demütigt euch, ruft an den Namen
Jesu Christ von Herzensgrund,
Dass er abwend das Unglück und
Auf dass seine liebe Christenheit
Hab steten Fried und Einigkeit.
Lasst uns Gottes Wort halten in Ehren,
So wird sich Gott auch zu uns kehren
Und uns helfen aus aller Not,
Zu schanden machen die gottlos Rott,
Die Ruten werfen in den Abgrund,
In der höllischen Drachen Schlund,
Auf dass die christlich Kirch hab Ruh
Und wir Gott loben immerzu,
Mit Alt und Jungen, gross und klein,
Und in dem Glauben stehen rein.
Lasst unserm Nächsten thun alles Guts,
So wird Gott auch sein unser Schutz,
Durch unsern Herren Jesum Christ,

Der unser Schutz in Teutschland ist.
Gott der ist der beste Friedgeber,
So spricht zu Nürnberg Wilhelm Weber.

VI. Neujahrswünsche.

Von 1639 an hat Wilhelm Weber jedes jahr mit einem spruch oder „christlichen Wunsch zu einem glückseligen fried- und freudenreichen neuen Jahr“ begrüsst und den drei ständen gewidmet. Er nent sich auf denselben „Der Teutschen Poeterey Liebhaber, Spruchsprecher vnd Burger in Nürnberg“ (1639), oder sezt seinem namen die buchstaben T. P. (1650), oder die worte „Teutscher Poet“ (1652) nach, oder lässt ihn in einem akrostichon erkennen, wie **W**er **J**esum **L**ieb **H**at, **E**r**L**angt **M**anche **W**olthat, **E**r **B**esitzt **E**wigen **R**aht, **T**eutscher **SP**ruchmeister“ (1658), oder: **W**er **I**m **L**eben **H**at **E**in **L**ammes **M**uht, **W**ird **E**rnehrt, **B**efreit **E**wger **R**uht. **T. P.** (1661). Diese neujahrswünsche sind folio-einblatdrucke mit allegorischen kupfern. Erhalten sind im ganzen noch 15, davon besizt das Germanische Museum den von 1648, die stadtbibliothek zu Nürnberg die von 1639, 1642, 1643, 1650, 1652, 1658 und 1661, die übrigen noch vorhandenen von 1641, 1644, 1647, 1649, 1653, 1655 und 1657 sind in Drugulins Bilderatlas unter den nummern 2179, 2217, 2242, 2281, 2375, 2412 und 2434 verzeichnet. Gewöhnlich schliessen sie mit den worten:

Denn du bist alles Guts ein Geber
An Leib und Seel, spricht Wilhelm Weber.

Die allegorischen kupfer finden allemal in dem poetischen spruche ihre erklärung. Der neujahrswunsch von 1639 zeigt Christophorus mit dem Christuskinde, der von 1643 den könig Salomo auf seinem trone, den das volk segnenden Aaron und den fischzug des Petrus, der von 1648 zeigt unter hinweis auf 2. Mos. 19 und 5. Mos. 22 einen adler, der seine schwingen segnend über Nürnberg ausbreitet, der von 1650 die gesetzgebung des Moses, der von 1661 Christus als den guten hirten. Es sind also stets biblische motive vorhanden, und wenn einmal ein heidnisches motiv (so zeigt der neujahrswunsch von 1652 den olymp, Jupiter, die neun musen, Philemon und Baucis) unterläuft, so wird doch in der poetischen erklärung alles auf die christliche anschauung übertragen. Dass der ausdruck dabei nicht ungeschickt ist, mag folgende probe aus dem neujahrswunsche von 1652 beweisen:

Wie Jupiter hielt einen Rat
Mit den Göttern ins Himmels Thron,
Da er also gefangen an:
Ach der grossen Unbilligkeit,

Was in der untern Welt der Zeit
Dem Menschen Widerwärtges geschicht,
Das verstehn sie anderst nicht,
Als hätten wir daran schuld,
Daher sie denn mit Ungeduld
Ihn solches nicht anderst bilden ein,
Als sollten wir dieses Ursach sein,
So doch sie selbsten früh und spat
Solches erwecken durch böse That,
Dass sie durch unsern Willen rein
Oft wol möchten entladen sein,
Weil dann die Regenten auf Erden
Dii, Götter genennet werden,
Nicht darumb, dass sie von Natur
Götter wären, sondern nur
Dem Namen nach, weil sie insgesambt
Führen und tragen ein göttlich Ambt usw.

Seine neujahrswünsche haben alle etwas lehrhaftes, sie schlagen einen ernsten, sittlichen ton an, er will mit ihnen seinen mitbürgern nützen. So zeigt der von 1658 einen baum mit 23 ästen; diese bedeuten 23 buchstaben, die das leben des menschen begleiten.

Das A ist des Baumes erster Ast,
Den du Mensch aufzusteigen hast usw.
All Stund bedenck göttliche Gnad usw.
Bericht sollst du nehmen, versteh usw.
Christlich dein Leben sei usw.
Dein Herz bewahr vor fremder Lehr usw.
Erneure dein Leben usw.
Füg dich zu guter Gesellschaft hinfort usw.

Kurz vor seinem tode wolte Weber seinen lebenslauf illustrieren: „Eigentliche Bildnuss Dess Ersamen Wilhelm Webers, gekrönten Teutschen Poeten, und Spruchsprechers in Nürnberg, seines Alters 60. Jahr“ ohne ort und jahr (Nürnb. 1661). Folioblatt mit kupfer (ganze figur). Lempertz, Bibl. germ. nr. 229, Weller, Annalen 1, 412. v. Maltzahn s. 293 nr. 641. Vielleicht war er aber durch krankheit daran verhindert, und so gab ihn sein sohn Hans „bei S. Jacob aufm Hohenpflaster,“ wo auch der vater wohnte,[1] als folioblatt heraus und in dem folgenden jahre erschien als neujahrswunsch: „Dieses Bildniss und kurtzen Lebens-Lauff

1) Auf den neujahrsblättern von 1652 ist seine wohnung „neben S. Jacob,“ 1658 „am Nadlersgraben.“

Wilhelm Webers, gewesenen gekrönten Poeten und Spruchsprechers in Nürnberg, verehret die hinterlassene Wittwe, einer Ehrlöblichen Bürgerschaft und Handwerckern, zu einem glückseeligen ... Neuen Jahr." MDCLXII. Ohne ort (Nürnberg.) Folioblatt mit einem kupfer (ganze figur). Lempertz Bibl. germ. nr. 230. Weller, Annalen 1, 412. v. Maltzahn s. 293 nr. 642.

Wilhelm Weber starb am 28. juli 1661. Sein bild in lebensgrösse (gestochenes porträt im Germanischen Museum) zeigt ihn im schmuck der spruchsprecher mit schildern auf der brust und dem bekränzten stab in der hand, mit der unterschrift: „Wilhelm Weber, Teutscher Poet und Spruchsprecher zu Nürnberg, starb A. 1661, 28. Julij, seines Alters 60 Jahr." Ausser diesem bilde gibt es bei Wagenseil s. 546 ein solches; ein anderes grösseres auf einem folioblatt bewahrt das Germanische Museum. Dieses stelt ihn ebenfals im schmuck der spruchsprecher dar, wie er neben einem mit einer schweren decke behängten tische steht, auf welchem sich bücher und eine sanduhr befinden. Ein engel schwebt über seinem haupt, einen kranz haltend. Unter dem bilde steht seine eigene lebensbeschreibung in versen, welche „bei seinem sohne Hans Weber zu finden" ist.

Als Wagenseil über ihn schrieb, gehörte er den lebenden nicht mehr an, aber seinen tod, sagt er, bedauern annoch sehr die gemeinen leute, „als der seines gleichen nie gehabt habe, auch nit bekommen werde."

GEESTEMÜNDE. HUGO HOLSTEIN.

KLEINE BEITRÄGE ZUR KENTNIS DES ABERGLAUBENS DES MITTELALTERS.

I.

DAS SINT DY X GEBOT VNSERS HERRIN.

Dornoch saltu beichtin von den X gebotin. Das erste gebot ist,[1] das du salt keyn aptgote an betin, du salt got lip habin von ganczem herczin vnd von alle deyner zele vnd du salt alleyne an yn glewbin.

5 Hostu icht glewbit an mancher hande creaturen, hostu icht geczaubirt ader losin czaubern ader hostu rot ader volbort dorczu gegebin ader hostu ymant gelernet ader geweist sulche ding. Hostu dich los-

1) gebot saltu ist *hs.*



sin messin mit eynem roen fadem, hostu icht gelewbit an der fogelin gesang ader an dy guttin huldin ader an dy trewme ader an wechtelchin
10 ader an dy maren ader an dy alben ader an dy weysin frawen ader an keyner hande truknisse. Hostu icht gelobit, das eyn mensch besser begenunge[1] hatte wen das ander,[2] das eyn pfaffe ader ein mônch boze begenunge[1] habe vnd eyn wolf gutte ader eyn hase bôze ader des gleych. Hostu icht gesprochin, wen dir icht bozes czu quam:
15 „dys ist mir beschert von gote, wen ich kunde is nicht obir gehen"; hostu icht gelewbit, das eyn mensch mocht geborn werdin, das ym nymmer guth gesche. Hostu icht gelewbit an slange ader an dunre ader an bewme adir an steyne vnd an fewir vnd an den trachin, der des nachtis flewt; hostu keynen glawbin gehat, wen[3]
20 dir deyn har czu sammen gewachssin was; hostu keynen vngelewbin gehat, das dir deyne kinder vorwechselt sint vnd deyne frawe vorleytet; hostu keynen vngelawbin gehat czu swertbrifen. Hostu das swert icht gesprochin ader besworn, hostu icht ding besprochin ader besworn, das du vorlorn host, keyn creut gesprochin. Hostu
25 keyn heys eyszen besprochin ader das wasser, hostu ymandin doczu gewonnen knougen,[4] das her eyn heys eiszen tragin muste. Hostu keynen vngelawbin gehat, wen dy hunde hewltin vnd dy alastern schregin; hostu in schiffes bort keynen vngelawbin gehat, also das du den wint host gekawft von der czewberynne; hostu du icht
30 vme gangen mit der swarczin schrift ader hostu dy schrift icht, dy saltu czu mole vorwerfin, wen du dinst dem tewfel do methe; du salt glewbin alleyne an eynen got usw.

Vorstehendes ist einem beichtspiegel entnommen, der gegen ende des 14. jahrhunderts in Schlesien geschrieben ist und mit einigen jüngeren stücken anderen inhalts den cod. IV Q. 38 der kgl. und universitätsbibliothek zu Breslau bildet. Vgl. H. Rückert: schles. mda. im ma. 1878, s. 18. 19; im anhang s. 37 fg. habe ich eine probe mitgeteilt. Das obige stück steht bl. 8[a b]. Die abkürzungen sind aufgelöst, für vñd ist vnd gesezt (ausgeschriebenes vnde findet sich nicht), im übrigen ist mit den wenigen bemerkten ausnahmen die handschriftliche überlieferung festgehalten. Die interpunktion rührt von mir her. Die gespert gedruckten worte sind in der handschrift rot ausgezeichnet.

Ein mit diesem nahe verwantes hd. stück hat Geffcken, bilderkatech. beil. sp. 99. 100 aus einer Hamburger hs. (v. j. 1474) mitgeteilt. Der beichtspiegel, den diese Hamburger hs. enthält, steht nach Geff-

1) begerunge, *hs.* 2) andern *hs.* 3) wer *hs.* 7) knongen *oder* kuongen? *Das wort ist für den zusammenhang entbehrlich. Vielleicht* tougen?

cken zu der nd. Wolfenbüttler hs. des „Seelentrostes" (Helmst. 255) in naher beziehung, über das verhältnis des schles. beichtspiegels zum „Seelentrost" etwas festzustellen bin ich im augenblick ausser stande. Die ansicht Geffckens, dass der seelentrost ursprünglich hd. abgefasst sei, ist mir nicht wahrscheinlich; die erwähnung der guten hulden und des windkaufens weist auf Niederdeutschland. Im ganzen ist obiges verzeichnis kürzer als das von Geffcken aus dem Hamburger beichtspiegel (H) mitgeteilte und steht der Wolfenbüttler hs. des seelentrostes (W.) näher. Auch das von Geffcken s. 55 fg. aus dem Augsburger druck des „Seelentrostes" (1483) mitgeteilte stück (A) enthält anklänge.[1]

Einige bemerkungen über einzelnes mögen sich anschliessen.

7/8 *messin mit eynem roen* (*rohen* HA; *ron* W) *fadem.* Der *rohe* d. h. ungebleichte faden dürfte nicht, wie Geffcken vermutet, durch einen *roten* zu ersetzen sein, obgleich Grimm myth. 1117 erwähnt, dass in der mark Brandenburg ein roter garnfaden zum messen gebraucht werde. — Nach Wuttke, volksaberglaube[2] § 506 wird in Böhmen ein ungespulter faden benüzt.

8 fg. *dy alben* fehlen HWA; an ihrer stelle stehen: *die bessern, die elymement* (*alrunen* W) HW. — *vogelgeschrei u. der guden hollen gunst* werden auch in der nd. übertragung des narrenschiffes neben einander genant (Gr. myth. 245), *guede holden, witte vrouwen und nachtmaren* in einem nd. traktat über die zehn gebote (Geffcken, beil. sp. 168); *hilige holden vel witte vrowen* in der lat. übersetzung des mirakels des Arnt Buschmann (Jahrb. d. ver. f. nd. sprachf. VI, s. 54 anm.); *witte vrowen und maren* in dem „Spegel des cristene mynschen" v. j. 1501 (Geffcken, beil. sp. 151). „Erdmännlein, Gütchen

1) Der betreffende mit unserm verzeichnis abergläubischer bräuche sich mehrfach berührende abschnitt aus dem Augsburger druck des „Seelentrostes" von 1483 ist auch abgedruckt auf s. 105/6 des wenig bekanten und beachteten, mir erst vor kurzem zugänglich gewordenen buches „Der christliche glaube des deutschen volkes beim schlusse des mittelalters dargestellt in deutschen sprachdenkmalen" . . . von Vinc. Hasak. Regensburg 1868. Hier nun finden sich s. 187 fg. auch mitteilungen aus einem 1495 von Konrad Kachelofen (zu Leipzig oder Freiberg? vgl. Lorck, handbuch d. gesch. d. buchdruckerkunst, I, 54) gedruckten beichtspiegel. Dieser steht offenbar zu dem in der Breslauer hs. IV Q. 38 enthaltenen in allernächster beziehung, und so stimmen denn auch die beim ersten gebot gegebenen fragen über den aberglauben ziemlich genau mit den oben abgedruckten überein. Nur folgende abweichungen finden sich: z. 8 *roen*] *roten;* hinter *fadem* folgt noch: *Hastu dir icht lassen spene werffen oder gelunkit* — z. 18 hinter *dunre: oder an ein heilig holtz.* — z. 26 *gewonnen knougen*] *betzwungen.* Es ist für *knougen* also wol *twungen* zu lesen. — z. 29 *den wint host gekawft*] *dein kind hast getaufft.* — z. 30 *swarzin schrift*] *sw. kunst.*

Kiel, januar 1884. P. P.

und gute Hulden oder Haus-Geister" Widman „Leben Joh. Fausti," s. 110. Die *guten holden* sind zweifellos im wesentlichen nur in Niederdeutscland gekant; über ihr treiben gilt unter andern die mehrfach gedruckte stelle aus dem mirakel des Arnt Buschmann auskunft. Lezteres ist auch in einer Breslauer hs. enthalten, hier heissen diese hausgeister aber die *fraw holden* und wohnen nicht, wie die andern handschriften angeben, *under den krusen buschen*, sondern unter den holunderbäumen. — Die *wechtelchin* weisen in dieser sprachlichen form (*weychteln* H; *wichteken* W) auf Mitteldeutschland; andere belege bei Diefenbach glossar s. v. *lemur, penates.*

11 fg. Dass hier vom *aneganc* die rede, ist klar. Das hs. zweifellose *begerunge* für *begenunge* 14. 15 zeigt, dass dem schreiber unserer hs. ein text vorlag, in dem das nd. *môte* AW bereits durch *begenunge* ersezt war.

Für den bösen *aneganc* eines geistlichen oder mönches finden sich Gr. myth. 1074. 1078 zeugnisse, er wird auch in vielen der von Geffcken mitgeteilten stücke erwähnt. Noch älter als das von Grimm angeführte zeugnis des Hincmar ist die stelle in der pseudoaugustinischen „humelia de sacrilegia" (Z. f. d. a. XXV, s. 314, z. 31 fg.): et qui clericum uel monachum de mane aut quacunque hora uidens aut ouians, abominosum sibi esse credet etc. — Von den tierangängen waren wolf und hase zweifellos die bekantesten, auch in dem von Schönbach Z. f. d. öst. gymn. 31, 379 mitgeteilten stück werden nur sie genant, ebenso von Vintler 7771/2; Berthold v. Regensburg (I, 264. 265) nent nur noch den *miusearn* daneben. Vgl. auch Panzer beitr. z. d. myth. II, 259 (lepus et lupus); Widman: Leben Joh. Fausti, s. 254, wo freilich irtümlich dem wolf böse bedeutung beigelegt wird. Gr. myth.[4] III, 324.

14 fg. beziehen sich wol namentlich auf den glauben an den einfluss der gestirne. Ein ähnlicher passus findet sich in den meisten derartigen beichtvermahnungen, so Geffcken, beil. sp. 2. 128. (*bescheringe is eyn geslechte der duuele*), öfter mit klarer hinweisung auf die astrologie, so Geffcken beil. sp. 113. 151; Z. f. öst. gymn. 31, 379.

17/18. *an slange ader an dunre.* Dafür: *an snaken* (*blicken* H) *und an donnern und an heylige holtz* HW. Offenbar handelt es sich hier um gewitteraberglauben; *slange* bez. *snake* scheinen hier geradezu für blitz zu stehen, der in H an die stelle gesezt ist. Es ist dies sonst, so viel ich sehe, nicht nachweisbar, so nahe das bild auch liegt, mag man es nun von dem schlangenartigen zucken des blitzes oder von dem vergleich mit der feuerspeienden schlange (= drache) hergenommen denken. Das heilige holz ist zweifellos das holz eines blitzgetrof-

fenen baumes, das gewitter wird auch „heiliges wetter" genant, vgl. Grimm myth.[4] III, 472 (nr. 1001); wer den splitter eines vom blitze getroffenen baumes bei sich trägt, erlangt grosse stärke (Grohmann: abergl. aus Böhmen und Mähren, s. 40, nr. 239). Sonstiger gewitteraberglaube knüpft wol meist an den donner an, vgl. Mannhardt, wald- und feldkulte I, 482/3.

19. *an den trachin, der des nachtis flewt.* — A hat: *an den drachen, die des nachtes scheden;* W: *an den dinken, de des nachtes scheten.* Geffcken denkt bei der lesart von W an sternschnuppen, an welche sich ja auch heute noch abergläubisches anknüpft. Jedenfals ist *scheten* auch für die vorlage von A anzunehmen, wenigstens vermag ich ein *scheden* = *skaþjan* auch aus dem niedd. nicht nachzuweisen. Für *scheten* hat unser text *fliegen* eingesezt. Das nächtliche umherfliegen des drachens wird auch Beov. 2273 erwähnt. Dass die vorstellung vom fliegen des drachen keine ursprünglich germanische vgl. Müllenhoff, Haupts ztschr. VII, 428.

22. *czu swertbriefen,* dafür *zu swert brehen* H; *swert bre* W. Dass die lesart von H auf irgend einen an den glanz des schwertes geknüpften aberglauben deute, ist mir nicht wahrscheinlich, *brehen* ist wol nur entstelt aus *brêven.* Schwertbriefe werden ausser an den von Lexer angeführten stellen auch noch genant Geffcken beil. sp. 112 und ebenso in dem verwanten stück Z. f. öst. gymn. 31, 379. (S. auch unten II, 32.)

23. 24. Für *gesprochin* wird *besprochin* zu lesen sein, weder *sprechen* noch *gesprechen* ist in der bedeutung *incantare* sonst zu belegen. Übrigens gibt Lexer auch für *besprechen* keinen beleg dieser bedeutung.

24. Das suchen verlorner gegenstände auch in dem „Spegel des cristene menschen" 1501 (Geffcken, beil. sp. 151: *de verloren gud mit dem duuel soeken*).

26. Dem tragen des heissen eisens fügen HW bei: *ader in das wasser dasten ader di schar dran* (*gan* W).

27/28. Den hunden und elstern sind in HW noch die krähen beigefügt. In dem „Spiegel des sünders" (um 1470) heisst es: *oder geglaubt ... an der hanen oder hennen kreen, an der rappen geschrey, an der hund heulen, dasz ein mensch darumb sterben soellen* (Geffcken, beil. sp. 53),

28/29. *Hastu enigen wind ghekofft von ener touerinne* W; in H fehlt dieser passus ganz. Zur sache ist namentlich auf die von Grimm myth. 607 mitgeteilte stelle aus Bartholomaeus Anglicus „de proprieta-

tibus rerum" zu verweisen, wo von den bewohnern von Vinlandia berichtet wird: ventum venalem offerunt atque vendunt. Es wird auch das verfahren dabei beschrieben. Dasselbe erzählt Olaus Magnus von den Finnen. Ich füge hinzu, dass auch in dem anhang zu Widmann: Leben Joh. Fausti (s. 38/39), davon mit berufung auf Olaus Magnus und andere ausführlich gehandelt wird. Einige weitere belege für die verbreitung dieses aberglaubens finden sich Gr. myth.[4] III, 182/83. Das hier stehende, ganz unverständliche citat: „die *Hollen* bei Geffcken catal., s. 55" meint die von Geffcken, bilderkatechismus, s. 55 gegebene mitteilung, dass Gottschalk Hollen in seinem Preceptorium novum et perutile clero et vulgo deserviens (1484) von einer hexe in Norwegen erzähle, welche den wind in einem sacke verkaufte.

II.

Von den sebin heilikeit der heilgen cristenheit. Das irste sacrament ist die toufe, in der der mensche enpheet den gloubin vnd wedirsaget dem tuvil vnd allen seynen genosin vnd kumpt in eyn vnschuldiges lebin der erbsunden. Weder das sacrament sun-
5 den die ketczer vnd die am glouben czwifeln vnd dy vngloubin an en han als peleweis vnd mulkenstelerynnen. Vnd die vff den brockissberg varen vnd die den sichen bussen anders wenne mit gote adir nicht mit naturlichen ercztyen. Vnd die dy kinder wegin, das sie deste ee sterben adir genesin. Vnd die obir czowbernisse lassin
10 messe lezin und czowbernisse treiben vnd doran gloubin vnd die kerczen schriben vndir deme ewangelio adir crucze machin vnder der passien vnd do bei vngloubin habin, das dy wort adir die creucze nicht sullin alzo grose macht habin czu andirre czeit. Demones possumus adiurando per virtutem divini nominis tamquam inimicos repellere, ne nobis
15 noceant non tamen ad aliquid ab eis addiscendum, nisi forte ex spirituali instinctu vel revelatione divina, sicut sanctus Jacobus fecit

1 sebin sacramenten vnd heilikeit *C.* 4/5 sundigen *C.* 5 alle ketczer *B.* vnd dy vngelowbigen dy vngelouben *B.* 6 pylweiszin *B.* pelewysen *C.* vnd *fehlt BC.* 6/7 Vnd die *bis* varen *fehlt C.* 7 bruchkilsperg varen als sy sprechin *B.* und dy sichin *B*; vnd den sichin *C.* anders denne *B.* 8 mit *vor* naturlichen *fehlt C.* naturlicher ercztey *B.* Vnd die] Ader die *C.* 9 dastir *B.* 10/11 vnd die kerczen *bis* ewangelio *fehlt C.* 11 adir dy krucze *B*; vnd die kr. *C.* 11/12 passien. Ader schulden lasen belesen vnd do by eyn vngloubin *C.* 12 das crucze nicht solde *BC.* 13 habin alzo czu andir czeyt *B.* czu eyner andern czit *C.* 13/17 Demones *bis* adduci *fehlt C*; *folgt nach* vorsuchen 18 *B.* 16 revelare divina *A.*

per demones hermogenem adduci. Vnd die den tufil besweren vnd vorsuchen vnd die totin besweren vnd wedirrufin. Die do wurcze besweren adir seynen. Die do reichtum von deme tufil begeren.
20 Die in losbuchern werfen vnd die doran gloubin. Vnd die do swarcze kunst treiben alzo nigromancia, dy man treibit mit den toten vnd erem gebeyne, is sei mensche adir fie. Geomancia, dy man treibet mit der erden, mit asche, mit sande, mit grase, mit bowmen vnd steynen. Pyromancia treibit man mit deme fewer vnd
25 mit deme rowche vnd was man in das fewer wirft. Ydromancia treibit man mit deme wassir, Aeremancia mit der luft. Die do an trewme, an vogilgeschrie gloubin. Quicunque divinaverit, gladio puniri debet .. Codice de maleficiis. Vnd die an worsagen gloubin vnd die sternseer, die do gloubin an caracteras adir figuren,
30 die do keyne natuerliche sachin habin, sundir alleyne des tufils aneweisunge. Vnd die den lewtin schreiben briefe mit figuren adir mit fremden worten vnd an den hals hengen. Is sei swertbriefe adir frawen briefe, die man schreibet czu libe vnd czu kinthabin adir was briefe is sint. Adir die in epphil schreiben fremde wort
35 vnd den lewtin czu essin gebin vnd die an vorworfene tage adir czeit gloubin, die von den ercztin adir von den natuerlichen meistern nicht gesaczt vnd geschrebin seyn noch keyne natuerliche sache habin, worumme se gut adir bose sint. Juriste observant quartam decimam diem februarii et dicunt, quod divinitus sit reve-
40 lata sine omni ratione, quia non possunt assignare causam naturalem, sicut sunt aspectus et influencie eo quod tales mutantur nec sunt uno anno sicut alio in illa die. Simile non possunt assignare

17 den *fehlt B.* den tufeln *C.* *Nach* vorsuchen *folgt das in A 13 fg. stehende lat. citat mit den einleitenden worten:* vnd dor von spricht man vnd schreibt och alzo *B.* 18 Vnd dy dy wurcze *B.* 19 Vnd dy do reichtum *B.* 20 Vnd dy lo'sbuchir werfin *B.* 20/21 do *vor* swarcze *fehlt B.* 21 treibit *fehlt A.* 22 vnd mit irem *C.* 23 asche vnd sande *B.* 24 bowmen] blumen *C.* b. mit steynen *BC.* *Nach* steynen *folgt:* Von der spricht man alzo, *woran sich lat. citate aus Isaias, Levit., Deuteron., Augustin, Lukas anschliessen B.* pyromancian dy man treibit *C.* 25 rowche ader was *C.* 26 aeremanciam treibit man mit *BC.* Vnd die an *C.* 26/27 an *vor* trewme *fehlt B.* 27 adir an vogilgeschrei *BC.* 27/28 Quicunque *bis* maleficiis *fehlt C, steht nach* gloubin 28/29. *B.* 28 ut habetur cod. d. m. *B.* vorsagen *C.* 29 an dy karakteres *B.* karacteres *C.* adir] vnd *B.* 30 sache *BC.* 31 Vnd] adir *C, fehlt B.* fuguren *A.* 32 sei] sint *C.* 33 vnd *vor* czu *fehlt.* 34 is] das. yn eynen appil *B.* 35/38 vnd die an *bis* bose sint *fehlt C.* 35/36 an vorworfin tagen adir czeit andern geloůbin geloůben dy von den erczteye vnd naturlichen *B.* 38 sachen *B*, sy boze adir gut sint *B.* 38/49 Juriste *bis* esse *fehlt C.* 38 sint. Dor von so sprechin dy Juristen in dem geystlichen rechte. Juriste *B.* 42 sicut in alio *B.*

causam supernaturalem, quia illud, quod deus operatur, miraculose
non facit omni anno, sed raro, sicut apparet in plagis, que fue-
45 runt in egypto. Unde apostolus ad galathos IIII loquens de iuristis
sic dicit: dies observant et menses etc. timeo ne sine causa labo-
raverint in nobis. Item Augustinus XXVI, quaestione VII: qui talia
facit, sciat se fidem christianam et baptismum praevaricasse et
apostatam dei inimicum esse. Vnd die an seynen gloubin, an sul-
50 chis seynen, das mit ketzereie gemischet ist, als man tut in deme
newen mondin adir vor tage vnd nicht vndir deme dache adir mit
fremden worten adir sweigend am burne. Vnd ap auch der segen
gut ist, zo lestirt her dach gotis almechtikeit, die alle czeit vnd
an allen stetin ist. Dorumme hat der seyn etwas heymeliche vor-
55 bindunge mit deme tufil. Du salt wissen, das got vorhengit deme
tufil etwas gutes czu tun adir etwas worheit czu sagen vndirweilen
den leuten vf das, das her merke, welche bestehen wellen vnd ir
getrawen genczlich in gote seczen, wenne nymant sal begeren von
deme tufil ichsicht czu wissen noch sal jm gloubin, wenne des
60 tufils meynunge ist bose, ap her czu eynem mole worsayt adir
czwer, bis das man jm gloubit, so betruget her denne czu drisig
molen vnd schadet. Vnd dy do lossin messe lesin mit dryen lich-
ten adir mit fyren vnd gloubin, ap der lichte mynner adir me were,
das dy messe sulde nicht alzo gut seyn usw. usw.

46 sicut dicit *A*. 46/47 laborauērt *A*. -auerunt *B*. 47 XXVI divisione, quaestione VII. 49/50 an den seyn glouben als eyn sulches seynen *C*. 50 gemischet] gemacht *C*. in] an *BC*. 51 newenden mondin *B*. vnd] ader *BC*. 52 fremdem wortem (-m *in* wortem *ist in* -n *gebessert*) *A*. 52 ader sweigend em burne *A*; adir mit swyginden bornen *B*; *fehlt C*. 53 lestern sie *C*. czu allin czytin *B*. 54 dorumb so *B*. heymelicher *B*. 54/55 vorbergunge *A*. 57 leuten *fehlt A*. vf das er *C*. 57/58 vnd getreuwen nicht gote genczlichen *C*. 58/59 von deme tufil *fehlt A*. 59 ysicht *B*. icht *C*. 60 worsayt] vorsagit *B*. 61 wis das *C*. jm *fehlt C*. denne] dach *C*. 61/62 betrugit her vnd lewgit wol czu dreyzzig moln her weder vnd schadit *B*. 62/64 Vnd dy do *bis* alzo gut seyn *fehlt C*. 62 Und dy do boze messe lesin *B*. 63 wo der lichte nymmer adir mer *B*. 64 nich sulde *B*.

Vorstehendes ist einem beichtbuch entnommen, welches in drei handschriften der kgl. und universitätsbibliothek zu Breslau überliefert ist:

A = papierhs. I F. 250. Aus kloster Leubus. 14/15. jh. Das mitgeteilte stück steht bl. 17ᵃ fg.

B = papierhs. I F. 624. Unbekanter herkunft. Am ende des codex die jahreszahl 1420. Obiges stück bl. 259ᵇ fg.

C = papierhs. I Q 238. Aus der bibliothek der Augustiner chorherren zu Sagan. 15. jh. Unser stück bl. 167ª fg.

Nach C hat bereits Hoffmann v. Fallersleben in der „Monatsschrift von und für Schlesien" II (1829), s. 753 fg. den abschnitt mitgeteilt; eine widerholung des abdruckes schien mir mit rücksicht auf den interessanten inhalt und im hinblick auf die abgelegenheit jener mitteilung Hoffmanns, die auch nicht ganz volständig ist, nicht überflüssig. Ich habe mit wenigen ausnahmen, die angemerkt sind, den text von A genau nach der hs. mit auflösung der für jene zeit auffallend seltenen abkürzungen gegeben, weil derselbe (ebenso wie der von B) volständiger als der der hs. C und im ganzen besser als der von B ist. Auch scheint A ursprünglicher als BC, vgl. z. b. z. 7 *vnd die den sichen bussen* A; *v. dy s. b.* B; *v. den s. b.* C. Ferner lässt sich z. 6/7 und z. 35/38 das fehlen der deutschen sätze in C durch ein von gleichem anfang der aufeinanderfolgenden sätze bewirktes versehen des schreibers auffassen. — In C fehlen die lateinischen citate ganz, ohne schaden darf man sagen, denn dieselben enthalten kaum etwas, was sachlich von wichtigkeit wäre. Anders dachte darüber der schreiber A des beichtbuches, welcher am schlusse bemerkt: *Ouch bitte ich, wer daz buchchin scriben wil, der sal nicht daz latyn ane daz deucze noch daz deucze ane daz latin schriben. Wennè eynes nicht volkomen ist ane daz ander.* Ich habe die lateinischen citate von A mit abgedruckt, auch die abweichungen der hs. B bemerkt, die sehr umfangreichen, welche nur in B (z. 24) stehen, weggelassen.[1]

Ob das verzeichnis abergläubischer bräuche wie in Schlesien geschrieben, so auch hier entstanden, lässt sich ohne nähere untersuchung des ganzen beichtbuches nicht sagen. Die erwähnung der hexenfahrten auf den Brocken (es ist dies bekantlich die älteste bisher aufgefundene, vgl. Grimm, myth. 1005.) spricht nicht für schlesische herkunft, da hier der hexensabbat des Brockens wol kaum bekant gewesen sein dürfte, vgl. Soldan-Heppe: gesch. d. hexenprocesse I, 296, anm. 2.

Einige bemerkungen über einzelnes mögen sich noch anschliessen:

6 *mulkensteleryınnen.* Das wort ist von Lexer nicht belegt, die damit bezeichnete tätigkeit der hexen ist dagegen bekant genug. Ein altes zeugnis bei Vintler: pluemen d. tugent. (h. v. Zingerle) v. 7851:

1) Vgl. Weimarer hs. 42 Q. pap. 15—17. jh. bei Keller, Fastnachtspiele bd. 3 s. 1462 fg. — Weigand, in Wolfs ztschr. f. deutsche myth. 1, 5 fg., nach einer Amorbacher hs. von 1452. — Grimm, deutsch. wörterb. 2, 395 s. v. Brocken.

J. Z.

vnd vil die jehen, man stel der chue
die milh aus der wammen.

Auch Geiler von Kaisersberg sagt in der „Emeis“ (Stöber: z. gesch. d. volksaberglaubens[2] 1875, s. 62): *kunnent die hexen die kue verseihen vnd inen die milch nemen, das sie nicht mer milch geben*, vgl. auch Panzer, beitr. z. dtsch. myth. II (1855), s. 280. Andere nachweise gibt Zingerle zu Vintler 7851. Dieser zauber wurde übrigens nicht blos frauen, sondern auch männern zugeschrieben, vgl. *dy milchdibe sy sint frawen adir man.* Geffcken beil. sp. 3.

8/9. Dass wiegen den kindern schädlich, wird noch heute geglaubt, auch in Schlesien, wenigstens nach Wuttke, volksaberglaube[2] § 603. Aus den worten *oder genesin* muss man aber schliessen, dass dem wiegen unter umständen auch ein günstiger einfluss zugeschrieben wurde. Also wol eine übung analog der des messens, bei welcher wahrsagung mit zauber verbunden ist; wie das messen zunächst den zweck hat, das rechte mass festzustellen, so solte wol das wiegen zunächst ermitteln, ob das kind das ihm nach dem volksglauben zustehende richtige gewicht habe. Weitere belege für den brauch bin ich bei der beschränktheit meiner hilfsmittel beizubringen nicht im stande.

9—13. Die hier erwähnten zaubereien gehören zu denen, in welchen sich die hexerei als parodie des christentums, was sie ja in vielfacher beziehung ist, sehr deutlich kundgibt. Die kirchlichen gebräuche und symbole werden zu dem der kirche feindlichen zwecke misbraucht. Was unter dem messelesen über *czowbernisse* zu denken, ergibt sich z. b. aus einer stelle in dem landgebot des herzogs Maximilian v. Baiern (1611): *dass etliche sich understehen, gwisse sachen under das altartuch heimblich oder offenlich zu schieben und ein oder mehr mess darüber halten lassen, sonderliche würckung dardurch zu erlangen, die gemeinglich zauberey auf sich haben.* (Panzer II, 282 vgl. auch ebd. 304.) Auch in dem „Spiegel des sünders“ (um 1470) heisst es (Geffcken, beil. sp. 51): ... *beyn oder ander ding, darob du hast lassen mesz lesen* ... — Zu *kerczen schriben* vgl. „der sele trost“ (1483): ... *Das sprich ich von den liechtern, die man schreibt an sant Agathen tag* (Geffcken, s. 56). Man hat wol an kerzen zu denken, welche, während der geistliche das evangelium liest, mit irgend welchen zeichen versehen werden. — Das *crucze machin under der passion* erwähnt auch Vintler 8237/8:

etlicher der sneit
kreuczlein under dem passion.

Vgl. auch „Spegel des cristene mynschen“ (1501): *de der hilgen bilde efte namen sniddeken efte malen, schriuen* ... (Geffcken, beil. sp. 151).

20. *in losbuchern werfen* vgl. *die in daz lôzbuoch werfen* Mones anz. f. kde d. dtsch. vorz. VII, 316; Geffcken, beil. sp. 2. In der „Hymelstrass“ (1484) heisst es (Geffcken, beil. sp. 112): *Auch die künfftige ding oder verborgene wissen woellen ... ausz lassen, ausz werfen jn buechern ... ausz laszbuechern* (ausg. v. 1510: *louszbuechern*) ... An *lâzbüecher* (vgl. *lâzbrief*) wird hier nicht zu denken sein. Die *lôzbüecher* werden ausser an den von Lexer und Grimm, myth. [4]III, 322 gegebenen stellen auch noch erwähnt in dem von Schönbach Z. f. öst. gymn. 31, 379 mitgeteilten stück, ferner Panzer II, 262 (1458). In dem „Licht der sele“ (1484) heisst es: *hefstu gelouet in dat gelose oder lucke bock ...?* (Geffcken, beil. sp. 128.)

21 fg. *swarze kunst* erscheint als eine gesamtbezeichnung, *nigromantia,* welches nach Grimms vorgang (myth. 989, anm.) als die quelle jenes deutschen ausdruckes angesehen wird, ist hier deutlich als ein teil der schwarzen kunst bezeichnet und zwar als *νεκρομαντεία.* Es ist überhaupt doch zu beachten, dass *nigromantia*, wo es irgend näher erklärt wird, meist nur auf den totenzauber und die totenwahrsagerei bezogen wird. Das zeigt z. b. deutlich eine geschichte, welche Caesarius von Heisterbach in seinen homilien erzählt (vgl. Annalen d. hist. ver. f. d. Niederrhein, heft 34, s. 54), ferner die von Grimm a. a. o. mitgeteilte stelle: *nigromansia dicitur divinatio facta per nigros i. e. mortuos vel super mortuos vel cum mortuis* (1475). Dabei wird nun allerdings die *swarze kunst* der *nigromantia* auch gleichgestelt, z. b. in der Gr. myth. 1066, anm. angeführten stelle aus Melbers v. Geroltzhofen vocab. praedic.: *nigromantia, Schwartz kunst die do ist mit vfsehung der dotten* usw. In dem „Licht der sele“ (1484) scheint schwarze kunst allein so verstanden zu sein: *Hefstu gelouet an de swarten kunst? Hefstu touerie, wickeryc gedreuen by den doden edder mit erem gebeyne?* (Geffcken, beil. sp. 128.)

27. Träume und vogelgeschrei nent auch Vintler 7745/6 neben einander:

so wissen dise das vogelgeschrei
und darzuo die traum auszlegen.

32. *mit fremden worten* d. i. „mit unverständlichen zauberworten“ vgl. *unerkannte wort* „Die Hymelstrass“ (Geffcken, beil. sp. 112); *efte ander nnwontlike worde, de dy scholden bewaren vor vure, water effte vyande.* Lübecker beichtbuch 1485. (Geffcken, beil. sp. 124); *dass sie fremden und unvernemlichen Worten grössere Krafft zulegen weder den verständ- und deutlichen.* Anhang zu Widmanns „leben Joh. Fausti“ s. 73.

32 fg. Von den hier genanten amuleten sind die *swertbriefe* auch in nr. I, 22 erwähnt. Der ausdruck *frawenbriefe* wird von Lexer nur durch diese stelle belegt, die sache war gewiss weit verbreitet. — Die äpfel mit zauberschrift werden oft erwähnt, vgl. *die da brauchen geschriben oepffel* Geffcken, beil. sp. 37; *oepfel gebraucht, darauff geschrieben ist gewesen* ebd. sp. 52; *dye do schreibent wyder das fieber, für den weetagen der czäne unnd des haubtes, der augen oder anderer gelider an leuten unnd an vich auff einen apffel, auf ein lorber* ... usw., ebd. sp. 112. Auch in dem Tractatus de praeceptis decalogi des Nicolaus Dünckelspühel ist von dem *per poma quaedam inscripta* geübten zauber die rede (Panzer II, 258). Dass diese äpfel gegessen werden, ist nur an unserer stelle ausdrücklich gesagt, doch wird vielleicht auch die entsprechende stelle in dem Schönbachschen verzeichnis (Z. f. öst. gymn. 31, 379) so zu verstehen sein. Dort heisst es: *dy da schreiben auff lorber, auff ophel* ... *oder auff ander ding vnd alle dy das nüczen* (Lexer bel. für dieses wort die bedeutung *frui, vesci* öfter) *oder pey in tragen* ...

35/36. *vorworfene tage adir czeit.* Man wird bei den verworfenen zeiten wol hauptsächlich an die zwölfnächte zu denken haben.

39. Der 24. febr. (Matthiastag) gilt als ein für wahrsagerei geeigneter tag, vgl. Wuttke, volksaberglaube[2] § 96.

51/52. *nicht vnder deme dache* ... *adir sweigend am burne* (wol mit sicherheit aus der lesart von A zu erschliessen) vgl. *si quis ad fontes aut arbores vel lucos votum fecerit aut aliquid more gentilium obtulerit* usw. Paderborner capitulare v. 785 (Mon. Germ. III, s. 49).

55 fg. Hier wird aller segen d. h. besprechung verworfen, wenn er auch an sich gut ist. Nicht alle beichtvermahnungen sind so streng. So heisst es in dem „Licht der sele“ (Geffcken, beil. sp. 129): *Dat vee to seghende mit der hillighen schrifft is verboden. De lude to seghende is to gelaten mit deme vader unse unde mit deme glouen. Alle ander seghenynge syn verboden.* In ähnlicher weise werden auch amulete mit dem vaterunser oder dem glauben beschrieben zugelassen, vgl. Geffcken, beil. sp. 3. 113.

KIEL, JUNI 1883. P. PIETSCH.



BODMER, STADTVOGT RENNER IN BREMEN, WIEDEBURG IN JENA.

Schon aus dem vorbericht zu den „Proben der alten schwäbischen Poesie“ 1748 wird ersichtlich, dass Bodmer die abschrift von minneliedern aus dem grossen Pariser codex kent, die einst Schobinger und Goldast angefertigt hatte, und die mit dem übrigen Goldastischen nachlass nach Bremen gekommen war. Er erzählt dort,[1] dass der Bremische stadtvogt Renner ihm aus derselben einige lieder mitgeteilt habe, „nebst mehrern Nachrichten von schätzbaren Handschriften alter schwäbischen Gedichte, die in den Bibliothecken des Raths und des königlichen Athenäi in Bremen verwahret liegen.“ Noch ist er nicht ganz gewiss, ob diese Bremische handschrift, die er nie mit eigenen augen gesehen, von deren gestalt und inhalt er nur die beschreibung eines fremden erhalten hat, in der tat die Goldastische copie sei; und selbst 1758, vorn in der „Sammlung von Minnesingern,“[2] wagt er das nicht mit völliger bestimtheit auszusprechen. Hier gibt er die geschichte der abschrift, die Schobinger und Goldast aus dem damals zunächst zu Forsteck, dann zu Heidelberg befindlichen (zu Bodmers zeiten eben Parisischen) manuscript genommen hatten; aus den briefen an Goldast, die 1688 im druck erschienen waren, stelt er dar, wie einst churfürst Friedrich IV. von der Pfalz vermutlich auf Marquard Frehers betreiben bei der witwe des freiherrn Hans Philipp von Hohensax auf Forsteck stürmisch um den originalcodex angehalten habe; da habe Schobinger eifrigst eine abschrift von dem kostbaren werk zu nehmen begonnen, an deren vollendung ihn der tod gehindert habe; trotz der ausflucht, bei einem brande sei der codex zu grunde gegangen, habe man ihn doch zulezt hergeben müssen; und in Heidelberg, wohin er gekommen sei, hätten dann Freher und Goldast 1609 die von Schobinger begonnene abschrift weiter geführt. Aber zu ende seien auch sie nicht gekommen; andere dinge hätten mehr und dringender ihre tätigkeit in anspruch genommen. „Es kömmt uns ganz wahrscheinlich vor,“ heisst es an derselben stelle weiter, „dass die Styke, die sich von dem Minnegesang in dem Goldastischen Nachlasse befinden, der izo in der Raths-Bibliothek von Bremen ist, eben diejenigen seyn, die Schobinger und Goldast abgeschrieben haben.“

Aber bleibt auch dieser geringe zweifel noch bestehen, die Bremische handschrift könne schliesslich doch noch auf anderer grundlage beruhen, eine grössere bedeutung, etwa wie der Jenaische minnesingercodex, erhält sie trotzdem nicht, indem die lieder, die man aus ihr

1) S. X. 2) S. XVII.

kennen gelernt hat, „mit der pergamenten urkunde [zu Paris] ganz genau übereinkommen.“ [1] So bietet sie nicht als neuer fund interesse, sondern nur um zu sehen, einerseits, wie Bodmer aus den von hier mitgeteilten strophen lernt, und anderseits, wie seine anfrage über Hamburg nach Bremen anregend, zu ähnlicher tätigkeit ein beispiel gebend wirkt.

Der erste, der die Schweizer auf diese abschrift aus dem Pariser codex aufmerksam macht, selbst noch im unklaren, um was für eine art von handschrift es sich hier handelt, ist Schöpflin. Am 2. januar 1745 schon schreibt er an Bodmer: [2] „Zu Bremen soll ein Codex MSC. von gleicher Art wie der Cod. Regius sich befinden, welcher mit alten Teutschen Paraeneticis angefüllt.“ Und unverweilt sucht Bodmer von dieser handschrift in Bremen genauere nachricht zu bekommen. Im jahre 1742, in jener kritischen zeit, da noch ungewiss war, ob der sieg sich auf Gottscheds oder seine seite neigen würde, hatte er durch das geschenk seiner „Helvetischen Bibliothek“ sich einen correspondenten in Hamburg gewonnen, über den er allerdings später klagt, er habe nicht entschieden genug seine partei genommen, [3] den fröhlichen dichter des weins, Friedrich von Hagedorn, der gleich ihm, im gegensatz zur Gottschedischen richtung, mehr dem englischen geschmack sich zuwante. Ihn hatte er auch schon vor 1745 für die altdeutsche poesie zu interessieren versucht. Jezt wendet er sich an ihn, um näheres von dem Bremischen manuscript zu erfahren. Am 11. mai 1745 schon meldet Hagedorn: [4] „Ich bin im Stande, wegen des alten Codi-

1) Proben, Vorbericht s. XI.

2) Ungedruckte briefe an Bodmer auf der Zürcher stadtbibliothek. Codex Regius ist der Pariser minnesingercodex, um den er sich zu gunsten der Schweizer damals bemühte.

3) Statt anderer stellen diene zum beweis des behaupteten nur eine, aus einem briefe Bodmers an pfarrer Meister in Küssnacht am Zürichsee, vom 2. febr. 1769: „Wenn Sie nur sagen wollen, dass Hagedorn übel zufrieden gewesen, weil wir zu viel Eifer für das, was wir guten Geschmack nennten, bezeigete, so können wir es nicht leugnen. Es ist eben so wahr, dass er selbst zu wenig Eifer dafür und zu viel Furcht gehabt hat. Seine Vertragsamkeit gieng so weit, dass er oft die Wahrheit verschwiegen hat, wenn seine Ruhe hätte in Gefahr kommen können. Er dorfte sich kaum für die offenbarsten Wahrheiten erklären, die in seinen eigensten Grundsätzen lagen. Ich habe davon sein Geständniss in Händen. Ich habe ihm sehr zugesetzt, ihn aus dieser Blödigkeit zu erheben. . . . . Dieses [andre inzwischen angeführte sachen] waren Ausnahmen in seinem Geschmack: wie die Abneigung, sich der guten Sache mit einiger Ungelegenheit anzunehmen, Ausnahme in seiner Morale war. Aber um dieser Schwachheiten willen übersehen wir seine schöne und seine gute Seiten nicht.“ Ungedr. Briefe zu Zürich.

4) Ungedr. Briefe zu Zürich.

cis, der in Bremen seyn soll, Nachrichten einzuziehen Entweder kömmt ein Bremischer Bekannter in der nächsten oder der folgenden Woche nach Hamburg, oder ich schreibe auch alsdann an den dortigen Stadt Vogt, den Herrn Renner, der uns im Platteutschen ein Gedicht in vier Büchern, Hennynk de Han, im Jahre 1732 geliefert hat. Es ist ein rechtes Meister Stück, nach Art des Reinecke Fuchs, und ich hätte es Ihnen schon lange geschickt, wenn es Auswärtigen nicht unverständlich wäre ... Renner ist auch in denen Eigenschaften, die mit der Poesie nichts zu thun haben, ein schäzbarer Mann, und zu gefällig, um nicht meinem Ersuchen zu willfahren."

Und alles weitere ging durch diesen stadtvogt Renner. Ich muss bei ihm einen augenblick verweilen. Er wird gerühmt nicht nur als exacter geschäftsmann, als jovialer dichter, sondern auch als genauer kenner der alten niedersächsischen sprache. Hier im norden wie im süden ist die liebe zur alten deutschen litteratur niemals ganz erloschen gewesen. Während der mitte Deutschlands die aufgabe zufält, mit hintansetzung, ja geflissentlicher abwendung von der alten litteratur, eine neue algemeindeutsche sprache, eine auf moderne verhältnisse gegründete litteratur hervorzubringen: im norden wie im süden glüht der funke weiter, den diese, die Gottschedische, richtung nicht gerade auszulöschen bemüht ist, aber denn doch auch nicht um sich greifen lassen will; trotz der verachtung, in welche die denkmäler deutscher vergangenheit gesunken waren bei denen, die der sprache und litteratur damals pflegten, hier war etwas hochachtung vor den alten werken, etwas freude an ihnen geblieben. Sehr begreiflich, wider im gegensatz zu der mitteldeutschen richtung, dass der dialect dabei keine geringe rolle spielte; wante man sich im süden vorwiegend den alt- und mittelhochdeutschen, so wante man sich im norden in erster linie den mittelniederdeutschen und mittelniederländischen denkmälern zu. Ich will nur andeutend hervorheben, dass Dietrich von Stade dem niederdeutschen norden angehört. Und bei der generation, zu der Renner zählt — er war 1692 geboren und starb 1772 — kam zu der alteinheimischen anregung das vorbild der süddeutschen tätigkeit eines Schilter, Scherz usw. bis herab auf Bodmer als von bedeutendem einfluss hinzu. Der Bremer archivar Hermann von Post (1693—1762), einer der tüchtigsten Bremischen geschichtsforscher, veröffentlichte alte plattdeutsche gesetze und hinterliess bei seinem tode eine schäzbare samlung zu einem Bremischen idiotikon. Er gab auch verbesserungen zu Gottscheds Reineke Fuchs. Dem juristen Gerhard Oelrichs (1727—1789) wird eine seltene kentnis alter plattdeutscher dialekte, zumal des Friesischen, nachgesagt. „Er arbeitete bis an sein ende an einem sehr

volständigen glossar in deutscher sprache, über die Bremischen stadtrechte, und an einer deutschen übersetzung des alten friesischen gesetzbuches Asigebook.“ Und noch viele wären da anzuführen. Den mittelpunkt dieser bestrebungen bildete die bremische deutsche geselschaft, in deren archiven noch heut manch merkwürdiges denkmal treufleissiger arbeit verborgen sein mag. Denn vieles von dem dort geleisteten ist nie an die öffentlichkeit gekommen, und nicht wenig ist zu bedauern, dass wir über diese freilich lokale tätigkeit keine eingehende untersuchung besitzen. Ein werk aber, gearbeitet von männern, die in näherer oder fernerer beziehung zu der deutschen geselschaft standen, ist nachmals publiciert worden: das Niedersächsisch-Bremische wörterbuch 1767—71.[1]

Auch Renner war mitglied der deutschen geselschaft. Er war schon in weiteren kreisen Norddeutschlands bekant geworden durch jenes von Hagedorn genante gedicht Hennynk de Han (1732), worin er die geschichte des Reineke Fuchs bis zu seinem tode fortsezt. Dies gedicht hat ein sonderbares schicksal gehabt: man hat es in der tat, verführt durch den vorbericht des schalkhaften verfassers, lange für ein werk der alten zeit etwa wie Reineke Fuchs gehalten, sodass in Gräters Braga der sächsische pfarrer Kinderling ausdrücklich diese meinung zurückweisen muste.[2] Man sieht, es war nicht der unrechte, an den sich Hagedorn wante mit der bitte um nachricht über den Bremischen codex von minnesingern.

Erfreut kann schon am 28. september 1745 Hagedorn berichten: [Bodmer hatte ihm den Opitz in seiner ausgabe 1745 zugeschickt] „Der Vorbericht und die Anmerkungen zum Lobgesang auf den H. Anno haben mich ungemein vergnüget, und beygehende Antwort des Herrn Stadtvogts Renner in Bremen wird bezeugen, dass ich nicht verabsäumet, Ihrem Verlangen nach, den schätzbaren Codicem der die deutsche Sprache mittler Zeiten so sehr erläutern würde ausfündig zu machen und gesuchet, durch diesen meinen Freund, zu einer Abschrift zu gelangen.“[3] Der brief Renners war in Zürich nicht aufzufinden, wahrscheinlich hat ihn Bodmer an Hagedorn zurückgesant.

Vom 30. april 1746 aber ist ein brief Hagedorns datiert, der zeigt wie eifrig Renner dem auftrag nachgekommen: „Ewr. Hochedelgeb. letztes auf diese Oster-Messe gestelltes, mir sehr angenehmes Schreiben habe ich den 13. dieses wohl erhalten, da ich wenige Tage

1) Vgl. über all dieses Rotermund, Lexicon aller Gelehrten, die seit der Reformation in Bremen gelebt haben usw. Bremen 1818. 2 bde.

2) Braga und Hermode III, 2, s. 145.

3) Ungedr. Briefe zu Zürich.

vor dessen Einlauf für dieselben einen ausführlichen Brief nebst des Herrn Renners eigenhändigen Auszügen aus dem verlangten MSct. dem Herrn Sulzer zugefertiget und zur weiteren Beförderung empfohlen hatte ....“ [1] Der brief Renners fehlt widerum.

Was sich nun von seiner hand im nachlass Bodmers befindet, ist zweierlei: 1) Eine anzahl minnesingerstrophen, auf quartblättern, die hie und da in die gleichfals aus einzelnen blättern bestehende abschrift des Pariser codex von Breitingers hand eingelegt sind, und die man mit zum druck der „Sammlung“ in die schmutzigen hände der setzer gegeben. Jedes dieser blätter trägt seine nummer, woran zu erkennen ist, dass nicht wenige fehlen.[2] 2) Und dies ist wichtiger, 24 grosse bogenseiten mit der überschrift „Nachrichten von einigen alten deutschen Gedichten, welche sich in Mscto in Bremen befinden.“ Da dieses zweite stück bezug nimt auf die einzelnen blätter, so wird es mit ihnen zugleich übersant sein. Des mannes eifer hat sich nicht genug getan, nachricht und auszüge von der Bremischen handschrift der Minnesinger zu geben; noch drei andre handschriften altdeutschen inhalts kent er und hat er für Bodmer excerpiert. Wer weiss, über welche gleichgiltigkeit und ungefälligkeit in diesen dingen Bodmer noch weit später einmal über das andre klagen muss, der kann sich nur wundern über diese ausserordentliche teilnahme, die viel mehr tut, als von ihr verlangt wird, und das zu einer zeit, da die Minnesinger noch so gut wie ganz in verborgenheit ruhten, zu anfang des jahres 1746.[3]

Vornan auf dem grösseren schriftstück die nachricht von den in Bremen liegenden minnesingern. „Unter den Handschriften, welche aus dem Goldastischen Nachlasse in die Bibliothec eines Hochweisen Raths gekommen sind, ist eine Sammlung in Folio, 734 Seiten stark, von Hofliedern oder solchen Gedichten, wodurch Fürsten, Herren, Ritter und Gelehrte in den 12ten 13ten 14ten Jahrhunderten, der damaligen Gewonheit nach, den Lorberkranz zu erstreiten bemühet gewesen sind. Die Anzahl der Verfasser der in diesem Buche aufbehaltenen Lieder erstrecket sich auf 59, wiewol ein Verzeichniss forne eingeheftet ist, darinnen 140 erzählet werden, ungeachtet doch auch in der Unterschrifft stehet: *Die hie gesungen hant, nu zemale sint ir C vnd XXXVIIII.*“ Dann folgen die namen der 59 dichter. — „Ich habe

1) Ungedr. Briefe zu Zürich.

2) Ich habe nachträglich in einem ungeordneten pack der Zürcher stadtbibliothek „Altdeutsches, nro 88“ bezeichnet, einen teil der übrigen gefunden. Ebendort liegen jezt die übrigen sachen von Renner.

3) Erst ende 1746 erlangten die Schweizer die benutzung des Parisischen Minnesingercodex.



einige Auszüge beigefüget, falls der französische Codex von diesem unterschieden seyn sollte. Das meiste bestehet übrigens in Liebesliedern, darinnen die Erfindungen sehr vieles mit einander gemein haben.“ — „Was Goldast selbst von dieser Sammlung gehalten habe, zeiget diese auf dem ersten Blate derselben vorhandene Anmerkung: Goldastus in Collectaneis MSS. Vol. 2. in 4[to] p. 743 hasce cantiones vocat nobilem Germaniae antiquitatem, cui vix parem putat exstare.“ — Eine gleich darauf citierte stelle zeigt, dass Renner auch in den gedruckten schriften Goldasts bescheid weiss. Aber aus keiner anzeige gewint er sicherheit, dass der Bremer codex nur eine abschrift sei des Parisischen, der ihm ja unbekant ist.

Wichtiger für uns und interessanter ist, was er unter nr. 2—4 mitteilt:

2) „Das andere Buch, welches sich in der hiesigen Rathsbibliothec aus Goldasti Nachlasse befindet, ist der *Wigolais*, dessen in den Animadversionib. ad Paraeneticos hin und wieder Erwähnung geschiehet, von 150 gespaltenen Seiten in 4[to]. Die Handschrift ist aus dem 14[ten] Jahrhundert, wie am Ende stehet: *Diſ bůch wart vollebrach an dem balmabent do man zalt von gottiſ geburt drei zehen hundert jar darnach in dem ſechſten vnd funfzigoſten iar* ... Den Dichter nennet Goldast von Grauenberg, wovon ich jedoch in dem Werke selbst keine Spur finde.“ Und dann bietet er den schluss des gedichtes, aus welchem erhelle, dass ein welsches original zu grunde liege, den anhang und die „Lehre, welche der Vater dem Helden nach dem Siege giebet.“

3) „Das dritte MSct aus der hiesigen Raths-Bibliothec enthält den *Freidank*, benebst noch einigen anderen Gedichten, auf 342 seiten in 4[to]. Der öberste dritte Theil des ersten Blattes ist abgerissen, und lautet der jezige Anfang so:

Ich bin genant bescheiden(abgerissen)
Die aller tugende crone treit ....“ Usw.

„Das darauf folgende Gedicht handelt von dem *H. Alexio* und hebet sich also an:

O Jesus Crist vil ſúſser got
Der engel keiſer Sabiot ....“

„Das dritte Gedicht heisset der *Busant*, welches von keinem sonderlichen Werth zu seyn scheinet. Wie es zur Hochzeit kommt, lautet es:

Der ſchriger ſprach wer geben wil
Durch got vnd vmb ere .....“

„Das vierte hat den Titul: *Der Ritter vnderm Zuber,* und ist eine Erzählung von unkeuscher Weiber List. Es hebt sich so an:

Es ist vns dicke vorgeseit
Das grofse liste vnd kundekeit
Kunnent etteliche wip . . . . ."

„Das fünfte hat die Aufschrift: *Von einem gewerbe vmb ein ander.* Die Anordnung ist scherzhafft, aber nicht sinnreich. Die Moral ist diese:

Wo nů ist ein iunger man
Der volge miner lere
Wil er werben vmbe ein wip
So můfs er fetzen finen lip
Das er zuchtikliche hofire . . . . ."

„Das sechste wird der *Kúnig von Frankrich* genannt, welcher auf falsches Angeben seine Gemalin verstosset, deren Unschuld aber entdecket wird:

Der kúnig hette einen marschalg
Dem mufte man leiften vberal
Was er zů hofe gebot
Davon die kúnigin kam in not
Die zarte kúniginne
Bat er vmb die minne
Vmb das fi ym das verfeit
Do fchuf er ir lafter vnd leit . . . ."

„Das siebende enthält eine Erzählung *von dem fchůler von paris*, welchen die sinnliche Liebe samt seiner Geliebten ins Grab brachte, dahingegen berichtet

Das achte Gedicht unter der Aufschrift: *ein hübifch fpruch von liebe* eine Bulerei, welche einen fröligern Ausgang gewinnet.

Jenes fängt so an:

Von minne lifet man dicke
Das minnecliche blicke
Zwei herzen fere enzundet
Vnd fo gar durchgrundet
Mit libe das fich zwei in ein
Flechtend herter denne ein ftein
Den man verwirket in ein wand usw.

Und dieses endiget sich in solcher Masse:

Er fprach Vćh wurdet mit zů dem libe
Behabt ir fie zů einem wibe
Sit ir ir fint gelegen bi —
Er fprach ich wil fi gerne han —
Ir bede veter gaben in gůt

Si gewunnen gnûg vnd hohen mût
Des beiagen ſi pris vnd ere
Der nahtigal rede iſt niht mere.

Das lezte, so *von eyme truncken bûben* überschrieben ist, scheint auch in trunkenem Muthe geschrieben zu seyn. Denn der besoffene Bube, nachdem er seiner Unbescheidenheit halber bei den Haren durchs Feuer gezerret und geprügelt worden, wird also betend eingeführet:

Pater noſter here got vater vnſer
Ich wart nehein sertunſen
Mit dem hore durch die kol
Das weiſt du ſelber wol
Du biſt in den hīmeln
Mit benken vnd mit ſideln
Wart mir min rucke wol gebert
Warum haſt du mir das beſchert
Geheiliget werde din name
Zwar ſi mugen ſich ſchame
Das ſi mich ſo ſere geſlûgen
Vnd mit dem hore vmbe trûgen usw.

Das Ende fehlet, welches bewandten Umständen nach wol zu verschmerzen ist.

Übrigens sind in diesem Codice, welcher auch zum Goldastschen Nachlasse gehöret, viele Liturae, von welchen ich nicht sagen kan, dass sie allemal eine wirkliche Verbesserung mittheilen." [1]

4) „In der Bibliothec des Athenaei regii Bremensis ist ein Codex membranaceus in kleinem folio, darinnen, ausser dem Sachsenspiegel, *Conradi Wurzburgenſis Hymnus in laudem virginis Mariae* enthalten. Er ist in der Mitten des 14ten Jahrhunderts geschrieben:

Do man ſcref anno dñi m̊
c̊c̊c̊ quadrageſimo ſexto
. . . .
Do hadde dit ſchriuent ende usw.

Die Vorrede des Sachsenspiegels ist in Versen abgefasset und der Anfang davon dieser:

1) Die handschrift ist (mit ausnahme des Freidank) zuerst abgedruckt von Meyer und Mooyer unter dem titel „Altdeutsche Dichtungen" Quedlinburg und Leipzig (Basse) 1833. Zuerst geschieht ihrer, wie auch dort auf s. IX richtig angegeben ist, eine öffentliche erwähnung in Leonhard Meisters „Beyträgen zur Geschichte der teutschen Sprache und National-Litteratur" 1777, teil I, s. 94; doch ist zu bemerken, dass die Meistersche nachricht auf direkte mitteilung Bodmers zurückführt.

Speghel der Sassen dit bûch ist genant.
Wan Sassen recht is hir an bekant,
Alse in eineme speghel de vrowen ...."

„Der Gesang des Conradi von Würzburg, welcher 32 gespaltene Seiten einnimmt, ist so voller buntscheckigter Malerei, dass man sich darüber verwundern muss, und achtete ich ihn wol werth, dass er gemein gemachet würde, um den Geschmack der damaligen geistlichen Dichter daraus zu erkennen, wann nicht einige Ausdrückungen in Ansehung der Jungfrauen Marien darinnen wären, die anstössig sind. Der Anfang lautet also:

Hey kunde ic wol in mitten
In mines hertzen smitten
Gheticht von golde smeltzen ...."

Von diesem gedicht, der goldenen schmiede Konrads, hat der eifrige nicht weniger als 280 verse abgeschrieben.

Ein briefwechsel zwischen Bodmer und Renner, der lehrreich genug sein würde für die kentnis der damaligen altdeutschen forschung, scheint nie zu stande gekommen zu sein. Ein brief nur findet sich in Zürich von Renner an Bodmer (vom 18. october 1748), worin er ihm dankt für die überschickten proben der alten schwäbischen poesie. Später, als man subscribenten sammelt für den druck des ganzen Pariser codex, da wendet sich Bodmer durch Hagedorns vermitlung wider an Renner; so ist in Bodmers nachlass ein brief dieses lezteren an Hagedorn vorhanden, datiert vom 5. april 1754, daraus ich eine grössere stelle mitteilen will:

„Der Geschmack in Ansehung der deutschen Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, zu deren Ausgabe Hr. Orell [Buchhandlung in Zürich] erklärte Käufer suchet, ist hier ein wenig besser als in Hamburg, und ich habe drei Liebhaber dazu gefunden, nemlich den H. Archivarium Dr. Post, den H. Pastor Joh. Vogt und den H. Professor Cassel, denen ich mich zugeselle. Sollte das kleine Bremen wol stolz werden dürfen in diesem Stücke vor dem grossen Hamburg einen Vorzug zu gewinnen, dass es vier Abdrücke, dieses aber nur Einen beansprucht. Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit, dass H. Dreier für Sie eine Abschrift einiger flüchtiger Uebersetzungen aus den Proben dieser Dichter von mir verlanget, welche ich ihm aber aus einer Ursache gewegert, die mich annoch jetzt abhalten sollte, Ihnen dieselben mitzutheilen. Sie sind stehenden Fusses, währenden Brunnentrinkens und auf Veranlassung der Frau von Vrints verfertiget, welche meiner spottete, dass ich mich mit solchem altfränkischen und vieleicht abgeschmacktem Zeuge beschäftigte, und dieselbe ist es auch, die mir

befiehlet, sie Ihnen zuzuschicken und zugleich Ihnen ihre unveränderliche Hochachtung zu bezeugen.

Sie werden leicht wahrnehmen, dass die Uebersetzungen sehr frei, und Nachahmungen mehr ähnlich sind, weil erwähnte Umstände es eben nicht litten, auf den eigentlichen Nachdruck vieler Wörter, die mehr sagen wollten, als ich gesagt habe, stark zu denken: wie ich denn auch das Matte und Kriechende, so mit eingeschlichen, mir als mein Eigenthum zum Trost in meinem ersten Stufenjahre feierlichst vorbehalte.

Indessen habe ich doch die Ehre der schwäbischen Minnesinger gerettet und mehrern Frauenpersonen, die durch den Beifall der Fr. v. Vrints gereizet worden, eine Begierde dazu erwecket, als Hamburg und Bremen Männer aufzuweisen hat, denen nach diesem Leckerbissen gelüstet.

Ich wünsche dem H. Orell in andern Gegenden mehr Liebhaber, damit sein Vorhaben zu Stande komme, und der löbliche Zweck der Herren Breitinger und Bodmer, denen ich mich gelegentlich zu empfehlen bitte, erreichet werden möge ...."

Ein teil dieser „flüchtigen übersetzungen" war es denn wol, den Renner 1760 veröffentlichte unter dem titel: „Die Winsbeckin, oder mütterlicher Unterricht glücklich zu lieben und zu heirathen. Das alte deutsche Original mit einer gereimten hochdeutschen Uebersetzung von Franz Heinrich Sparr." [1]

War die Bremische handschrift weniger wertvoll, und nur interessant durch die anregung zum studium des Altdeutschen, die von ihr ausgieng: wirklich neues brachte der jenische codex; und nicht bloss neue lesarten, die in der „Sammlung von Minnesingern" ihren platz fanden, sondern auch eine ganze reihe neuer gedichte teils schon bekanter, teils noch unbekanter verfasser, die erst viele jahre später, in Müllers „Sammlung deutscher Gedichte des 12., 13. und 14. Jhs." und auch hier noch nicht ganz volständig veröffentlicht wurden. Wie Bodmer die proben der alten schwäbischen poesie ans licht gibt, weiss er noch nichts von diesem jenischen codex; erst durch die proben werden zwei männer in Jena veranlasst, ihm von dem vorhandensein, der beschaffenheit und dem inhalt desselben näheres mitzuteilen. Gegenüber den heftigen klagen über die untätigkeit der deutschen geselschaften, die so oft von der vorwärtsschreitenden litteraturbewegung, von Bodmer selbst, von Lessing u. a. immer von neuen erhoben werden, ist es wol am platze zu betonen, dass auch diese leute wider mitglie-

1) Vgl. „Briefe berühmter und edler Deutschen an Bodmer" hrsg. v. Stäudlin. 1794. S. 17/18.

der einer deutschen geselschaft, eben der jenaischen, sind. Auch diese geselschaft, wiewol nicht gestiftet, aber bald sich richtend nach dem muster der Leipzigischen, wendet sich almälig von Gottsched ab und naturgemäss den Schweizern zu; zwei briefe Wiedeburgs an Bodmer und Breitinger, beide von gleichem datum, dem 7. mai 1748, kenzeichnen zuerst diesen abfall auch äusserlich.[1] Ein jahr später, vom 3. mai 1749, datiert sind die diplome, durch welche sowol Bodmer wie Breitinger zu ehrenmitgliedern der jenaischen geselschaft erhoben werden.[2] Eben dieser Basilius Christian Bernhard Wiedeburg, der unter beiden urkunden als secretär der „teutschen" geselschaft unterzeichnet ist, hat sich die meisten verdienste um den jenaischen Minnesingercodex erworben; er hat den ganzen im jahr 1751 abgeschrieben, und er zuerst hat eine genauere kentnis dieses codex algemeiner vermittelt durch seine „Ausführliche Nachricht von einigen alten teutschen poetischen Manuscripten aus dem dreyzehenden und vierzehenden Jahrhunderte, welche auf der Jenaischen akademischen Bibliothek aufbehalten werden," Jena 1754. Er war professor an der universität zuerst der philosophie, dann nach dem wunderbar wechselnden modus des vorigen jahrhunderts der mathematik und naturwissenschaften.

Aber Wiedeburg ist weder der erste, der den codex kent, noch der erste, der die Schweizer auf ihn hinweist. Es ist wie bei der Pariser Minnesingerhandschrift; von einer wideraufindung im wörtlichen sinne kann keine rede sein; schon zuvor hatte, wie Wiedeburg in der „Nachricht" angibt, der jenaische bibliothekar Mylius in den „Memorabilia Bibliothecae academicae Jenensis"[3] den jenaischen codex zur öffentlichen kentnis gebracht und beschrieben. Der mann aber, der — mittelbar durch Gottsched angeregt — der handschrift zuerst eine eingehendere aufmerksamkeit zuwante, und zugleich die erste kunde derselben den Schweizern mitteilte, unterzeichnet sich in seinen briefen Jacob Wilhelm Blaufus, Fac. Phil. in Ac. Jen. Adjunctus. Sein erster brief, an Breitinger, ist datiert vom 17. weinmonats 1748: „Die Herren Magister Welche, (von welchen ich ein gehorsamst Compliment an Ew. Hochwürden zu bestellen habe,) versichern mich, dass Ew. Hochwürden eben damahls, als sie das unschätzbare Glück genossen, sich mit denenselben zu unterreden, nebst dem grosen Bodmer mit der Ausgabe eines corporis poetarum veterum Teutonicorum umgegangen: dass unser teutscher Perrault [Gottsched] nicht wenig durch solche würde beschämt; und dass seine Unwissenheit in den Schicksalen der

1) Der eine im Bodmerschen, derandre im Breitingerischen nachlass zu Zürich.
2) Wider das eine in Bodmers, das andre in Breitingers papieren.
3) Jena und Weissenfels 1746, s. 376, nr. 18.

Dichtkunst unter den Teutschen würde aufgedeckt werden. Wie begierig bin ich nicht worden, diese Ausgabe fertig zu sehen: zumahl da ich daran ein Muster bekommen würde, welches ich bey einer ähnlichen Arbeit, wiewohl sehr unvollkommen, nachahmen werde. Ich weiss, dass es Ew. Hochwürden nicht unangenehm seyn wird, wenn ich mich hierüber deutlicher erkläre. Es sind demnach schon zwey Jahre, dass ich etwas sorgfältiger die alten teutschen Manuscripte in hiesiger Akademischen Bibliothek durchgesehen: weil ich vernommen, dass Gottsched sich solche ausgebeten, dass man sie ihm aber versagt hätte: weil die Universität es für dienlicher fand, dass sie von einem aus ihrem Mittel durchgesehen, und bekannt gemácht würden. Man gab mir insbesondere, da ich hiezu Lust bezeiget, die Erlaubniss alle durchzugehen, und ich bin über die seltenen Denkmahle des teutschen Witzes in den mittlern Zeiten erstaunet. Vor andern habe ich eine Beschreibung von den Schicksalen der Kreuzherren in teutschen Versen angetroffen,[1] welche auch der Geschichte ein groses Licht geben würde. So ist auch merkwürdig ein sehr groser Band von Gedichten, theils bekannter, theils unbekannter Meister. Unter die ersten sind zu rechnen Meister Stolle, Heinrich von Ofterdingen, Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Klinsor, Johann Bitterolf u. s. w. Da ich denn gefunden, dass wo nicht alle, doch sehr viele Lieder von denen darinne befindlich sind, welche den sogenannten Krieg von Wartenburg ausmachen; davon Spangenberg in seinem Buche von der edlen Kunst der Musika usw. wie auch von Aufkommen der Meistersänger,[2] und aus ihm Enoch Hammann in seinen Anmerkungen zu Opitzens Buch von der teutschen Poeterey S. 112. Erwähnung thut. Von unbekannten habe ich angetroffen den Liutscouwer, (welches wohl ein angenommener Nahme ist, und einen Zuschauer anzeigen soll,) den Helleviur, den Mysnere, Meister Alexander, Meister Robyn u. s. f. Ich will, diesen Winter über, meine Nebenstunden vornähmlich der weitern Untersuchung dieser alten Schriften widmen, welche Arbeit nicht ohne Vergnügen seyn wird, da einige, der damahligen Zeit nach, artige Gedichte darinne vorkommen. Auf die Ostermesse aber, G! G! werde ich die Ehre haben, eine Probe von diesen Bemühungen Dero Beurtheilung zu unterwerfen. Von dem Ausspruch Ew. Hochwürden soll alsdenn die weitere Besorgung von Recensionen von Schriften dieser Art abhangen, denn dieser ist der Ausspruch der Kritik! ....

N. S. Im Augenblick erhalte ich den Messcatalogum und finde ein Buch unter dem Titel: Probe Schwäbischer Poesie im XIII. Jahr-

1) In Mylius memorabilien s. 404, nr. 121.

2) In Kellers ausgabe (Stuttgart 1861) s. 122.

hunderte, das zu Zürch herausgekommen. Ich zweifle nicht, dass dieses eben das Werk ist, davon die H. Magister Welche mir gesagt haben: und wie froh binn ich meinen Wunsch sobald erfüllt zu sehen!"

Aber, was er selbst herausgeben will, verzögert sich über die ostermesse hinaus. Der nächste brief des mannes an Breitinger ist laut einer notiz im übernächsten verloren gegangen; dieser, der dritte, ist geschrieben am 10. august 1749; mit ihm zugleich erfolgten die diplome der aufnahme in die jenische deutsche geselschaft, die beide das datum des 3. mai tragen. Hier, in dem dritten briefe, heisst es: „Des Goldasts mir angepriesenes Werk habe ich seit der Zeit sorgfältig bey meiner unter den Händen habenden Ausgabe der Probe der Poesie aus dem XIII. Jahrhunderte gelesen; und sowohl aus diesem als dem Rythmo vom Heil. Anno vielen Nutzen geschöpfet. Am meisten aber ist mir Dero herausgegebene Sammlung nebst dem beygefügten Glossario zu desto bequemerer Beförderung meiner Absichten beförderlich gewesen. Sonst habe ich die Gedichte in Dero Sammlung und die im Jenischen Codice gegen einander gehalten: und die Ihrigen nicht darinne gefunden. Weil izt die Zeit zu kurz ist, meinem Versprechen gemäs, eine Probe Denenselben zu übersenden: So will ich mir die Ehre, dieses zu thun, bis künftige Michaelmesse vorbehalten. Das Exemplar, das ich von Dero Gewogenheit erhalten habe, ist von mir der Gesellschaftsbibliothek einverleibt worden: so wie es von Ew. Hochwürden, unter dem Bedinge, dass ich mir die Sammlung schon angeschaft hätte, verordnet war ...."

Ob er die hier zugesagten Proben aus dem jenischen codex wirklich zugesant, ist nicht zu sagen; der nächste brief ist wider verloren worden. Nach und nach wird des mannes interesse durch andre dinge gänzlich von den altdeutschen studien abgelenkt; aber alsobald tritt ein stelvertreter für ihn ein, der oben genante Wiedeburg. Doch ehe ich mich ihm zuwende, will ich noch auszüge geben aus zwei briefen von Blaufus, einem an Breitinger und einem an Bodmer, antworten auf die von Zürich ausgegangene aufforderung, subscribenten für eine gesamtausgabe der Minnesinger aufzutreiben. Es sind die einzigen briefe von Blaufus, die ich ausser den schon mitgeteilten noch habe finden können. Beide sind datiert vom 13. mai 1754. An Breitinger: „Es gehet den Menschen oft so, und auch wider ihren Willen, welches Dieselben auch an mir selbst werden wahrgenommen haben. Ich weiss mich noch gar wohl zu erinnern, dass ich mich zu einer Ausgabe von einer Probe der schwäbischen Poesie nach dem vortreflichen Beispiele der Ihrigen anheischig gemacht habe. Ich bin der erste gewesen, welcher in der hiesigen Universitäts Bibliothek einen dem

Manessischen ähnlichen Schatz entdeckte, und gleich bey dieser Entdeckung entschloss ich mich zu einer solchen Arbeit. Ich fand aber so grosse Hindernisse, dass ich allen Muth verlohr. Meine Absicht war, die Stücke mit kritischen Anmerkungen zu versehen. Wo aber war in unsern Gegenden, da man nichts als Lesebücher in Verlag nehmen will, nur zu Bestreitung der Papier- und Druckkosten für etliche Alphabeth ein Verleger aufzutreiben! Indessen hatte ich dem Herrn Prof. Wiedeburg von dem Codex Nachricht gegeben; und dieser hat es nicht ohne Mühe dahin gebracht, dass er von demselben und einigen andern Manuscripten eine historische Anzeige hat bekant machen können, welche er zweifelsfrey diese Messe Ew. Hochwürden wird übermacht haben. Da die teutsche Gesellschaft allhier endlich mit dem guten Vorsatz Sammlungen ans Licht zu stellen, so weit zu Stande gekommen, dass in dieser Messe eine Sammlung von Schriften zu den höhern Wissenschaften, und wieder eine zu den schönern Wissenschaften zum Vorschein gekommen ist: So denke ich in den künftigen Sammlungen der Schriften zu den schönern Wissenschaften einzelne Aufsätze aus besagtem Codex mit Anmerkungen anzubringen. In der ersten habe ich weiter nichts, darauf ich Anspruch machen könte, als das Trauerspiel: Brutus, das ich dem Voltaire nachgeahmt habe ..."[1] Und an Bodmer: „Herr Professor Wiedeburg hat mir von Dero Vorschlag Nachricht gegeben, eine Gesellschaft von Freunden der Minnesinger zu errichten. Wie gern wünschte ich, dass dieses Ihrem Eifer für die Ehre der Teutschen so anständige Vorhaben ausgeführt werde." Er wolle gewiss alles thun, einen platz in dieser Gesellschaft zu verdienen. Er beabsichtige, im nächsten jahre über Zürich eine Reise nach Rom zu machen, um dort das Arabische und Rabbinische von grund aus kennen zu lernen.

Wir wissen schon, als Blaufus dem altdeutschen interesse abstirbt, tritt Wiedeburg für ihn ein. Der erste brief von ihm, den ich finde, der vom jenischen Minnesingercodex redet, ist an Bodmer gerichtet und stamt vom 6. mai 1751. Er entschuldigt sich zunächst wegen langer säumnis im schreiben. „Hauptsächlich hielt mich dieses auf," so heisst es dann weiter, „dass ich mir vorgenommen hatte, von dem in unsrer Universitäts Bibliothek befindlichen Codice, darinnen Gedichte aus dem 13ten Jahrhunderte aufbehalten werden, umständlichere Nachricht zu ertheilen, nachdem ich sahe, dass Herr Adjunct Blaufus von Zeit zu Zeit damit verzog: und diss hat mir mehr Zeit weggenommen als ich anfangs glaubte. Ich habe die ganze Sammlung, mit aller mir möglichen Genauigkeit abgeschrieben. Meine Absicht war freilich,

1) Vgl. Goedekes Grundriss.

dieselbe durch den Druck bekannter zu machen. Allein es ist mir an unserm Orte bishero ohnmöglich gewesen, einen Verleger auszumachen. Unsre hiesigen Buchhändler begnügen sich mit dem Verlag der Collegen-Bücher, darüber gelesen wird, und kleinerer piecen: oder wenn sie ja ein grösseres Werk übernehmen, so muss es gewiss von dem Inhalte seyn, dass sie sich in ein paar Jahren den Vertrieb davon versprechen können. Unter den Umständen entschloss ich mich wenigstens Ew. Hochwürden diesen Schaz nicht länger vorzuenthalten. Ich erkühne mich dennenhero zu bitten beyliegende Abschrift geneigt von mir anzunehmen, und als ein geringes Angedenken von mir aufzubehalten. Vielleicht bin ich im Stande, einen Auszug davon bekannt zu machen; und wenn dieses erfolget, so werde ich die Wahl der Stücke, welche eine Bekanntmachung für andere verdienen, dem Urtheil Ew. HochEhrw. überlassen: als zu welchem Ende, ich die in meinem und dem beyliegenden Exemplar befindlichen Strophen, auf einerley Art numerirt habe. Sonst halte ich diesen Codicem für ein Original; und glaube nicht, dass er, wie der Bremische, dessen in dem gelehrten Vorbericht zu den Proben der alten schwäbischen Poesie Meldung geschiehet, eine Abschrift aus der Manessischen Sammlung ist. Einestheils bestätigt mich in dieser Meinung die unterschiedene Rechtschreibung und der ganz verschiedene Dialect; andern Theils aber auch diss, dass hier manche Strophen bald ganz andre, bald mehr oder weniger Zeilen haben, als dort. Von den historischen Umständen dieses Manuscripts, habe ich weiter nichts erfahren können, als dass es gleich bey Grundlegung unsrer Akademie, nebst andern Büchern in der Bibliothek des Stifters Churfürst Johann Friedrichs, von Wittenberg hierher gebracht worden ist: allein übel conservirt; indem nicht nur der Anfang und Ende, sondern auch im Buche selbst einige Blätter fehlen. Nächst dem aber ergibt der Augenschein, dass es sehr alt ist. Es ist mit Mönchsschrift auf altes Pergamen geschrieben. Doch glaube ich nicht, dass es auf einmal zu Stande gebracht worden ist; Indem verschiedene Hände daran gearbeitet haben. Im Hauptwerke selbst sind zwar nur zweyerley Hände gebraucht; allein hin und wieder sind einige Strophen an den Rand geschrieben, die ich hinten besonders gegenwärtiger Abschrift beyfügen lassen; und in ihnen findet man eine ganz andre Hand. Sonst hat der Abschreiber, der bey diesem Codice gebraucht worden, nicht alle gehörige Genauigkeit beobachtet. Die Orthographie ist sehr unbeständig, und es fehlen auch hin und wieder einzelne Wörter, auch wohl Zeilen: wiewohl einige bereits am Rande suppliret sind. Eine weitläuftigere Nachricht überschreitet die Grenzen meines Briefes. Ich war willens dieselbe auf ein paar Bogen besonders, als ein Send-

schreiben an Ew. HochEhrw. drucken zu lassen: Weil aber wegen allzuhäufiger Messarbeit die Pressen besetzt waren, so ist es bisher unterblieben; doch behalte ich es mir, mit Dero Erlaubniss vor, dieses Vorhaben, so bald unsre Buchführer von der Messe kommen, auszuführen.

N. S. Ich habe vergessen zu melden, dass in beyliegender Abschrift vor einigen Strophen ein NB befindlich ist, dadurch ich diejenigen habe anzeigen wollen, über welche im Original musicalische Noten geschrieben sind."

Die abschrift des jenischen codex, die Wiedeburg zugleich mit diesem brief übersante, ist noch erhalten.[1] Es sind nahezu 300 seiten, sauber und deutlich, so viel ich sehe, von Wiedeburg selbst geschrieben, das ganze in zierlichen, goldgeschmückten band des vorigen jahrhunderts gebunden, das format grossquart. Auf der dritten seite steht der titel, der nach der „Nachricht" auswendig auf den deckel der handschrift auf ein kleines aufgeklebtes zettelchen geschrieben ist: „Ein Aldt MeisterGesangbuch auff Pergamen." Und auf s. 5 folgt die darbringung: „Dem Hochwürdigen und Hochgelahrten Herrn Herrn Johann Jacob Breitinger öffentlichem ordentlichen Lehrer der griechischen Sprache und Canonicus des Stiftes zu Zürch übergiebt gegenwärtige Abschrift eines in der jenaischen Academischen Bibliothek befindlichen Manuscripts und empfiehlet sich zu fernerem geneigten Wohlwollen Basilius Christian Bernhard Wiedeburg der Weltweisheit auserordentlicher öffentlicher Lehrer zu Jena, und der dasigen teutschen Gesellschaft Secretar.

Jena im Monath May 1751."

Tiefer als vor der hand noch Renner, tiefer als Blaufus ist Wiedeburg in das verständnis der alten denkmäler eingedrungen. Seine briefe an Bodmer, teilweise von entsezlicher länge, geben nicht nur buchtitel und sprechen von der noch weit ausstehenden tat einer minnesingerpublication; sie gehen den sachen sehr energisch zu leibe; man merkt sofort, dass man einen mann vor sich hat, den nur die menge und schwere anderweitiger berufsgeschäfte von einem mit eifer erfassten und mit sorgfalt gepflegten lieblingsthema nach und nach abzuziehen vermochten. Ich gebe aus der umfänglichen correspondenz nur die stellen, worin von altdeutschen dingen die rede ist.

An Breitinger. 26. April 1752.

„Der leztere güthig communicirte Vorschlag wegen der Fortsetzung des Schilterischen Thesauri, hat, eben so wie der von einem

1) In dem schranke, der Bodmers nachlass enthält.

von Denenselben beliebten Circularschreiben, also bald einen einstimmigen Beyfall erhalten. Ich würde selbigen auch längstens befolget haben, wenn andre Geschäfte mich nicht abgehalten hätten, und verhindert einen Verleger zu ersterem mit mehrerm Ernst zu suchen. Ich freue mich indessen, dass ich unvermuthet wenigstens doch einige Hoffnung denselben zu finden kürzlich erhalten habe. Es ist mir dieses um so viel lieber, da in unsrer Universitäts Bibliothek noch eins und das andre befindlich ist, so zu diesem Vorhaben gehört, und davon ich Ew. HochEhrw. eben so wol als von dieser Sache überhaupt, vielleicht gleich künftige Messe nähere Nachricht geben werde."

An Breitinger. 14. Mai 1753.

(Breitinger hat ihm die Wernickischen Gedichte[1] als Geschenk übersant, um dafür den Dank) „einigermasen thätig zu entrichten, lege ich hier einige Kleinigkeiten bey. Das Manuscript ist ein Ergänzungs Stück eines alten Gedichtes, das ich im Ausgang des 13.ten oder zu Anfang des 14.ten Jahrhunderts verfertigt zu seyn schäze. Es findet sich zum Theil in Eccards *Scriptoribus medii aevi*, und ist nach einem Exemplar in der Wolfenbüttelischen Bibliothek, welches aber defect ist, abgedruckt. In unsrer akademischen Bibliothek findet sich dieses Alterthum auch; aber ganz. Es ist ein pappirner Codex mit Mönchs-Schrift, allein in besondern Format. Er hat die Länge von gemeinem folio, und die Breite ist etwas kleiner als octav. Was ich unterstrichen habe, ist mit rothen Buchstaben geschrieben. Uebrigens ist die Schrift ziemlich leserlich, und darhinter ist ein andres teutsches Gedicht, welchem ich eben dieses Alter beylege, und das den Titel hat: *Spiegel der menschen selikeit.* Der Verf. fängt von der Erschaffung der Menschen an. Darauf kommt er auf Sündenfall, den göttlichen Rathschluss die Menschen zu erlösen, dann auf Mariae Geburth, und die mehresten Geschichten unsers [Herren] aus den Evangelisten. Den meisten Theil nimt die Legende von der Jfrau Maria ein. Das Gedicht ist nach Absäzen geschrieben. Diese fangen sich fast alle überein an: Wir habin gehort wie usw. Nu sule wir horen wie usw. Darauf folgt eine kurze beschreibung und einige Gedanken darüber, welche insgemein mit einer angestellten Vergleichung beschlossen werden . . . . ."

„. . . H. Adj. Blaufus wird selbst schreiben und seine vermischten Beyträge, zur Erweiterung der Känntniss merkwürdiger und seltner Bücher, die er diese Messe herausgegeben übersenden . . . ."

Zu diesem brief gehört eine beilage von 16 seiten grossquart, welche die überschrift führt: „Supplementa Poematis antiqui germanici

1) Die von den Schweizern 1749 herausgegebenen (1763 widerholten) „Poetischen Versuche" Wernikes.



de Amissione Terrae sanctae Eccardi scriptoribus medii aevi T. II. p. 1455 inserti quae e manuscripto Codice in Bibliotheca Ienensi Academica adseruato addidit & S. R. Joh. Jac. Breitingero D. D. Basilius Christianus Bernhardus Wideburg P. P. Ienae mense Maio CIƆIƆCCLIII.“ Also eben das gedicht, von dem Wiedeburg ein jahr später in der „Nachricht“ Nachricht und Auszüge, dieselben, die er hier den Schweizern mitteilt, an die Oeffentlichkeit gab.

An Bodmer. 7. Mai 1754.

(Er übersendet anbei die sammlungen der jenischen deutschen geselschaft und seine „Nachricht“.) „Meine Nachricht betreffend, so ist meine hauptsächliche Absicht bey derselben gewesen, diese Manuscripte und zum Theil schönen Ueberbleibsel der alten wahren Dichter bekannter zu machen. Man achtet sie zu unsern Zeiten fast gar nicht, und ich habe daher auch wenig Beförderer des Orellischen Vorhabens ausfindig machen können. Man denket diese Sachen gehören Eigenthumsweise für den Poeten, und wer davon nicht Profession macht, siehet ein solches Unternehmen fast gar verächtlich an. Unter denen, die die Poesie verstehen wollen, ist nur ein sehr geringes Häuflein welches glaubet dass ihm die Sache etwas angehet: und so finden sich freilich wenige Liebhaber. Ich habe daher geglaubt man müsse die Sache auf einen andern Fuss setzen. Wir leben in einem seculo in welchem, wenigstens bey uns die Historia litteraria das Modestudium ist. Ich glaubte daher dass ich unter dem Scheine, zu dieser Beyträge zu liefern am ersten Gelegenheit hätte, der Welt unsre Manuscripte bekannter zu machen. Daraus ist gegenwärtige Nachricht erwachsen, deren Aufnahme ich nun erwarten muss. Uebrigens bin ich zwar so ganz unglücklich in dem Versuche Dero Vorschlag zur Ausführung zu bringen, nicht gewesen: aber ganz bin ich doch nicht zu Stande. Ohngefehr zehen sind derer, welche sich entschlossen, durch ihren Beytrag die Herausgabe der alten Dichter zu befördern: sie sind aber mehrentheils Auswärtige: und unter diesen ist der berühmte Herr Graf von Bünau,[1] der voritzt Statthalter unsers Fürstenthums ist. Vor ohngefehr 14 Tagen habe ich von selbigem Briefe erhalten, darinnen er sich dazu anheischig macht: aber er schlägt dabey folgende Bedingungen vor: nemlich dass allemal von jedem eine gute teutsche Uebersezung, in unsrer Sprache wie sie itzt üblich ist, daneben gedruckt werden soll.“ Zu den andern gehöre Rector Stuss in Gotha. Er will noch ferner Abonnenten sammeln und in Wolfenbüttel sammeln lassen. Auch für Breitinger und Wieland schickt er je ein Exemplar der „Nachricht“ mit.

1) Der berühmte historiker.

An Bodmer. 10. October 1754.

„. . . Aber freilich gehöret noch sehr viel dazu, ehe wir die gebührende Achtung gegen Witz und Poesie unter uns Teutschen allgemein nennen können. Ein neuer Beweis ist die von mir unerwartete Aufnahme der Orellischen Aufforderungsschrift:[1] und es ist mir nahe gegangen, dass ich selbst dabey nicht mehr ausrichten können. So weit habe ich es zwar gebracht, dass ich 10 bis 12 unter meinen Freunden dahin vermocht, dass sie an der Ausgabe theilzunehmen sich entschlossen: es ist mir aber gleichfalls bey mehreren so gegangen, dass sie erst durch zehnerley Bedingungen wegen eingebildeter Unkosten sich verwahret: und was ist überhaupt eine so geringe Anzahl? Ich bin daher ungemein vergnügt zu vernehmen, dass noch andre Hoffnung übrig ist, diese Schätze uns in die Hände zu liefern. Soviel in meinem und einiger meiner Freunde Vermögen ist, werden wir alles anwenden, dieses zu befördern.

An Herrn Rector Stuss in Gotha, habe ich bereits wegen einer neuen Abschrift des Veldeks geschrieben und zweifle ich nicht, er wird es willig übernehmen, dass ich vielleicht künftige Messe damit aufwarten kann.

In unserm hiesigen Manuscript sind die *u* alle so geschrieben, wie ich sie abdrucken lassen. Ich habe weder *ú* noch *ů* darinnen gefunden, ausser, wie ich mich eben erinnere, in einigen sehr wenigen stellen, die mit fremder Hand hinzu geschrieben sind. Von diesem letztern Umstande kann ich nicht einmal was gewisses melden, da man, wegen einiger Differenzien und übeler Aufführung, unserm dermaligen Bibliothekar die Schlüssel abgefordert, dass sie vondem versiegelt bey dem Prorector liegen. Das aber weiss ich gewiss, dass in dem Hauptwerke dergleichen nicht vorkommt, daher ich schon lange auf die Gedanken gekommen, dass dieser Unterschied von einem verschiedenen Dialect herrühre. Bey dem was ich auch in meiner Nachricht von dem verschiedenen Dialecte beygebracht, habe ich mich auch vornämlich auf diesen Umstand bezogen, daher ich desto gewisser bin.

Auf Ew. Wohlgeb. Befehl setze ich aus dem Vater Unser des Codic. argentei Ulfilae folgende Stelle her:

𐌸𐌴𐌹𐌽	𐌵𐌹𐌼𐌰𐌹	𐌸𐌹𐌿𐌳𐌹𐌽𐌰𐍃𐍃𐌿𐍃	𐌸𐌴𐌹𐌽𐍃		
thein	*quimai*	*thiudinassus*	*theins*		
𐍅𐌰𐌹𐍂𐌸𐌰𐌹	𐍅𐌹𐌻𐌾𐌰	𐌸𐌴𐌹𐌽𐍃	𐍃𐍅𐌴	𐌹𐌽	𐌷𐌹𐌼𐌹𐌽𐌰
vairthai	*vilja*	*theins*	*sve*	*in*	*himina.*

1) Zur subscription auf die Minnesinger. Ich muss gestehen, diese aufforderung nicht zu kennen.

Joh. 12, 47. heist es *Jah jabai hvas meinaim hausjai vaurdam &c et si quis audierit verba mea.* v. 48. *saei frakann mis jah ni andnimith vaurda meina qui spernit me et non accipit verba mea.*"

An Breitinger. 10. October 1754.

„.... Sollte ich in der That so glücklich seyn, durch meine letzhin herausgegebene Nachricht meine Landesleute auf die ehrwürdigen Reste der teutschen Alterthümer aufmerksamer, und mit denselben bekannter zu machen, so wäre meine ganze Absicht erreichet, und meine geringe aufgewandte Mühe nur allzureichlich vergolten.

Ich freue mich dass wir Hoffnung haben, die glücklichen Bemühungen des seel. D. Scherz noch nach seinem Tode bekannt gemacht zu sehen.[1] Gebe nur der Himmel dass sie bald in Erfüllung gehet! Mit dergleichen Unternehmungen ist es nur allzuoft so beschaffen, dass sie völlig rückgängig werden, wenn sie einigen Aufschub leiden. Indessen ist es gleichwohl schon ein guter Anfang, dass man die Kosten nicht gescheuet, diese schöne Sammlung ihrem zu befürchtenden Untergange grossmüthig zu entreissen.

Für die übersandte Fabel sage ich gehorsamsten Dank. Ich bin noch nicht mit mir einig, was ich aus den *bieggerren*[2] machen soll: doch glaube ich Grund zu haben zu muthmassen, dass dieses Wort eher einen moralischen Character als die Mäuse selbst bedeute. Anfangs fiel mir ein, ob etwa das Wort so viel bedeuten sollte als heut zu Tage: *Geberden*; weil doch von dem Betrüglichen in den Geberden die Rede ist; allein es kommt mir diese Auslegung noch zur Zeit zu gezwungen heraus, wegen der gar zu geringen Ähnlichkeit. Ich werde auf was Besseres sinnen, und was ich etwa herausbringen möchte, Ew. Hochw. Urtheile unterwerfen.

H. Rector Stuss hatte mir vor einiger Zeit neue programmata de Epopoeia Iobaea und de exegesi sacra poetica zugesandt, auch eine vor vielen Jahren herausgegebene Einladungsschrift *de consilio novum Thesaurum Antiquitatum Teutonicarum edendi* beygeleget.[3] Sie waren für Ew. Hochw. bestimmt: aber es geschahe, dass sie in einem Hause abgegeben wurden, wo Feuer auskam, welches auch das Packet an mich

1) Es handelt sich vermutlich um die herausgabe der Minnesinger, deren kentnis Bodmer in gewissem sinne Scherz verdankte; er knüpfte wol, um seinem unternehmen eine günstigere aufnahme zu sichern, an den bekanten namen des durch die arbeit am Schilterschen Thesaurus so hochverdienten mannes an.

2) Bezieht sich auf die 43. fabel des Boner, welche die überschrift trägt: *Von einer Miuse und von ir kinden. Von Bieggeren.*

3) Über leztere vergleiche man Gottscheds kritische Beiträge bd. II, s. 418 fg., wo eine ausführliche inhaltsangabe sich findet.

ergriff, und ich erhielt anstatt der Innlagen, halb verbrannte Stücke derselben. Ich habe um andre Exemplare geschrieben; aber noch nichts erhalten: doch werde ich sie künftig gewiss beylegen." Das unterblieb für die leztgenannte einladungsschrift; Stuss hatte kein exemplar mehr seines eigenen werkes auftreiben können.

An Bodmer. 5. Januar 1756.

„Die vorigen Briefe von Ew. Wohlgeb. enthielten den ausdrücklichen Befehl, mit Zusammenbringung einer Gesellschaft, die unsre so schätzbare Ueberbleibsel des Alterthums drucken liess, inne zu halten, indem Dieselben andre Wege ausgemacht hätten, durch welche diese Absicht erreichet werden könnte ..... (Einige Beiträge hätte er noch, andre dagegen seien schon zurückgesandt) ... Ich getraue mir auch, durch Hülfe meiner auswärtigen Freunde, die Zahl von 30 wohl voll zu machen. So wären wir wohl im Stande ein Bändchen heraus zu drucken, aber für den Debit habe ich mich immer gefürchtet. Bey uns ist denselben zu erhalten gänzlich ohnmöglich, wenn nicht ein Buchhändler damit als mit seinem Eigenthum schalten kann. Ein Mann hat die Bekanntschaft nicht, dass er ein Werk vertreiben könnte, und allen und jeden eine Einnahme zu überlassen, die noch dazu einzeln einkommt, ist meinem Ermessen nach etwas gefährlich. Ein Verleger zu solchen Sachen, die schwehr abgehehn, weil wenig Liebhaber sind, findet sich bey uns nicht leicht.

Ich bin daher auf den folgenden Vorschlag gefallen, den ich Ew. Wohlgeb. zu reiferer Ueberlegung anheimstelle. Ich dächte, es wäre gut, wenn eine geschlossene Anzahl guter Freunde zusammenträte, die die Unkosten zu einem solchen Bändchen zusammen schössen. Ihre Namen würden vorangedruckt, sowohl zu einiger Aufmunterung als auch des folgenden wegen. Diese verglichen sich mit einem Buchhändler folgendergestalt:

1) Sie überliefern ihm die ganze Auflage, die nicht allzu stark seyn dürfte, nach Abzug der Exemplare eines für jeden Intressenten gerechnet, ohne Entgelt und als ein Geschenk.

2) Der Buchhändler müsste sich dafür anheischig machen:

a. Alle Jahr ein neues Bändgen zu liefern dazu er wieder nichts als die Druckerkosten beyzutragen hätte.

b. Von jedem Bändgen erhält jeder der vor dem ersten verzeichneten Intressenten ein Exemplar umsonst.

Sollte auf diese Bedingungen in Zürch kein Verleger auszumachen seyn, so getraute ich mir hier dergleichen zu verschaffen. Ich will gern alles beytragen, was in meinem Vermögen stehet. Ich bin zwar

von den Durchlauchtesten Herrschaften an die Mathematik gewiesen, und da ich voritzt auch die Physik mit zu versehen habe, werde ich freilich von dem mir so angenehmen studio der teutschen litteratur abgezogen; indessen werde ich mich nicht entbrechen, derselben ohne den geringsten Vortheil bisweilen einige Stunden zu widmen.

Doch würde ich mir in allem Dero Rath und Beystand erbitten.

Ich hoffe, wenn mein Vorschlag Beyfall findet, die Sache soll thunlich seyn. Es dürfen nicht einmal viel Intressenten seyn, um dem Buchhändler nicht den debit schwehrer zu machen: und wenn auch etwas mehr als ein paar Thaler von der Person aufzuwenden wäre, so dächte ich sollte diss nicht Schwiehrigkeit machen, da man doch nach und nach den Werth dafür wieder bekommt, und für die Ehre zur Erhaltung solcher Denkmääler der Würde unsers Vaterlandes ja wohl einen so mässigen Vorschuss wagen wird. Der Buchhändler risquiret auch nicht viel dabey, da man ihm so viele Vortheile in die Hände gibt. Die itzt zu erwartende Ausgabe der alten Fabeln müsste zum Muster dienen. Wär nur jemand, der den Vorschuss übernähme, so dächte ich, die Sache wär noch eher thunlich, wenn man auf einmal eine grosse Sammlung in fol. zu Stande brächte, und ihr den Titel eines neuen Toms zu dem *Thesauro antiquitatum germanicarum* edirte. Das Werk ist in vielen Händen, und wer die ersten Tomos hätte, würde doch auch die lezten mitnehmen . . ."

An Breitinger. 2. October 1756.

„. . . Sie urtheilen nach Dero gegen mich gewohnten Güte für mich, wenn Dieselben mir einige Verdienste in Bekanntmachung der alten Schwäbischen Dichter, und in Aufmunterungen die Bekanntmachung derselben befördern zu helfen beyzulegen belieben. Was ich auch zu dem Ende übernommen, halte ich solange fast für verlohren, als ich nicht mehr damit auszurichten glücklicher bin. Indessen werde ich durch den bisherigen wenigen Erfolg, den meine Bemühungen gehabt haben, mich nie ermüden lassen, weitere Versuche zu wagen . . . ."

An Bodmer. 12. October 1756.

„Ich bin erfreut, wenn meine leztere ohnzielsezlichen Vorschläge zu Beförderung der Herausgabe der alten schwäbischen Dichter, Dero Beyfall verdienen können: und noch mehr bin ich erfreut, da ich aus dem Schreiben des Herrn Canonici Breitinger erfahre, dass schon auf diese Messe der Codex Apologorum [1] herausgekommen ist. Meine Freunde und ich werden zu Fortsetzung eines solchen Instituti alles

1) Die Bonerschen fabeln.

mögliche beytragen. Unsrer sind zu wenig; und seitdem ich in eine andre Sphäre der Wissenschaften geworfen worden bin, auch mir mit akademischen und Facultetsarbeiten mehrere Zeit vergehet, kann ich durch Briefwechsel weniger als sonst ausrichten. Indessen habe ich alles unternommen, was in meinem Vermögen gestanden. Ich fand in einem neuen berlinischen Journal, dass H. Prof. Sulzer den mir von Ew. Wohlgeb. mitgetheilten Entwurf einer Association bekannt gemacht, um sich am besten die Vorschussgelder zu besorgen. Ich habe ihn darauf in die hiesigen Zeitungen drucken lassen, und mich zu gleicher Besorgung erbothen. Ohngefehr 10 meiner Freunde haben sich erklärt beyzutreten; und nun denke ich durch meinen Bruder, der in Erlangen UniversitätsBibliothekar ist, noch etwas auszurichten . . ."

An Bodmer. 15. Mai 1757.

Er bedankt sich: „wegen der einige Wochen vorher erhaltenen „Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger" meine vollkommenste Erkenntlichkeit zu versichern. So gross mein Vergnügen beym Durchlesen derselben gewesen ist, so schmerzhaft ist es mir, dass ich nun in einem Stande bin, wo mein Beruf, meine Ehre und auch mein Vergnügen, mich zu andern Beschäftigungen auffordern und wo ich in einem halben Jahre kaum wenige Tage den schönen Wissenschaften widmen kann. Indessen werde ich niemals aufhören nach meinem wenigen Vermögen Freunden und Beförderern dieser Studien behülflich zu seyn.

Weder von H. D. Hirzel noch von H. Orell ist mir bisher etwas zu Gesichte gekommen: und ich weiss daher nicht auf was Art ich Ihnen nützlich sein kann. Indessen freue ich mich, dass wir so nahe Hoffnungen haben den vortrefflichen Manessischen Codicem gedruckt zu sehen.

Für die Epopoee, deren Sie Meldung zu thun beliebet, und Gottfrieds von Strasburg Mere von der Minne [1] bin ich sehr eingenommen, da sie mir von einem solchen Kenner angepriesen werden.

Mit Hn. Rect. Stuss Ausgabe der Aeneis des von Veldegg ist es freilich in Stocken gerathen. Er ist schon ein alter Mann, und wie ich merke zu verdrieslich als dass er sich Mühe geben sollte, ohne Hoffnung zu haben, seine Bemühungen der Welt vor Augen zu legen . . . . Uebrigens meldete mir einsmalen Hr. R. Stuss, er finde Schwierigkeit das Manuscript recht zu brauchen, da doch Gottsched selbiges

1) die Bodmer aus einer hs. des Strassburger Johanniterhauses kante. Trotz mannigfaltiger ansätze, sie vorher zu drucken, ist sie erst in bd. 1 von Müllers samlung erschienen. Die erste Epopoee sind wol die Nibelungen.



ein halbes Jahr lang nach Leipzig bekommen.[1] Ich vermuthe fast, dass dieser etwa eine Ausgabe vorhat, und der Bibliothekar etwa sein Freund ist ....“

Ihren abschluss findet diese jenische episode (wenn ich so sagen darf) der damaligen mhd. studien mit einem briefe, welcher zeigt, warum weder Blaufus' noch Wiedeburgs stolze pläne voll begeisterung für das deutsche altertum in erfüllung gegangen sind. Beide haben das erscheinen der Nibelungen und der Sammlung von Minnesingern nicht mehr erlebt. Aber ihr interesse hat sich fortgeerbt auf den briefschreiber, der sich „M. Johann Gottfried Müller, Herzogl. Sächss. Gesammter Bibliothekar zu Jena“ unterzeichnet. Allerdings finde ich von ihm nur diese eine spur, die liebe zum deutschen alterthum verräth. Der brief ist geschrieben von Jena am 16. April 1761: „Es sind nunmehr beynahe drey Jahre verflossen, seitdem Hr. Prof. Wiedeburg und Hr. D. Blaufuss gestorben sind.“ Er habe mit ihnen gemeinsames vergnügen gehabt in der „Kritik der teutschen Sprache und in den ältesten Denkmalen derselben.“ „Inzwischen habe ich diese Bemühung, so geringschätzig sie auch den hiesigen Gelehrten vorkommt, keineswegs aufgegeben; dass ich vielmehr einige von meinen wenigen Neben-Stunden derselben mit Vergnügen widme. Unser akademischer Büchersaal enthält einige merkwürdige Ueberbleibsel der teutschen Dichtkunst in den mittlern Zeiten. Die mehrsten davon hat unser sel. Wiedeburg, dem Inhalte nach, bekannt gemacht, doch wurden ihm von dem vorigen Bibliothekar Mylius noch verschiedene vorenthalten, weil er solche in dem zweeten Bande seiner *memorabilium bibl. ienensis* selbst zu rezensiren gedachte. Vielleicht fügt es sich, dass sie bey einer besondern Gelegenheit noch umständlicher beschrieben werden; voritzt aber gebe ich mir die Ehre, nur eines Fragmentes zu gedenken, das ich von ungefähr angetroffen, und aus Dero Gegenden seinen Ursprung zu haben scheint. Es besteht aus 12 Folioblättern, in Pergamen, mit welchen die inneren Tafeln eines alten Werks von 6 Bänden bekleidet waren. In der Hoffnung, etwas ganzes zu gewinnen, habe ich sie abgesondert, nachher aber befunden, dass der Anfang und vielleicht auch sonst vieles von dem darauf verzeichneten Gedichte mangele. Meiner Unwissenheit, ob und wo dasselbe vielleicht schon vollständig abgedruckt sey, desto gewisser abzuhelfen, unterstehe ich mich also, verschiedene Strophen, den Anfang einiger Absätze und das Ende des

1) Schon 1745 hatte Gottsched sein „Programma de antiquissima Aeneidos versione Germanica, quae ante 600 annos auct. Henrico de Veldeck edita in Bibliotheca Gothana adservatur“ herausgegeben. Auch er war im besitz einer abschrift der Eneit, die jezt in Dresden ruht.

Gedichts beyzufügen, zugleich aber Ew. Hochwürden gehorsamst zu ersuchen, falls Denenselben hierunter keine gar zu geringe Kleinigkeit erscheinen solte, mich desfalls nur mit wenigen Worten geneigtest zu belehren. Im Fall, dass das ganze Gedicht von Unerheblichkeit und bereits gedruckt seyn solte, würde ich wenigstens nachsehen, ob unser Fragment durch verschiedene Lese Arten abwiche ..."

Die fragmente, welche zugleich an die Schweizer übersant wurden, stammen sicherlich nicht aus süddeutschen gegenden; sie sind in niederländischer mundart verfasst und gehören dem Partenopier und Meliur an. Es sind dieselben 12 blätter, die Göttling völlig abgelöst und Massmann 1847 publiciert hat.

STRASSBURG I. ELS. JOH. CRUEGER.

DREI KLEINE BEMERKUNGEN ZU GOETHES FAUST.

Bei einem werke wie Goethes Faust, das der grossen schwierigkeiten so viele enthält, ist es wol angebracht, auch kleinere anstösse, welche den aufmerksamen leser stören, aus dem wege zu räumen.

I. Zunächst will ich an einer stelle aus der Walpurgisnacht im ersten Theile des Faust erweisen, in wie hohem grade eine sinngemässe interpunktion das verständnis und die auffassung eines satzganzen erleichtert, und andererseits die mangelhafte und falsche zeichensetzung den klaren inhalt der rede verdunkelt und in das gegenteil verkehren kann.

Faust erblickt die zaubererscheinung des dem richtbeil verfallenen Gretchen und spricht (Ausg. von Loeper 3844 fgg.):

Welch eine Wonne! Welch ein Leiden!
Ich kann von diesem Blick nicht scheiden.
Wie sonderbar muss diesen schönen Hals
Ein einzig rothes Schnürchen schmücken,
Nicht breiter als ein Messerrücken!

An dieser stelle scheint bisher niemand anstoss genommen zu haben. Nur Schröer glaubt darin eine „anakoluthie des satzes" zu finden. Das ist jedenfals irrig; denn der lezte satz ist ganz einfach und grammatisch richtig construiert; nur besagt er, so wie er dasteht, etwas anderes als er nach des dichters absicht offenbar besagen solte. Denn, wenn wir z. b. zu jemand sagen: „Wie sonderbar muss dich die krone schmücken!" so trägt der angeredete natürlich die krone nicht; andernfals sprächen wir mit ausruf und pause: „Wie sonderbar! Muss

dich die krone schmücken!“ Genau dasselbe satzverhältnis findet sich an unserer stelle. Die Gretchenerscheinung trägt das schnürchen um den hals; Mephistopheles antwortet ja: „Ganz recht, ich seh' es ebenfalls.“ Und so lesen wir denn:

Wie sonderbar! Muss diesen schönen Hals .... schmücken!

Schröer will die anakoluthie des satzes durch einen gedankenstrich deutlich machen, was mir weniger passend erscheint.

II. (Loeper I, 991 fgg.):

Faust: Du nennst dich einen Theil und stehst doch ganz vor mir?
Meph.: Bescheidene Wahrheit sprech' ich dir.
Wenn sich der Mensch, die kleine Narrenwelt,
Gewöhnlich für ein Ganzes hält:
Ich bin ein Theil des Theils, der Anfangs Alles war usw.

Gegen den doppelpunkt hinter hält lässt sich füglich nichts einwenden; er ist das richtigste zeichen und jedenfals besser als das semikolon bei Kurz oder gar der punkt bei Schröer, da dieses zeichen, wenn es nicht etwa ein druckversehen ist, einen ganz unmöglichen satz schaft. In der logischen auffassung der sätze aber glaube ich von Loeper abweichen zu müssen. Er nimmt wenn gegensätzlich = während und lässt es dann unentschieden, ob die worte: „Wenn sich der Mensch ... hält“ als vordersatz zu dem folgenden, oder als nachsatz zu dem vorhergehenden zu fassen seien, in welch lezterm falle die interpunktion natürlich zu ändern wäre. Dagegen möchte ich den zusammenhang der rede folgendermassen erklären: Wenn ist conditionale partikel, und der damit eingeleitete vordersatz entbehrt des grammatischen nachsatzes; dieser aber ist aus dem sinne des ganzen leicht zu finden, nämlich „Meinetwegen“; eine erscheinung, die wie in andern sprachen, so bei uns in der gewöhnlichen rede, nicht ungewöhnlich ist und an unserer stelle bei der scenischen darstellung durch verächtliches achselzucken und spöttisch abwehrende handbewegung angedeutet werden kann. Also: Wenn der mensch sich selbst ein ganzes dünkt, nun wohl; habeat sibi! Ich aber bin bescheidener, ich halte mich nur für einen teil.

III. Walpurgisnacht (Loeper I, 3581 fgg.):

Meph.: Du musst des Felsens alte Rippen packen;
Sonst stürzt sie [die Windsbraut] dich hinab in dieser Schlünde Gruft.
Ein Nebel verdichtet die Nacht.
Höre, wie's durch die Wälder kracht!
Aufgescheucht fliegen die Eulen.
Hör, es splittern die Säulen

Ewig grüner Paläste.
Girren und Brechen der Äste!
Der Stämme mächtiges Dröhnen!
Der Wurzeln Knarren und Gähnen!
Im fürchterlich verworrenen Falle
Über einander stürzen sie alle,
Und durch die übertrümmerten Klüfte
Zischen und heulen die Lüfte.
Hörst du Stimmen in der Höhe?
In der Ferne in der Nähe?
Ja den ganzen Berg entlang
Strömt ein wüthender Zaubergesang!

Bei dieser rede kommt es darauf an, ob der leser sich ein richtiges gefühl und sicheres verständnis für die unterscheidenden merkmale Faustischer und Mephistophelischer denk- und ausdrucksweise erworben hat. Erkennen wir in dieser dichterisch pathetischen, schwungvoll gewaltigen schilderung die trockene sprache eines Mephistopheles? Sicherlich, nein. Mir wenigstens war es stets zweifellos, dass dem teufel nur die beiden ersten zeilen gehören, alles übrige aber Fausts worte sein müssen.

In Goethes Berliner manuscript sind vor dieser stelle die personenangaben nicht ganz in ordnung; der dichter hat dort mehrfach gestrichen und geändert; gewiss hat er sich beim schreiben geirt, und die herausgeber sind ihm gefolgt.

Schröer erwähnt die conjectur zum schluss des Faust: Das Unzulängliche Hier wirds Erreichniss. (statt Ereigniss im Reime auf Gleichniss), ohne ihren urheber angeben zu können. Sie stamt von Theodor Oelsner, dem vor mehreren jahren in Breslau verstorbenen herausgeber der zeitschrift „Rübezahl.“

BRESLAU. I. HARCZYK.

AUS EINEM LATEINISCH-NIEDERDEUTSCHEN GLOSSAR DES 15. JAHRHUNDERTS.

Die miscellanhandschrift der königl. bibliothek zu Kopenhagen, Gamle Kongelige Samling af Manuscripter no. 1382 in 8° enthält neben einem umfangreichen aber fast unleserlichen alphabetischen lateinisch-niederdeutschen Glossare ein 14 blätter füllendes sachlich geordnetes. Einzelne deutsche wörter sind nachgetragen. Es ist zweifelhaft, ob von derselben hand. Bei andern lateinischen wörtern fehlt das Deutsche

ganz. So oft eine vokabel nachträglich durch ein zweites niederdeutsches wort übersezt wird, so erweist sich das erstere als eigentümlich niederländisch.

Der gröste teil der auf bl. 8 bis 9 unter der rubrik: de diversis rebus stehenden wörter findet sich in dem von L. Diefenbach, vorrede zum glossarium unter nr. 11 beschriebenen handschriftlichen lateinisch-niederdeutschen vocabularius der Mainzer stadtbibliothek, geschrieben im jahre 1420 von Johannes Brummer. Ich wähle eine anzahl wörter aus, welche besondere beachtung verdienen.

[bl. 1.] De diuersis nominibus: aulea — *vottleet*,[1] pertica — *rich*, litrum — *richel*, cortina — *vmmehanch*, fulcrum — *bedde staf*, cloata — *cleyue*,[2] lectica — *beddes bure*, pensum — *weruel*, virgillum — *garnewinde*, setaxa — *hekel*, tassia — *scal*, *scale*. De diversis partibus temporis. *Van mennigher handen dele der tyt:* crepusculum — *scemeringe*, ros — *dow*,[3] lama — *byt*[4] (nachgetragen:) *en wake vp dem yse*, degelu — *doy*[3], telum iouis — *eyn dunre pil*, silex — *vlintsten*, *keserlynk*, vicus — *stege*, *twyte*, subt... — *ronne*, *grupe*,[5] [bl. 2] velum — *wyl* i. *eyn houetdok der klosterwro*, babtillus — *knepel*, funis — *rep*, bos — *rint*, taurus — *ster*, veruex — *ramme*, muto — *weder*, porcus — *verken*,[6] *swin*, aper — *beer*, aprina — *beerswel*,[7] lucania — *sulte*, porcellus — *verken*, *bagghelken*, pinsa — *troch*,[8] pessandrum — *auenstake*, *en ouenschauer*,[9] sedarium — *melbudel*, sucrina — *melkiste*, theracium — *temes*, braxatorium — *bruwetow*, braxina — *wert*, siliqua — *zeey*, *draf*, multor — *molner*, *molennorer*, molacrum — *molenyseren*, mulcrum — *molfter*; *en malte*, molacrum — *qwerne bedde*, hauenalis — *heueren*, dica — *en kerue*. Dahinter: nescio quod dicam non valeo soluere dicam; fabricina — *smisse*, *smede*,[10] forceps — *yserscher*, [bl. 3] tripedica — *mael*, *watsak alsem to perde vort*, vvceus — *vnseler*,[11] crumena — *bigordel*, panus — *en stokken in der spole*, attaminutrix — *en noppesterke*, comtrix — *en kemsterchke de wullen kemmet*, stuppa — *werk*, *hede*, seriola — *tuwer*, subula — *elsen*, *zuwel*, spacula — *vpstekel*, dolabrum — *dissel*, trulla — *trufel*, *murkelle*, sandrix — *weet dar me mede wervet*, ephitema — *en weke in der wnden*. Darunter: id. *scekende*:[12] pictrix — *melersche*, habena — *breydel*, *byt*. [bl. 4] Nomina perti-

1 *vottleet* statt *votcleet*. 2 *cleyne*. Vgl. Diefenbach Gloss. 125, 6. 3 *dow* und *doy* wie heutiges *döw* = der tau und *daj* = das auftauen. 4 *bijt*, niedersächsisch *bit* = ins eis gehauenes loch. 5 *grupe*, mnd. wb. *grope*. 6 *Verken* für *swîn* ist niederländisch. 7 *beerzwel?* 8 *pinsa*. Vgl. Diefenbach 343ᵃ unter magis. 9 Beide niederdeutschen wörter fehlen im mnd. wb. In Teweschen Hochtiedt (17. jh.): *avenstake* = brodschieber. 10 Holländisch *smidse*, *smisse*. 11 *vnseler* = aschenkrug, von *vnsel* = asche? [Lübben, mnd. wb. 5, 77 *unsener*. J. Z.] 12 *scekende?*

nentia ad consilium ciuitatis. *Van der tobehoringe des rades van der stat.* — amentum — *pesel, en zene des armborstes*, baliuus — *ballium,*[13] vomer — *schoker,*[14] methodus — *rychte stich, gades stich*, falx — *seghede,* falcastrum — *zeyse*, bidens — *gaffel* vel *kornvorke*, magale — *berch darinnen korn in lecht* vel *schüne,* crema — *rome*, merenda — *vndermael*, menbrana — *vlws,*[15] testa — *scale, schelle,* [bl. 5] libra semis — *eyn half punt*, liuale — *lifpunt,*[16] duodecim — *důsin.* De nauibus et instrumentis ipsius. *Van scepen instrumenten der to behoringhe*: phasellus — *rouerschip, snibbe*,[17] traustrum — *en růgebank.*[18] Nomina diuersorum animalium. *Mennigherhande namen der dere.* capra — *gheyt, seeghe;* equa — *merrie, horse*, linx — *los, lyntworm*, talpa — *wyntworp,* vllio — *bünsik,*[19] *en ellyk.* [bl. 6] Nomina auium. grus — *krun*, ciconia — *edeber,* iter — *tiseken*, amerula — *wachtel,* sturnus — *spren*, turtur — *tertelduue*, columbus — *dufer,* ferax — *quakstertz*, ficedula — *snippe.* De piscibus. — esaurus — *kabbellaw,* calca — *cleuer,* paracella — *loddeke.*[20] [bl. 8] De siccis herbis. *Van droghe crude.* — Castorium — *beuerghel*, ernia — *bickers,*[21] tympanium — *schelleken*, *belle,* phiton — *ghokeler.* Dahinter: phitonissa — *wybkestertze,*[22] horacius — *cledersom,* [bl. 9] hista — *must vp dem bome*, emmunctorium — *snuteldôk*, vapor — *brunsucht*, scarlobeus — *scharneueuel*, sudarium — *swetclet.* [bl. 10 sp. 3] tepidus — *wlak*, bassus — *side* vel *nedder,* delectabilis — *nuchlik*, petulans — *derten*, pendulus — *lank* vel *drank.* Incipiunt pronomina. — ego — *ik* usw. [bl. 12] Incipiunt verba. — ossitare — *ghewen*, ablactare — *spannen*, *wennen*, fricare — *clouwen*, carminare — *tesen*, [bl. 13] findere — *splitten*, aggerare — *diken*, labi — *dammen*, rotare — *vadebraken.* De diuersis aduerbiis. — illorsum — *darwerd*, dudum — *langhe geschen*, forsan — *mach lihte*, nobiscum — *mit vns.* [Folgt bis bl. 14 sp. 3 das paradigma amare, teils ohne, teils mit deutsch. Darauf sp. 3:] Et — *vnde*, vel — *ofte*, saltem — *doch*, vedelicet — *also*, *al is dat zake,* tamen — *nochtend*, si — *is dat,* etiam — *ok*, *ten sy dat zake*, sed — *mer*, quamobrem — *vorvmme*, alioquin — *anders.*

Incipiunt prepositiones. — Ad patrem — *to dem vader* usw. Hinter bl. 14 ein leeres blatt. Darauf eine neue lage.

13 *ballyun* Diefenbach, nov. glossar. 55. 14 *schoker* = pflugeisen. 15 *vlws.* Diefenbach, nov. Glossar. 250 *vloes.* 16 *lifpunt*, livländisches pfund. Mnd. wb. II, 707. 17 *snibbe* (für *snicke?*) ist sonst mittelniederdeutsch nicht bekant. 18 *rûgebank* für *rojebank.* 19 *bünsik* ist niederländisch. 20 *loddeke* = lattich. 21 *bikkers?* 22 *wybkestertze* = bachsteltze, dann: lebhaftes frauenzimmer, gauklerin.

SEGEBERG. N. JELLINGHAUS.

FABIAN FRANGK.

I. Zu Fabian Frangks biographie.

Mit der herausgabe einer chronik von Bunzlau beschäftigt, in der auch die litterarischen berühmtheiten dieser stadt gebührend gewürdigt werden solten, machte ich mehrfach versuche, über den verfasser der „Orthographia“ urkundliches material zu entdecken. Trotz lebhafter bemühungen ist das resultat aber ein sehr bescheidenes geblieben.

F. Frangks geburtsort Aslau, an der grenze des Bunzlauer und Haynauer kreises gelegen, ist ein sehr altes dorf, welches eine urkunde Innocenz IV 1245 Ocenane in districtu de Bolezlavech nent, während im 14. und 15. jahrhundert die namen „Ossel“ und „Assel“ wechseln. Zur zeit wo Frangk mutmasslich geboren wurde, gehörte die ortschaft der familie von Krommenau. Träger des namens „Franck“ in Aslau erscheinen noch in einem urkundenbuche vom jahre 1576, welches eine zusammenstellung der in dörfern der fürstentümer Schweidnitz und Jauer angesessenen hauswirte und leute enthält, Philipp und Valentin; auch in Modlau und Martinwaldau (kr. Bunzlau) treten solche auf. Die erste erwähnung des orthographen aber nent ihn Fabianus Franck de Boleslavia, und zwar geschieht dies in der Frankfurter Matrikel, in welche er 1506 als student eingetragen ist. Diese jahrzahl widerlegt natürlich die annahme von Joh. Müller, Quellenschr. und gesch. des deutschsprachlichen unterrichts (s. 388), der den magister im lezten jahrzehnt des 15. jahrhunderts geboren sein lässt. Frangk hatte bei seiner immatrikulation doch mindestens das 17. jahr hinter sich. Die ortsangehörigkeit nach der hauptstadt des weichbildes zu bestimmen, ist auch im Album Vitebergense nicht ungewöhnlich, indem dort z. b. zweimal (1514 und 1515) mitglieder der ritterfamilie Stiebitz als Bunzlauer bezeichnet werden, während dieselbe nachweislich auf den kreisdörfern Liebichau und Mittlau begütert war. Ich stelle mir die sache auch noch so vor, dass der junge Fabian auf der stadtschule zu Bunzlau, deren anfänge bis über das jahr 1390 zurückzuverfolgen sind, seine vorbildung zum studium erhalten hat und deswegen eben doch den Bunzlauern zugerechnet werden durfte. Von diesen wurde namentlich die Wittenberger hochschule seit 1514 frequentiert, während sich von 1506—1520 in Frankfurt 10 Bunzlauer einschreiben liessen. Mit dem nachweise, dass Frangk student gewesen ist, dürfte nunmehr jeder zweifel daran gehoben sein, dass er gelehrte studien gemacht hat, und jedenfals hat er auch regelrecht seine magisterwürde erlangt. Dass er der lateinischen sprache kundig gewesen, verstünde sich somit eigent-

lich von selbst; wir besitzen aber noch ein weiteres zeugnis dafür, welches ausserdem bekundet, dass er in der poesie dieser sprache bewandert gewesen. Friedrich Holstein nämlich, weiland pastor in Bunzlau und 1609 als primarius in Schweidnitz gestorben, teilt in seiner hdschr. Bunzlauer stadtchronik, welche sich bei historikern des rufs der zuverlässigkeit erfreut (was ich durch eigene prüfung nur bestätigen kann), mit, 1533 habe in seiner vaterstadt auf kirchweih ein grosses vogelschiessen stattgefunden, welches der spätere landeshauptmann Ulrich von Schafgotsch mit seiner gegenwart beehrte. „Magister Fabian Francke hat damals angeschrieben:

Non semper feriet, quodcunque minabitur arcus.“

Der vers stamt aus der Ars poet. des Horaz (v. 350). Dass Frangk 1533 noch in Bunzlau gelebt hat, möchte die fassung der Holsteinschen mitteilung denn doch glaublich machen. Im verzeichnisse der Bunzlauer schulmeister sucht man aber vergebens nach Frangks namen. Über den Clemet Stiegler, an welchen er sein haus um 148 thlr. veräusserte, hat sich ergeben, dass derselbe 1531 tuchmachermeister geworden ist; er wohnte nach den aufzeichnungen des ältesten geschossbuches vom jahre 1548 „vor den Mönchen“ d. h. auf dem platze, welcher diese benennung von dem ehemaligen Dominikanerkloster führte. Nicht unwahrscheinlich ist es, dass dieser Stiegler bald nach erwerbung des meisterrechts ein grundstück angekauft.

Das ergebnis meiner forschungen bestünde mithin darin, dass wir jezt Frangks ungefähre geburtszeit, den beginn seiner akademischen laufbahn und das lezte, urkundlich bezeugte jahr seines aufenthalts in Bunzlau kennen. Aus dem Bunzlauer stadtarchive, dessen material ich gründlich untersucht habe, werden weitere aufschlüsse kaum zu gewinnen sein.

BUNZLAU. DR. EWALD WERNICKE.

II. Ein unbekanter druck des „Kanzlei- und Titelbüchleins“ und der „Orthographia.“

Joh. Müller hat in seinem treflichen buche „Quellenschriften und geschichte des deutschsprachlichen unterrichts bis zur mitte des 16. jhs.“ (1882), s. 390 fg. sechs ausgaben von Fabian Frangks schrift aufgezählt, eine siebente ist ihm entgangen. Ein exemplar derselben findet sich in dem sammelbande 8 N 750 der Breslauer stadtbibliothek. Dieser enthält: 1. die schrift Fabian Frangks. 2. *Ein kurtz Formular vnd Kantzleybüchlein | . . . Vorhyn yñ Druck verfasset vñ jtzunder auff das Nawe mit vleys vbersehen | vnd an viel örtern mit Nawen Formularien*

Deudscher Sendtbrieffe gebessert. (Am ende:) *Gedruckt zu Leiptzik durch Michael Blum. MCCCCCXXXIII.* (Der herausgeber des ursprünglich, wie es scheint, anonym erschienenen buches nent sich unter der vorrede Mauritius Brennle); 3. *Rhetorik vnd Teutsch Formular* / ... *Wittemberg XXXIII.* (Am ende:) *Gedrukt zu Wittemberg durch Hans weiss.* Aus dem *Franckfort im Christmonat 1531* datierten vorwort „An den Leser" ergibt sich, dass auch dieses buch nur erneuerung eines älteren ist, als dessen verfasser Ludwig Fruck genant wird.

Was nun den druck der Frangkschen schrift anlangt, so stimt der titel desselben mit dem der als nr. 6 von Müller angeführten ausgabe von 1538 (1539) überein, nur ist hinter *Titel geben* ein *sol* eingefügt und die jahreszahl MDXXXVIII weggelassen. Die zeilenteilung ist eine andere: *Das Can=* || *tzeley vnd Titelbüch=* || *lin* / *sampt der Orthogra* || *phien M. Fabiani Francks/* || *Wie man Sendbriefe form=* || *lich stellen. Idem Stand sei=* || *nen gebürlichen Titel geben* || *sol. Dazu recht Deudsch schrei=* || *ben vñ reden sol. Anderwerts* || *von jm vbersehen* / *In vielen anweisungen vñ geschlechten* || *der verbriefungen verbe=* || *ssert vnd gemehret.* || *Mit dem Register etc.* Auch am ende steht keine notiz über druckort und druckjahr. Nach fünf unbezifferten blättern begint auf dem sechsten mit 2 anhebend eine blatzählung, welche sich bis zum ende des textes fortsezt; das schlussregister entbehrt derselben. Wie hinsichtlich des titels so steht dieser druck auch hinsichtlich des textes Müllers nr. 6 am nächsten; die zuschrift an kurfürst Joachim und dessen bruder, welche Müller s. 92 unter dem texte aus nr. 6 mitteilt, ist auch hier vorhanden. Obgleich nun der Breslauer text der „Orthographia" — denn nur bezüglich dieser war mir bei dem mangel irgend einer weiteren originalausgabe von Frangks buch durch Müllers abdruck eine vergleichung ermöglicht — alle von Müller angemerkten besonderheiten der nr. 6 teilt, so stimt er doch keineswegs genau überein, es finden sich vielmehr im einzelnen zahlreiche abweichungen. Um eine vorstellung von der art derselben zu geben, mögen die aus der vorrede (Müller s. 93) mitgeteilt werden. (Durch gesperte schrift sind die in nr. 6 fehlenden wörter bezeichnet): Vorrede, z. 4 *vngeschickt vnd vnwissend;* z. 5 *regulirts oder Cantzleits deudschs;* z. 6 *zur anweisung* / *sich darinnen zuüben] zu einer vbung* / *anfang* /; z. 6 *Wiewols zu wunschen vnd on schaden;* z. 7 *auch so hoch;* z. 8 *wie] als;* z. 10 *jrer zungen oder sprache;* z. 11 *solten wir billich schamrot werden]solts vns b. sch. machen;* z. 11 *ablessig treg vnd sewmig;* z. 12 *Vnser edle sprach selbs;* z. 13 ...*redmas auch so weit kündig als:* z. 14 *Vns vngelerten Layen auch (vnd die wir der heubtsprachen nicht geübt noch kündig)] Den vngelerten Laien* / *vnd vns allen (so der h.*

n. g. n. k.); z. 18/19 *nutz zum teil auch | zewissen hoch von]* fehlt; z. 19 *ab gleich] ob nu*; z. 19 *hie allenthalben*; z. 21 *Rom jnn einem jar erbawet wart] R. i. e. tag e. wird*; z. 21/22 *So bin ich doch on zweifel] So zweiuel ich doch nicht*; z. 22 *vnderweisung] anzeigung*; z. 23 *vrsach geben werd] v. wird geben*; z. 24/25 ... *nachzudencken | bis Gott sein gnad gibt das er auch gentzlich gedempfft mag werden]* ... *nach zudencken | das derselb | nehst Gott | wo nicht gentzlich beygelegt vnd hingerichtet | doch je zum mehrern teil gedempfft möcht werden*; z. 29 *zusamen stimmen] z. gehören*; z. 29/31 *vnd dem | so schreiben vnd lesen kan | nicht weniger denn einem reuters manne | odder Resigen | ross | sattel vnd zaum von nöten sein] Dem auch so schr. v. l. k. | n. w. den einem Reuter | so resen vnd reiten wil | der satel vnd zaum | von nöten sein.*

Nicht so zahlreich sind die abweichungen im texte der Orthographia selbst, aber sie zeigen denselben charakter.[1] Sie bestehen vielfach in einem plus einzelner wörter oder kleinerer sätze, welche eingefügt scheinen, um den ausdruck voller zu gestalten, die übergänge besser zu vermitteln usw. Der umgekehrte fall, dass in dem Breslauer exemplar etwas fehlt, was Müllers nr. 6 enthält, findet sich, soweit ich verglichen habe, nur das eine mal an der oben angeführten stelle der vorrede (z. 18/19) und erklärt sich hier ganz deutlich durch ausfall einer zeile im druck, da das lezte wort vor dem fehlenden passus die zeile schliesst und das erste nach ihm die nächste begint. Auch die sonstigen abweichungen sind meist derartig, dass sie verbesserungen des gedankenausdrucks genant werden dürfen. So z. b. an der angeführten stelle, vorrede z. 29/31, wo in dem Breslauer exemplar ein vorher nicht vorhandener parallelismus der sätze *so schreiben und lesen kan* und *so resen vnd reiten wil* hergestelt ist. So ferner, wenn an stelle des bei Müller, s. 103, z. 10/11 stehenden satzes: *Wie wols der brauch beiderseits heldt | das (vnnd) doch mehr mit einem | denn mit zweien schreibt* die offenbar viel deutlichere fassung getreten ist: *Weils d. br. b. held | so wird das vnd | doch mehr mit einem n denn mit zweien n geschrieben.*

Druckfehler weist das Breslauer exemplar manche auf, z. b. *vnb* f. *vnd*; *Deuchsch* f. *Deutsch*; *einzuligen* f. *eintzeligen*; *bas* f. *das* usw.; es teilt auch einige versehen mit den andern ausgaben, so z. b. die, welche Müller in den anm. 66. 67. 74. 94 aus nr. 6 anführt. Dagegen

1) Die auf die sprachmuster bezügliche stelle habe ich in meinem buche „M. Luther u. die hd. Schriftsprache“ 1883, s. 64 fg. nach dem Breslauer exemplar mitgeteilt.

JAN. 1884. P. P.

finden wir an manchen stellen auch verbesserungen. So ist Müller s. 97, z. 19 fg. von den *duplirten odder triplirten stymmern eau iu* die rede. Nr. 6 fügt noch *eo* hinzu, es heisst daher hier weiterhin auch *e und i furm a o und u* statt *e und i furm a vnd u* in den andern ausgaben. Als beispiel führt Frangk einen satz an, der, so viel aus Müller zu ersehen, in nr. 1—6 lautet: *treauter briuter zum Biuntzel hats eauch giude kiuchen vnd teauben*, der also nur belege für *eau iu* enthält. In dem Breslauer exemplar aber heisst er: *treauter briuder zium Biuntzel heots bey Geot eauch giude kiuchen vñ bleo teauben*, bietet also drei belege für *eo*, die man nach dem oben bemerkten auch in nr. 6 erwarten müste. — S. 100, z. 24 fg. sagt Frangk, dass man *k* in der schrift nicht verdoppele, statt *kk* vielmehr *ck* oder *gk* gebrauche. Als beispiele haben die ausgaben nr. 1—5: *Franck oder Frangk, ackerman sangk finck etc.*, in nr. 6 steht nach dem etc. noch *Frankkfurt akker etc.*," offenbar können diese lezteren schreibungen nicht als beispiele angeführt sein, aber nicht nr. 6, sondern nur das Breslauer exemplar hat richtige n i c h t *Frankkfurt, akker* — S. 107, z. 4 v. u. gibt Frangk beispiele für die verwechslung von kons.: *Ventzel / bil / piten / tas ... Fincentz / bil fil ... für Wentzel wil biten das ... Vincents wil viel ...* Es ist also *bil* für *wil* zweimal angegeben. In nr. 6 ist *bil* zweimal aufgeführt, das zweite *wil* aber fortgelassen; im Breslauer exemplar fehlt wie das zweite *bil* so auch das zweite *wil*.

Nach alledem liegt die vermutung nicht fern, dass die abweichungen des Breslauer exempl. auf den verfasser selbst zurückzuführen seien, dafür spricht auch der umstand, dass vornehmlich in der vorrede so vieles geändert ist und vor allem die oben angemerkte änderung von *Vns vngelerten Layen* in *Den vngelerten Layen vnd vns allen*, welche nur aus einem persönlichen interesse hervorgegangen sein kann. Dass Fabian Frangk sich füglich nicht zu den *vngelerten Layen* rechnen durfte, zeigen die vorstehenden nachweisungen E. Wernickes. Indess möchte ich doch ein abschliessendes urteil über den wert des durch das Breslauer exemplar repräsentierten druckes nicht abgeben; ein solches könte nur durch eine genaue vergleichung des ganzen buches (nicht bloss der Orthographia, sondern auch des Kanzleibüchleins) gewonnen werden. Dazu fehlt mir das material, da mir nur das Breslauer exemplar und Joh. Müllers abdrücke zu gebote stehen, in lezteren aber ist das kanzleibüchlein nicht enthalten und die angaben über die abweichungen der einzelnen ausgaben von dem abgedruckten text sind, wie ich an anderem orte gezeigt habe, nicht immer ganz volständig.

BRESLAU, APRIL 1883. PAUL PIESTCH.



BUNTE REIHE.

Alwin Schultz: höfisches leben I, 330 führt, um die sitte der „bunten reihe“ für das ma. zu erweisen, aus deutschen quellen nur Lohengrin 947 fg. an:

der bischof dâ den hovemeister hiez ez alsô ahten,
daz ie ein ritter und ein magt
mit einander æzen.

Diese stelle ist nicht streng beweisend, da man sich die sache wol auch so vorstellen kŏnte, dass je ein ritter mit einer frau an einem besonderen tische gegessen hätten. Dass überhaupt männer und frauen bei tische paarweise zu einander geselt wurden, dafür haben wir ein viel früheres zeugnis im Ruodlieb; dort heisst es (XIII, 62. 64 Seiler = Schmeller XIII, 38. 40):

Maior maiori, iunior consedit herili
. . . . . .
Eius contribulis conuiua fiebat herilis.

Indessen hat die anordnung bei tafel, welche wir bunte reihe nennen, im ma. zweifellos bestanden. Es ergibt sich dies mit aller wünschenswerten klarheit aus einer stelle im Biterolf. Dort (7388 fg.) erzählt Rüdeger, dass ihn Brunhild und Kriemhild zu tische führten und er zwischen ihnen sitzen muste. Dann fügt er hinzu (7399 fg.):

do hiezens under mîne man
ir ingesinde wol getân
sich teilen in dem palas,
daz kein mîn recke dâ was,
ern sæze zwischen magedîn.

KIEL, JANUAR 1883. P. PIETSCH.

MISCELLEN UND LITTERATUR.

BRIEFE DER BRÜDER JACOB UND WILHELM GRIMM AN GEORG HEINRICH PERTZ.

Die briefe der brüder Jacob und Wilhelm Grimm an Georg Heinrich Pertz, welche nach dem tode des lezteren an dessen ältesten sohn, meinen nunmehr auch verewigten collegen an der Greifswalder universitäts-bibliothek, Karl August Friedrich Pertz gekommen waren, wurden mir vor einem und einem halben jahre mit der verpflichtung demnächstiger veröffentlichung übergeben. Bislang konte ich der übernommenen pflicht nur teilweise genügen, weil die von mir wegen der veröffentlichung angesprochene redaction der „Leipziger zeitung“ in ihrer „Wissenschaftlichen beilage,“ früherer zusage, die sämtlichen ihr übersen-

deten briefe des genanten brüderpaars aufzunehmen, zuwider, sich später weigerte, die eigentlich wissenschaftlichen briefe der brüder Grimm, als für die leser ihres blattes unverständlich und deshalb ungeeignet, abzudrucken und lediglich die blossen freundesbriefe sowie diejenigen schreiben, welche nur vereinzelte und ganz kurze, eingestreute wissenschaftliche notizen enthalten, zu veröffentlichen sich bereit erklärte. Der abdruck der leztern ist auch in den nummern 91, 92 und 93 (12.—19. november) jahrgang 1882 der „Wissenschaftlichen beilage der Leipziger zeitung“ wirklich erfolgt und es blieb mir sonach nur übrig, behufs der veröffentlichung der wissenschaftlichen briefe mich an eine wissenschaftliche zeitschrift zu wenden. Als besonders geeignet zur aufnahme erschien die „Zeitschrift für deutsche philologie,“ welche bereits bd. I s. 227—230 einen brief Jacob Grimms an die Weidmannsche buchhandlung in Leipzig, veröffentlicht von der redaction, bd. II s. 193—215, s. 343—365 und s. 515—528, den briefwechsel zwischen C. Lachmann und Wilhelm Grimm über das Nibelungenlied und bd. XI s. 488—489 zwei briefe von Jacob Grimm an den gymnasial-director C. F. Ranke in Göttingen, mitgeteilt von J. Imelmann, zur kentnis weiterer kreise gebracht hat.

Die gesamtzahl der mir übergebenen briefe der brüder Grimm betrug 53 nummern. Von diesen waren von vornherein 3 nummern von der publication auszuscheiden, weil 2 derselben blosse einladungen zu geselschaften enthalten, ein dritter brief sich auf die persönlichen verhältnisse eines noch heute lebenden, als akademischer lehrer hochgeschäzten mannes bezieht und deshalb zur bekantmachung nicht geeignet erschien. Von den sonach übrig bleibenden 50 briefen sind an der oben angegebenen stelle im ganzen 28 briefe und zwar 20 von Jacob Grimm, 8 von Wilhelm Grimm abgedruckt und es gelangen hier 17 briefe Jacob Grimms, welche in der zeit vom 28. august 1824 bis zum 16. december 1852 geschrieben worden, sowie 5 briefe von Wilhelm Grimm, welche in die zeit vom 17. december 1830 bis 9. october 1852 fallen, zur veröffentlichung; den briefen von Jacob Grimm ist an der gehörigen stelle ein nur 3 zeilen langer brief von G. H. Pertz beigegeben, worin dieser jenen um sein gutachten über den wert der aus der bibliothek des freiherrn Joseph von Lassberg herrührenden, zum verkauf angebotenen handschriften ersucht, desgleichen der in einem undatierten briefe von Jacob Grimm (dem lezten seiner samlung) in bezug genommene, glücklicherweise noch erhaltene brief von Heinrich Leo in Halle, dessen wissenschaftlicher wert den mitabdruck gerechtfertigt erscheinen lässt.

Die in der „Wissenschaftlichen beilage der Leipziger zeitung“ bereits zum abdruck gelangten briefe sind, unter verweis auf nummer und seitenzahl, in anmerkungen resp. vor und hinter dem text der hierunter veröffentlichten briefe, mit kurzer registrirung des inhalts, angeführt.

Über den wert, welchen die veröffentlichung von nachgelassenen briefen auch sehr bedeutender männer und hervorragender vertreter der wissenschaft hat, sind bekantlich sehr verschiedene und widersprechende ansichten laut geworden. In jüngster zeit hat Reinhard Mosen, in den „Blättern für literarische Unterhaltung, jahrg. 1883 nr. 25 s. 385—386“ sich besonders energisch gegen die überschätzung ausgesprochen, welche derartigen hinterlassenschaften nur zu oft beigelegt wird. Aber auch in unserer, mit briefwechseln allerdings reichlich bedachten zeit wird, ohne zweifel, dennoch auch die nachfolgende kurze samlung von briefen der beiden geistesverwanten brüder, zweier schlichten, liebenswürdigen charaktere und männer von ächt deutscher art, mit derjenigen sympathie aufgenom-

men zu werden hoffen dürfen, welche die nachgelassenen briefe ausgezeichneter männer auf die gebildeten unseres volkes stets ausüben. Deutsche altertumswissenschaft und deutsche philologie ernten noch einen nicht unbeachtet zu lassenden ertrag durch diese veröffentlichung, welche ausserdem über die lebensverhältnisse der beiden briefschreiber und des adressaten manche notiz gewährt, die späteren biographen von wert sein wird. Diese briefe sind monumente jener vollendeten humanität dieser reichen naturen, welche verbunden mit ihrer wissenschaftlichen grösse, sie über so viele zeitgenossen emporhebt; aus ihren briefen treten diese männer uns, dem nachgebornen geschlecht, näher und es ist gut, dass wir einen einblick gewinnen in die stille, aber rührige tätigkeit dieser grossen gelehrten, welche unsere wissenschaft schaffen geholfen und auf deren schultern wir stehen. Wir werden in zukunft mit noch grösserer pietät zu ihnen aufblicken lernen. Nicht minder sind diese briefe denkmale eines ächt deutschen freundschaftsbundes, zu dessen schliessung gleiche bestrebungen auf gelehrtem gebiet die nächste veranlassung gaben. Die teilnahme der beiden brüder Grimm an der von Pertz während seiner anstellung in Hannover redigierten Offiziellen Hannoverschen zeitung, welche sie oft mit correspondenzen und beiträgen bedacht haben, sowie die einladung von Pertz zur mitarbeiterschaft an der „Monumenta Germaniae historica“ hatten ein freundschaftliches verhältnis zwischen den genanten angebahnt, welches sich ungetrübt bis zum tode der beiden Grimm forterhalten hat. Umkleidet mit dem fesselnden reiz, welchen die briefe hervorragender männer überhaupt ausüben, gewähren sie noch das besondere interesse, dass sie das entstehen und reifen vieler wichtiger unternehmungen auf dem gebiete der wissenschaftlichen forschung genauer zu verfolgen uns in den stand setzen, als gemeiniglich früher die dürftigen nachrichten in vorreden, litteraturzeitungen usw. möglich machten. Die äussern und innern bedingungen, die mancherlei sorgen, mühen und hindernisse, unter denen so manches unvergängliche meisterwerk der wissenschaft geschaffen ward, erschliessen sich hier und machen eine vertieftere würdigung derselben möglich. Daneben begegnet man mancher hier niedergelegten wissenschaftlichen ansicht, die nie ihren weg in die öffentlichkeit gefunden hat, unternehmungen werden besprochen, die nie zur ausführung gelangten, die vorzüge und schwächen eigner und fremder leistungen oft rückhaltloser erörtert, als dies in der gedruckten litteratur geschehen konte und so hebt sich aus dem bunten gewebe vertraulicher mitteilungen ein bild empor von den neben- und durcheinanderlaufenden, sich kreuzenden und ergänzenden bestrebungen auf wissenschaftlichem gebiete, welches auf ein über gewöhnliche neugier weit hinausgehendes interesse anspruch machen darf. Briefe von solchen koryphäen ihrer wissenschaft können nie ohne aufklärung und belehrung über den stand der wissenschaft in ihren zeiten, über die ganze richtung und strömung der wissenschaftlichen bewegung bleiben; die ideale auffassung, die warme, lebensvolle teilnahme an allen neuen entdeckungen und fortschritten dürfen uns immer wider vor augen geführt werden. Solche briefe in der ungezwungenen form des intimen verkehrs mit aller offenheit des vertrauens geschrieben, geben besser, als eine fremde feder dies zu tun im stande wäre, das getreue bild des charakters, der ansichten, der auf lebenserfahrung und innerer überzeugung ruhenden anschauung der algemeinen gelehrten verhältnisse und der wichtigsten damit im zusammenhange stehenden fragen. Nichts anderes führt so sehr in die gemeinschaft mit bedeutenden männern ein, als das vertiefen in deren briefsamlungen. Goethes ausspruch: „Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann“ wird stets seine bedeutung behalten.

An der ursprünglichen form der briefe, an der bezeichnenden schreibart, sowie an den mannigfachen, auch in fremden sprachen angeführten, bemerkungen habe ich absichtlich nichts geändert, um ihnen den charakter anziehender eigentümlichkeit und lebendiger frische, welchen sie dadurch bewahren, nicht zu benehmen. Diese form muss ebenso wie die sehr oft prägnant charakteristischen bemerkungen der grossen männer, welche diese briefe geschrieben haben, unverändert, zu dauernder erinnerung, festgehalten werden. Demgemäss sind die briefe mit beibehaltung der orthographie, welche in ihnen befolgt ist und den abkürzungen, welche die absender beliebt haben, widergegeben.

Cassel 28 aug. 1824.

Verehrter Freund!

Ich habe neulich von Bücherdecken drei Blätter oder zwölf Quartseiten aus einer alten Hs. des Paul. Diaconus abgelöst, die mir aus dem 9 Jahrh. scheint und angelsächs. Schriftzüge hat. Die Bruchstücke sind aus IV, 49 bis V, 4 und gewähren wohl einige erhebliche Varianten. Ist dem Bearbeiter des P. D. damit gedient, so übersende ich sie, sobald Sie wollen.

Sie werden gehört haben, dass und warum ich mein iter mediolanense aufschieben muss; nicht aufgeben. Denn die Italiener belügen uns wohl. Wer will aber jetzt hinreisen?, da ich 1) keine unterstützung finde 2) Mellerio mir schreibt, Castigl. sei hergestellt und zur Arbeit bereit und Mai im Begriff des Ulf. wegen Urlaub zu fordern und die Herausgabe selbst zu beginnen.

Was Ihnen etwan aus Italien darüber zu Ohren kommt, bitte ich mir mitzutheilen. Mein Bruder empfiehlt sich mit mir auf das herzlichste.[1]

Jacob Grimm.

Hierbei das fragm. aus P. Diac.

Die blätter aus der kaiserchronik hat mir Benecke noch nicht mitgetheilt. Da Massmann ihrer bedarf, so schreibe ich heute an Benecke, sie unmittelbar nach Wolfenbüttel zu senden. Ich kann sie ein andermahl einsehen.

Massmannen selbst schicke ich seinen brief an Sie vom 27 aug. wieder zurück. Den kleinen vom 26 lege ich Ihnen hierbei.

Dank für die erkundigungen, die Sie in Italien über Mais absichten einziehen wollen. Für heute nicht mehr, als herzl. gruss von mir und meinem bruder.[2]

Cassel 4 sept. 1824. Grimm.

1) Der älteste brief Jacob Grimms an G. H. Pertz datiert von Cassel 8. septbr. 1819. Er spricht darin die, seiner meinung nach, bei herausgabe der „Monumenta Germ. hist.“ zu befolgenden grundsätze aus und erbietet sich die bearbeitung des Lambertus Schafnaburgensis, sowie des Waltharius Aquitanus zu übernehmen. — Abgedruckt a. a. o. nr. 91. s. 546. col. 1—2.

2) Es folgen drei briefe, deren erster vom 3. november 1824 die herausgabe der Kaiserchronik durch Massmann bespricht, die übernahme einer herausgabe der Malbergischen Glosse ablehnt und das für die Monumenta zu wählende format einer untersuchung unterzieht; der zweite, vom 26. juni 1825, enthält sprachliche bemerkungen über einige dem adressaten nicht klare worte in den Annales Bertiniani und lässt sich über die notwendigkeit und ergiebigkeit einer Geographie des Mittelalters aus, der dritte, vom 14. august 1825, teilt dem adressaten mit, dass Grimm eine eingehende recension der ausgabe der predigten des mönchs Berthold von Kling (Berlin, 1824) zu schreiben vorhabe. Abgedruckt a. a. o. nr. 91 s. 546 col. 1. 547 col. 1—2. 548 col. 1.

Cassel 15 Aug. 1825.

Verehrter Freund, in meinem gestrigen briefe war eine Frage vergessen, die ich hier nachhohle, damit Sie mir in Ihrer antwort (die übrigens nicht im mindesten dringt) auf beide zusammen antworten können.

Ich habe im zweiten theil der gramm., der jetzt unter presse ist, die vermuthung gewagt, dass unsre vorpartikel ge-, früher ga- noch früher gam, gan, ham, han gelautet habe und dem lat. cum ganz nahe stehe. Dazu passen verschiedne, meist altfränkische wörter, namentlich hamedii (conjuratores) hinter dem capitulare de villis durch das spätere geidon erklärt, was eigentlich dasselbe ist. Hamedia finde ich auch in einem diplom von 680 bei Bouquet IV, nr. 62. Ist es Ihnen sonst erinnerlich? Ferner hamallus und hamallare in der lex sal. und bei Marculf; rhamallus im pactus leg. sal. 50. scheint mir verderbt. Wie lauten die varianten zu chamestalia (contubernium, contubernalis?) gl. malb. ad l. sal. tit. 59. Wahrsch. gehört selbst ganerbe = coheres dahin. Gibt es zu chamitheuto, al. chamutevo, hamabito (malb. ad tit. 3.) varianten? Sie sehen, dass ich die malb. gl. doch nicht aus dem gesicht verliere.

Beim nachschlagen von Mosheim und Schröckh über die ketzer des 13. jh. ist mir noch beigefallen, dass die powerlewe die fraticelli de paupere vita (poverm leben) sein könnten und swirder etwan die swestrones? (Gerbert silv. nigr. 2, 112); über rünkeler und sporer finde ich keinen trost. War der sporermeister ein spornmacher, wie sonst weber und schuster rollen dabei spielen, vergl. auch Berthold p. 305.

Verzeihung für soviel stören; die antwort, wann Sie können.[1]

Ganz Ihr

Gr.

Cassel 1 Nov. 1825.

Die bezeichneten Stellen lauten in unserer Hs. des mon. sangall. folgendergestalt:

p. 534. l. 4 v. u. quid pro sua ipsa
537. l. 8 - - cum ipsa cortina domine rex
538. l. 20 tuo sum necessarius
541. c. 8. l. 6. doctos omnique sapientia sic perfecte instructos
561. l. 2. occupatus minus
568. l. 16. civitas
l. 28. XX.
574. l. 4. alia post dampna (ohne: reipubl.)
589. c. 11. l. 5. patris vestri. l. cognomento illustris et religiosissimi protavi vestri pippini iuniores (sic) de quibus.

ich füge noch 587, l. 11. 12 v. u. bei, obgleich Sie danach nicht fragen:
cum tenuissimo bennolini astula de fecundissima. l. radice.

Weitere Vergleichungen oder die Hs. selbst, wie Sie es bedürfen, stehen zu Dienst.

1) Hieran schliesst sich ein brief vom 31. december 1826, in welchem Pertz von dem tode einer tochter der schwester und einem sohne des bruders von Jacob Grimm benachrichtigt wird. Der inzwischen erschienene erste band der „Monumenta" findet Grimms grösten beifall. Wie er sich auch über die äussere ausstattung sehr befriedigt äussert, so bedauert er, mit rücksicht auf seine kurzsichtigkeit, das gewählte folio-format, welches ihm das studium in den abendstunden fast unmöglich mache.

Deutsche oder in Deutschland entsprungne Handschriften geben wohl immer ausgeschriebene nom. propria oder wenig verkürzte? wenigstens ist es so in den Gedichten, dagegen in franz. provenzal. und italien. oft nur der Anfangsbuchstab geschrieben wird.

Ich danke herzlich für die mir neulich mitgetheilten Varianten zu Friedrichs Ketzerverordnungen und habe mir schon vergönnt davon öffentlich Gebrauch zu machen.

Es ist unbegreiflich, wie für jedes Fach des Mittelalters die wichtigsten Handschriften aus der Verborgenheit und gänzlichen Vergessenheit hervortauchen. Sie können Sich nicht mehr freuen über den aufgefundenen Ursporgensis und Lambertus, als ich mich über Graffs Fund zu Paris einer Handschrift des achten (und wenn auch neunten) Jahrh. mit achttausend althochdeutschen Glossen. Zu Oxford sind auch endlich die gestolen geglaubten althochdeutschen ungedruckten hymnen (26 an der Zahl) wieder gefunden worden.

Das Material mehrt sich so, dass ich meine arbeiten immer wieder von vorn anheben muss. Wer nur mehr Musse und Geld dazu hätte!

Wird denn Eberts Repertorium bald erscheinen? In den Ueberlieferungen zogen mich die lateinischen Lieder vor allem an. Die folgenden Hefte werden sicher bedeutender werden.

Mein Bruder empfiehlt sich mit mir auf das freundschaftlichste.

Ganz Ihr

Grimm.

Cassel 29. Jul. 1826.

Verehrter Freund,

Vor einigen Monaten brachte mir Dr. Schiff aus Kiel einige Zeilen von Ihnen mit, worin auf allerhand Anfragen, die bald nachfolgen sollten, verwiesen wurde. Es ist aber nichts nachgefolgt.

Ihr erster Band muss jetzt fertig sein oder es bald werden. Mir fällt oft ein, dass die allmählige Ausführung der grossen Arbeit immer mit schwererm Gewicht auf Ihre Schultern sinkt, und der Mithelfer immer weniger in der Läuterung bestehen.

Kürzlich ist hier unversehens im Archiv ein Gobelinus Persona zum Vorschein gekommen. Die Handschrift (Pergam., wohl XIV. Jahrh.) gehörte sons[t] dem Theod. von Fürstenberg, der sie den paderborner Jesuiten im J. 1612 schenkte. Am Schluss fehlen einige Blätter. Der Cod. hört auf in der aetas VI: Item eodem anno in mense septembri principes electores imperii apud frankevort — sed dux saxonie venire recusavit similiter et rex bohemie. cumque maguntinus et coloniens. episcopi volue. Vgl. Meibom rer. germ. tom. I p. 331. Soviel ich sehe ist die Hs. zuweilen kürzer als der Druck und bedient sich darum auch absichtlich anderer Worte.

Massmann, der fortwährend zu Heidelberg steckt, wünscht von Ihnen einige nähere Auskunft über die handschriftlich zu Bremen liegende Chronik, deren Sie in der Recension von Ebert in den Gött. Anz. unlängst gedachten. Ich kann ihm, wenn Sies wollen, Ihre Nachricht zuschicken.

Zu meiner (uncorrect und mit Censurwegschnitten) abgedruckten Rec. des Berchtold ist mir hinterher mancherlei vorgekommen: Nämlich Langs reg. III. 138. und 148. ad a. 1259 und 1260 haben einen Bertoldus civis ratisponensis, dictus Lechus, der höchstens aus der familie und verwandschaft des Minoriten sein kann. Der geistliche wird doch nicht civis heissen. Vielleicht stützt sich Gemei-

ner p. 396 irrthümlich auf eine solche Urkunde und der prediger hiess gar nicht Lech? Übrigens kann die Schwester jenes bürgers oder des geistlichen immerhin das *s* zugefügt haben, denn ich finde (und vielleicht haben Sie es in urkundlichen Reversen &c. auch gefunden?) merkwürdig genug, dass Nonnen dem Familiennamen ein *s* anzuhängen pflegen.

Ich wiederhohle nochmals meinen herzlichen Dank für die mir zu dieser kleinen Arbeit mitgetheilten interessanten Notizen.

Lang war vor einigen Tagen hier, ist jetzt nach Göttingen und wird Sie auch heimsuchen. Wo ist die umständlichste Belehrung über den stilus pisanus zu finden, wodurch er in den regestis mehrere chronol. Schwierigkeiten beseitigt?

Mit aufrichtigstem Gruss Ihr

Jac. Grimm.

Cassel 7. jul. 1827.

Verehrtester freund, ich eile Ihren gestern über Hannover empfangenen lieben brief vom 25. jun. zu beantworten. Ihre thätige theilnahme an mir und meinen arbeiten hat für mich den grössten werth und ich danke Ihnen herzlich. Wir wissen schon seit einigen jahren, dass die verloren geglaubten papiere des Junius noch in Oxford vorhanden sind; die alten glossare stehen aus Temlors abschrift in Nyerups symbolae gedruckt und bedürfen wohl nur der nachvergleichung, keiner neuen copie. Die hymnen möchte ich freilich lieber heute als morgen haben: aber alle, nicht blos proben. es sind ihrer einige zwanzig, ich denke 26 oder 27, aber nicht von grossem umfang und sicher leicht abzuschreiben, da keine alte handschrift vorliegt, sondern des Junius vermuthlich saubere hand. Diese abschrift haben dem Benecke die herrn Taylor und Cohen (jetzt Palgrave) längst versprochen, aber nicht wort gehalten. Es wird ihm und mir höchst gelegen sein, wenn herr Price die güte haben will, bald dafür zu sorgen. Die copie kann in ermangelung schnellerer gelegenheit durch Münster nach Hannover befördert werden, auslagen sollen mit dank erstattet werden. Empfehlen Sie mich herrn Price angelegentlich. In ihm sehe ich endlich einmal einen eifrigen und gelehrten freund angelsächsischer sprache. Bosworths grammatik hatte mir einen schlechten begriff von dem stand dieses studiums in England gemacht, Ingrams kenntnisse scheinen mittelmässig und Conybeares tod wird nicht zu bedauern sein, wenn Price fortfährt, der offenbar das beste bei Conyb. illustrations gethan hat. Das wünschenswertheste scheint mir baldiger abdruck alles alten, ungedruckten, ohne das geschlepp von beigefügten übersetzungen, die dem neuen publicum doch nicht behagen. dann, ergänzungen zu Lye Mannings wörterbuch. England hat ja eben das doomsdaybook und die urkunden in vielen folianten drucken lassen, die durchaus nur für den ernsthaften gebrauch berechnet sind, warum sollen nicht ein paar quartanten angelsächs. sprachdenkmäler auf ihrem eignen werth beruhen dürfen? warum sollen sie nur in stückweisen auszügen und viel versuchter halbrichtiger übertragung in englischen reimen ans licht kommen? Die gesetze bedürfen auch einer neuen ausgabe, da Wilkins unter den alten editoren der ungründlichste sprachkenner war. Ein junger Schmid zu Jena wollte sich daran wagen, er müsste aber nach England reisen und die hss. vergleichen.

Für die bekanntmachung der nun zwanzig jahre hingehaltenen Münchner ausgabe der Evangelienharmonie hat sich unlängst etwas günstiges zugetragen. Die sache ist nämlich in die hände eines geschickten und fleissigen jungen mannes, namens Schmeller, gerathen, nachdem der zerstreute, eitle und nachlässige Scheerer

wahnsinnig geworden ist. Schmeller verheisst nun den abdruck, ich mag also nicht geld an eine nochmalige alsdann unnöthige abschrift wenden.

Ihr dritter vorschlag wegen des Ulfilas ist herrlich und würde mich in die grösste freude versetzen, wenn ich nicht sicher und bestimmt wüsste, dass in Mailand durchaus nichts auszurichten ist. Schon wenn vor drei jahren Stein geld zur reise hergegeben hätte wäre nichts auszurichten gewesen. Briefe an Mai, Castiglioni, Mazzuchelli und die antworten darauf mahnen auf alle weise ab und lehren, dass man nicht einmal die codices zu sehen bekommen würde. Graff ist seitdem in Mailand gewesen und bestätigte dies alles. Die östreich. regierung hat keine gewalt über die ambrosiana, die eine privatstiftung ist. Wenn auch Mai zu bewegen wäre, der gelehrte, aber kränkliche Castigl. hat einmal seinen sinn auf die ausg. des Ulfilas gesetzt und, wie es scheint, wirklich mit fleiss und aufopferung daran gearbeitet. Wir ärgern uns freilich über die langsamkeit, aber schlecht wird die ausg. nicht werden. Er soll sich auf das viele drängen entschlossen haben nächstens die paulinischen briefe, oder doch einige der gefundnen drucken zu lassen. Nur Castigl. tod könnte also fremden zutritt gewähren; ich wünsche ihm redlich dass er die freude der ausgabe selbst geniesse.

Dass Ihre neue reise für die monumenta fruchtbar sein würde war gar nicht zu bezweifeln. Was wären die monumenta überhaupt geworden ohne Sie. Nehmen Sie das für kein wahrlich sehr unnöthiges lob hin, es fällt jedermann ein, kann Ihnen aber aus dem Munde solcher zu hören lieber sein, die wie ich erfahren haben, dass innerer trieb und eifer, wenigstens in unserer zeit, alle gesellschaftlichen vortheile und hülfsmittel übersteigt und dass die erfolge zuletzt und allein von ihm abhängen.

Wilhelm grüsst. Ich lasse diesen sommer ein buch über deutsche rechtsalterthümer drucken, das hoffentlich nicht ganz umsonst gearbeitet sein soll. Behalten Sie lieb Ihren Sie herzlich verehrenden freund

Jacob Grimm.

Sie können mir sicher auswendig sagen, ob Holsten oder Fürstenberg das capitulare de partibus Saxoniae, hinter welchem bekanntlich die altdeutsche abrenuntiatio steht, in der Vaticana aufgefunden hat. Holsten sollte man meinen war mit der bibl. weit bekannter, doch könnte Fürstenberg, auf gut Niebuhrisch, immer die erste entdeckung gemacht haben. Holsten war jedenfalls erster herausgeber. Diese erste ausg. muss zu Rom 1660. 1661? erschienen sein u. ist wohl von Ihnen dort gesehen worden? in Deutschland mag sie überselten sein. Nachdrücke haben wir von 1664. 1665. 1670.

Verehrter Freund,

gestern habe ich endlich die längst erwartete abschrift der oxforder hymnen aus England erhalten. Sie ist mir viel werth, obgleich ich wollte, Price hätte sie nach dem ms. selbst und nicht nach Junius copie machen lassen. Dank bin ich dafür hauptsächlich Ihnen schuldig, da ich mit herrn Price vorher in gar keiner verbindung stand.

Beifolgendes excerpt lag schon längst für Sie bereit. Haben Sie diese sinnlose einrückung der röm. kaiser ins 6 und 7ᵗᵉ jahrhundert mehr gefunden?

Merian ist neulich zu Paris gestorben. Meine beurtheilung seiner synglosse in den gött. anzeigen hatte ihm so misfallen, dass er noch kurz vor seinem tod eine ganz unnöthig schmähende und heftige rechtfertigung drucken liess. Wenn ich nicht irre sind seine auszüge und abschriften, die er für Sie auf der pariser

bibl. vormals besorgt hat, eben so unbrauchbar gewesen als seine philologischen arbeiten.

Kopitar ersucht mich Ihnen zu melden: famosum Schottky nunc detineri Pragae ad reddenda quae erat suffuratus. So arg wirds vielleicht nicht sein, obgleich sich Sch. seit einigen jahren abenteuerlich umher treibt.

Das mahnt mich an eine ältere aufforderung Kopitars Ihnen über den ausdruck carmalus zu schreiben, den Sie 1, 93 für eine vox slavica erklären. ich halte ihn für deutsch und das slav. cramola, kramola scheint erst aus dem deutschen entsprungen, mit der gewöhnlichen Versetzung des r, vgl. grad, brada = gard bard. Die lex. bajuvar. hat seditionem excitare vel levare, quod Bawarii carmulum dicunt. In unsern sprachdenkmälern finde ichs noch nicht, aber das ags. cyrm clamor und cyrman clamare lässt sich vergleichen. Das slav. kramola wäre ohne wurzel.

Meine rechtsalterthümer sind nun fertig. sie verdienen mit nachsicht aufgenommen zu werden, ich habe manches angeregt und sehe alles nur für eine dürftige grundlage an.

Sollten Sie in den geschichtschreibern auf spuren stossen, die zur bestimmung des wergeldes führen, so bitte ich mich darauf aufmerksam zu machen.

In der nordischen Jomsvikingasaga wird kaiser Otto (unbestimmt welcher) herr von Saxlandi und von Peitolöndum (von den Peitoländern) genannt. Gemeint sein werden wohl windische länder, aber das Wort ist unerhört. Seine jarle heissen Urguthriotr und Brimiskiarr; auch diese weiss ich nicht zu errathen.

Was ist an Markgraf Gero von Leutsch? Lp. 1828. seine frühere schrift schien mir unbedeutend.

Mit herzlicher hochachtung und ergebenheit der Ihrige

Cassel 20 aug. 1828. Jacob Grimm.

Beifolgendes buch habe ich, verehrter herr und freund, aus Wien für Sie erhalten.

Nach einer früheren mittheilung haben Sie zu Brüssel eine handschrift von Bertholds predigten entdeckt. Ich bitte mir gelegentlich zu sagen, in welcher bibliothek? und an wen man sich etwa zu wenden hat, um den codex zum gebrauch zu bekommen? Haben wir nicht von Ihnen, gleich der italienischen reise, eine niederländische, englische und französische zu erwarten? Ich weis nur von hörensagen einiges, z. b. die wunderbare glückliche auffindung der briefe Eginhards und Emm.; besonders bin ich aber auf die neuentdeckten capitularien begierig oder auch auf die varianten zu den alten, z. b. ob es im capitulare tertium a. 813 §. 8 (Georgisch 781) beim wargengus auch sexcentos heisst?

Das neulich von mir berührte Peitoland muss Pictenland sein, denn auch Saxo Gramm. hat Petia und ags. quellen nennen peolitas = Picti.

von herzen der Ihrige

Cassel 3 Novemb. 1828. Jacob Grimm.

Cassel 25 aug. 1829.

Es freut mich, verehrtester freund, Ihnen in einer kleinigkeit dienen zu können. Das facsimile bei Roquefort liegt vor mir und danach will ich die zeilen citieren. [Vgl. in dieser ztschr. 3, 90 fgg. J. Z.]

1) zeile 1. bei Roquefort lese ich nicht in durches, was keinen sinn gibt, sondern ohne schwierigkeit, wie es auch nothwendig heissen muss, ind in thes.



nämlich die praeposition in steht in dieser zeile zweimal, genau wie das roman. pro zweimal steht.

2) z. 3 muss es heissen fram und nicht fra.

3) z. 4. 5 gehört tesan zusammen und ist der acc. hunc.

4) z. 6 muss stehen in thiu, das n kann höchstens u scheinen.

5) z. 6. 7. so soma. ohne zweifel ist hinten das o unrichtig und die sprache fordert ein a, das vielleicht auch in der hs. zu lesen ist, wenn man genau sieht. so sama (sô sama) bedeutet similiter und nie habe ich dafür gefunden so soma.

6) z. 8. zhe minan. nothwendig the,[1] das unentbehrliche relativum, wie im roman. das qui vor meon. zhe ist unsinn und die buchstabverbindung zh an sich undeutsch. Ich habe oft in hss. langobardische t ([illegible]; [illegible], et) gefunden, die den schein eines z geben;[2] und erklärt man auch das hier stehende t graphisch für z, so hat sich jedenfalls der schreiber versehen und das t seines originals für ein z genommen.

Das vorausstehende gegang*a* ist allzu deutlich, als dass man gegang*u* lesen könnte, wie die grammatik fordert; möglich, dass der schreiber in dem ihm vorliegenden text u für a nahm und a setzte.

Im eide des volks ist fast alles klar zu lesen, 7) z. 1 sineno schreibf. f. sinemo, oder wäre der erste Strich vom m verblichen? denn sinemo muss es heissen. 8) z. 4 ist abzutheilen inan es (eum ejus). 9) z. 6 beim letzten wort kann gezweifelt werden, ob es wirdhi*t* (erit) oder wirdhic (ero) oder etwa wirdh*u* (ero) lautet. wirdhi*t*, erit könnte bezogen werden auf thero nohhein, eorum nullus. da aber der schwörende die hauptperson ist, fordert das verbum auch wohl die erste person. wirdhic mit kräftig wiederholtem pronomen stände für wirdhu ic, ero ego, wobei nur das der mundart dieses denkmals ungemässe *ic* für *ih* befremdet. wird*ih* wäre richtiger. Am liebsten wäre mir, wenn das scheinbare c ein blosser finalzug am u sein könnte, dann würde man sich bei der lesart wirdh*u* völlig beruhigen. Die rom. formel gibt er, ero, nicht erimus: das vorausgehende *iu* ist sonderbar und vielleicht auch *ego,* obgleich dafür sonst eo, io steht.

Meines erachtens wäre also nach der handschrift folgendergestalt herauszugeben:

In godes minna ind in thes christianes folches ind unser bedhero gealtnissi. fon thesemo dage frammordes so fram so mir got geuuizci indi madh furgibit so haldih tesan minan bruodher soso man mit rehtu sinan bruher scal inthiu thaz er mig sosama duo. iudi mit luoheren in nohheiniu thing ne geganga. the minan uuillon imo ce scadhen uuerhen.

Oba Karl then eid. then er sineno bruodher ludhuuuige gesuor geleistit. indi ludhuuuig min herro then er imo gesuor forbrihchit. ob ih inan es iruuenden ne mag. noh ih noh thero nohhein then ih es iruuenden mag uuidhar Karle imo ce follusti ne uuirdhic.

Ein fehlerloser, grammatisch reiner text ist das nun nicht, der schreiber lässt besonders h aus oder versetzt es, gealtnissi f. gehaltnissi, madh für mahd und dieses für maht, bruher f. bruodher, luheren f. ludheren,[3] mig f. mih, ganga

1) accentuiert thê, sonst dei, quae (nom. pl. neutr.)

2) ich sehe, dass auch die roman. erste formel solch ein scheinbares z hat in al*z*resi, das sicher al*t*resi ist.

3) vielleicht ist luoheren lu*d*heren, mit oben erblichenem oder übersehenem strich.

f. gangu, werhen f. werdhen, sineno f. sinemo. Richtig wäre folgende recension: in godes minna ind in thes christianes folches ind unser bedhero gehaltnissi fon thesemo dage framordes, so fram so mir got gewizzi indi maht furgibit, so haldih tesan minan bruodher soso man mit rehtu sinan bruodher scal, inthiu thaz er mih sosama duo, indi mit ludheren in nohheiniu thing ne gegangu, the minan willon[1] imo ce scadhen werdhen.

Oba Karl then eid, then er sinemo bruodher ludhuwige gesuor, geleistit, indi ludhuwig min herro, then er imo gesuor, forbrihchit, ob ih inan es irwenden ne mag, noh ih noh thero nohhein, then ih es irwenden mag, widhar Karle imo ce follusti ne wirdu.

haldih tesan m. br. heisst nicht: will ich auf diesen m. br. halten, sondern: will ich diesen m. br. halten, d. i. behalten, erhalten, servabo. 10) thê imo ze scadhen werdhen, wörtlich quae illi in damnum fiant (eveniant, succedant). 11) follust für adjumentum, auxilium findet sich häufig (gramm. 2, 199).

In meinen rechtsalterth. erscheint mir vieles noch höchst bedenklich und unbefriedigend, ich hoffe aber ordentlich nachzuarbeiten. Gelegentliche berichtigungen und beiträge von Ihnen sollen mir die allerwillkommensten sein.

Mein bruder empfiehlt sich mit mir auf das herzlichste; ob wir Ihnen bald näher rücken, das werden Sie dort mit bestimtheit eher hören, als wir hier selbst.[2]

Ganz der Ihrige Jacob Grimm.

Wenn es Ihnen keine mühe macht, sagen Sie mir doch mit zwei worten, ob Sie was bei Aimoin 1, 10 vorkommt, namentlich die thierfabel, woran mir jetzt gelegen ist, in anderen, älteren fränk. chronisten gefunden haben? Diese aimoinsche chronik steht ja im übeln ruf, nichts eigenthümliches, sondern alles ausgeschrieben zu haben. die altfranzös. chroniques de S.Denis erborgen freilich wieder aus ihr. das ganze scheint gothisch byzantinische alte tradition, höchst unhistorisch.

Merkwürdig für mich ist, dass die fabel mit andern umständen, weit kürzer und verschieden, bei einem Tegernseer mönch erzählt wird (Pez. III. 3, 494) und

1) mînan willon, adverbial gesetzter accusativ, = nach meinem willen.

2) Zwischen diesen und den folgenden der hier zum abdruck gebrachten briefe fallen 6 briefe J. Grimms. In dem ersten d. d. Göttingen, 18. november 1830 wird die politische lage und die zustände Deutschlands besprochen, daneben Grimms stellung an der Göttinger bibliothek erörtert. Er ist mit dieser stellung einigermassen unzufrieden. Der folgende vom 2. august 1831 fragt an, ob die Miracula des Caesarius Heisterbac. in den „Monumenta“ aufnahme finden sollen, ob minister v. Stein zu gunsten der geselschaft für ältere deutsche geschichtskunde eine disposition hinterlassen habe und bespricht Schlossers recension der „Monumenta,“ sowie die bittere kritik, welche dieser gegen Heeren unverdient geübt. Den inhalt des dritten briefes vom 29. august 1831 bildet eine bittere klage über die zeitraubende mechanische beschäftigung seines bibliothekarischen amtes, wobei die ganzen einrichtungen des dienstes an der Göttinger bibliothek scharf kritisiert werden. Der vierte, vom 14. januar 1832 datierte, ebenso der fünfte brief vom 14. februar 1832 beziehen sich auf arbeiten, welche Grimm für die von Pertz redigierte „Hannöversche zeitung“ eingesendet hatte, im sechsten gibt Grimm nachricht von den störungen in seinen studien und arbeiten, welche die krankheit seiner schwester und schwägerin veranlasst haben. Abgedruckt a. a. o. nr. 91 s. 548 col. 2. 549 col. 1. 2. nr. 92 s. 553 col. 1. 2. s. 554 col. 1. 2.

daraus auch in Flacius catal. test. ver. gerathen ist. Aber dieser Baier hat den Aimoin und dessen quelle nicht gekannt.

Zum grunde liegt freilich, wenn man will, eine äsopische fabel, deren verbreitung in so früher zeit nach Deutschland und Frankreich immer merkwürdig wäre.

Ich hoffe Ihre gute frau ist ganz hergestellt; wir schliessen es auch aus den nachrichten die Reck mitbringt. Sie sind darum acht oder vierzehn tage früher aus München zurückgereist, haben aber doch sicher wieder eine reiche ausbeute von entdeckungen mit gebracht. Denn Ihre und Böhmers ausreisen begleitet immer ein entschiedenes glück.

Dortchen ist unwohl (aber ohne alle gefahr), Wilhelm leidlich, und ich könnte auch gesunder sein. Die rauhe witterung verleidet einem jetzt sogar kleine ausflüge in den ferien. Wir alle grüssen Sie und Ihre Frau von herzen. Jacob Grimm.
18 Sept. 1833.

Göttingen 25 apr. 1834.

Theuerster Freund,

aus Wien die beilage. wahrscheinlich meldet Ihnen Kopitar Chmels beförderung, worüber ich mich freue.

Eichhorn ist wieder hier, und wird Sie vielleicht ein paar tage besuchen. Wovon in unserm gespräch hauptsächlich die rede ist, können Sie Sich denken.

ich lasse jetzt meine mythologie drucken, d. h. nachdem ein paar bogen gesetzt sind, muss ich die übrigen fortschreiben. Gelegentlich sagen Sie mir doch, ob in den hss. des abbas ursperg. ad a. 1167 (ed. 1609 p. 225) die stelle über die dea Ziza vorkommt, und ob Sie Sich eine ansicht über dies seltsame zeug gebildet haben? Vellejus Paterculus kann es freilich nicht geschrieben haben, es scheint aber doch älter als das 12. jh.

Bei Dahlmanns wie bei uns könnten die meisten gesunder sein; hoffentlich haben Sie weniger an Sich auszusetzen.

Ihr

Jac. Gr.

Verehrtester freund,

herzlichen dank für die nachweisung der münchner hs. des bruchstücks von der göttin Ziza, ich will darum hin schreiben.

den Baluze habe ich in der anlage mit der ed. Spirens. und der von 1576 (unserer jüngsten) verglichen.

auch erhalten Sie das von Bethmann bestellte Buch hierbei. Camille Peregr. hist. Langob. Neap. 1643. Eichhorn wird Sie vielleicht auf einige tage heimsuchen.

Die ganze abfassung dieses Briefs zeigt, dass er in eile geschrieben wird; unsere preisaufgabe wird zwar Dahlm. schon geschickt haben, ich lege sie gleichwol bei, und wir bitten um deren baldige einrückung. vielleicht geht eine frucht daraus hervor.

Ganz Ihr

Gött. 5 mai 1834. Jac. Grimm.

Ich bitte mich für den dritten band und die folgenden der Monumenta unter die subscribenten aufzunehmen, (aber für ein exempl. papier No. 1.) die beiden ersten bände habe ich im buchh. gekauft, weil ich früher glaubte, der preis bleibe der nemliche; neulich hörte ich aber, dass die subscrib. günstiger gestellt sind.

Verehrter freund,

ich benutze Dahlmanns reise um Ihnen das mir aus Wien für Ihre dortige öffentliche bibliothek zugesandte exemplar der fragmenta theotisca zu übermachen. Der fund selbst und die genaue, reinliche behandlung sind gleich erfreulich.

Ganz überflüssig zu fragen wird es sein, ob Sie den im chronicon monasterii cassinensis angeführten, dort noch vorhandenen cod. 257, Carl des gr. gedichtete briefe an Paulus Diaconus enthaltend, abgeschrieben haben? ich bin auf dieses denkmal, wie auf alles was wir Ihnen verdanken werden, begierig.

Die letzten monate sind uns traurig und sorgenvoll um Wilhelms gesundheit verstrichen; und noch ist keine entschiedene besserung da. Gott erhalte Sie mit den Ihrigen gesund.

19 nov. 1834. Jac. Grimm.

Eberts geschick thut mir sehr leid; seine unthätigkeit in den letzten vier jahren weiss ich mir nicht ganz zu erklären.

Hier empfangen Sie, lieber freund, den text des capitulare. ich würde so verfahren: erst Browers text buchstäblich mit allen fehlern aufnehmen (weil die hs. verloren ist?), dann die versuchte herstellung folgen lassen. auch in dieser bin ich nicht so weit gegangen, als es bei einem in reiner sprache niedergeschriebnen denkmal möglich gewesen wäre. meine anmerkungen sind bloss für Sie zur beurtheilung meines verfahrens, da Sie, denke ich, keine aufnehmen, sonst müssten sie anders redigiert werden.

Wir haben die Tilische unvollendete ausg. von 1548; ich lasse sie mit der fahrpost Ihnen zugehen.

Graffs ungeschickte einleitung beurtheilen Sie ganz recht; sein ungerechtes lamentieren ist mir ausserdem zuwider; er steht sich jetzt 2000 ℛ und hat seit zehn jahren gar nichts dafür zu thun. wer von seinesgleichen ist mehr begünstigt worden? Wer kann dafür, dass er kränkelt, und schulden hat?

Ich bin jetzt noch unerleichtert, soll es aber bald werden. Die diplomatik ist ein aus der mode gekommenes colleg, das ich schwerlich wieder in gang bringen werde. man sollte sonst meinen, weil die histor. studien aufblühen, müsste den leuten auch daran liegen urkunden lesen zu lernen. Gleich Eccard und Bruns lesen aber noch viele zeitgenossen die urkunden schlecht. Wie fehlerhaft ist von Warnkönig [1] die urkunde gelesen, deren facsimile er zum glück mittheilt. Kaum begreift man solche versehen.

Kaiserurkunden enthält unser geringer vorrath nicht, so viel ich ihn kenne. ich denke selbst an Böhmer und freue mich seiner regesten.

Wenn mir Gott nur meinen bruder erhält! wir schweben seinetwegen in unaufhörlicher sorge, und die besserung thut wenigstens keinen ernstlichen fortschritt, leider nicht. Seit einem vierteljahr habe ich oft alle arbeiten hinlegen müssen und sammle mich nur stundenlang und nur halbberuhigt.

26 dec. 1834. Ihr Jac. Gr.

Die ersten ausgaben des ed. Theod. von Pithou sind nicht einzeln herausgekommen, sondern immer mit dem Cassiodor. Die ed. princ. wird in dem Cassiodor von 1579 Paris b. Nivelle enthalten sein, die uns fehlt. ich wage es hierbei die von 1588 zu senden, worin das edict, von druckf. abgesehn, hoffentlich gerade so wie 1579 gedruckt sein wird.

Bei übersendung des letztverlangten buchs konnte ich meinen dank für die erhaltne nachweisung und meine freude über Ihren fund nicht ausdrücken, weil ich im begriff stand auf sechs tage zu verreisen. Der chronist des 10 jh. ist ein beweis, dass Sie lange schon vom schicksal zum herausgeber unserer monum. ausersehen waren. Niemand kann gespannter darauf sein als Dahlmann und ich.

1) in der flandr. geschichte.

Eichhorn, der seit einer woche hier ist, redet mit lebhaftester theilnahme von Ihrem unternehmen und meint der bundestag müsse jährliche beiträge an geld in seine matrikel aufnehmen. Aber ein bedeutender mann (er denkt an den herzog von Cambridge) müsse an die Spitze treten.

Unsere ferien sind aus, studenten aber noch wenig da, sie wollen sich das 'sine ulla prolatione' nun einmal nicht gefallen lassen. Dass die universität Rose zum deputierten gewält hat wissen Sie.[1]

In eile ganz Ihr

Jac. Grimm.

Das Klöntrupsche Wörterbuch ist eine sorgsame, aber nicht nach dem besten Plan angelegte und ausgeführte Arbeit, es enthält eine menge ganz gewöhnliche Ausdrücke, die sich jedermann aus der hochdeutschen in die niederdeutsche Form selbst übertragen kann, und die piquanteren, eigenthümlichen Wörter scheinen mir nicht genau genug behandelt, z. B. unter A. die interessante Redensart 'min et'. Wenn ein Sachkundiger alles Entbehrliche wegräumte, und das Ganze etwa auf ein Drittel zurückführte, so würde ein nützliches Buch entspringen, wobei auch ein Verleger bestehn könnte. Ich würde alle unter Vorpartikeln, z. B. dal, ent und vielen andern eingetragnen Wörter streichen, es reicht hin, dass die Verba angegeben sind, mit welchen sich jene Partikeln zus. setzen; ferner würde ich sämtliche fremde Wörter, die lat. und franz. streichen (z. B. im Buchst. C) die der Niederdeutsche nur etwas anders ausspricht, es sei denn dass sie durch die Entstellung ganz unkennbar geworden wären. Bei sparsamem Druck könnte alles in einen mässigen Octavband kommen und der würde einen nützlichen Beitrag zur Kenntniss der westfälischen Mundart liefern. Mehr nicht. Klöntrup hatte Unrecht sein Werk ein westfälisch-niederd. Idioticon zu benennen; er hätte Nachträge und Berichtigungen zu Strodtmann sammeln sollen, die ergiebigeren süd und westwestfäl. Dialecte scheinen ihm gar nicht recht bekannt gewesen zu sein. Aber ich wünsche dass sein Beitrag nicht verloren gehe, und Hahn, der so viel mit deutschen und französ. Wörter und Lesebüchern verdient, die in 20 Jahren nichts mehr werth sein werden, könnte auch ein vaterländ. Buch verlegen, das länger dauern wird, es sei denn, woran ich zweifle, dass bald ein Schmeller in Westfalen auferstehe. Nur muss der vorgeschlagne Auszug mit Sinn gemacht werden, alle gesammelten Redensarten müssen bleiben.

Die deutschen und zum Theil auch die lat. Wörter des sal. Gesetzes sind verzweifelt schwer; etwa sechs von jenen traue ich sicher zu deuten, mehr nicht. Ein paar Generationen von Schreibern müssen schon an der furchtbaren Zerrüttung des Textes thätig gewesen sein. Der Zusatz, dessen Sie gedenken, worin stadalum uaidaris vorkommt, erinnert mich an L. 36, 3 wo dieselbe composition von 1800, und das Wort extelarius (franz. êtalon.) ich weiss nicht ob waidari ein Jäger, Waidmann sein könnte? über et marias fällt mir gar nichts ein.

Dass Blume von unserer Bibl. die Pithousche Lex Visigoth. bekommen kann, habe ich ihm längst zu wissen gethan und dabei gefragt, ob sie ihm direct oder durch Sie gesendet werden soll.

1) Die drei nächsten briefe vom 8. november 1835, vom 27. november 1835 und ein undatiertes, hier einzuschaltendes, schreiben, beziehen sich auf eine büchersendung an Pertz, die unterhandlungen mit Haupt und Kraut wegen ausfertigung eines registers zu dem 1. bande der Leges und Blumenbachs unverantwortliche anzeige des Rehbergschen buches wider Goethe. Abgedruckt a. a. o. nr. 92 s. 554 col. 2 — 555 col. 1.

In Ihren Händen befindet sich noch ein Band der Schwarz. HS. des C. J. ausser einigen gedruckten Büchern. Ich bemerke es bloss der Ordnung wegen.

Von Herzen der Ihrige

Jac. Grimm.

Hierbei, verehrter Freund, die beiden Bücher von Kurz und Dobners band 5. Leider besitzen wir Chevaliers hist. de la ville de Poligny nicht.

Wie haben Sie Sich denn über das vor einigen Monaten besprochne Fragment von Tell ausgelassen? oder hätte ich es in der Zeitung übersehn? bei Ihrer Polemik gegen den von O. Müller in unsern Anz. nunmehr ganz hübsch behandelten Sanchuniathon muste Ihnen die Wahrscheinlichkeit einer neuen forgery gelegen kommen.

Mit meinen Ferienerholungen schlägt es immer übel aus. die Wahrheit ist, dass ich über meiner Syntax sitze und wochenlang nicht einmal spazieren gehen kann, wenn man in diesen rauhen Frühling hinaus möchte!

Ist der F. C. Walther Hormayr selbst? denn die beiden Beurtheilungen hat er ohne Zweifel selbst gemacht.

31. März. In Eile.

T. T. Jac. Gr.

Ich antworte heute nur, verehrtester Freund, auf das nothwendigste. Zu dem Correspondenten, der sich Ihnen angetragen hat, kann ich auf keine Weise rathen. Er ist durch seine französisch westphälische Gesinnung und auch durch anderes noch verrufen. In Dahlmanns Pol. p. 177 eine hübsche Stelle über ihn.

Ganz Ihr

20 Jan. 1836. Jac. Grimm.

Beifolgende Leges Wisigothor. Paris 1579 wünscht unser Blume durch Ihre Vermittlung zu empfangen. Ich habe einen Schein auf Ihren Namen ausgestellt.

Vale fave

5 Mai 1836. Grimm.

Verehrtester freund,

mit der fahrenden post ist Savioli tom. 2. pars 1 & 2 und Bouquet 16. 17. 18. an Sie abgegangen; den band der schwarzischen C. J. hs. habe ich richtig wieder erhalten.

Das rasche vorschreiten des vierten bands ist höchst erwünscht, an sich, und damit Sie desto eher zur herausgabe Richers, auf welchen alle begierigst warten, die davon wissen, gelangen können. Sie sollten ihn vorläufig in 8° erscheinen lassen, oder laufen gefahr, dass er nachher besonders abgedruckt wird, weil die folioausgabe zu theuer und — unbequem ist.

über preda que sexanraup besinne ich mich vergebens; keine mir bekannte zusetzung mit raup gibt etwas nur ähnliches; sachenraub kann es schwerlich bedeuten. vielleicht ein raub, den sechs genossen unternehmen? wie das alte recht bei solchen verbrechen genau die zahl der theilnehmer unterscheidet. sexanchunna für 600 bekanntlich im sal. gesetz. rêraup und sach = scah ist in der ordnung.

Vorige woche musste Ihnen Blume, der 2 tage hier war, nachts vorbeireisen.

Herzlich der Ihrige

20 aug. 1836. Jac. Grimm.

darf ich bitten beim oberschulrath zu bestellen, dass die neulich vermissten papiere Wieselers sich hier unter Dahlmanns papieren verirrt hatten und neulich wiedergefunden haben.

Carlini und Papen, verehrtester Freund, werden Sie mit der Post erhalten haben. Den Dr. Waitz hatte mir vorlängst schon Eichhorn gerühmt, und es freut mich zu hören, dass Sie ihn für die monumenta gewonnen haben, zu deren Gunsten sich überhaupt alles anlässt.

Diese Zeilen nimmt Burgermeister Thomas aus Frankfurt mit, der Ihnen bereits durch Böhmer aufs beste empfohlen sein wird.

Blume war in Kissingen und reiste nach Lübeck zurück. Dahlmann macht in diesem augenblick einen Ausflug nach Kiel, zum ersten mal seit er es verliess. er wird aber nun auf dem Rückweg Hannover berühren.

Ganz Ihr

12 Sept. 1836. Jac. Grimm.

Ich gelange erst heute, verehrtester freund, zur erwiederung auf Ihre neuliche anfrage. die mitgetheilte stelle eines lat. gedichts von 1315 sieht allerdings verdächtig aus. es wird nicht gesagt, was dieses gedicht überhaupt enthalte, noch wo die hs. liege. Wie sollte ein so altes werk, gerade aus dieser zeit, verborgen geblieben und nicht längst besprochen worden sein? Hallers schweizer-bibl. weiss kein wort davon. aber Joh. Müller (Schw. gesch. 2, 37 der Leipz. ausg.) nennt einen Heinrich von Hünenberg, der im östreich. heer ziehend, die Schweizer durch einen pfeilschuss[1] vor Morgarten gewarnt habe (nach Tschudi.) Sollte nach diesem namen der dichter erfunden worden sein?

unter deutschen dichtern erscheint er auch nicht; der Hynnenberger (im jenaischen meistergesangbuch) ist wol = Hennenberger. Ich halte fortwährend den Tellschuss für blosse sage, und bin völlig der meinung des luzerner Kopp.

Was es mit jenem vorgeben für ein bewenden hat wird sich schon ergeben.

Ganz der Ihrige

28 Jan. 1837. Jac. Grimm.

ich erlaube mir einen brief an hr. Dr. Waitz einzulegen.[2]

1) Dieser beschriebene pergamentstreif am pfeil wäre eine zwar unförmliche, aber schöne urkunde. vielleicht will man die auch noch wieder finden!

2) Der sich anschliessende brief vom 27. november 1837 gibt Grimms urteil über die von Pertz an ihn eingesendeten bruchstücke einer altdeutschen handschrift, der folgende vom 13. august 1840 dankt für die teilnahme an der verbesserung seiner lage, welche für Grimm durch berufung an die Berliner universität in aussicht steht. Mit dem nächsten schreiben vom 29. august 1841 eröffnet sich nunmehr die reihe der aus Berlin, wohin Grimm wirklich berufen worden war, datierten briefe. Grimm spricht in diesem briefe seine volste zufriedenheit mit der neuen stellung aus. Im ganzen gelangten noch 6 briefe Grimms an Pertz nach Hannover. Sie sind am 26. juni 1841, 31. august 1841, 15. october 1841, 13. november 1841, 26. november 1841 und 1. märz 1842 geschrieben und beziehen sich sämtlich auf Pertzs berufung zum oberbibliothekar an die königliche bibliothek in Berlin, die ihm zu gewährenden gehaltsansprüche und sonstigen competenzen. In herzlichster weise gibt Grimm seiner freude über Pertzs berufung und annahme ausdruck. Es schliessen sich die briefe an, welche Grimm an den nunmehr bereits in Berlin ansässigen freund richtete. Der erste, ohne datum, ist die blosse mitteilung des auszugs eines briefes von Gervinus an Grimm, d. d. Heidelberg, 5. februar 1845, worin dieser von jenem aufgefordert wird, an Pertz doch tag und nacht zu treiben, dass er mit seinem Stein (Steins biographie) herausrücke. Abgedruckt a. a. o. nr. 92 s. 555 col. 1—2. Nr. 93 s. 557 col. 1—2. 558 col. 1—2. 559 col. 1.

Hierbei sende ich Ihnen verehrtester Freund das Verzeichniss der deutschen Handschriften des Frhrn. v. Lassberg, mit der Bitte mir Ihre Meinung über den Preis nicht vorenthalten zu wollen. Der Ihrige

4/8 51. Pertz.

Ich würde bloss auf die handschriften 174—201 eingehn, nicht auf die apographa.

Unter den hss. ist die wichtigste, die der Nib. 174 bereits verglichen, immer aber eine zierde jeder bibliothek.

Wilhelm von Orlens in 174 ist ungedruckt, liegt aber auch anderwärts in guten hss. und wird sicher gedruckt werden, Fussesbrunnen und Egge sind nach dieser hs. gedr.

176 ist von Lassberg im Liedersal herausg. wahrscheinlich aber nach der hs. vielfach zu berichtigen.

180 gedruckt. 190 gedruckt.

181. 189. 191 (wovon Sie neulich eine andere hs. erworben haben) ungedruckt.

Für alle hss. 174—201 wären 200 ℛ︎ kein hohes gebot, doch für den verkäufer ein annehmliches. Jac. Gr.

Verehrter freund,

das mir vorige woche übersandte paket Graffischer manuscripte konnte ich vor vielen andern geschäften erst heute aufmachen. ich vermag ihnen nur geringen, fast keinen werth beizulegen. die beiden wörterbücher und das reimverzeichnis zu Otfried sind bloss dürftige anlagen und alles was darin werth hat ist bereits in den sprachschatz eingegangen. auch die verbesserungen zu Kero und die accente zu Otfried sind sonst schon bekannt gemacht (in Graffs Krist, und Hattemers ausgabe); es könte bloss ankommen auf einzelne nachvergleichungen.[1]

Der Ihrige

9. mai 1852. Jac. Grimm.

Lieber freund, ich muss doch, indem ich statt des fettigen scheins, der allenfalls hätte dienen können, einen andern sende, bemerken, dass der bote, der ihn überbracht hat, erst seit acht tagen in meinem dienst ist; seine unachtsamkeit also den vorigen ebenso wenig verdächtigen darf, als jeden der vielen anderen, welche bücher abholen; dass dies fett mit jener dinte gar nichts gemein haben kann, habe ich folglich auf alle art bewiesen.

Da ich nicht officiell antworte, will ich Ihnen offen gestehn, dass mich schon das erste schreiben als unfreundschaftlich verdrossen hat. Sie mögen grundsätzlich in solchen amtssachen ohne rücksicht auf personen verfahren; das will ich loben, wenn es wirklich ohne alle ausnahmen durchgeführt wird, wie ich nicht bezweifle. Ich an Ihrer stelle würde ausnahmen mancher art für recht gehalten und namentlich einen freund erst um die sache gefragt oder ihn davon benachrichtigt haben, ehe ich ein so anstössiges schreiben an ihn unterschrieben und abgesandt hätte.

Wollen Sie wissen, welchen erfolg es für mich haben wird? ich werde meine schüchternheit vielleicht lange nicht besiegen können, und die bibliothek zu besu-

1) Die folgenden vier briefe vom 15. juli 1854, 11. october 1855, 12. november 1855 und ein undatiertes, hier einzureihendes schreiben enthalten Grimms motivirte empfehlungen fremder, behufs benutzung der königlichen bibliothek sich in Berlin zeitweilig aufhaltender gelehrten an Pertz, mit der bitte ihnen in ihren studien möglichste erleichterung zu gewähren. Abgedruckt a. a. o. nr. 93 s. 559 col. 1—2.

chen meiden. Das schadet mir allein und nicht Ihnen; aber leid thun wird es Ihnen wenigstens mich in die lage gebracht zu haben.

Und nun hoffe ich nie wieder Ihre und meine zeit so verschwenden zu müssen, und bin freundschaftlich der Ihrige

Jac. Grimm.

der diener, welchen ich eben zur rede stellte, gibt vor, den zettel säuberlich gehalten, sogar noch in ein ander papier gewickelt zu haben. das mag blosse ausrede gegen mich sein; doch möglich wäre, dass einer vom dortigen personal mir etwas anhaben wollte.

seit ein paar wochen habe ich mich mit dem gedanken umgetragen, ob wir hier nichts für die Holsteiner thun könnten und müsten, endlich habe ich ein schreiben an den König entworfen, das ich heute morgen Trendelnburg mittheilte, und auch Ihnen vorlegen will. es brauchte bloss von fünfen oder sechsen unterzeichnet zu werden. Sonntag nachmittag.

Um zurückgabe der Dahlmannischen abstimmung bitte ich wiederholt; es kommt mir auf einen ausdruck an über die mir zugedachten befugnisse bei der redaction, welcher darin enthalten sein muss. immer noch habe ich des geschwindschreibers auflösungen nicht erhalten, obschon sie Mittermaier bestimmt verheisst.

Guten morgen

16 dec. Jac. Gr.

Hierbei, lieber Pertz, auch die nähere auslegung der zweiten stelle, wie ich sie heute von Leo empfangen habe,[1] ich bitte mir den brief nach beliebig genommener abschrift wieder aus. Schöne dinge kommen heraus, ausser dem fall in den abtritt auch ohrfeigen. Legen Sie nun beide blätter dem hiesigen Irländer vor und stellen ihn und Leo zugleich auf die probe.

Ihr

mittwoch. Jac. Gr.

Das erste wort scheint Sobinn und Sobenn zu lesen zu sein. Jetzt müste natürlich: Sobainn oder Suibeann geschrieben werden. Das sind keine irischen wörter; aber ein oberkönig von Irland kömt vor mit namen: Sobne oder Suibne. Sobinn kann also ein name sein — und das wird durch das zweite wort bestätigt, denn dunn oder donn heiszt der „braune", der „dunkelfarbige" und wird ebenso wie „finn, der blonde" oder „ruadh, der rote" oder „dubh, der schwarze" oft eigennamen zu näherer unterscheidung beigefügt. Sobinn dunn, Sabinus (?) der dunkelfarbige.

inndiu; „diu" wird als eine art demonstrativer partikel für zeit und ort gebraucht; es heiszt: „hier" und „wärend" — „inn" ist ältere schreibung für ann oder an; „andiu, im wärenden d. i. heute, jetzt" — „inndiu, im hiesigen d. h. hierorts, allhier."

ameal brigte oder amel brigte; der strich über dem a (und e) köꝛte auch andeuten eine form aimeal brigte oder aimeil-brigte. Auf jeden fall ist, wie in der ganzen schrift, die aspiration nicht angedeutet; man darf also an die stelle setzen: aimheal-brighte oder: aimheil-brighte. „aimheal" bedeutet: vexation, grief, dismay; „brighte" ist part. prät. von breighim d. h. I violate, abuse. Ich übersetze dies compositum aimheal-brighte durch: schmach-bewältigt, schmählich mishandelt.

1) Sie ist als Anlage zu diesem Briefe hinter demselben abgedruckt.

clusen air; „air“ ist hier nachgesetzte partikel in dem sinne, wie wir etwa „-weise“ nachsetzen z. B. ata ocras air „er ist in hungersweise“ d. h. er hungert; ata eagal air „er ist furchtsamerweise“ d. h. er fürchtet sich. Es ist dies air das französische à la — etwa oder au Clusen, oder wie die schreibung clúsen annemen läszt: cluisen ist das jetzige cluaisein, die ohrfeige — also „clusen-air“ ohrfeigsweise, mit ohrfeigen.

in magantia bezeichnet offenbar die localität. Könte es vielleicht in Moguntia, in Mainz also sein? oder gibt es noch andere ähnlich lautende ortsnamen, die ich nicht kenne?

isin dardoen. Das letztere wort scheint jetziges dearduin, das poenitentiarium, das gefängniss — also: „eben hier im poenitentiario,“ oder: „in diesem poenitentiario.“

ria fel; das letzte wort für „feal“ d. h. nichtswürdig, elend; also ria feal peatair (oder peadair) „durch den nichtswürdigen Peter.“

isin ceat bliadha, „in diesem ersten jahre“; ceat häufig in alten mscr. für cead.

den degaid für d'an deghaidh d. h. „danach“.

.7. isin bliadha, „nämlich in dem jahre“.

ir ro marbat, für „ior ro marbadh“ d. h. „nachdem erschlagen ward“. Die präteritenform ro marbat für ro marbadh, und dies für do marbadh kömmt öfter in den alten liedern vor.

Diarmait, ein gewöhnlicher gaelischer name.

cetra bliadhna für ceithro bliadhan; „viertes jahr d. i. im vierten jahr“.

tanacsa Aalbain, wol für „tanach sa Albain“ und tanach genitivform von tan oder tain, das plündern, brennen, die beute — also: der plünderung in Schotland.

Das ganze hiesze also:

Sobinn der dunkelfarbige[1] alhier schmählich mishandelter mit ohrfeigen in Magantia in diesem poenitentiario durch den nichtswürdigen Peter in diesem ersten jahre danach, nämlich in dem jahre nachdem Diarmat erschlagen ward, im vierten jahre der plünderung in Schotland in perigrinitate mea; et scripsi hunc librum pro caritate tibi et Scotis omnibus id est Hibernensibus qui sum ipse Hibernensis nämlich das königreich Leinster (ñ lagen für rioghachd laigheann oder vielleicht beszer riogha laigheann d. h. das königliche Leinster) und in diesem Side (agus isin Side — das letztere musz wohl der geburtsort des schreibers sein.)

Die zweite schrift hat von anfang dieselben worte. Dann: diamairt (am dienstage) II. kl. aug.

Manidern, scheint ein name zu sein: wie man namentlich aus dem beisatze tais „der gute, sanfte“ sieht.

scoloca manestrec für: sgolog manaisteireach oder maineistreach d. h. höriger des klosters.

ʰ soll wol das gewöhnliche zeichen für agus ersetzen; die schreibart hacus kömmt ja auch vor — oder, was fast noch mehr wahrscheinlichkeit hat, es abbrevirt: naoimh und der folgende name mauritius gehört noch zu manestrec — also: „Manidern der gute, höriger des klosters des heiligen Mauritius“, —

1) Oder: der magister, denn dunn hat auch diese bedeutung: magister, doctor, praeceptor.

Braflacc, musz wieder ein name sein, und fehlte also vor ihm die verbindungspartikel 7, wenn man nicht annemen will: „und Mauritus Braflac“ etc.

daor sa foleb erinnach; da „foleb erinnach“ offenbar für: folaibh ei rionach „reisender Irländer“ steht, kann daor hier nicht einen sclaven oder gefangenen bezeichnen, sondern musz die andere bedeutung haben: theuer, werth — wir erhalten also: „Braflacc dieser theure reisende Irländer“.

nige für nighe: „sie wuschen ab“.

cotocenn. wol für „cotchain“ oder für „cotchanaibh“ — das erstere hiesze: stücke, theile — das andere: in stücken, theilweise.

Also: Manidern der gute, höriger des klosters des heiligen Mauritius (und) Braflacc, dieser theure reisende Irländer, wuschen theile (oder: theilweise) ab, ut cecidi cum tabulis in fundo stercoris etc.

Die reihe der briefe von Wilhelm Grimm an G. H. Pertz eröfnet ein undatiertes schreiben, welches schon aus rücksicht der bibliographischen analogie den datierten vorangestelt, auch durch seinen inhalt die ihm angewiesene stelle des ältesten briefes einzunehmen, volkommen rechtfertigt. W. Grimm übersendet, als anlagé dieses briefes an G. H. Pertz, diesem seine untersuchung „Ueber deutsche Runen.“ (Göttingen, 1821. 8°.) — Abgedruckt a. a. o. nr. 93 s. 559 col. 2. — Diesem schreiben schliesst sich in der reihenfolge dasjenige von Cassel, 9. februar 1828 an, welches sich über die unächtheit einer von Pertz an W. Grimm gesendeten runenmünze, sowie über den wert gotischer fragmente und alphabete, welche W. Grimm ebenfals von Pertz mitgeteilt waren, ausspricht. — Abgedruckt a. a. o. nr. 93 s. 559 col. 2. — 660 col. 1. — Der nächste brief ist noch ungedruckt und folgt hier.

Göttingen 17. Dec. 1830.

Von Cassel aus erhalte ich beiliegende Ankündigung einer Versteigerung altenglischer Goldmünzen; da hier Niemand ist, der darauf Rücksicht nehmen könnte, so sende ich sie Ihnen, verehrter Freund, weil sich dort vielleicht eher jemand findet. Etwaige Aufträge könnten nur an den Hrn. Polizei-Director Pfeiffer in Cassel gesendet werden, der sich des armen Finders annimmt.

Mit den freundschaftlichsten Grüssen von meinem Bruder u. mir

der Ihrige Wilh. Grimm.

Bereits gedruckt a. a. o. nr. 93 s. 560 col. 1—2 sind die weiteren briefe von Göttingen 31. januar, 12. februar und 5. märz 1832 und derjenige vom 19. april 1835. Sie sind kurze begleitschreiben zu beiträgen, welche W. Grimm an den adressaten für die Hannöversche zeitung einsendete. Es bleiben zur mitteilung hier noch die nachstehenden vier briefe übrig.

Göttingen 27. Febr. 1838.

Einliegend erhalten Sie, verehrtester Freund, die gewünschte Antwort, so gut sie meine Frau zu geben im Stande ist.

Wollen Sie mir Ihre Sammlung mittheilen, so werde ich Ihnen sehr dankbar seyn; zwar ist mein Buch bis auf wenige Bogen gedruckt, vielleicht kann ich noch etwas daraus entnehmen; ich will es dann meinem Bruder zusenden, der mit dem seinigen bis in die Hälfte ist.

Die Runenalphabete werden mir willkommen seyn, ich habe manches neue aus angelsächs. Hss. erhalten, u. sobald sich die Stimmung einfindet, hätte ich wohl Lust diesen Gegenstand wieder aufzunehmen.

Von Herzen der Ihrige

Wilh. Grimm.

Lieber Freund, morgen Sonnabend Mittag werden Lücke und Lachmann u. der Geh. Rath Kieser aus Jena bei uns eszen, kleine Gesellschaft u. wenige Gerichte, aber ich hoffe doch Sie erfüllen unsere Bitte daran Theil zu nehmen und auch auf bürgerliche Weise schon um 2 Uhr zu kommen. Meiner Frau geht es zwar beszer, aber sie musz sich doch ruhig verhalten, und so haben wir uns versagen müszen eine gröszere Gesellschaft bei uns zu sehen.

Guten Morgen der Ihrige
14. April 1843 Freitag Morgen. Wilhelm Grimm.

Sie wollten so gut sein, lieber Pertz, und meinen Schein für die Bücher, welche ich von der Bibliothek hier habe, erneuern lassen. Erlauben Sie mir dass ich Sie daran erinnere, da, wie ich aus der Zeitung ersehe, die Frist abgelaufen ist.

Herzliche Grüsse Ihr
B. 4. März 1845. Wilhelm Grimm.

Sein Sie so gütig, lieber Freund, mir einen gefallen zu erzeigen. ich habe ein pergamentblatt, an dem ich einige erloschene Stellen gerne lesen möchte. ich habe das recept zu dem aus schwefel bereiteten reagens nicht mehr, und bitte Sie es in einer apotheke auf meine Kosten machen und mir von daher gleich zuschicken zu lassen, oder mir zu sagen wo es abzuholen ist.

Mit den besten grüssen der Ihrige
B. 9. Octbr. 1852. Wilhelm Grimm.

Den schluss der samlung bildet W. Grimms schreiben vom 1. november 1852, — abgedruckt a. a. o. nr. 93 s. 560 col. 2. — 561 col. 1—2. — Es beschäftigt sich mit der mitteilung über den inhalt einer aus Wien zum verkauf angebotenen handschrift, deren erwerb für die kgl. bibliothek in Berlin als sehr wünschenswert und der dafür geforderte preis von 25 talern als durchaus angemessen bezeichnet wird.

MARBURG. H. MÜLLER.

Briefe von **Johann Peter Hebel.** Herausgegeben von Dr. **Otto Behaghel,** Professor an der Universität Basel. Erste Sammlung: Briefe an K. Ch. Gmelin, an die Strassburger Freunde, an Justinus Kerner. Mit einem Bildniss Hebels in Lichtdruck. Karlsruhe, Verlag von H. Reuther. 1883. 314 s. 5 m.

Die samlung enthält zunächst 8 bisher ungedruckte briefe Hebels aus dem jahre 1796 an den botaniker Gmelin von Karlsruhe, der sich damals in Erlangen aufhielt. Hebel übernahm während dieser zeit den naturgeschichtlichen unterricht für Gmelin, und er teilt dem fachmann seine ideen über denselben mit und legt ihm einzelne fragen zur beurteilung vor. — Gleichfals neu, d. h. soviel uns bekant, bisher nicht veröffentlicht sind die briefe an Justinus Kerner (156—159 der samlung). Sie stammen aus dem jahre 1817 und 1818. Hebel, der damals von der herausgabe des rheinländischen Hausfreundes zurückgetreten war, solte für mitarbeit an einem württembergischen volkskalender gewonnen werden. Er sagte zu und schickte eine anzahl arbeiten ein; allein das unternehmen stiess auf schwierigkeiten. — Den hauptinhalt des bandes bilden Hebels briefe an die Strassburger freunde: an die familie Schneegans, an frau Weiler, schwester des herrn Schneegans und an deren sohn Daniel Weiler, student in Strassburg (129—155 der sam-

lung) und insbesondere an die familie Haufe (9—128). Die briefe an die familie Schneegans und an herrn Weiler sind veröffentlicht in der Alsatia vom jahre 1875/76 (Colmar bei Barth) s. 17—67 und nach dieser ausgabe von Behaghel in seine samlung aufgenommen. Ein teil der briefe an die familie Haufe erschien, wie das vorwort richtig bemerkt, in der schrift: „Aus Hebels Briefwechsel" (Freiburg, Wagner 1860); allein der briefwechsel wurde schon früher in allen wesentlichen stellen von algemeinem interesse verwertet, in dem lebensabriss Hebels von Preuschen zur ausgabe der werke vom jahre 1843 und später von Längin in „Joh. Peter Hebel, ein Lebensbild" (Karlsruhe 1875). Nichts destoweniger ist der abdruck der ganzen samlung mit freuden zu begrüssen; denn es ist in der tat „ein köstliches idyll voll frieden und heiterer ruhe, das Hebel mit den Strassburger freunden gelebt hat" (vorwort X). Die erläuterungen hat der herausgeber in praktischer weise geteilt; unter dem text steht „was zum wortverständnis notwendig ist"; am schlusse als anhang: die notizen über die persönlichen, örtlichen und litterarischen beziehungen in den briefen; namentlich den litterarischen ist der verfasser mit sorgfalt nachgegangen. Sowol in bezug auf textwidergabe wie erläuterungen machen wir auf folgende übersehen und unrichtigkeiten aufmerksam:

Vorwort XII: der Strassburger bildhauer, welcher Hebels „alabastermedaillon" fertigte, heisst nicht Oh*n*macht sondern Ohmacht (ohne n). Hebel schreibt zwar in seiner nachlässigen art in seinen briefen regelmässig Oh*n*macht; auch s. 114 brief 53, wo der abdruck richtig Ohmacht hat, steht im original Ohnmacht, nur ist das n von einer spätern hand durchgestrichen. Auch in Naglers Künstlerlexikon, auf das der herausgeber s. 303 verweist, steht keine andere bezeichnung als Ohmacht; desgleichen auf dem alabastermedaillon und dem von ihm genommenen dem buche vorgesezten lichtdruck: Ohmacht war überhaupt ein berühmter künstler seiner zeit; meisterwerke finden sich von ihm in Lübeck, Mainz, Frankfurt, Rothweil, Karlsruhe und besonders in Strassburg, er stirbt 1834.

S. 8 brief 2 und s. 294. „Das bächlein, wo sich Pfalz und Baden scheidet" ist nicht „der Rhein," sondern die kleine etwa eine stunde von Karlsruhe entfernte Pfinz. Hebel hatte selbstverständlich im jahre 1796 nicht das heutige Baden, sondern die alte markgrafschaft vor augen; die rechtsrheinische Pfalz mit den städten Heidelberg und Mannheim, wodurch der Rhein eine kleine strecke zwischen Baden und der linksrheinischen Pfalz grenzfluss wurde, fiel erst 1803 an Baden. Schon die erwähnung des Thurmbergs im brief hätte den herausgeber vor solchem misgriff bewahren sollen.

S. 117 „behandelte"; im original steht behandelt.

S. 183 brief 94. „Gimpetismarkt", im original steht Gimpelismarkt, ein spezifisch Elsässer und Strassburger ausdruck, auch gimpelmarkt = trödelmarkt, gimpler = trödler (vgl. Elsässer Schatzkästlein s. 502); Gimpetis ist kein wort.

S. 293. Gmelin. Die Karlsruher samlungen wurden von Gmelin nicht nach Erlangen, sonbern nach Ansbach geflüchtet und blieben dort bis 1797; während dieser zeit nahm Gmelin seine botanischen studien in Erlangen wider auf (Badische Biograph. I s. 305).

S. 308. Die anmerkung zu „literar. Zweck" und „Daenische Balladen" gehört nicht zu brief 87, sondern zu brief 93.

S. 309. Die anmerkung über „Fecht" gehört nicht zu brief 105, sondern zu brief 108.

Da Hebel in seinen briefen nur ausnahmsweise das jahr der abfassung bemerkte, so ist die festsetzung der chronologischen reihenfolge der briefe keine

leichte arbeit; es gilt dies namentlich von den briefen an die familie Haufe. Nach dem vorwort des herausgebers (s. XI) sind diesen briefen „von fremder, ihm unbekanter hand,“ jahreszahlen beigeschrieben, denen aber „keine sehr grosse glaubwürdigkeit zukomme.“ Diese „fremde hand“ war die frau Haufe, an die die meisten briefe von Hebel direkt gerichtet sind; sie ordnete etwa ein jahrzehnt nach Hebels tode († 1826) mit einer ihrer töchter die samlung.

Unzweifelhaft sind dadurch irrungen nicht ausgeschlossen und sie liegen tatsächlich vor; auf der andern seite aber hat ein abgehen von diesen andeutungen und ein bestimmen der abfassungszeit der briefe rein aus dem inhalt, aus gewissen beziehungen auf bestimte verhältnisse, personen usw., auch ihr bedenkliches und führt leicht zu fehlgriffen. Wir wollen das an einem beispiel nachweisen. Brief 79 sezt der herausgeber ins jahr 1812, die „fremde hand“ ins jahr 1810; Hebel schrieb blos 5. november. Nun heisst es aber am schluss des briefes: „Ihr habt doch den Kindern auch den Wadelstern gezeigt?“ Es ist der komet von 1811 gemeint; derselbe wurde von den astronomen zuerst bemerkt am 26. märz 1811, er erreichte die grösste helle im herbst 1811 und wurde von einem russischen astronomen zulezt am 17. august 1812 beobachtet. Somit ist das datum der „fremden hand“ 1810 falsch, aber nicht minder die datierung des herausgebers 1812 und der brief unzweifelhaft am 5. november 1811 geschrieben.

Über brief 94 steht die jahrzahl 1818 mit fragezeichen und unten die anmerkung: „So die Datirung der fremden Hand.“ Die bemerkung ist nicht richtig; denn im original steht von der fremden hand: „Ende 1817.“ Der brief ist schwer zu bestimmen. Die anzweiflung des nach der Alsatia von Hebel selbst datierten briefes 155 vom jahre 1810 und seine zurückdatierung auf 1809 scheint uns unbegründet und die ausführungen darüber s. 313 gesucht. Dass der herausgeber den text mit den orthographischen eigentümlichkeiten Hebels abdruckte ist zu billigen; nur hätte an stellen, wie s. 107 „antesten“ wo interess = zu ergänzen ist und 133 „gewiss den Abend,“ wo den gleich denn ist, dem verständnis des lesers etwas nachgeholfen werden sollen.

KARLSRUHE. G. LAENGIN.

AUFFORDERUNG DES OBERKIRCHENRATS.

Der oberkirchenrat veröffentlicht folgende aufforderung zur teilnahme an der revision der lutherischen Bibelübersetzung:

Die für den zweck der revision der lutherischen bibelübersetzung Alten Testaments, sowie der einheitlichen gestaltung ihres textes im jahre 1871 niedergesezte, aus 15—17 mitgliedern bestehende kommission hat im jahre 1881 ihr grosses und wichtiges werk in 18 diäten, jede im durchschnitt mit 8—10 sitzungen so weit gefördert, dass ihre das ganze Alte Testament samt Apokryphen umfassende arbeit dem theologischen und kirchlichen publikum zur beurteilung vorgelegt werden konte. Eine aus zehn mitgliedern bestehende kommission war für die revision der übersetzung des Neuen Testaments schon 1863 gebil-



det worden und hatte nach verlauf einiger jahre ihr von der Eisenacher kirchen-konferenz gebilligtes und den sämtlichen kirchenregimenten zur officiellen verwendung empfohlenes werk so vollendet, wie es in der sogenanten revidierten ausgabe des Neuen Testaments vom jahre 1867 vorliegt. Nach vollendung der revision auch des Alten Testaments hat nun die Cansteinsche bibelanstalt in Halle soeben zur vierten säkularfeier von Luthers geburtstag den revidierten text des Alten Testaments samt Apokryphen volständig veröffentlicht und in den buchhandel gebracht. Demselben ist auch das Neue Testament in der revidierten form vom jahre 1867 beigegeben, so dass jezt unter dem namen „Probebibel“ das gesamte werk der revision vorliegt und zwar in übersichtlicher form, indem die von der revisionskommission vorgenommenen abänderungen der übersetzung Luthers, sowie die von der Cansteinschen ausgabe zu Luthers übersetzung zurückgreifenden stellen durch besondere kenzeichen im druck ersichtlich gemacht sind. Es war der einhellige wunsch der Cansteinschen Bibelanstalt und ihrer schwestergeselschaften, der Hallischen revisionskommission und der Eisenacher konferenz der evangelischen deutschen kirchenregimente, dass vor allen weiteren schritten dieses das Alte Testament betreffende revisionswerk (wie es seiner zeit mit dem revidierten Neuen Testament gehalten worden ist) der beurteilung und event. verbesserung seitens sachkundiger und dafür ausgerüsteter männer unterbreitet werden möge.

Wir unterlassen daher nicht, hiermit öffentlich zur besprechung der revisionsarbeit für das Alte Testament samt Apokryphen, unter berücksichtigung auch der kapitelüberschriften, der parallelstellen und des angehängten registers ungewöhnlicher worte einzuladen, auf dass durch mithülfe auch noch weiterer innerlich dazu berufener kreise ein möglichst volkommenes resultat erzielt werde. Wir fügen dieser aufforderung noch einige einzelne bemerkungen hinzu.

Wie die nun vorliegende arbeit von einer auswahl zahlreicher und angesehener männer mit aufwendung von viel zeit und kraft, sowie mit grosser sorgfalt und gewissenhaftigkeit fertig gestelt worden ist, so darf erwartet werden, dass auch die urteile über dieselbe und die zu hoffenden verbesserungsvorschläge keine anderen als wolerwogene sein werden. Dazu ist aber erforderlich, dass jeder, der das wort zu nehmen beabsichtigt, vor allem sich mit den beiden vorberichten, welche der sogenanten Probebibel vorgedruckt sind, genau bekant mache, um sowol die grundsätze, an welche das revisionswerk überhaupt gebunden ist, als den gang kennen zu lernen, den es bisher eingeschlagen hat und den es fernerhin noch zu nehmen haben wird.

Die urteile und verbesserungsvorschläge sind an uns oder direkt an den vorsitzenden der Halleschen revisionskommission herrn prof. dr. Schlottmann oder an die Cansteinsche bibel-anstalt vor dem 10. november 1884 einzusenden, damit sie für die von genanter kommission in aussicht genommene dritte, abschliessende lesung verwertet werden können. Zur vorbereitung dieser dritten lesung in der das jahr darauf (1885) beabsichtigten plenarkonferenz der genanten kommission ist von dieser die einrichtung getroffen, dass das ganze Alte Testament in drei pensen, die revisionskommission in drei sektionen oder subkommissionen geteilt ist, von denen jede je eines der pensen unter verwertung der eingegangenen urteile oder gutachten wird zu behandeln, und ihre anträge in betreff der eingegangenen verbesserungsvorschläge seiner zeit der plenarkonferenz wird zu unterbreiten haben. Die drei pensa und die drei sektionen sind folgende: 1) für die geschichtlichen bücher ist die subkommission gebildet aus den herren Bertheau, Clausen, Delitzsch, Kleinert, Kübel, Schröder; 2) für die poetischen bücher und die Apokryphen die herren Baur, Grimm, Hoffmann, Schlottmann, Schröder; 3) für die prophetischen bücher die herren Düsterdieck, Kamphausen, Kapff, Kühn, Riehm, Schröder. Der geschäftsführer für die erste wird dr. Kübel, für die zweite dr. Schlottmann, für die dritte dr. Riehm sein. Es ist für den geordneten und sicheren geschäftsgang unerlässlich, dass alle freunde des revisionswerkes ihr einzusendendes material nach dieser dreiteilung der biblischen bücher gesondert zusammenstellen und nur in dieser form ihre vorschläge einsenden. Möge das grosse bisher gedeihlich fortgeschrittene, jezt aber an einem bedeutungsvollen stadium angelangte revisionswerk durch die einsichtige teilnahme weiterer kreise der deutschen evangelischen kirche so gefördert werden, dass dadurch das verständnis des wortes gottes, sowie die freude an dem kleinod der übersetzung heiliger schrift durch den grossen reformator genährt und diese ein immer kräftigeres band der einheit der deutschen evangelischen christenheit werden möge!

BERLIN, DEN 8. JANUAR 1884.

EVANGELISCHER OBER-KIRCHENRAT. DR. HERMES.

Es ist höchst wünschenswert, dass die vorstehende sehr einsichtige und sehr dankenswerte aufforderung des oberkirchenrates weiteste verbreitung und ernsteste beachtung finde, und dass solche, die wolerwogenes zur vervolkomnung des werkes beisteuern können, damit nicht zurückhalten. Die bibelübersetzung Luthers ist aber nicht bloss ein geistliches werk, dienend zur belehrung und erbauung der gemeinde,

sondern sie ist zugleich auch ein deutsches litteratur- und sprachdenkmal ersten ranges, welches auf die deutsche sprache und litteratur mächtig eingewirkt hat, wie kein anderes, und auch für beide ein unerschöpflicher jungbrunnen bleiben wird, so weit die deutsche zunge klingt, und so lange man noch die muttersprache in ehren halten, und einen wert darauf legen wird, ein richtiges, reines und kräftiges deutsch zu sprechen und zu schreiben. Um so mehr aber wird es auch den sprachkundigen philologen geziemen, dass auch sie dem gesamten hochwichtigen werke, Altem wie Neuem Testamente, sorgsamste prüfung zuwenden, und ihre beurteilung und ihre bemerkungen, die zu noch höherer vervolkomnung desselben beitragen können, mitteilen. Solche sachkundige und wolerwogene mitteilungen erbitte ich mir, und werde sie dankbar entgegennehmen und in gegenwärtiger zeitschrift veröffentlichen.

Die „Probebibel“ ist erschienen unter dem titel: „Die Bibel oder die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments, nach der deutschen Übersetzung D. Martin Luthers. Erster Abdruck der im Auftrage der Eisenacher deutschen evangelischen Kirchenkonferenz revidierten Bibel. (Sogenannte Probebibel.) Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1883.“ — Sie enthält: ein brustbild Luthers in holzschnitt, nach Lucas Cranach. — S. V—XXVII. Bericht der v. Cansteinschen Bibelanstalt. Von dr. O. Frick. — S. XXVII—XXVIII. Bericht über die typographische einrichtung des druckes, die so gestaltet worden ist, dass alle einzelnen änderungen leicht und sicher erkenbar hervortreten, und zwar gesondert nach ihren beiden kategorien: berichtigung des Luthertextes nach dem hebräischen und griechischen grundtexte, und zurückführung des bisher gangbaren Cansteinschen textes auf den alten echten Luthertext. Diese typographischen auszeichnungen sollen in der späteren endgiltigen für die gemeinde bestimten ausgabe wegbleiben. — S. XXIX—LXVI. Bericht über die arbeit der revisionskommission. Von dr. Schröder. — S. 1—916. Die kanonischen bücher, dann s. 1—167 die Apokryphen des Alten Testaments. S. 1—308. Das Neue Testament. S. 1—14. Register zur erläuterung altertümlicher und wenig bekanter wörter. Von professor Riehm.

HALLE, 16. JANUAR 1884. J. ZACHER.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.



ZUR TEXTKRITIK VON HARTMANS GREGORIUS.

Der eigentümliche reiz, mit dem Hartmans Gregor den modernen leser fesselt, beruht in der durchdringung anscheinender gegensätze zu harmonischer einheit. Ein dichter, der sonst heiterer weltlust, der minne und fabulierender erzählung sich widmete, hat sich jezt *Kristes bluomen*[1] erkoren und begint sein gedicht mit der abwendung von *der werlde lône*, mit der gläubigen versenkung in die idee der busse. Ein französisches vorbild voll sprudelnder lebhaftigkeit, voll realistischer naivetät und unmittelbarkeit, an den ton der chansons und romanzen erinnernd, ist hier von einem überlegenden kunstdichter mit deutscher gemütlichkeit und mit breit hervortretender moralischer tendenz nachgebildet. Ein stoff, reich an tragischen verwicklungen und katastrophen, wird in den bequemen formen epischer erzählung vorgeführt, in deren kunstvoller durchführung es dem dichter gelingt, alle härten und schrofheiten seiner idee und seines sujets abzuschleifen. Eine geschichte, deren frappante ähnlichkeit mit der antiken Oedipussage sich auch dem oberflächlichen leser aufdrängt, erscheint hier in ganz christlichem gewande, vollständig in den geist des christlichen mittelalters übersezt; in *Equitânjâ*, dem fein gebildeten sitze klassischen geistes, mochte sich die alte sage erhalten haben; bei den matrimonialstreitigkeiten des elften jahrhunderts[2] erregte sie wegen der art ihrer verwicklung neues interesse, so dass sie in christlich-modernisierter fassung auflebte: die schwere des verbrechens wird in der französischen und der deutschen legende, der brennenden tagesfrage gemäss, in den vordergrund gerückt und lässt sich an der schwere der dafür auferlegten busse bemessen; die kirchliche theorie von der busse ist correct aufgefasst und mit liebevoller beteiligung eines tiefen gemütes an einem *guoten sündære* exemplificiert. Alle diese gegensätze zwischen dem abstossenden fatalismus des heidnischen stoffes und der das schicksal überwindenden bussfertigkeit der christlichen einkleidung werden schliesslich versöhnt durch die lie-

1) Vgl. J. V. Zingerle, in Germania 19, 182 und Ztschr. f. deutsche phil. 11, 482.

2) S. g. haeresis incestuosorum, vgl. Greith spicil. vatic. s. 158.

benswürdige persönlichkeit des dichters, „dessen reine und krystalklare rede- und denkweise dem menschen unmerklich sich einschmeichelt und ein unverdorbenes gemüt so woltuend berührt.“

Diesen vorzügen des gedichts scheint auch sein erfolg entsprochen zu haben; besitzen wir auch keine äussern zeugnisse dafür, so ist das innere zeugnis der überlieferung schon ausreichend. Das gedicht muss sich grosser beliebtheit erfreut haben und oft abgeschrieben sein; sonst wäre es unerklärlich, dass selbst die älteste handschrift aus dem dreizehnten jahrhundert so vieles unursprüngliche und verderbte aufweist. Freilich erstreckte sich das interesse bloss auf die erzählung selbst; die moralisierenden teile, einleitung und schluss, fehlen in unserer überlieferung häufiger als sie vorhanden sind. Das lezte abgeblasste zeugniss für die beliebtheit des stoffes, welches bis in die zeiten der beginnenden reformation hinabreicht, ist die prosaische bearbeitung im *winterteil der heilgen leben*, s. § 10. Aus drei jahrhunderten besitzen wir also auf pergament und papier texte, die in phraseologie und metrik, und nicht weniger in der quantität ihrer überlieferung, d. h. in zusätzen und lücken alle spuren einer häufigen und oft recht freien bearbeitung tragen: je wilkürlicher aber die schreiber mit ihrem stoffe schalten, desto lebendiger pflegt derselbe in ihrem geiste und in dem ihrer zeit zu leben. Auch die übertragung in andere dialekte gab häufigen anlass zur änderung der überlieferung; worte, die im mhd. reimen, sehen in ihrer dialektform ganz verschieden aus; deshalb muste die änderung oft sehr tief in den text eingreifen, um den forderungen des reimes gerecht zu werden.

Mit dem gegenseitigen verhältnis der in folge solcher umstände unendlich oft differierenden handschriften des Gregor, einschliesslich der prosabearbeitung, sollen sich auch die folgenden untersuchungen beschäftigen. Den citaten habe ich überall die neuste kritische ausgabe von Hermann Paul, Halle 1873, zu grunde gelegt, welche den brauchbarsten, weil volständigsten kritischen apparat enthält; freilich muss man, da sich hie und da wol entschuldbare, aber doch vorhandene errata finden, vielfach auf die ersten publikationen zurückgehen.[1]

1) Um nicht ohne beweis zu sprechen, weise ich ausser auf die von Paul selbst s. 9 des nachtrags corrigierten stellen noch auf folgende druckfehler hin: s. 32, zeile 3 von unten ist zu lesen: 65. *Unncz er es E.* 67. *naehtin A.* — S. 56, z. 10 v. u. ist die zahl 52 zu tilgen; s. 65, z. 12 v. u. lies 64 f. 67. — V. 104 soll in G stehen *paiden paidenthalben;* Pfeiffer in seiner publikation hat die dittographie nicht. Als lesarten von E werden angeführt: 284 *das verhalen sie uncz auf*; 1335 *aller peste;* 2822 *beine* (resp. *paine*); diese lesarten stehen aber in G. 1403 steht *eingouwe* in A, nicht in E, und umgekehrt 1612 *von* in E, nicht in A;

Die zählung der textausgabe von Paul, Halle 1882, zu adoptieren, habe ich mich nicht entschliessen können.

---

§ 1. Die vatikanische handschrift. (A.)

Die der zeit des dichters am nächsten liegende handschrift hat von vornherein das präjudiz der grösten ursprünglichkeit; daher wird auch die älteste Gregorhandschrift, der vatikanische codex der bibliotheca Christina, pergamenthandschrift des dreizehnten jahrhunderts, den ausgangspunkt jeder textuntersuchung bilden müssen, und mit recht hat sie Lachmann als handschrift A seiner 1838 erschienenen ausgabe, bei der der name des herausgebers schon die treflichkeit verbürgt, zu grunde gelegt. Von Görres schon gekant, wurde die handschrift volständig publiciert von dem als bischof von St. Gallen im mai 1882 verstorbenen Karl Greith im „Spicilegium vaticanum," Frauenfeld 1838, s. 180—303; vgl. J. Grimms recension in den „Göttinger gelehrten anzeigen" 1838 s. 134 fgg., wider abgedruckt in den „Kleinen schriften" 5, 273—277. Es ist Bech und den neuern editoren nicht, wie das die „Stimmen aus Maria-Laach" 1883 s. 509 tun, ein vorwurf daraus zu machen, wenn sie Greiths ausgabe ignorieren; der abdruck ist äusserst unzuverlässig wegen mancher irtümer bei der abschrift und mancher stilschweigender veränderungen, die nur sehr selten verbesserungen sind; vgl. auch Josef Egger, „Beiträge zur kritik und erklärung des Gregorius," Graz 1872, s. 6.[1] Sehr dankenswert ist daher die genaue collation, die Bartsch in der Germania XIV, s. 239—243 veröffentlichte; sie stelte Lachmanns scharfsinn im erraten des richtigen in ein glänzendes licht.

Natürlich ist die handschrift nicht frei von mancherlei versehen und irrungen. Manches sind sichtlich schreibfehler: 18 *unce* für *nu ze;* 141 *gesicht* f. *geschiht,* 3579 *ersoz* f. *erschoz;* 242 *groze* f. *grozer;* 257 *gemomen* f. *genomen* (vgl. 510 *gemoeme* f. *genaeme*); 559 *landen* f. *handen;* 598 *bezûzzen* f. *besluzzen;* 650 *Ez* ganz sinlos f. *sî;* 999 *willen* f. *wizzen;* 1030 *grozen* f. *groze;* 1165 *fûndere* f. *fundene;* 1181 *im* f. *in* (umgekehrt 3485); 1334 *wizen* f. *niezen*, (das in *geniezzen* GE, *geniessen* I, *enbizen* B variiert erscheint, vgl. auch Egger

ebenso fehlt 2624 *übel* wol in E, nicht in A. 1647 soll *doch* in H fehlen, steht aber in Schröders abdruck; v. 3331/32 sollen in G fehlen, trozdem wird gleich 3331 *dô* als lesart von G angeführt. Zu 1329 (*Ez was ie min wille und*) fehlt die erwähnung, dass auch Egger die lesart von A billigt.

1) Rec. von A. Schönbach. in dieser ztschr. V, 116 fgg.

s. 26); 1423 *gewan* f, *genam* (umgekehrt 1713); 1568 *einen* f. *eine;* 1966 *ungelîche* ist versehen oder versuchte besserung für *unde gelücke*, worauf E führt (IG: *oder gelücke;* vgl. auch Egger s. 30); 1927 *aber* f. *aller*, was schon Lachmann einsezte (*alle* in IGE ist in folge falscher rection des relativsatzes entstanden, Eggér s. 29); 2152 *sî mit* f. *sîniu* (*si* wäre ohne alle beziehung); 2318 *erchorn* f. *verchorn;* 2519 *wan mit* ist sicher falsch, (schon Greith emendierte *war mit*, was Lachmann und Bech beibehalten; GI schreiben dem sinne nach *mit der*, Paul nach E *da mit* bezüglich auf *buoze*); 3267 und 3767 *freunden* f. *freuden;* 3597 *gotlîchem* f. *gotlîchen*; 3774 *bettendem* f. *beitendem* und andere.

Öfters ist es dem schreiber von A passiert, dass er aus dem vorhergehenden verse worte, die ihm noch vorschwebten, widerholte und dadurch die richtigen verdrängte; z. b. 397 *die iwers râtes walten* f. *landes*, veranlasst durch das vorhergende *sô râte ich daz*. Dieselbe irrung erklärt die lesarten 722 *lîbe* = *wachen*, 1033 *diche* = *alsus* (wo schon Greith stilschweigend *chume* emendierte und so auch Lachmann verführte), 3255 *erwaschen* = *verwalken*, 3312 *diu ougen* = *ir wât*, endlich v. 3042 die widerholung des in allen andern handschriften fehlenden *und fürn* aus v. 3040. Der vorhergehende reim *herzen* — *smerzen* hat auch den schreibfehler *herzen* für *herren* 41 veranlasst.

Constructionsstörungen lassen an einigen stellen auf weglassungen schliessen, die aus andern handschriften sich ergänzen. So fehlt 102 *herren*, 639 *mein;* die subjecte *er* 168 und *ich* 1356; die objecte *sî* 2874 und *got* 3278. Ein anderes kriterium für fehler sind störungen im reim; 648 zeigt der reim, dass *ergê* statt *ergie* stehn muss; der conjunctiv hat den anstoss gegeben, vgl. Bock in „Quellen und forschungen“ XXVII, Strassburg 1878, § 20 fgg. V. 267 fordert der reim die stellung *an der sêle und an dem lîbe*, v. 3280 die stellung *nacht und tac:* A stelt beide male um; (derselbe fehler, rationalistisch *tac und nacht* zu stellen, aber sich durch reimstörung zu verraten, passiert übrigens auch E v. 719). Reimstörungen lassen ferner den ausfall einzelner worte (*bî handen* 51) oder ganzer verse vermuten; so sind durch versehen ausgefallen 2426, wo Greith einen selbstgefertigten einzuschmuggeln suchte, 3230, und 3588, wo der gleiche reim *liuten* auch in E den versausfall bewirkte.

Doch das sind menschlichkeiten, wie sie jedem schreiber passieren; aber die confrontation mit anderen zeugen ergab auch das sehr unerwartete resultat, dass der schreiber von A selbständig gebessert und modernisiert hat, mit andern worten, dass auch A eine unur-

sprüngliche recension ist. So lehrte die consensio omnium codicum, dass A 1134 *si sprach* zusezte, wodurch der beabsichtigten lebhaftigkeit des dialogs entschiedener abbruch geschieht; dass 1698 *sande an die stat* für *bræchte ûf* eine selbständige änderung von A ist, vgl. auch 1752 und 2438; dass die verse 2410 (tautologisch zu 2406/7), und 3712 in der fassung von A schreiberverse ohne jedes anrecht auf ursprünglichkeit sind; dass 3126 eine erweiterung ist, bloss darauf berechnet, einen reim auf das ans ende der vorhergehenden zeile gerückte *beslos* zu schaffen, u. a. m. Auch im einzelnen hat, wie die übereinstimmung sonst gar nicht zusammengehöriger codices zeigt, A seine vorlage geändert, hat zugesezt und weggelassen. Zuweilen wird durch diese varianten zusammenhang und verständnis nicht gestört, öfters aber ist die eine fassung um eine schattierung deutlicher oder gefälliger als die andere.

Übersprungen sind die v. 2938/9 in folge des den 38. und 40. vers beginnenden *niuwan,* und v. 3127/8, durch deren fehlen in der recapitulation einer bereits berichteten geschichte gerade das wichtigste übergangen wird. Weggefallen sind ferner die worte *enden* 2033, *übel* 2624, *verre* 3373, *breiten* 567 (E), *den* 2016, *dâ* 406, 2252, *ê* 1251, *in* 2174, *ouch* 19, *doch* 2629, *nu* 3241. Auch 2143 ist wol wegen der übereinstimmung aller handschriften ausfall von *klagen* anzunehmen; Eggers ästhetische rechtfertigung der lesart von A kann ich nicht für stichhaltig ansehen.

Zugesezt hat A 1262 *chinde* (aus 1260; Lachmann schrieb nach Greith *sune,* es kann, wie EGI zeigen, ganz fehlen); *ez* 275, *dar* 2134, *ir* 1978; 1547 *den*, um die construction deutlich zu machen (Lachmann strich es und seine emendation wurde durch H bestätigt); 1505 *hân;* 188, 2660, 2848, 3180 *vil;* 1602 *immer,* 2445 *ie;* 1636, 2289 *nu,* 1774, 2655 *dâ.* Vielleicht auch *wol* 125 und *grôze* 3020?

Ferner ergaben sich jezt, nach vergleichung anderer handschriften, als fehler oder als zu verwerfende abweichungen in A: 10 *rîches* = *landes* GE (Egger verweist auf v. 7 und 102); 27/28 vertauschung von *solde* und *wolde* im reim (EI haben das richtige); 302 *ouch* = *doch;* 332 *niuwan* = *sich;* 589 *des wæren in bæide* = *des wær in bæiden;* 819 corrigiert A *was* für *wart,* das auch CEI steht; 1239 *ein . . funtkint* = *funden* BEI; 1324 *vriunt* = *vordern;* 1412 *troverte* = *geturnierte* E; 1441 *sper* = *sporen* IEB, vgl. Pauls anmerkung; 1471 *er* = *man;* 1542 *danne mêre* = *âne êre,* worauf HIE hinführen; 1621 *hiute* = *hînte* (G *heinte,* EI lassen es fort); 2720 *halben brote* = *haberbrote* nach EI, vgl. auch 2770 und das frz. *pain d'orge;* 2735 *vrost* = *durst,* was schon Lachmann einsezte, u. a.

Eine kategorie für sich bilden die lesarten von A 1117 *gefuogt* — *fuogte* CE (I ändert), 1119 *getet* — *tet* CEI; *gegeben* 1360, 2052, 2087, 2341 — *geben* GEI; 1346 *gemachet* — *machet;* 1351 *gewendet* — *wendet;* 2602 *gevolgete* — *volget;* 2585 *gesante* — *sante;* 3670 *gesprach* — *sprach;* 3200 *gelobte* — *lobte;* 3142 *gesluoc* — *sluoc;* ferner 1534 *erchaufen* — *koufen* HE. Der umgekehrte fall, dass A die präfixe nicht hat, findet sich mit dem präfix *ge-* 277, 2068, 2218; mit dem präfix *ver-* 1315, 2191, 2192, 3449; mit dem präfix *er-* 2453. Über den wechsel der präfixe (*bereite* EG, *gereite* AB 1637 u. ä.) vgl. Bartsch Germ. 19, 234.

Einige fälle, wo die lesart von A ganz isoliert steht, verdienen eine genauere betrachtung; ich wende mich zunächst zu den stellen, wo sprachliche gründe den ausschlag geben.

20 *zûchunft* A komt bei Hartmann sonst nicht vor; es ist mit EI *kunft* zu schreiben; ebenso liegt die sache 1922, A *selt*, die anderen *geselt*.

28 schreibt A *den er; im* E führt auf die richtige spur: *und in bevelhen wolde*, wie auch I hat. Der übergang aus der relativen struktur in die demonstrative, der auch 1. büchl. 1577 vorkomt, schien dem schreiber von A zu gewagt zu sein.

203 wird nach EI *gelîmet* für *gelîme* A einzusetzen sein, da 2743 und 3229 auch A *gelîmet* hat und das wort h. l. *ἅπαξ εἰρημένον* ist, mhd. wb. I, 998. Höfer Germ. 14, 422 begründet seine beibehaltung der überlieferung nicht.

2228 *behersten* ist sonst unbelegt; B gibt das auch Trist. 13343 vorkommende und deshalb vorzuziehende *gehersen*.

An einigen stellen sezt A einen schwächern, farbloseren ausdruck für den signifikanteren; so 1141 *alsolhen* für *sô gewanten*, worin die varianten von IEG sich vereinigen lassen; 1304 *ich kan* für *ich trûwe*, das die andern handschriften mit seltner einhelligkeit darbieten; 1636 *verwirfest* für *verkiusest* B; 1920 *michelme* für *manlîchem* IE, das schon Lachmann mit recht einsezte; 2321 *groze* für *erren* I, das auch in den lesarten von EB steckt und durch das synonyme *vorder* in G gestüzt wird; 3585 *groser* für *michel*. Danach ist vielleicht auch 2563 eine solche schwächung des ausdrucks anzunehmen; es wird dort, wie Bech conjicierte, *erarnet* gestanden haben, vgl. *haz arnen* (1. büchl. 405), *erarnen* (strafe Erec 3978), *gearnen* (strafe Er. 1045; spott 4767). Dies immerhin seltne wort schwächte A in *verdienen* ab, IG rieten dem zusammenhang nach auf *erbelget*, E auf das synonyme *erzürnet*. Bei dieser emendation Bechs ist es auch nicht nötig, mit Pfeiffer und

Egger *zornigen* im vorhergehenden verse zu streichen, was mit der lesart von EIG freilich unverträglich ist, dessen tilgung sich aber deshalb nicht empfiehlt, weil der begriff des zornes in allen handschriften steht, sei es als adjectiv wie in AIG, sei es als substantiv wie in E.

Ich schliesse einige stellen an, wo sachliche gründe über die zulässigkeit entscheiden.

2 *in tiusche hat getihte; hât,* bloss durch das particip veranlasst, ist zu streichen und zu schreiben: *Der dise rede tihte und in tiusche berihte.* Vgl. Barl. 5, 14 *Zetrôst uns sundæren wil ich diz mære tihten, durch got in tiusche berihten.*

6 *von ainem gûten sûndere* A; da aber hier gewissermassen der titel des gedichtes genant wird, ist der bestimte artikel, den Lachmann conjicierte und I bestätigte, vorzuziehen.

80 A *êrbaere* „edel," an sich nicht anstössig, vgl. Trist. 4317 *wîse und êrbaere,* Iwein 116 *hövesch und êrbaere.* Aber das folgende *mit güete* verlangt ein adjectiv, das einen gegensatz zu *güete* bildet, und das ist höfischer edelsinn nicht; BEG weisen auf das sehr gut passende *vrevel,* „kühn durchgreifend, streng."

200 *dô sî begunden wachen* A ist falsch, denn der bruder schläft nicht, 186; es muss der singular stehen, auf die schwester bezüglich. Vielleicht ist aber dieser fehler von A kein blosses versehen, sondern misverständnis der vorlage. E schreibt nämlich *begunde zu wachen; begunde* wird stets ohne *ze* construiert, aber an keiner von sämtlichen stellen, wo das verb im Gregor vorkomt, hat E ein *zu* eingeschoben wie hier, sodass wir *zu* h. l. nicht als eine modernisierung von E auffassen, sondern vielmehr darin eine variante aufsuchen müssen. Combinieren wir E mit A, so liegt Bechs vermutung, das ursprüngliche sei *erwachen,* am nächsten.

1052 vgl. Pauls anmerkung. Den fehler *kint* für *golt* hat auch die Brixener hs. der prosaauflösung.

1173/4 verliess Lachmann die lesart von A mit recht, weil der zusammenhang das verlangt; der fischer, nicht der abt, rettete den Gregor, 781 fgg.; deshalb war seine *vart* eine *sælige;* also 1173 *do er dînem vater zuo quam;* dann ist natürlich auch 1174 die fassung von E, nicht die sachlich gleichbedeutende von A zu recipieren.

1219 sezt A euphemistisch *endes* für *todes* EI; *endes zil* ist die übliche mhd. redeweise, und deshalb wol vorzuziehen.

1514 A *waget . . den lîp;* es kann keine rede davon sein, dass das leben aufs spiel gesezt werde; der gegensatz *der verlît sich* 1511 zeigt, worauf es ankomt: auf die rastlose anstrengung. Auf die richtige spur weisen hier I (*wond der arbait*) und H (*wande der arbeitit*);

den lîp arbeiten (MS 1, 200 a. Berth. 67) ist soviel wie *sich arbeiten* = „sich anstrengen“ (Biterolf 1197 *wir hân uns — gearbeit harte sêre*). Am besten aber erscheint mir die von Bech recipierte lesart von G *urbort,* weil sich von dieser sowol das *arbeiten* von HI wie die corruptel *wirbet* in E ableiten lassen; *urborn,* „als zins darbringen,“ „opfern,“ „sich anstrengen“ (vgl. Erec 2529; Bit. 4192 *geurbort hân ich mînen lîp*) komt im sinne auf dasselbe heraus. Zu gunsten dieser lesart möchte ich noch anführen, dass die bilder vom wuchern und zinsgeben, vom kaufen und verkaufen bei Hartmann anscheinend beliebt waren, vgl. Iw. 7147—7227; Greg. 918, 1269, 1534, 1624, 3348; gleichnis vom risiko beim zabelspiel 1856 fgg. Ebendeshalb empfiehlt sich auch 2647 die von Bech recipierte lesart *koufet* aus G.

1678 hat A *und die segel sancten,* was Greith und Lachmann zu der änderung *wancten* 1677 bewog; es ist aber mit Paul nach H zu schreiben:

daz sî dar wanten
die segele unde lanten,

was ganz glatt ist; die phrase *den segel wenden* auch Renner 12355; I *vnd den segel darzů lantin,* was halb zu H, halb zu A stimt, ist unverständlich.

1837 A *ouch;* beim übergang von der charakteristik des herzogs als des besten ritters zur erzählung seiner gewohnheit zu tjostieren, ist das coordinierende, also gleichartiges verbindende *ouch* unzulässig; brauchbar ist nur das gegensätzliche *dô* G oder noch besser *nu* EI.

2292 sagt die magd nach A: *ich reiche es iu,* sc. die tafel; das darf sie sich wol nicht herausnehmen, sie zeigt auch 2303 bloss den platz; also ist mit GEI *zeige* zu schreiben, vgl. Egger s. 33.

2298 muss es für *uns* A heissen *sus* nach EG (I *also*); es klingt im munde der magd zu cordial, wenn sie von den sorgen spricht, die der herr „uns,“ d. h. der frau und der magd, verborgen habe!

3095 bei A lässt der fischer seinen gästen nur *einen ringen gemach* bereiten; diese änderung ist ganz isoliert; EI haben *rîchen* und dem entspricht das folgende.

3622 ist nach IE *wunden* herzustellen, was besser zu *heilære* passt; A schrieb *sünden,* vielleicht um die alliteration *sele sunden* herzustellen?

3769 IE *gemeinen tot,* A *grimmen tôt.* A gibt dem tode ein ganz algemeines epitheton, EI aber bieten die schöne nüance der erzählung, dass mutter und sohn einen gemeinsamen, gleichzeitigen tod

finden. Denn so fasse ich hier *gemeinen* mit mhd. wb. II, 1, 97. V. 3783 erwirbt Gregor durch sein heiliges leben auch seinem vater, aber bloss diesem, die ewige seligkeit; hätte sich Hartmann den papst länger lebend gedacht als seine mutter, so würde er Gregors verdienst auch dessen mutter haben zu gute kommen lassen, wie denn auch die prosaauflösung Zing. 23, 21, 2 wirklich schreibt: *und erwarb seinem vater und seiner mueter das ewig leben.* Chronologische schwierig keiten gegen diese fassung von *gemeinen* darf man nicht geltend machen.

Indessen darf man doch keine lesart von A ohne zwingenden grund aufgeben; zuweilen ist die ganz isolierte lesart von A ansprechender als alle anderen. Z. b.

112 ist das von Lachmann aus A hergestelte *sol ich iu nu sagen wie?* lebendiger und formschöner, als die nur als lückenbüsser auftretende parenthese (*ich sag iu wie*). *Er phlac ir* in I und den andern handschriften ist widerholung aus 107.

140 haben EG den begriff *immer* in *ie und noch* zerlegt, I sogar noch ein prädikat *wz* hinzugefügt; gerade diese gesuchte volständigkeit und correctheit verdächtigt ihre schreibung, die von A ist einfacher und daher wol ursprünglicher. [Vielleicht *wande im was und ist ie leit?*] Und so mag wol auch v. 134, 156, 181/2, 463, 1329, 1374, 1860, 2025/6, 3284 die lesart von A — grösstenteils in übereinstimmung mit Lachmann und Bech — gegen die schreibung der anderen handschriften beizubehalten sein.

---

§ 2. Die Kölner bruchstücke. (H.)

Die verse 1503—1709 und 2099—2276 sind noch überliefert in zwei pergamentdoppelblättern, von einer hand des XIV. jahrhunderts in nicht abgesezten zeilen geschrieben; die blätter sind von buchdeckeln abgetrent und befinden sich im Kölner stadtarchiv. Diese Kölner bruchstücke, H, liegen vor in einer publikation von Karl Schröder, Germania XVII, s. 28—36, an die Karl Bartsch s. 36—39 einige kritische bemerkungen angeknüpft hat; Egger bespricht sie nur ganz kurz s. 43/4.

Der dialekt der fragmente ist der mitteldeutsche. Als bemerkenswerte sprachliche eigentümlichkeiten hebe ich hervor die schreibung *hatde* 1580, 1695, 2154; die vorliebe für *joch* statt *jâ* (1509, 1622, 2164, 2177, 2185, 2246); die constante verwandlung von *uns* in *bis* (1587, 1643, 1651, 2212; 2145 ist gerade bei *uns* die handschrift abgeschnitten); die ersetzung von *niewan* durch *nit*

wan(t) 1527, 1673, 2249; die construction von *verdagen* und *verswigen* c. dat. 1587, 2170, 2254; die stabile stellung *andirs nit* für *niht anders* in A 2185 und 2192.

Der schreiber der handschrift hat sich manche versehen zu schulden kommen lassen; so 1504 *virbergit* = *versûchet;* 1507 *in der* = *nider;* 1530 *sinen wol* = *sine well(e)*; 1546 *daz* = *des* (denselben fehler hat E); 1568 *weinede* = *weinēde;* 1645 *schier* = *swie;* 2106 *heinlicher* = *heimlîchen;* 2260 dittographie von *ze leide;* ganz isoliert und fehlerhaft ist die lesart *liebede* = *habe* 1510. — Zugesezt hat er 1627 *mîn* mit reimstörung und 1693 *in*, (wodurch *under in sagete* entsteht, eine tautologie zu *ir einer*, während es heissen muss *under sagte*). — Weggelassen hat er den ganzen vers 2270 und die worte *sol* 1610 sowie *gie* 2134 mit constructionsstörung; weniger störend, vielleicht sogar beabsichtigt, sind die weglassungen von *sô* 1525, *vil* 1667, *iu* resp. *uch* 2126, *und* 2202, *sîn* 2251. Der gleiche reimausgang hat auch den ausfall der verse 1637—40 bewirkt.

Der recensor der handschrift dagegen verdient das lob verständiger und geschickter behandlung des textes. Überall zeigt sich das bestreben, recht klar zu sein; daher kann der die beziehungen verdeutlichende zusatz von local- und modaladverbien (*her* 1696; *harte* 1666, *wol* 2236), von temporalpartikeln (*ê* 1671; *nu* 1577, 2187; *dô* 1694), von pronominen (*du* 1623; *sie* 1663), oder die wideraufnahme des objects (durch *den* 2116) nicht befremden. Gleichfals beabsichtigt scheint die weglassung der verse 1689/90 zu sein. Sehr geschickt ist die beseitigung der anreden *son* 1560 und *vrowe* 2160. Die in andern handschriften so häufige vertauschung gleichwertiger oder verwanter begriffe komt in H auf 373 verse nur 5 mal vor: 2225 *michilre* = *unmanlîcher,* 2118 *enwiste* = *erchante,* 2262 *enhele* = *verswîge,* 2272 *ze frûmen* = *ze fröuden* und — der stärkste fall — 2282 *bose mere* für *luge.* 2158 *iûncfrowe* für *maget* gehört nicht hierher, da Bartsch die genesis dieser änderung Germ. 17, 38 richtig aus metrischen rücksichten ableitet.

Fragen wir nun, zu welcher recension sich H am nächsten stelt, so ist alseitig die nahe beziehung zu A zugegeben; lesarten, die von allen handschriften nur AH darbieten, sind 1531 *danne* f. *denne* E; 1531/2 *versagete* und *jagete* f. *versagte* und *jagte;* 1562 *hôre* f. *sich;* 1583 fehlt *ê;* 1584 *der triuwen veste* f. *der getrewe feste* EG, *triuw vnd veste* I; 1595 zusatz von *die;* 1609 *âne* f. *an* EG; 1615 *gestâst* f. *bestêst* G; 1665 *starch* f. *starker* IEG; 1681 *nu* f. *do* EG; 2137 fehlt *immer* gegen IEG; 2158 *vil harte* f. *harte* E, *vil* I; 2159 *ir* f. *der;* 2242 *hât* f. *gewan.* Andere lesarten teilen AH noch mit I, s. u.

Danach kann die verwantschaft der Kölner bruchstücke mit der vatikanischen handschrift nicht zweifelhaft sein.

---

§ 3. Der Berner codex. (I.)

Nicht gleiches lob wie H verdient die recension der jüngst gefundenen Berner papierhandschrift I, aus dem XV. jahrhundert. Ihre zeilen sind abgesezt, doch werden zuweilen reimpaare in eine zeile zusammengedrängt, 2795/6, 3327/8, 3555/6, 3567/8 und 3569/70, oder eine metrische zeile wird in zwei stichische auseinandergezogen, z. b. ende von s. 11. — Gefunden vom prof. B. Hidber zu schloss Spiez am Thuner see, wurde die handschrift publiciert von ebendemselben in Paul und Braunes „Beiträgen“ bd. III, s. 90—133. Paul berücksichtigte sie im „nachtrag“ zu seiner ausgabe und (im anschluss an Hidbers abdruck) in den Beiträgen III, s. 133—139. Ausserdem in der textausgabe, nr. 2 seiner Altdeutschen textbibliothek, Halle, Niemeyer, 1882, worin er vielfach zu der lesung Lachmanns zurückgekehrt ist.

Ausser dem Gregorius enthält die handschrift noch geistliche stücke, ein lied von der messe, ein Marienlied, eine Marienklage und gebete, die in den Beiträgen III, s. 358—372 abgedruckt sind. In dem liede von der messe sind v. 53—78 inhaltlich unzweifelhaft der 12—18. strophe des kirchlichen hymnus „Lauda, Sion, salvatorem“ nachgebildet, der heut noch als sequenz am frohnleichnamsfest recitiert wird; formell erinnern die verse 53—56

Versúchen, smeken, griffen, gesicht
kan menschlich kraft besinnen nicht;
der glôb mit hören daz vergicht,
daz mit den worten da geschicht

an str. 2 des rhythmus *Adoro te devote* vom heil. Thomas von Aquino, wo es heisst:

Visus, tactus, gustus in te fallitur;
Sed auditu solo tuto creditur. —

Der gröste vorzug der Berner handschrift ist die volständige erhaltung der einleitung, die wir bei G besprechen wollen; ferner gibt sie den in A fehlenden schluss wie E, so dass jezt kein grund mehr vorliegt, dessen echtheit mit J. Grimm, Kl. schr. 5, 276 in zweifel zu ziehen. Im übrigen bietet die benutzung von I ganz eigenartige schwierigkeiten.

Der dialekt ist der oberdeutsche, nach einigen indicien der schweizer; z. b. 3202 *flû* = *vluo*, „felswand," ist bezeugt im schweizerischen dialekt, vgl. Fr. J. Stalder, „Schweizer idiotikon," Aarau 1806 fgg. I, 386, ferner im bairischen, Schmeller I², 791; und im Elsass und Vorarlberg, D. wb. III, 1850; (bei Schiller: Klaus von der Flüe).

Als charakteristische sprachliche eigentümlichkeiten von I will ich folgende punkte hervorheben:

1) das alemannische hervortreten des vokals *o* im superlativ (*sussost* 1335, *obrost* 1906, *eltost* — *mechtigost* 419/20), im imperfect (*bessrotent* 1014, *getagotist* — *sagotist* 2181; 519 und 1532 mit reimstörung) und im particip (*geerot* — *gemerot* 1309/10).

2) (subst.): durchgängig steht *knabe* für *knappe* 1114 u. ö. (1551 *knappe* durch *knecht* ersezt), *hoffart* f. *hochvart* 135, 2024, *sage* f. *sagel* 1826 mit reimstörung.

3) (adj.): die adjectiva in *-eclîch* erscheinen mit der endung *-enclich* : *wunenklich* 34, 48, 502, 2088; *völlenklich* 1639, 2007, 2996, 3367; *rüwenclich* 289; *saelenclich* 970; *ewenclich* 1890; *gnedenclich* 2992; *wullenclich* 3599.

4) (pron.): regelmässig wird das veralgemeinernde *swer swas* in *wer was* verwandelt; *wela* f. *swelch* 1350, 1841; *weler* f. *swelch* 1403, 2687. *welerlay sache* f. *swelch sache* 2259. *zû welen stunden* f, *ze swelcher stunde* 3129.

5) für *solch* erscheint in der regel *sölich* (191, 251 u. ö.), vereinzelt auch für *sô getân* 176.

6) (verba): es wird das *t* in der 3. p. pl. beibehalten auf die gefahr der reimstörung hin (57/58, 3025).

7) es herscht vor die form *beschehen* f. *geschehen;* öfter steht für *es wirret* — *es gebrist,* so 256, 2386, dann 3144, wo, um den reim herzustellen, die änderungen weitere dimensionen annehmen: zunächst im verspaar 3143/44 selbst; da sich aber gleich darauf v. 3148 *gebrast* im reim widerholt, so wurde dieser vers auch umgeflickt und im vorhergehenden *man* f. *gast* geschrieben, um den reim zu accomodieren.

8) *behagte* ist dreimal durch *geviel* verdrängt, 339, 706, 1783, zweimal (2422, 2076) ist es durch den reim geschüzt worden, 1786 blieb es aber mitten im vers stehn.

9) *mochte* f. *mâhte,* wodurch der reim zu *geslähte* irritiert wird 1107/8.

10) (partikeln): regelmässig steht für *dêswâr* — *das ist war,* für *ofte* — *dicke* (305, 1855), für *niuwan* entweder *nu* (2249, 2542,

2938, 2940, 3184), *nu allain* (676, 1673), oder *denn* (505, 3686), *denn allain* (745), oder *wond* (2934).

11) *drâte* ist nur einmal stehen geblieben (3241 *trate*), sonst erscheint es in der form *getrate* (453, 511, 1928, 2027, 2286, 2301, 2353, 2639); es wird auch ersezt durch *bald* (1975, 2364, h. l. auch EG), und durch kürzung (3135) oder andere lesart (3337) verdrängt.

12) *harte* ist stehen geblieben an acht stellen: 1861, 2207, 2360, 2527, 2848, 2952, 3209, 3282. An sechs stellen ist es weggelassen (1991, 2149, 2225, 2277, 2281, 3054), an zwölf stellen durch synonyma ersezt (*vast* 321, 339, 381, 414, 3196; *gar* 258, 1714, 3105, 3109; *vil* 2012, 2158, 2640).

13) *unde* in *und óch* (*und ouch*) aufzulösen, komt in den handschriften des XIV. jahrhunderts nur selten vor; H hat diese erweiterung einmal, 1544, G vereinzelt z. b. 1883, 1599. Im XV. jahrhundert wird sie dagegen sehr häufig, so in E und auch in I, z. b. 29, 437, 690, 730, 742, 1399, 1654, 2202, 2905, 3272, 3294, 3376, 3544, 3680, 3731/2.

14) gegen *sam* hat der schreiber von I eine aversion; 1185 wird es weggelassen, 3292 durch *sament*, 2019 durch *also*, 478 durch *glich als* ersezt; dagegen steht 2515 *semlich* = *sus*.

Das interesse, welches I als jüngster fund naturgemäsz in anspruch nimt, mag es entschuldigen, wenn ich im folgenden die versehen des schreibers nach bestimten gesichtspunkten aufführe.

1) finden sich dittographien einzelner wörter (206 *denn vor*, 1583 *nit*, 2085 *gůt*) wie ganzer verse: so v. 60, vielleicht um den raum zu füllen; denn der vers steht am ende der zehnten seite; ein neues reimpaar gieng nicht mehr darauf; ein reimpaar auf zwei seiten zu verteilen, was sonst sehr häufig vorkomt, empfahl sich hier deshalb nicht, weil auf s. 11 und 12 der handschrift stücke der einleitung (19 reimpaare) die v. 61—102 (42 reimpaare) verdrängt haben. Nicht ganz volständig ist die dittographie des v. 453, veranlasst durch den folgenden absatz und die neue, (31.) seite; ebenso finden sich dittographien 1424 am schluss der 78., 2508 am schluss der 130., 3023 am schluss der 154. seite. (Vgl. auch die dittographie in der „Marienklage“ v. 60 am ende der 210. seite der hs.)

2) Schreibfehler mit reimstörung: 3003 *brächtin* f. *baetin*; mit sinstörung: 2462 *sun se wîp* st. *wîp se sun*; 3602 *lesen* f. *lobe*; 3743 *sinen* f. *iwern*; 3741 *ain* f. *kainen*; mit constructionsstörung: *sumpt er sich* f. *erbeiset* 2366; *grossen* 2610 f. einen comparativ; 1956 *des* sinlos eingeschoben.



3) Buchstaben weggelassen, eingeschoben oder verwechselt; 1718 *nit* = *mit;* 2037 *verlorn* = *verborn;* 2561 *richen* f. *rîchen;* 3100 *denn* = *dem*; 3421 *hatten* = *buten;* 3654 *gotte* = *guote.*

4) Durch gleichklang oder ähnlichkeit der buchstaben verleitet schreibt I gedankenlos 1373 *sünd* f. *sinne;* 1412 *durch niete* f. *turnierte,* 2161 *hertz* f. *herre*; 2492 *zwivelhafter* f. *zwivaltiger;* 2827 *dich* f. *ouch;* 3291 *die oren* f. *dorne.*

4) Das richtige ist verdrängt durch widerholungen aus dem vorhergehenden verse 1846 *fürte* (aus 1844 stammend, statt *vorhte*); 2444 *gewert* f. *gegert;* 2809 *wê* f. *wie;* 2111 *tegliche* f. *sündeclîche.*

6) In zwei worte zerlegt, was zusammengeschrieben werden muste, oder zusammengehöriges getrent: einl. v. 45 *er zögt;* 2461 *sunder* st. *sun der.*

7) V. 214/5 sind umgestelt und die ganze stelle zum teil so verändert, dass lauter kurze, je eine zeile umfassende sätze entstehen; das πρῶτον ψεῦδος bei I ist, dass diese handschrift das von AE überlieferte *dich* 212 ignorierte; hätte sie das beibehalten, so konte die stelle gar nicht anders lauten und gar nicht anders gestelt werden, als sie AE haben. Andre umstellungen 325/6, 585/6, 1019/20, 1297/8, 2867/8, 2885/6, 2929/30, 3821/23. —

Von den fehlern wollen wir unser auge auf die weglassungen und zusätze lenken. Einzelne verse können nur durch unachtsamkeit und daher mit reimstörung ausfallen, so 476, 2604, 3012; fallen verspaare aus, so kann gleicher anfang (wie 871/2 *daz,* 1607—26 *ouwê lieber herre,* 2479—80 *die,* 3359—64 *daz*) oder gleicher ausgang (wie 1241—48 *den sin*) den ausfall veranlasst haben; oder zusammenhangs- und constructionsstörungen weisen auf zufälligen ausfall hin (so 2427/28, wo ähnliche reime den ausfall veranlasst haben mögen; ähnlich 241—44, worin der wichtige begriff des *heimlîche* 248 betont wird; statt deren zwei wenig inhaltsreiche verse); oder aber die verse sind ohne bedeutende sinnesstörung, aber auch ohne plausibeln grund ausgefallen, so 1165—68, 1543/44, 2449/50, 3057/58, 3165/68, 3385/86, 3657/58. Ausserdem hat I sehr mit unrecht zwei originelle stellen weggelassen, an denen des dichters persönlichkeit aus der epischen reserve heraustritt; zunächst 3138—40, wo die schon ein paar zeilen vorher um des reimes willen vorgenommene zusammenziehung der verse 3135/36 in eine zeile die absichtlichkeit der weglassung verrät; und dann 3149—53, wo die schöne lehre, nichts zweimal zu erzählen, schnöde unterdrückt ist. Gehandelt hat aber I nach dieser

vorschrift: so liess der schreiber 3323/24 fort, um die hindeutung auf schon erzähltes auf das knapste mass zu beschränken; und er liess fort v. 2751—56, weil 2751—53 = 2742—49 und 2754—56 = 2734 —2741 sind. — Auf einige andere lücken in I kommen wir unten noch zurück.

Manchmal kürzt aber I nicht, sondern breitet; so zieht er 223 die präcise fassung *wan er was starc und si krank* in zwei zeilen auseinander, und um des reimes willen fügt er den jämmerlichen flickvers *als ich es an dem bûch las* ein; dadurch ist nun auch in den folgenden zeilen die construction zerrissen und nur notdürftig wider geflickt worden. V. 275 ist weggefallen und durch drei zeilen jüngern ursprungs ersezt; nach 368 ist ein ganz tautologisches reimpaar eingeschoben; v. 1171 wird unterdrückt, dafür aber sein inhalt in mehreren zeilen amplificiert. Öfters treten erweiterungen ein, um über die redende person keinen zweifel zu lassen: so 365 mit reimstörung (auf *fûss* 365 hat I gar keinen reim; auf *grûs* schaft er einen durch zusatz eines ungeschickten flickverses); ferner 1342, 1702, 2173, 2177, 3723 fgg. Ebenso ergeben sich leicht als jüngern ursprungs die unberechtigten zusätze und erweiterungen 857 fgg., 913/14, 1477/78, 1693/94, 2132, 2219/20, 2474/76, 2558, 2783/84, 3010, 3018, 3148, 3244.

Echt, aber nur in I enthalten sind drei nach 442 eingeschobene verse, deren ausfall in den übrigen handschriften durch das verwirrende reimspiel von *muot* und *guot* an jener stelle mehr wie entschuldigt ist; Paul hat sie in seine textausgabe aufgenommen. V. 446 dagegen fehlt in I wie in A.

Die Berner handschrift gibt also einen text, mit dem man sehr wilkürlich verfahren ist. Gilt das für die auslassungen und zusätze, so findet es auch für die einzelnen worte seine bestätigung. Unverstandene ausdrücke werden durch noch lebende ersezt; es volzieht sich vor unsern augen ein volständiger modernisierungsprozess; sehr häufig wechseln synonyme mit einander; fortwährend sehen wir einen stärkern ausdruck mit einem schwächern, einen prägnanten mit einem matten, einen plastischen mit einem farblosen vertauscht; umgekehrt präcisiert der schreiber, was Hartmann — mit guten gründen — unbestimt gelassen hatte, und übertreibt, wo Hartmann hatte seine *mâse* walten lassen. Die belege für diese charakteristik der handschrift finden sich so massenweis, dass die folgende zusammenstellung keinen anspruch auf volständigkeit erhebt.

I. Unverstandene ausdrücke geben anlass zu änderungen: so das wort *mein* „verbrechen“; 3799 schreibt er *missetât* für

meintât, 272 für *daz mein* (E *ubel*): *daz main ich!* mit demselben worte hat I 566 unglück: er wuste damit nichts anzufangen und contaminierte daher 566/67 in eine zeile, so dass nun *öhaim* ohne correspondierenden reim bleibt. Dagegen ist das wort 3171 stehen gebliebeṇ.

Ferner das wort *unde*, lat. *unda*; 603 und 768 wird es in *winde* verwandelt, 2311 in *sünden* (obwol mit demselben worte der entsprechende vers reimt); 2925 schreibt I für *ûz der tiefen ünde* : *vff dirre tieffen fünden*. 3131 und 3501 ist es stehen geblieben.

(*nu*) *waz ob* = *waz weiz ich ob* = vielleicht. Diese bei Hartmann sehr häufige fragende satzform versteht I nicht und schreibt 1324 *nu wais ich ob*, was ziemlich sinlos ist, 2334 blos *ob*.

2866 *aschman* (nach Wackernagel bootsknecht, nach Zarncke und Benecke küchenknecht) wird durch das gebräuchlichere *bumann* „bauer" ersezt.

3065 *ungebert* „unbetreten," ziemlich seltenes wort, mhd. wb. I, 144; dafür die recht unglückliche änderung *ungezelt*, welche ihrerseits wider im folgenden verse die änderung *ain velt* für *ainen wert* veranlasst.

crêde mich wird in *sicherlich* verdeutscht 853. 1456.

Demselben bestreben, seltene ausdrücke durch geläufigere zu ersetzen, verdanken wol auch ihre entstehung die lesarten 1367 (*ungefüglich* = *umbehendeclîch*), 1703 (*begerte* = *geruochte*), 2738 (*weltlichren* = *wætlîchern*), 2843 (*hoffart* = *hônschaft*), 3255 (*vnd óch* = *verwalken*), 3797 (*ungelükhaft* = *verwâzen*), 3834 (*helf* = *gestiure*). Diese beispiele weisen teilweis schon auf die fälle hinüber, wo I

II. den schwächern ausdruck, die abgeblasste lesart bevorzugt. So öfters *trurig* für das gerade im Gregor bezeichnende *riuwec* (2135, 1188 auch E, 2385 zusammen mit G), *trüwen* für *riuwen* (2319, 2555). *sünde* verwandelt sich in das allen theologischen charakter abstreifende wort *kummer* (2812), *sündige* in *unsaelige* (3457), *swære* in *truren* (2194), *jâmer* in *kumer* (3494). 2595 hat I *baren* f. *marwen* ABG, was entschieden besser ist; die zartheit der sonst beschuhten füsse bildet den gegensatz zu den spitzen steinen des waldweges; der mangel der schuhe, den I so urgiert, ist schon durch *ungeschuoch* ausgedrückt. 3619 fgg. ist die construction aus dem comparativ und der hypotaxe in den positiv und die parataxe umgesezt, wodurch die stelle recht matt wird. In ähnlich abgeschwächter weise steht 136 *gebunden* f. *versigelt*, 740 *zerstort* f. *verwuoste*, 789 und 835 *klaine* f. *wênige*, 963 *tófte* f. *huop*, 1142 *frünt* f. *mâge*, 1215 *gedanken* f. *genâden*, 1819 *aigenlich* für Hartmanns lieblingswort *benamen*, 1839 *spa-*

cieren f. *tjostieren*, 2743 *wol geformet* f. *gelîmet*, 2828 *nit wol* f. *unsanfte*, 3578 *böse fraise* f. *wegefreise*, 3591 *markt* f. *kôs*. Umgekehrt hat I

III. stärkere farben aufgetragen oder den bestimteren ausdruck für den algemeineren gesezt. 2290, 2300 u. ö. steht für den umfangreichern begriff *birsen* der engere *paissen*, d. h. „auf die falkenbeize gehn." 2764/65 heissen nach A

dûne beginnest morgen
dirre not vergezzen;

das lässt man sich gefallen; I aber und der schreiber von E, der denselben geschmack hatte, schreiben: *du beginnest dich am morgen diser not ergetzen*, und das ist zu stark. Ähnlicher art sind die lesarten 834 *stiess* f. *warf*, 1944 *tumme* f. *junge* mit reimstörung, 2913 *rûfte* (so auch E) f. *bat*, 3358 *sündigen füsse* f. *baren füeze*, 3444 *tod* f. *trost*. Endlich

IV. Oft wechseln synonyma mit einander. 595 (*die tafel* f. *der brief*); 1557 (*hulden* f. *gnâden*) widerholt sich der von I eingesezte ausdruck im folgenden, was zum teil weitere veränderungen veranlasst; so auch 3485 *gwand* f. *kleit;* da durch diese änderung der reim gestört wird, liess I den folgenden vers weg, verwandelte 3487 das reimwort *dan* in *zehand*, und flickte schliesslich einen mit *dan* schliessenden schreibervers ein. Ohne weitere verwüstungen hervorzurufen, wechseln mit einander die substantiva *capplan* f. *klôsterman* 1363, *kriege* f. *urliuge* 738 (1702 und 1726 ist *vrlig* stehen geblieben), *klostergesinde* f. *kôrgesinde* 1384, *daz wort* f. *diu sprâche* 2383, *die not* f. *den jâmer* 2494, *das wasser* f. *dirre brunne* 2771, *man* f. *wirt* 2897; die adjectiva *ernstlich* f. *vlîzeclîch* 1767, *tugentrich* f. *getüchtig* 1970, *zornigem* f. *unsüezem* 3126; die verba *emphal* f. *bevalh* 460, *verswigen* f. *verhelne* 319 (umgekehrt 390), *gebaitet* f. *gevristet* 530, *fürgelait* f. *fürgesprait* 674, *sprach* f. *jach* 958, *litt* f. *dulte* 1147, 2610, 2626, *husen* f. *bûwen* 2684, *ich buw* f. *ich bin gesezzen* 3407; die adverbia *kainer hand* f. *deheiner slahte* 312, 600, 2477, *bald* f. *schiere* 1003, *vest* (1090) und *vester* (671) f. *starke* und *sêrer*. Endlich sei noch die interessante vertauschung 3560 erwähnt, wo *krist* steht für *der dâ gnædic ist*.

---

§ 4. Die zusammengehörigkeit von A, H, I.

Ein blick auf den vorigen abschnitt zeigt, eine wie stark ändernde handschrift die Berner ist. So erklärt es sich auch, weshalb die frage nach dem verwantschaftsverhältnis ihrer recension eine sehr complicierte ist. Es ist richtig, es gibt keine handschrift, mit der I nicht eigentümliche lesarten teilte; wenn wir aber nicht zu der verlegenheitsauskunft greifen wollen, in I eine zufällige mischung aller, auch der sonst verschiedensten texte zu erblicken, so können wir nicht umhin, zu fragen: welcher handschrift nähert sich I am meisten? mit welcher ist I am nächsten verwant? Ich stehe nicht an, sie mit A in ein verwantschaftsverhältnis zu setzen; zwar steht sie zeitlich und virtuell von A um ein bedeutendes weiter ab als H, in lezter instanz aber geht sie auf die recension A zurück.

Zum beweise für diese behauptung führe ich in erster stelle an die vielen lesarten, in denen I mit A gegen andre handschriften, namentlich EG, übereinstimt, mögen sie nun richtig oder falsch sein. Paul hat bereits Beiträge III, s. 135, 136, 136/37 alles in allem 182 stellen aufgeführt, wo I zu gunsten von A spricht; darunter sind corruptelen von so schlagender beweiskraft wie 2492 *zwivelhafter* f. *zwivaltiger;* dem mögen noch folgende 33 von ihm nicht erwähnte fälle hinzugefügt werden. Weggelassen haben nur A und I die worte *diu* 1719, *ir* 2047, *harte* 2281, *daz* 3400; hinzugesezt die worte *man* 31, *und* 34. Beiden gemeinsam sind die varianten *in* f. *im* 613 und *füre* f. *füere* 3565; die einsetzung von *daz* f. *ditz* (1754, 1804), *ez* (1773) und *dô* (3205); die ersetzung von *daz* (2973) und *nw* (3122) durch *dô;* beide handschriften teilen die einsetzung der worte *gereit* 620, *groz* 777, *harte* 3282, *gûte* 3654 für resp. *praith*, *dosz*, *vil*, *rechte*. Ferner stimmen AI gegen E oder EG in den versen 926 (*daz* — *dâ mit*), 1305 (*fur dise stunt,* mhd. wb. III, 377ᵇ — *von diser*), 1485 (*durch gût gemach*, G *gûten*, E fehlt), 1787 (*getæte* — *tæte*), 1870 (*gevallet* — *gevellet*), 3202 (*füren* — *kêrten*), 3244 (*zû dem* — *zû einem*), 3494 (*was* — *wart*), 3506 (*was* — *ist*), 3618 (*zallen* resp. *zallem* — *als ze* G, *all zu* E), 3711 (*lebende* — *lebendig*), 3715 (*riwen* — *rewe*). AI schliessen die rede des abts schon 822 und ziehen 823 zum folgenden; 2870 haben AI die reime (*da*)*hin* : *dar in*, E dagegen *dar in* : *under in;* 3067 setzen AIE das prädikat *saz* gegen BG erst in den folgenden vers.

Indessen will ich auf diese übereinstimmungen nicht das gröste gewicht legen; denn I stimt auch zu andern handschriften, „ein schlagendes beispiel, wie leicht stark ändernde handschriften sich in den-

selben änderungen begegnen." (Paul l. l.) Wie A oft (vgl. Paul einl. z. ausg. s. VI) zu E stimt, wo doch noch niemand verwantschaft behauptet hat, ebenso wenig involviert es zusammengehörigkeit, wenn I hin und wider mit handschriften einer andern klasse übereinstimt. Der volständigkeit halber will ich die lesarten, die I mit andern handschriften teilt, möglichst erschöpfend aufführen. I stimt

I. zu B: 574 *ez* = *in ouch* A; 952 fehlt *nû* gegen E; 1261 *los* (B *losi*) = AE *hôr*; 2263 (*be*)*gerte* = *ger*; 3062 *ein* = *einen* AE; 3269 fehlt *trüebe*; 3671 *do* = *nû*; 3758 *alsus han ich* gegen A und E; 613 *nu* = *dô*; 2952 einschub von *vil.*

II. zu C: 841 *er sin* = *ers*; 921 *nu* = *dô*; 1056 *ê* = *wol* AE; 1128 *dô* = *dâ*. 817 wird *wilden*, 904 *er* zugesezt, 867 *sô* weggelassen; beide schreiben 827 *bespreit* = *gespreit*, 833 *er reichet* = *dô reicht er*, 867 *ez* für *er* κατὰ σύνεσιν, 897 *keins* f. *kein kint*; 1034 construieren beide *den hunger* (*er*-)*weren den kinden* gegen AE *die kinde dem hunger erweren*; beide schreiben 1055 *wannen* = *von wannen*, 1061 *si* = *und*, 1090 *vaste* resp. *vest* = *starke*.

III. zu D: 372 *dirre* resp. *diser* = *der*; in beiden fehlt *ez* 290, *wisen* 385; beide setzen zu *danne* resp. *denn* 362.

IV. Bedeutend zahlreicher sind die übereinstimmungen mit G. Ist es schon auffällig, dass nur G stücke der von I ganz erhaltenen einleitung enthält, so könte das beiden gemeinsame fehlen von v. 3149 bis 53 bedenklich machen, wenn nicht G überhaupt mit dem weglassen schnell bei der hand wäre, die übereinstimmung von GI also zufällig sein könte. Beiden fehlen die worte *doch* 1882, *vil* 2360, *dürren* 3075 (gegen AE), *wol* 3644, *ê* 3687, *dô* 3707, *nû* 3708. Ferner stimmen die lesarten von IG 254 (*sunder* — *besunder* AE), 1269 (*schöpfen* — *koufen* A), 1638 (*im an leit* — (*zu*) *im in leit* AE), 1678 (*und die segel dar landen* — AHE haben je eine andere reihenfolge der worte), 1958 (*si* — *hie*), 1968 (*den swerten* — *sinem swert*), 2373 (*ir* — *die* ABE), 2519 (*mit der* — *domit* E, *wan mit* A), 2839 (in der stellung von *mich* und der streichung von *daz*), 3038 (*den* — *der*), 3056 (*irn herrn* — *den guoten*), 3454 (*do* — *nû*), 3252 (*gar* — *vil*). Besonders auffallend ist die übereinstimmung 2345/46. Wie wenig aber auch frappante ähnlichkeiten zu dem schlusse auf verwantschaft berechtigen, zeigt 3134 fgg.; beide ändern hier *in* für *sich*, d. h. sie lassen *den sluzzel* objekt zu *erkande* sein; die art und weise, wie sich beide nachher helfen, beweist aber, dass jeder selbständig auf diese änderung gekommen sein muss. Denn die Berner handschrift, geschickter, lässt den folgenden nun unpassenden vers fort und sucht den vers 3136 so umzugestalten, dass er um jeden preis ein reimwort zu 3137

bekomt; [dadurch wurden ihm auch die folgenden 3 verse unbequem, und er liess sie fort]. G aber, ehrlicher, liess lieber die constructionsunklarheit stehn und behielt v. 3135/36 bei.

V. Von übereinstimmungen von I mit E gegen A führt Paul s. 136 eine ganze anzahl auf, aber es sind vielfach stellen, wo die lesart von A sich leicht als fehler oder als selbständige änderung zu erkennen gibt. Andere übereinstimmungen erklären sich daraus, dass E und I, derselben zeit angehörend, an denselben wörtern und wendungen anstoss nehmen und sie durch dieselben modernen phrasen ersezten. Wir sahen, dass I für die ersetzung von *unde* durch *vnd óch* eine ausgesprochene vorliebe hatte; E teilt dieselbe, vgl. 97 und 99, 1240, 1736, 1830, 1898, 3086, 3819 u. ö. Löste I *dêswâr* stets auf, so ersezt es E ebenso consequent durch wendungen wie *dicz mals* (1388, 1488, 1529, 1614), *fur* oder *vor war* (2174, 2240), *dicz war* (1225, 2805), *ze war* (932); und ähnliche übereinstimmungen nach dem grundsatze „gleiche ursachen, gleiche wirkungen“ liessen sich noch mehr auffinden. Ebendeshalb fallen auch die übereinstimmungen von I mit der um zwei jahrhunderte älteren handschrift A bedeutend mehr ins gewicht als die mit der etwa gleichzeitigen handschrift E. Anderseits legen auffällige übereinstimmungen von EI die möglichkeit nahe, dass eine vorlage von I nach einer handschrift der recension EG überarbeitet und durchcorrigiert wurde.

Wenn also die übereinstimmungen in den lesarten noch kein sicheres resultat geben, ob wir I zu A stellen dürfen, und wir daher diese gemeinsamen lesarten nur als secundäre beweismittel betrachten dürfen: so lege ich dagegen das hauptgewicht auf einen zweiten punkt, die den beiden handschriften, der vatikanischen wie der Berner, gemeinsamen zusätze und auslassungen.

Nur AI bieten gegenüber EG die verse 2903/4 und 3695/96, obwol diese zum verständnis unentbehrlich sind; nur AHI haben gegenüber EG die nicht gerade unumgänglich notwendigen v. 1521—24.

Dagegen teilen AI an der stelle, wo die reime *guot* — *muot* auf eine für unser gefühl ermüdende weise widerholt werden, das fehlen des inhaltslosen v. 446 in E, dessen reim *tuot* das ganze reimspiel stört.

Sodann fehlen in beiden handschriften die verse 3185/86, die Paul in der textausgabe von 1882 mit vollem recht gestrichen hat, denn sie sind nur eingeschoben, um das das durch den gegensatz von *eine* geforderte *manege* in den text zu bringen; dieses *manege* steht aber schon 3182.

Beweisend ist ferner die lücke 1149—60 in AI. Die v. 1147/48 kehren 1159/60 wider; wenn die dazwischenliegenden verse in AI durch ein versehen ausgefallen wären, so wäre dasselbe daraus zu erklären, dass das auge des schreibers, als es sich von seinem papiere wider auf die vorlage richtete, auf die zweite der eben geschriebenen gleichlautende stelle fiel, so dass alles dazwischenliegende wegfiel. Hier scheint aber mehr vorzuliegen als ein blosses versehen von AI. Die ganze partie 1145—1245 steht nur in AIE, die andern handschriften kommen hier nicht in betracht; fragen wir nun, welche handschrift hat wol h. l. die ursprünglichere fassung, so spricht die wahrscheinlichkeit für A(I); denn E ist ein so geschwätziger und ins breite ziehender recensor, dass wir ihm wol zutrauen können, er habe auch hier die klagen und verwünschungen der mutter durch eigene zusätze erweitert. Diese vermutung dürfen wir zur gewissheit erheben, wenn wir nachweisen können, dass der inhalt seines zusatzes nichts neues gibt, sondern sachlich wie formal aus dem vorhergehenden oder folgenden compiliert ist und sich auch sonst als verdächtig erweist. V. 1151 nun widerholt sich fast wörtlich 1239; 1152 ist ein aus 1176 entwickelter flickvers; 1154 soll Gregor etwas vergessen haben, was er nie gewusst hat; die betonung des hochmutes ist aus v. 1174 fgg. und 1143 *getar gebliuwen* abgeleitet; 1156 *in ein vaz gebunden* stimt nicht zur obigen erzählung; das kind ist wol in *siudîniu wât* sorgsam eingewickelt 595 fgg. und *mit pfelle bewunden* 880, aber zu sagen, er sei *in ein vaz gebunden,* ist zuviel gesagt. Der inhalt von 1149—60 ist also durchaus identisch mit dem noch folgenden oder eine ungenaue recapitulation des schon bekanten; die einfügung selbst v. 1160 ist sehr ungeschickt; der interpolator hat seine spuren nicht verwischen können. Die verse sind demnach als störender zusatz oder mindestens als unnütze dehnung zu streichen; sie würden von armut der erfindung und der diction seitens des dichters zeugen, wenn sie echt wären. Sind sie aber unecht, dann steht I der handschrift A bedeutend näher als der handschrift E.

Eine äusserliche erklärung der auslassung durch widerholung derselben zeilen kurz nachher, wie sie an der eben besprochenen stelle immerhin noch möglich wäre, ist unzulässig in der weitern gemeinsamen lücke 3431—38, welche verse nur in E erhalten sind. Auch hier hat der interpolator dafür gesorgt, dass man seine spuren verfolgen kann. Das einschiebsel begint mit einem relativsatz; man kann auf den ersten blick zweifelhaft sein, ob man des relativum (nach analogien wie *lîp tragen* MS 1, 178ᵃ, Parc. 656, 28; *bluot tragen* Parc. 452, 22; *ôren* Parc. 313, 29 oder *munt tragen* Parc. 631, 12) auf

mîniu bein beziehen soll, oder aber, was das angemessenere ist, auf das im dritten vers vorher stehende *banden*. Mag nun der zweite relstivsatz dem ersten, von seinem regens ohnehin regelwidrig weit getrenten relativsatz coordiniert oder subordiniert sein: in jedem falle ist das *diu ich hie trage mit sorgen* ein schlottrig nachklappernder, stilistisch bei einem Hartmann undenkbarer vers. Die zeilen 3433/34 sodann erinnern sehr an 3451/52. Das ganze stück kann aber schon deshalb nicht ursprünglich sein, weil es ein arger verstoss ist gegen die von Hartmann selbst 3149—53 aufgestelte poetische regel:

ich wæne ez unnüts wære,
ob ich das vorder mære
iu nû aber anderstunt
mit gansen worten tæte kunt:
sô wurden einer rede zwô.

Die recapitulation der geschichte vom schlüssel ist gegenüber 3451 fgg. eine unerträgliche tautologie. Lassen wir nun die in rede stehenden verse fort, so müssen wir nach *süntlicher schanden* ein komma, nach *mîniu bein* einen punkt setzen und dann natürlich 3426 *was* schreiben, wie auch AI richtig haben. Nunmehr fliessen die gedanken ganz natürlich: „als ich hierherkam, war ich ein grosser sünder; gott aber kann auch dem grösten frevler vergeben; wenn er jezt auch mir verziehen hat, so möge er mir ein zeichen dafür geben.“ Den grund zum einschub sehe ich in der falschen interpunktion nach *schanden;* sezt man dort (falsch) einen punkt, dann wird *dô ich bestatet wart* zum vordersatz, der einen nachsatz verlangt. Die forderungen des reimes trieben dann schrittweise zu immer neuen zusätzen. Ein glück, dass schliesslich im v. 3438 aus dem vorbilde des interpolators, dem v. 2926, das wegen des folgenden nötige stichwort *sünde* angebracht und daran der ursprüngliche text angeschlossen werden konte.

Solche gemeinsame auslassungen in verbindung mit den über 200 gemeinsamen lesarten beweisen mir bis zur evidenz die zusammengehörigkeit von AI. Ich sehe also in I einen degenerierten nachkommen der von AH in grösserer reinheit vertretenen familie.

Sind aber diese drei codices unter sich nächstverwant, so müssen sich stellen nachweisen lassen, wo man aus zweien den dritten corrigieren kann. Und in der tat gibt es solche stellen.

IH zwingen uns anzunehmen, dass A 1515 *in,* 1696 *her* ausliess, 1605 *nu* mit *do* vertauschte; dass 1526 gegen A zu schreiben ist *das mich diu saelde vliuhet;* dass 1575 statt *unvrô* das durch

v. 1581 postulierte *vrô* einzusetzen ist. Mit unrecht dagegen haben sich HI an dem doch gar nicht so seltenen *karc* in A 2124 gestossen; H hat dafür *listlich*, I *endhalf* (vielleicht = *endehaft*, „eifrig"? Parc. 786, 1. Mhd. wb. 1, 431[b]).

1534 hat H das richtige *mit kumber sælde koufen; frumkait* in I ist reminiscenz an 1528; beide worte aber ohne attribut lehren, dass A *grozem* zusezte, um einen ersatz zu schaffen für das weggelassene *selde;* vgl. auch Egger.

Wie A aus HI, so lässt sich auch H aus AI emendieren; so hat H 1704 *gerne* unterdrückt und 1680 für *darzû* mit hinneigung nach GE *dort zû* geschrieben, usw.

---

§ 5. Die beiden hauptklassen der handschriften des Gregor.

Dieselben lücken, die die verwantschaft von AI begründeten, lassen auch noch andere folgerungen zu.

Die älteste handschrift A bot einen text, der nicht frei war von absichtlichen änderungen; immerhin repräsentiert sie die ursprünglichste handschriftlich zu belegende gestalt des Gregor. Es liegt nun klar zu tage, dass einige zeit nachher eine überarbeitung dieser ursprünglichsten fassung statfand, welche verschiedene verse interpolierte, mit andern worten, dass eine zweite hauptrecension des Gregor vorgenommen wurde. Ist die erste ursprünglichere recension, die wir m nennen wollen, am besten von A vertreten, so sind die hauptrepräsentanten der zweiten spätern recension, n, die handschriften EG. Natürlich wird sich die überarbeitung nicht auf die hinzufügung und ausscheidung einiger stellen beschränkt haben, sondern die spuren derselben werden auch an anderen orten sich verraten; und in der tat gibt es stellen, wo die abweichungen zwischen AHI und den andern handschriften derart sind, dass sie sich nicht auf eine gemeinsame grundgestalt des textes zurückführen lassen, sondern wirklich verschiedene recensionen voraussetzen. Welche recension die bessere sei, m oder n, lässt sich nicht principiell, sondern nur von fall zu fall entscheiden; beide sind unursprünglich, darum können beide das echte bewahrt haben, wenn auch m das präjudiz der echtheit hat. Grammatische und metrische gründe, beobachtungen des sprachgebrauches der zeit wie des dichters müssen den ausschlag geben; hier finden auch die ästhetischen momente, die Egger s. 5 anführt, ihre verwendung, freilich nur in beschränktem masse, weil man sonst gefahr läuft, den dichter und nicht die überlieferung zu corrigieren.

Vielleicht können wir einige stellen finden, in denen sich schon vor der spaltung der beiden recensionen ein versehen einschlich. Z. b. haben alle handschriften die verse 425—28 nach 424, während Eggers vorschlag, sie nach 412 zu stellen, mir eine evidente emendation zu sein scheint. Vielleicht wäre auch durch umstellung von 3429/30 ein stilistischer anstoss zu beseitigen; auch diese abweichung vom ursprünglichen würde dann schon früh eingetreten sein.

Weit zurück reicht auch der fehler von AE in v. 678 *vumfe;* Lachmanns emendation *vieriu* wurde durch I bestätigt. Alte verderbnis liegt ferner vor 940, wo es schwer ist, aus den ganz abweichenden lesarten (A *geburtlichem*, I *gebürschem*, C *bruderlichem*, E *gegenmarcklichen*) mit wahrscheinlichkeit etwas ansprechendes herzustellen; ebenso 1432 A *der ubergurte*, I *der fúrzmagel*, E *der furczugel*, wo Lachmanns *surzengel* (obergurt, Parc. 295, 26. 257, 6. Erec 819. 2797) dem richtigen wol am nächsten komt.

Gehen wir nun zu den fällen über, durch die ebensosehr die zusammengehörigkeit von AI von neuem erhärtet wie die verschiedenheit der recensionen von m und n erwiesen wird. Auch unter den stellen, wo die abweichungen — relativ genommen — kleinigkeiten betreffen, gibt es interessante; z. b. sezt m 1665 einen ethischen dativ *in* zu, um das bewustsein des logischen subjectes *sî* im leser wach zu erhalten; 1386 beweist der fehler in E (*euch* f. *auch*) und 1377 der fehler in G (*dacz* f. *dâ ze*), dass EG auf den zusatz des in m fehlenden *ouch* resp. *dâ* nicht selbständig kamen, sondern es in ihren vorlagen vorfanden; 1605 lehrt gerade die variante *dô* A, *nû* HI, dass diese handschriften in ihrer vorlage eine temporalpartikel vorfanden, während EG ein demonstrativpronomen (*des*) darbieten; gerade die abweichung 2130 (*im* A, *ie* HI) beweist die echtheit dieses in n weggelassenen wortes; 231 und 1564 bestätigt gerade die abweichende lesart von n (231 E *der begunde*, G *und begunde;* 1564 E *mein lieber*, G *vil lieber*) die echtheit der lesart von AI (231 bloss *begunde*, 1564 bloss *lieber*). Indessen kann es meine absicht nicht sein, die fälle AI und (soweit erhalten) H contra EG und (soweit erhalten) CB in ihrer gesamtheit aufzuzählen; vielmehr will ich mich auf einige der stellen beschränken, die ich für entscheidend halte.

Schon Paul hat in den varianten seiner ausgabe auf einige verse hingewiesen, wo die lesart von EG (= n) auffällig zu dem französischen texte stimt. Z. b.

568 BE *dann noch schreip si mê* = encor li a la mere escrit (Luzarche 23, 7); besser A *dar an; mê* drückt schon zur genüge den

fortschritt in der erzählung aus; *dar an* dagegen ist eine sehr bezeichnende anaphora zu 561. (I hat auch *dennocht*).

892 werden die fischer als *der arme* und *der rîche* unterschieden, trotzdem hat C schon 893, und 901 haben CE den comparativ *aermer* = plus pauvre Luz. 38, 13.

2988 haben AI = m *guot ze rihtaere*, E als vertreter von n *guot weiser und guot rihtaere* = Luz. 98, 21 quar n'est pas dreiz que seinte Iglise Seit sens doctor e sens justise.

1046 m *iren lîp*, n *sînen lîp* = Luz. 42, 7 sa feme l'ot tant angoissé. In diesen fällen, besonders im lezten, mag n die ursprüngliche hand Hartmans bewahrt haben; anders liegt der fall

v. 654, wo E für m (*uns ir boese maere quam*) einsezt *Piss das ir ein potte cham,* gerade als ob er die französische fassung vor augen gehabt hätte, wo Luz. 27, 12 „un messagier“ auftritt. Ich halte es für charakteristisch, dass Hartmann den concreten ausdruck „un messagier“ mit dem algemeinern und weniger anschaulichern *boese mære* vertauschte.

Im algemeinen scheint es übrigens ratsam, den französischen text zur textconstituierung Hartmans nicht heranzuziehen und auch den grössern oder geringern grad seiner abhängigkeit von der französischen quelle unbestimt zu lassen; denn der abdruck der in einem mischdialekt des Loirethales (dialecte ligérien) geschriebenen handschrift von Tours (T), den Victor Luzarche besorgte, ist so schlecht, dass Littré im Journal des savants 1858 zahlreiche verbesserungen geben konte; die in einem ziemlich reinen Picard geschriebene Pariser handschrift in der bibliothèque de l'arsenal nr. 325 (P), von der Luzarche einige proben gibt, scheint eine andere textrecension zu repräsentieren; von einer dritten, rein normannischen handschrift in der Royal Library des British Museum zu London (L) wissen wir durch dr. Hugo Bieling in Herrigs archiv 47, 452; in dem programm der Sophienrealschule zu Berlin 1874 („ein beitrag zur überlieferung der Gregorlegende“) hat er einige bruchstücke publiciert und eine gesamtpublication sich vorbehalten. Wegen dieser bei T ungenügenden, bei P und L unvolständigen veröffentlichungen kann der französische text noch nicht für so befriedigend constituiert gelten, dass man ihn mit aussicht auf sichere resultate verwenden könte. —

Kaum vermitteln lassen sich m und n 821 fgg. n, der Lachmann und Egger folgen, hat *die vische,* was einen gegensatz bildet zu *ir* 822; m hingegen hat dafür das altägliche *die rede.* m sodann schliesst die rede des abtes schon nach 822; in A geht es dann weiter *und also si*

chomen an daz stat, der abbte in do sagen bat usw.; I, noch deutlicher, stelt die beiden verse um: n dagegen zieht v. 823 noch zur rede des abtes. Das sind redactionsverschiedenheiten, die sich wol kaum auf dieselbe quelle zurückführen lassen.

Die unentbehrlichen verse 871/72 fehlen in vier handschriften; das gleiche anfangswort *daz* 871/73 begünstigte den ausfall. Ehe wir aber annehmen, dsss dasselbe versehen viermal an derselben stelle in jeder handschrift, in I, in E, in C, in F unabhängig von einander vorgekommen sei, setzen wir doch einfacher dasselbe versehen zweimal an, 1) in der zu m gehörigen handschrift I und 2) im archetypus von n = CEF.

1091 hat nur m das richtige bewahrt. Die vorliebe der mittelalterlichen dichter für personification abstracter begriffe ist ja bekant, und auch Hartmann hat sie; die beispiele für personification der vrou Minne (Gregor 282 und 662), der Aventiure, der Saelde usw. sind auch bei ihm zahlreich. Immerhin steckt in diesen personificationen, in diesen plastischen begrifsverkörperungen ebensogut ein stück heidentum wie in der urgermanischen anthropomorphen naturvergötterung; m lässt sich dadurch nicht irritieren, n ändert gewöhnlich. So schreibt schon 1063, wo die Saelde personificiert wird, C christlicher *das ewige leben* dafür, und auch E ändert. Noch instructiver ist aber 1091, wo *der Wunsch* als person auftritt; hatte schon Hartmann die heidnische vorstellung vom Wunschgott christlicher gestaltet, indem er den wunsch erst für sein werk die göttliche erlaubnis einholen lässt (vgl. J. Grimm, kl. schr. 5, 275. Myth.[4] 1, 114 fgg.): so gehen die andern handschriften in der christianisierung noch weiter. C schreibt: *Got er lobte durch die minne, Das er im lib und sinne So wol meistert nach werde.* E schreibt: *Got danckte er seiner guete, Dass er denn leib mit demuete Erfulte nach seiner werde. er lobte* C ist aus *erloubte* A verdorben; das permittere ist so zum laudare geworden; hierauf baut E weiter, wo das laudare zum gratias agere wird. Das interessante dabei ist also das, dass E unmöglich auf *danckte* kommen konte, wenn ihm nicht das *lobte* von C vorlag, mit andern worten, dass E die lesart von C voraussezt; diese eine stelle genügt, um die verwantschaft von CE darzutun.

3233 haben AI *ich sage in waz si funden* und lassen dem entsprechend im folgenden verse *in* fort; EG dagegen schreiben *wo sy in funden* mit *in*. Lachmann und Paul in der textausgabe von 1882 folgen AI, in der grossen ausgabe hatte Paul sich EG angeschlossen. Auch hier ist ein irtum der schreiber ausgeschlossen, vielmehr redactionelle verschiedenheit der resp. vorlagen anzunehmen.

Ebenso macht stilistisch bald die eine, bald die andere recension den eindruck der ursprünglichkeit. 1065 z. b. hat n den relativsatz in m durch einen selbständigen satz ersezt, was entschieden den vorzug verdient; 1947 hat EG eine der situation bedeutend besser entsprechende fassung als AI, vgl. Egger s. 29; 2216 unterdrücken AHI = m die im munde der ungebildeten magd sehr charakteristische widerholung von (*ich*) *sach in*, vgl. 2210, 14, 18, 23. Durch diesen ausfall wird aber der vers zu kurz; H lässt ihn unverändert; I weiss sich durch die ihm geläufige erweiterung von *unde* in *und óch* zu helfen; A rückt *begân* in diesen vers und sezt für *klage* im vorhergehenden vers *ungehaben,* worauf er durch verwandlung von *hân* in *haben* 2216 leicht einen reim schaft. Umgekehrt ist m 2157 bestimter und anschaulicher als EG; 2178 ist *vil dicke* E tautologie zu *es was ie din site,* ebenso 2199 *hie erste* tautologisch zu *sît,* beides sind also unberechtigte zusätze. 2596 haben AI *streich er,* BEG *er streich,* d. h. m verbindet den v. 2595 mit dem folgenden, n mit dem vorhergehenden verse; n ist bedeutend ungeschickter als m, vgl. Egger s. 34. 2641/42 schreibt n (und Paul): *dits emphie der sundære mit freuden âne swære;* m (und Lachmann) *do emphie der sundære ditze schelten âne swære.* Die beziehung des *dits* in n ist ganz unbestimt, die variante *mit freuden* pleonastisch zu *mit lachendem munde;* m dagegen ist die klarere recension.

So bilden demnach AHI eine vielfach ursprünglichere, stets selbständige handschriftenklasse für sich, der sich alle übrigen handschriften als weniger genuine klasse entgegenstellen. Diese zweite recension haben wir jezt genauer zu betrachten.

---

§ 6. Das Ulmer und das Salzburger bruchstück. (C und D.)

Wie sich m durch drei jahrhunderte fortpflanzte, so auch n. C ist nicht viel jünger als die vaticana, hat aber wegen seiner sehr fragmentarischen erhaltung nicht die bedeutung, die sonst der princeps testis einer handschriftenklasse beanspruchen kann. G gehört etwa derselben zeit an wie H und teilt mit ihm die neigung zur correktheit und genauigkeit der lesarten, welche sich manchmal bis zur emendationslust steigert, ist aber leider durch unerhörte zusammenziehungen und kürzungen des schreibers in seiner auctorität wesentlich erschüttert; in dasselbe jahrhundert gehört D, dessen 150 erhaltene verse kein anderes urteil gestatten, als dass D zu n gehört. Dem folgenden jahrhundert endlich gehört E an, das auf eine C verwante gute alte

handschrift zurückgeht, deren lesarten nur bis zur unkentlichkeit durch modernisierungen und schreibfehler entstelt sind; in I und E, dem dritten parallelpaar, schreitet die glättung und modernisierung des ausdrucks immer weiter fort, gewint der prosaische charakter der erzählung immer mehr raum, so dass es schliesslich bloss noch ein schritt ist zu der prosabearbeitung. B getraue ich mir nicht eine bestimte stellung anzuweisen. Das schema wäre demnach folgendes:

x archetypus

recens. m.	recens. n.
1) hs. A. XIII. jh.	1) hs. C. XIII. jh. (fragm.)
2) H XIV. jh. (fragm.)	2) D (fragm.) — G XIV. jh.
3) I XV. jh.	3) E XV. jh.

Es erklärt sich aus diesem schema, das ziemlich mit dem von Schönbach in dieser zeitschr. V, 118 aufgestelten übereinstimt, dass C und G der recension m noch näher stehen als E; übereinstimmungen von CGm können also nicht befremden; in C kommen sie noch am häufigsten vor, werden in DG seltener, in E sind sie ganz vereinzelt. Wir beginnen die specialuntersuchung der recension n mit den beiden fragmentierten handschriften.

Mit C bezeichnet man ein stellenweis am anfang oder ende der zeilen arg verstümmeltes pergamentfolioblatt, früher im besitz des prof. Veesenmayer in Ulm, v. 813—1144 enthaltend, publiciert nach Massmanns abschrift bei Greith Spic. vatic. s. 166—176.

Das fragment stimt noch zuweilen mit A; 1017 schreiben CA *ist* f. *spricht* BE (in I fehlt das prädikat ganz; nachher, 1025, haben alle handschriften *spricht*); AC lassen gegen EI die verse 1081/82 weg, setzen 1117 gegen E *sich* zu und schreiben 952 (in übereinstimmung mit I gegen BE): *so helf iu got.* Übereinstimmungen mit I siehe § 4. Dass aber trotz dieser übereinstimmungen C zu n gehört und speciell mit E sich oft berührt, zeigte Paul im vorwort zu seiner ausgabe s. VII; vgl. auch die übereinstimmungen CE contra AI in den versen 821. 823. 901. 961. 1039. 1063 und 1091, vgl. § 5. 1123 (in der stellung von *daz*).

Die fehler und charakteristischen eigentümlichkeiten von C zeigen nichts absonderliches; schreibfehler wie das fehlen von *ez* 825, die errata *tavern* 869, *troufte* 917, *vreunde* 1073, die vertauschung von *solde* und *wolde* im reim 1079/80 sind nichts ungewöhnliches. Abschwächend, zum teil unpassend sind die varianten 993 *iunker* f. *frümkhait*, 1024 *guoter* f. *edel*, 1077 *rehter mâze* f. *lêre*, 1108 *gewissen sin geslehte*

f. *geprîsen von geslehte,* 1137 *betrubt* f. *bliuwet.* Den einschub von *beide,* den C 876 vornimt, liebt, wie wir sehen werden, auch E; der ausdruck *steiliges* 1065 ist ganz unverständlich; eine ganz eigentümliche lesart zeigt C 1133, indem in C die mutter schon hier Gregors geheimnis verrät, den dialog schon 1132 abbricht und bereits 1133 den grossen monolog begint. C eigentümlich sind schliesslich die umstellungen 1061/62 und 1109/10.

Die verse 257—412 sind auch noch überliefert in der dem XIV. jahrhundert angehörigen papierhandschrift D; im XVI. jahrhundert im besitz von Tübinger professoren, kam sie um 1665 in die k. k. studienbibliothek zu Salzburg; der dialekt ist der mitteldeutsche; Lachmann benuzte das bruchstück zuerst in dem variantenverzeichnis Haupts zeitschr. V, 32—69. Massmann teilte eine anzahl von lesarten in Mones anzeiger für kunde der deutschen vorzeit 1838 VII, s. 390 mit, Pfeiffer im „quellenmaterial" I, 203—5 das ganze bruchstück.

Die meisten berührungspunkte hat D mit EG, die mit AI (§ 4) sind sehr vereinzelt. Das bruchstück stimmt zu E in den änderungen *lenger* st. *mê* 274, *dicke* st. *ofte* 305, *uwir* st. *daz* 370, *als* st. *so* 382; in weglassungen, wie z. b. der enklitischen negation *ne* 334, 352, des steigernden *vil* 381; in zusätzen wie des proleptischen *daz* 404, des zeitlich präcisierenden *dâ* 406 usw.; 401 haben nur DE das richtige *sich enbarn* (wartb. 153, 11), A hat das falsche *enbærn* und I das zwar synonyme, aber doch unursprüngliche, unechte *erbarn;* v. 398 stimmen DE wörtlich. Zu G, mit dem es nur 52 verse gemeinsam hat, stimt D doch in dem zusatz von *ie* 269, in der weglassung von *es* 275 und in den lesarten *getút* 277, *icht* 303/4 gegen *tût* resp. *niht* in AI; genant seien auch die übereinstimmungen 285 (*erwallen : gewallen* AE), 286 (*mit der : zû der* A), 302 (*doch : ouch* A), 285 (*alsam : also* AI), wenn DG auch diese lesarten in den ersten drei fällen mit I, in den beiden ersten beispielen auch mit B, in den beiden lezten auch mit E teilen.

An sehr vielen stellen endlich steht die schreibung von D ganz isoliert da. Ansprechend und von Egger gebilligt, von Paul nicht verworfen, ist der einschub von *so* 389. Irrelevant ist die weglassung von *uns* 299, der einschub von *der* 411, und die lesarten 309 (*da von niht :* AG *niht damit*), 355 (*got nú :* A *nû got so*), 408 (*bis* f. *unz* oder *die wil*). Manche fehler sind aus leichtsinn und flüchtigkeit des schreibers hervorgegangen, wie der sinstörende ausfall von *sî* 336 und *an* 311, der fehler *sêre* f. *mêre* 292, 391 *von* f. *won,* 382 *liebe* f. *leide.* An einigen stellen ist der fehler ärger, die corruptel liegt

tiefer. 272 *nemē* f. *mein;* 274 *da sú wil* f. *dasnwil;* 279 *trûten* f. *trûren,* 282 *er zeiget* f. *erzeigte,* 312 *dye cheiner* f. *decheiner;* diese fehler lassen auf etwas corrupte vorlage schliessen, wozu auch die freilassung des raums für v. 387/88 nötigt.

---

§ 7. Die Erlauer handschrift. (G.)

Die interessanteste von allen handschriften der recension n ist G, d. h. die papierhandschrift des XIV. jahrhunderts auf der erzbischöflichen diöcesanbibliothek in Erlau; Pfeiffer, dem sie durch vermittlung des domherrn Arnold von Ipolyi-Stummer in Erlau zur verfügung gestelt war, hat sie im „Quellenmaterial zu altdeutschen dichtungen" I s. 28—46 = „Wiener sitzungsberichte" 1866 s. 176—202 abgedruckt und besprochen. Die übertragung aus dem mhd. in den bairisch-östreichischen dialekt ist nicht volständig durchgeführt, es sind die laute und formen der alemannischen vorlage vielfach stehen geblieben. Leider ist die handschrift sehr unvolständig; es sind verloren gegangen 30 blätter = 1440 zeilen, ausserdem fehlen aber in ihr noch ca. 600 verse durch grenzenlosen mutwillen des schreibers, der desto mehr kürzte, je weiter er in seiner abschrift vorrückte. So sind bloss 1770 verse in der handschrift erhalten.

In der beurteilung von G ist streng zu scheiden zwischen dem lüderlichen schreiber und der verständigen recension von G, d. h. dem charakter der quelle, aus der G. floss.

Ebenso gewissenlos wie der schreiber ganze verse und versgruppen wegliess, ebenso flüchtig ist stellenweise seine abschrift. Es passiert ihm, ein subject wie *dû* 1268, verba wie *muoz* 1456, oder eine negation wie *niewan* 1903 wegzulassen. Dittographien finden sich 149 (*riet*), 1683 (*erzeigten in* f. *erzeigt in*), 2320 *begigiench*), 2401 (*frage*). Aus dem vorhergehenden verse ist ganz sinlos widerholt *diu* 13 und *ich* 71; solch eine reminiscenz an das eben geschriebene verdrängt oft das richtige wie 1694, wo *sagt* für *ê* steht, und 1396 (*mûte* f. *sinne*), 2638 (*swendest* f. *schendest*), 3709 (*durch got* f. *sît*). Andere fehler sind 96 *nu* f. *im* (vgl. E), 97 *heren* f. *herzen,* 239 *entstunt* f. *enstiurt*, 1651 *und* f. *unz,* 1656 *nu* f. *in,* 1653 *het* f. *bôt,* 1700 *icht* f. *ich,* 1835 *ritte* f. *rîter,* 2286 *prach* f. *barc,* 2354 *ob* f. *od,* 2397 *wie der* f. *wider*, 2500 *und* f. *umbe,* 2975 *chinde* f. *künne*, 3175 die reimworte *vallen* und *wallen* vertauscht. Einige fehler erinnern an die unentwirbaren corruptelen in E: wie z. b. 1667 *furt in* = *wurden,*

1668 *sturm wart er* = *sturmweter* A, 3069 *selben reichen* = *sælde-rîchen*, 3693 *und er iach* = *underlac*.

Dass die recension von G zu der klasse n gehört, beweisen — trotz einiger seltsamen übereinstimmungen zu AI — einmal die übereinstimmungen, die Paul vorwort s. V. VI aufführt und zum teil selbst als „bedenklich" bezeichnet; sodann das über die recensionsverschiedenheit im § 5 gesagte, endlich die zahlreichen fälle, wo EG gegen AI stimmen (§ 4 zu anfang). Vgl. auch Bartsch in der recension der grossen ausgabe von Paul Germ. 19, 229.

Aus G wurden zuerst stücke der einleitung zum Gregor bekant, mit deren restitution sich Bartsch Germ. VI, 372—75 beschäftigte. Die auffindung von I zeigte, dass er aus den Salzburger bruchstücken mit recht einen ziemlich beträchtlichen ausfall erschloss; die länge der einleitung, verglichen mit Iwein und Erec, befremdete ihn, aber richtig entschuldigte er sie mit der „für manchen etwas anstössigen idee des gedichts," auf die Hartmann auch am schluss zurückzukommen sich genötigt sah. Durch I werden die emendationen von Bartsch, Egger und Paul zum teil erledigt, zum teil glänzend bestätigt. Dass 17ª (d. h. v. 17 der einleitung) *richtet* in G ein fehler war, zeigte schon der reim *prichet*, Bartschs verbesserung *richet* fand in I handschriftlichen beleg; ebenso 21ª *boesern* f. *bezzern* (Bech 2. aufl.); die corruptel, die G 31ª fgg. zeigt, hatte die verschiedensten besserungsversuche veranlasst; jezt stelte sich heraus, dass in G nach 32ª ein reimpaar ausgefallen und 33ª und 34ª ineinandergeraten waren, woraus sich auch die confusion des reimes erklärte; das anstössige *hin* in G war nur ein fehler für *han*.

Die vergleichung der einleitung in beiden handschriften ist aber auch interessant für ihre beiderseitige beurteilung. Sie zeigt einmal die flüchtigkeit des schreibers von G (2ª, 17ª, 32ª; das anaphorische *das* verführte zum weglassen des v. 5ª; die zusammenhangslosigkeit mag die versehen 37ª—40ª entschuldigen; 10ª *diu jugent* ist ein aus dem vorhergehenden verse eingedrungener flüchtigkeitsfehler für *muot*); anderseits ist bei I schon in der einleitung das bestreben zu erkennen, durch breitere fassung zu glätten, durch leichte änderungen zu feilen. Z. b. 2ª *gar vil vnd dick,* ist eine unerträgliche breite; 1ª *min hertz das hatt* gemahnt die widerholung des artikels an den behaglich-gemütlichen erzählerton, der im eingang eines gedichts unzulässig ist (ähnlich 32 *sine kind die sach er an,* so auch E); 14ª *wirt villicht noch* ist glatter als G, aber ebendeshalb nicht unverdächtig; 22ª *aber* ist unentbehrlich; 29ª hat Hartmann sicher *anegenges* geschrieben; *ane-*

vanc komt sonst bei ihm nicht vor; I änderte, weil er das wort nicht mehr verstand.

Haben wir so in G vielfach die ursprüngliche fassung gut bewahrt gefunden, so verdient auch sonst G oder vielmehr die gute vorlage der durch den schreiber arg verderbten Erlauer handschrift unsere beachtung. Selten haben wir geradezu müssige zusätze (wie 1914 *grôzem*) und verflachungen des sinnes zu tadeln (wie 1322 *wol* st. *nû*; 1335 *daz aller peste leben* st. *das süezeste leben;* 1412 *sturmit* st. *turnierte;* 2413 *sicherlich* st. *endelîch*). Eine recht schlechte lesart ist 3249 *ligen* f. *einen dürftigen*, wie ein blick auf den zusammenhang zeigt; 3538 ist *sie ist verlorn* viel unbestimter als das von den andern handschriften dargebotene *sî ist vûl.* Wo G sonst ändert — und er ändert ganz gern —, da sind seine varianten wenigstens geschickt und zeugen von nachdenken; freilich haben auch seine besten emendationen für die textconstitution ebenso wenig und ebenso viel wert wie jede conjectur eines modernen germanisten; es sind besserungsvorschläge ohne anspruch auf ursprünglichkeit und auctorität. Die conjecturen von G nun können wir bei näherer betrachtung nicht durchgängig billigen; da wir aber anerkennen müssen, dass ein denkender und geschickter recensor den text überarbeitet hat, verdienen dessen abweichungen entschieden sorgfältige beachtung.

Der recensor von G ist ein ausgeprägter rationalist; immer bestimt (vgl. 3118 *den vischer* f. *in*), immer logisch; lieber ein schiefer gedanke als eine fehlerhafte form; sehr instruktiv ist hierfür v. 1362: im archetypus x muss wol ein positiv gestanden haben; A allein wagt den vor *dann* unerlässlichen comparativ einzusetzen; I lässt den positiv stehen, also ein fehler; E drückt sich um die schwierigkeit herum und schreibt *dennoch;* G aber, als geschickter emendator, stelt 1361/62 um und gewint so in *baz* einen comparativ, von dem *dann* abhängen kann. Indessen das ist bloss äusserlich, grammatisch correct; der gedanke wird dadurch auf den kopf gestelt.

218 steht in A *wirde aber ich luote, So haben wir iemer mêre Verlorn unser êre;* das scheint G ungenau; er reflectiert so: nicht wenn die schwester jezt schreit, was bloss die bedienung hört, sondern wenn einst ihre sünde offenbar wird, dann ist die ehre verloren; also schreibt er: *wirt es aber lût.*

94 *got*, *dem ich erbarmen sol* AE. Die ganz sinreiche reflexion, die G zu der änderung *den ez* veranlasste, hat Egger s. 18 exponiert und gutgeheissen.

1392 ist *behendichait* f. *gewonhait* eine durch 1367 empfohlene und so bestechende emendation, dass Egger sich dadurch blenden liess.

Und doch ist sie falsch; Gregor gibt h. l. dem abte den erfahrungssatz zu, den er aus dem munde anderer leute citiert hatte: 1391 *herre, iu ist vil wâr geseit.* Das kann nur bezug haben auf 1375, *sun, mir saget vil maneges munt;* 1376 fgg. fordern aber an unserer stelle sichtlich mehr gewohnheit und routine als befähigung und geschicklichkeit zum rittertum.

1604 AH: *hâst dû deheine sinne; sinne* steht prägnant für normalen sinn, verstand. G verschmäht diese prägnanz und schreibt schlicht und deutlich *hast du gûte sinne.* (Ähnlich, aber ungelenker I: *schœne sinne*).

2416 A *weis*, EI *mag;* G aber *enchan*, und das ist das beste, weil es nach Eggers worten „sowol die negation des willens als des wissens in sich schliesst und dadurch zugleich der wirklichen lage der dinge gerecht wird.“

2440 *daz ich mit vreuden sehe* AEI; das ist h. l. ganz passend, da die worte aus der stimmung der gegenwart herausgesprochen sind und einen gegensatz bilden zu dem traurigen widersehen in der wirklichkeit. G übersah diese beziehung und nahm die worte wie sie dastehen, d. h. als getreue widergabe seines gebetes zu gott. Da freilich mochte ihm wie Egger *mit vreuden* als selbstverständlich erscheinen; dies einmal zugegeben, ist seine emendation *mit ougen* äusserst geschickt zu nennen; *mit ougen sehen* als gegensatz zu dem bloss geistigen sehen in der vorstellung ist ungemein ansprechend.

2543 *got rihtet* d. h. genugtuung verschaft. Für diesen unverstandenen ausdruck conjicierte G *got reichert,* was Pfeiffer in der form *rîchet* gutheisst.

2593 schaft G nach analogie von 2579 wider ein paradoxon, indem er *reiche* f. *richte* schreibt (= „es gieng der reiche arme“ usw.).

2643 ein *lachender muot* dünkt G zu gesucht und unverständig zu sein; und wie I aus ähnlichen gründen 2774 *gar frölichem mute* f. *lachendem muote* schrieb, so sezt hier G *mit lachendem munde;* leider macht aber der reim diese conjectur ganz unhaltbar.

2836 schiebt G ein *sô* ein, um das folgende *daz* davon abhängig machen zu können; aber auch hier ist seine änderung nicht gutzuheissen, vgl. Egger s. 35/36.

Über *in* f. *sich* 3134 vgl. § 4.

Über *urbort* f. *waget* 1514 vgl. § 1.

---

§ 8. Die Wiener handschrift. (E.)

Wenn G die beste repräsentantin der recension n ist, so ist die volständigste die Wiener papierhandschrift des XV. jahrhunderts, E, in bairisch-östreichischem dialekt abgefasst; Lachmann benuzte sie nach einer abschrift Schottkys für die Berliner königliche bibliothek, Paul collationierte sie für seine ausgabe von neuem.

Zwischen dem archetypus von n und E liegt eine bedeutende anzahl von mittelgliedern, deren einzelne sich hie und da deutlich erkennen lassen; z. b. der 965. vers war von einem dieser mittelglieder als entbehrlich weggelassen worden; um den reim wieder zu vervolständigen, wurde auch 968 als entbehrlich gestrichen, 966 *hie* aufgegeben und aus der folgenden zeile *sîn* als reimwort zu *bin* gewonnen; eine noch jüngere vorlage änderte in den bairisch-östreichischen dialekt um, wo *sîn* als *sein* erscheint, *bin* aber unverändert bleibt — und nun verriet sich die ganze lesung als unursprünglich. — Von den verschiedenen mittelgliedern mag es auch kommen, dass sich die fehler von E in einer bestimten richtung bewegen; es lassen sich bestimte gruppen von öfters sich widerholenden fehlern aufstellen und daraus vielleicht auf die beschaffenheit der vorgänger von E rückschlüsse gewinnen. Es sei gestattet, mit den buchstabenverwechslungen als den allermechanischesten fehlern zu beginnen.

1. Metathese zweier buchstaben: 1143 *gepewlen* = *gebliwen;* 2083 *leib* = *lieb;* 2242 *trewen* = *tewren* d. i. *tiwerren.*

2. Der anfangsbuchstabe fiel aus: 298 *erway* = *vervân;* 1635 *ich* = *dich;* 1684 *ennde* = *hände;* 1886 *laget* = *klaget;* 3078 *wen* = *zwen.* Es fehlen stets die anfangsbuchstaben der absätze.

3. Ein wort in zwei zerlegt: 9 *und verre* — *unverre;* 132 *von im* — *wonne;* 258 *rewe vor* — *rewevor;* 371 *zu sprechen* — *zerbrechen* (ähnlich 3542 *zw prochenn* f. *zerbrochen*); 533 *visch zullen* — *vässelin;* 721 *und sanfte* — *unsanfte;* 1527 *nye gewan* — *niewan;* 1548 und 3785 *zu ergye* — *zergie* resp. *zu ergât* — *zergât;* 2107 *vor purgen* — *verborgen;* 2373 *rossen variben* — *rosenvarwe;* 2425 *gnug sam* — *gnôzam;* 2753 *in der* — *iender.* Umgekehrt 3507 *gewaltige* f. *gewalte gie;* 1448 *viernayn* f. *vier nageln;* 3924 *wunder* f. *und er.*

4. *a* und *o* vertauscht: 258 *vor* = *var;* 1267 *wol* = *wal;* 2694 *wort* = *vart.*

5. Misverständnisse in folge eines fehlenden oder falsch gesezten *i*-punktes: 203 *gelunet* f. *gelîmet;* 2163 *wamest* f. *meinest;* 3804 *schimdet* f. *schündet.*

6. *C* und *E*: 362 und 3187 *Czw* f. *Ezn.*

7. *n* und *u* vertauscht: 344 *in* f. *iu;* 3607 *eruerte* f. *ernerte.*

8. *w* und *m* vertauscht: 40 *swertzen* f. *smerzen;* 391 *man* f. *wone;* 1346 *milde* f. *wilde;* 1633 und 3546 *mer f. wer, wære;* 2163 *wamest* f. *meinest;* 639 *weinē* f. *meine.*

9. *nn* für *m: kann* st. *kam* 1173; *denn* st. *dem* 2704. 3639.

10. Sehr häufig *b* für *v, f, w* und umgekehrt: 58 *bewaren* st. *gebaren;* 1156 *gefunden* st. *gebunden;* 2366 *erweyset* st. *erbeizet;* 1936 *erwannte* f. *erbaitte;* 3580 *albeg* = *alweg* u. ö.

11. *r* und *v* (*w*) vertauscht: 2175 *gerie* st. *gevie;* 1817 *berannt* st. *bewant.*

12. *s* und *v* vertauscht: 1109 *aindlesten* f. *ainleften;* 1151 *sundkint* f. *funtkint;* 2742, 2827 *susse* f. *vüeze;* 3383 *sûre* f. *fuore;* vielleicht auch *dursten* f. *durften* 3071; *durst* f. *durft* 3188? Danach war Lachmanns conjectur 3558, aus *sunder* E auf *vürder* zu schliessen, sehr geschickt, wenn man auch, wie das Paul in der textausgabe getan hat, die (von Egger gebilligte) lesart *naher* A wird gutheissen müssen, vgl. Fedor Bech Germ. 17, 295. Ebenso wird dadurch 1432 die Lachmannsche widerherstellung *surzengel* aus E *furczugel* gesichert.

13. *d* und *b* wechseln: 705 *biberben* st. *biderben;* 3457 *suldig* st. *selbig;* 3170 *pester,* d. i. *bester* st. *dester;* öfters *Peib* st. *beid* z. b. 1240.

14. *l* und *t* wechseln: 342 *lag* st. *tag;* vielleicht auch *lostern* 1839, *lustiern* 1843 f. *tjostieren?*

15. *s* = *sch:* 515 *sedlich* = *schedlich;* 656 *gesach* = *geschach;* 3462 *selten* = *schelten;* umgekehrt 1540 *schone* f. *sone.*

16. *l* = *k?* vgl. 2748 *lusse* f. *kiuse;* 3348 *lauffe* f. *koufe.*

17. Graphischen ursprungs ist wol auch der fehler 180 *habt im;* im original stand *hanct im,* was E als *hând im* las und in *habt im* umsezte.

18. Widerholt kommen auch vor die fehler *sich* f. *sî* 38, 3577; *und* f. *von* 52, 261; *ist* f. *ich* 1450, umgekehrt 68.

Mit diesen fehlern palaeographischen ursprungs, die zum teil schon den vorgängern von E angehören, verbindet sich eine ausserordentliche flüchtigkeit bei E selbst:

1. Buchstaben weggelassen: 2365 *verphegen* f. *verphlegen,* 3277 *panen* f. *painen;* umgekehrt buchstaben zugesezt: 529 *verstantens* f. *versantens;* 2755 *licht* f. *lich* mit reim- und sinstörung, 3312 *wart* f. *wât,* 3469 *selbe* f. *sele.*

2. Weglassungen gröberer art: wie des reimwortes (*lant* 352, *ze der hant* 1448), des subjects (*er* 962, 2110, 2581; *dû* 2622; *got* 3757), des objectes (*ez* 963, *in* 2780, 3728), des abhängigen gene-

tivs (*gotes* 1632), des präpositionsnomens (*got* 1146), des prädikates (*chom ez* 768, *vûl* 3538) u. a.

3. Weglassungen ganzer verse mit reimstörung, oft wegen eines unverstandenen ausdrucks oder wegen nichtssagenden inhaltes, oft aber auch ohne sichtlichen grund; es sind die verse 98, 282, 290, 716, 818, 1042, 1170, 1602, 1958, 2404, 2490, 2528, 2656, 2768, 2860, 3080, 3147, 3199, 3514.

4. Weglassungen ganzer verspaare: 575/76 (vielleicht machte *wielte* schwierigkeiten), 1181/82 (*mit vrostiger hant* nicht verstanden), ohne sichtlichen grund, bloss zur kürzung: 557—60, 701/2, 795—802, 809/10, 2411—12, 3025—26, 3684—96, 3773—74.

5. Versausfall veranlasst durch gleichen anfang: (1915—16 *das*, 1757—58 *und*, 3213—16 *von*) oder gleichen ausgang (2496—2500, gleicher reimausgang *wîp* — *lîp*).

6. Dittographien: *das* 157, 371, 922; *an der* 1196, *geworht* 1781, *gesehe* 2419, *mere* 3515, *und* 3796; 1781 und 2419 ist das zweite wort eine correctur des ersten.

7. Durch den gleichklang verführt schreibt E 397 *waldes* f. *walten*, 877 *wunderss* f. *fundes* (wo die reimstörung zeigt, dass wir es nicht mit einer variante zu tun haben), 1044 *getraide* f. *gereite*, 1430 *ze lang* f. *ze den lanken*, 2379 *auch* f. *ouge*.

8. Eben geschriebene worte oder ihre gegenteile, die dem schreiber im gedanken vorschweben, veranlassen schreibfehler wie 46 *pleyben* f. *beiden*; auf *bleiben* ist er gekommen durch den gegensatz zu dem eben vorhergehenden *scheiden;* ebenso 2589 *volget* st. des gegenteils *schiuhet;* 1408 *gefrewet* st. des gegenteils *gerou.* Die lokalpartikel *hie* verführt ihn 100, das lokale *wonte* f. *weinte* zu setzen. 1227 widerholt er *ellenden* aus 1226 (st. *funden*).

Ob sich bei dem, was er schreibt, etwas denken lässt, darauf komt es unserm copisten nicht an; oder was mag er sich 3365 unter *leichtem sonnenschein* gedacht haben? 1599 hatte er *mer* f. *mê* geschrieben, und schreibt daher auch *sêr* f. *sê!* und wo hat er seine gedanken gehabt, als er 2255 recht sinlos schrieb *wie das ich leit* f. *wie ich das* (A *sin*) *leit*, und 3073 mit demselben fehler *durch in sinen has* f. *in durch sinen has?* Wie unliebenswürdig sind die schreibfehler *torisch* f. *tiutsch* 1454 und *übel* f. *wibe* 2023!

Solche umstände wie die besprochenen führen schliesslich dazu, dass E oft einen text bietet, der ohne correctiv einer andern handschrift ganz sinlos ist, der sich aber in ganz vernünftige lesart auflöst, sowie man eine bessere handschrift daneben hält; denn das lob muss man E lassen: der schreiber hat sich öfter gedankenlos, als

mechanischer copist, an seine vorlage gehalten als sie dem verständnis eigenmächtig angepasst; auch hier hat sich unwissenheit als besser erwiesen wie besser wissen wollende halbbildung; denn trotz der oft sinlosen entstellungen der überlieferung ist E für die restitution des textes brauchbarer als beispielsweise I. „Wenn z. b. v. 2327 in E lautet *ir fremde sunde wart gedacht*, so möchte dieses rätsel selbst einem Lachmann zu denken geben; wenn wir aber in A lesen *ir vröuden sunne wart bedacht*, so sieht man auf den ersten blick, dass dieselben worte ursprünglich auch den versen in E zu grunde lagen, nur dass sie bis zur unkentlichkeit entstelt sind“ (Egger s. 2). Ähnliche sinlosigkeiten: 2188 *enttweder* f. *entrewen;* 2614 *begerte* f. *wegte;* 3062 *auffslag* f. *huofslac;* 3656 *wunschs* f. *wuochs* u. a. m.

Wenn sich der schreiber von E gedankenlos-sklavisch an seine vorlage hielt und sich keine änderungen aus eigener initiative erlaubte, so ist dagegen in den vorlagen von E ein lebhafter recensionsprocess zu constatieren, den wir der kürze halber als die recensierende tätigkeit von E besprechen wollen.

I. Unverstandene worte geben anlass zu corruptelen; statt der etwas ungewöhnlichen distinction *gast oder heimliche* = „fremd oder vertraut“ schreibt E ganz sinlos *geist oder heimliche* (1744); für *(ge)tar* steht *der* 1143; *itewîze* wird in *weyczen* 3464 oder *yetzwe* 1319 verunstaltet; seltsamer weise ist ihm auch mit *helen* öfter unglück passiert: 566 und 594 *haben* f. *helne*, 928 *erhole* f. *verhæle.* Kann das unverstandene wegfallen, so fält es (so *hînte* 2621); sonst wird es kurzweg mit einem verwanten begriffe vertauscht. 630 *errecken* ist ihm fremd; er ändert daher, freilich recht manieriert, den reim in *erdencken* — *schrencken*, was etwa heissen soll: „ich vermag weder das leid der frau mir anschaulich, genau vorzustellen noch auch in die schranken der erzählung einzuschliessen“; die phrase *mit worten schrencken* erscheint mir gesucht; Renner 22227 *Östrîch die wörter schrenket* ist etwas anderes. Ähnliche vertauschungen in E sind: 101 *ennde* st. *bivilde;* 272 *ubel* st. *mein;* 762 *mer* st. *wag;* 808 *allein* st. *alters eine.* Auch 1659 hat E *marnæren* durch ein anderes wort (*vergen*) ersezt. 1676 *scheffleuthen* st. *marnæren;* 1779 wird Hartmanns lieblingswort *benamen* in *genomen* verwandelt; 2193 *entrewen* für das als beteuerungspartikel wol nicht mehr gebräuchliche *ze wâre;* 2383 *dy sewst* st. *das suften;* 3197 *widerwertigkeyt* st. *freise;* 3333 *trawren* (vgl. 3455 *herczen trawren*) st. *trahen* (so wol auch *trûrest* 256 für *truobest;* vgl. *truoben er began* Gudr. 416, 3; sonst *truobent sich die ougen* Iw. 115, Büchl. 1, 373. Nibl. 573, 2). Oft führt ein solcher anstoss auch grössere änderungen herbei: 225 kent er *ende-*

spil nicht mehr; daher lässt er 224 das objekt *ez* weg und macht die conjectur *ende das spil.* 3119 stiess sich E wie I an *gellen,* und emendierte, was das nächstliegende war, *den wirt dy swen* (I *vnd sine*) *gesellen,* was nun neue änderungen im folgenden hervorruft.

II. Eine zweite gruppe von abweichenden lesarten trägt stärkere oder schwächere farben auf als das original, übertreibt oder schwächt ab, steigert oder verflacht. Übertreibende steigerung liegt vor, wenn E 2669, wo bei A der mitleidigen fischerfrau bloss die tränen in die augen treten, ihr gleich die augen überlaufen lässt, oder wenn E 1032 *teglichen* f. *dicke* sagt; *siecheit* v. 22 genügt nicht; es muss sein *starker siecheit*; *leid* wird zu *grossem leide* 379, *weib* zum *arm weyb* 2723, die *schentliche sache* zur *schentleichen scham sache* 1167; ebenso muss die *schande* und die *swære* durch den zusatz *gross* noch empfindlicher werden 1254 und 2267. Es würde genügen, wenn der sünder 1353 *der helle verselet* wird; aber E schickt ihn gleich in *der helle grunth!* — Umgekehrt ist es eine verflachung, wenn E 452 *geviel wol* f. *dûht guot* schreibt, ungeniert dadurch, dass auf diese art 451 *muot* ohne reimwort bleibt und für *wol* erst durch einen flickvers ein reim beschaft werden muss; wenn E 87 schreibt *haw lieb*, das auch F gerade prosaisch genug erschien für *minne got*; wenn er 3192 *erschreckt* schreibt für das weitergehende *ersterbet*, sich aber durch die reimstörung verrät, u. ä. Indem er 16 *wol* für *vol* einsezt, unterschlägt er uns die feine ausprägung des gedankens, die in dem ausdruck *das leben vol erwerben* für den geburtsakt als beginn des vollen lebens im gegensatz zu dem unfertigen embryonalleben liegt, und beschenkt uns statt dessen mit einem verdächtigen flickwort. 621 *ze sprechen iht* geradezu falsch für *rehte ze sprechen;* denn es komt nicht an auf die darstellung von herzeleid überhaupt, sondern auf die ausreichende, genügende darstellung. 1066/67 schwächen CE durch änderungen eine kräftige anaphora ab. 2484 *ungleich* recht matt gegenüber *missemüete* AB; *werlich* 2244 ist eine schwächere beteurungspartikel als *weizgot.* Es ist eine verflachung, wenn für den speciellen begriff *bete* der algemeinere *rede* gesezt wird 951, oder 2272 das umfassendere *sey* für das engere und daher kräftigere *zuge;* ähnlich steht ein begriff mit weiterem umfange einem ursprünglichen engern gegenüber 385 *tut unns* = *vint uns;* 713 *vil gutt* = *gnädig;* 972 *guttlich* = *minnelich;* 2647 *das ist gut* = *das ist ein sin;* 3122 *schalckhafftig* = *schatzgire.* 1044 sezt E so *guth* f. *gemach;* um einen reim zu haben, interpoliert er auch noch im vorhergehenden vers *als es den seligen tutth.*

III. Die algemeine grammatik lehrt, dass eine sprache um so mehr worte macht, je älter und abgeschliffener sie wird;[1] für si habuissem braucht der Italiener vier worte *se io avesse avuto,* u. ä. In demselben grade werden die sprachen redseliger, der partikelverbrauch stärker, als die bedeutung der wörter sich abstumpft und die vokabeln unplastischer und farbloser werden. Im kleinen können wir diesen algemeinsprachlichen prozess auch hier beobachten; denn hand in hand mit den verflachungen geht in E eine erstaunliche neigung, steigernde partikeln u. ä. einzuschieben und so den redeschwall immer zu vermehren, d. h. zu prosaisieren. Manchmal mag er auch beabsichtigt haben, metrisch zu bessern, vgl. Bartsch Germ. 19, 230—31, aber wol nur selten. 416 hat er für *ûf die trewe bevelhen* die construction *der triuwe bevelhen* vorgezogen; zum ersatz für die ausgefallene hebung ein vom zusammenhang durchaus nicht gefordertes *auch* einzuschieben, macht ihm gar kein bedenken. Vor adjectiven wird *starck* (359) oder in sehr zahlreichen fällen *vil* eingeschoben (170, 268, 283, 488, 645, 1199, 1607, 1756, 1787, 2039, 2632, 2724, 2772, 3209, 3365, 3575, 3590, 3673). Vor verben vereinzelt *harte* (343), häufiger *sêr* (589, 2038; *vil sêre* 1414, *sêrer* 3113) oder *gar* (1670, 2094, 2580; *vil gar* 1609). Der zusatz eines temporalen *nu* (2796, 3230), *do* (2857), *offt* (1833), eines lokalen *allda*[2] (3669), *all hye* (3308, 3396), *hy nu* (1252), *hy auch* (2126), eines modalen *wol* (2278, 3614), *recht* (1669), *also* (2255) — ist auf dieselbe neigung zur partikelverschwendung zurückzuführen.

IV. Solche zusätze bewirken zugleich, dass die sprache immer mehr der alltäglichen sich nähert, die haltung des ganzen nachlässiger, der ton der erzählung populärer wird. Ein gewählterer ausdruck macht dem vulgären platz: *steht* st. *bliuwet* 1137, *der sin* st. *der witze* 1008, *juriste* f. *legiste* 1024; *wonen* f. *bûwen* 2684. Dies streben nach volkstümlichkeit, gemütlichkeit und breite der erzählung veranlasst eine reihe von änderungen in E; so die widerholung des subjekts mit dem artikel 56, 506, 1318; die oft lächerliche neigung zu deminutiven (*kindelein* 389, 507, 548, 556, 642; *nyftelein* 247), die so weit geht, dass die mutter v. 1127 ihr kind mit *herrelein* anredet; das bestreben, epitheta ornantia neu hinzuzufügen oder schon vorhandene zu überbieten: so wird zu *got* ein *vil gutten* zugesezt (2652), zu *Rôme* die apposition *die stat vil mere* 3615; so erklären sich die zusätze von *alle* 2070,

1) Vgl. die ausführungen von Stehlich, „die sprache in beziehung zum nationalcharakter," Kassel 1881. Progr.

2) E liebt das veralgemeinernde *all da* f. *da:* 2123, 2128, 2415, 2915, 3610; *all hye* f. *hie* 751.

schone 1569, *lieber* 1354, *aigen* 1186, *jungen* 612, *zwen* 3481, *sundig* 3448. Ähnlich bevorzugt E (wie I) die volleren formen *kein weis* f. *niht* 309, 2666; *kein slaht* f. *dehein* 2010; *maniger slaht* f. *manig* 314; *menschen pilde* f. *menschen* 3409. Häufung von synonymen, gewissermassen ἓν διὰ δυοῖν findet statt 1346 *fremd unnd wilde* f. *wilde*, 1581 *frewd unnd trost*, 3107 *gut unnd pider;* 251 *der vil tumb junge.*

V. Mit dem streben nach volkstümlichkeit endlich paart sich eine verbesserungssüchtige rationalistische altklugheit, unter derer verständiger philistrosität sich alle poesie verflüchtigt. Manche änderungen haben nur den zweck, äusserliche correctheit und bestimtheit des ausdrucks herzustellen; dahin rechne ich die ersetzung der unbestimten pronomina durch das gemeinte appellativ (1797 und 2008 *die frawe(n)* f. *sy;* 3520 *die tavell : sy;* 3706 *irn sun : in;* 3307 *die herren : die*); die sehr beliebte vorsetzung des distinctiven *payde* vor die verbindung zweier begriffe gegensätzlicher natur (vgl. 31, 690, 1300, 1349, 1654, 1891, 3576); die nur zur deutlichkeit dienende einschiebung von *ligen* 3123 u. ä. 627 will E eine schärfere distinction vornehmen und schreibt *noch ubel noch wol;* eben so gut aber wie dem *noch* eine negation (*deweder, deheiner, nieman, niemer, nie, niht*) im ersten gliede vorausgehen kann, eben so gut kann im ersten satzgliede die correspondierende partikel fehlen; besonders aber steht *noch* allein in formelhaften wendungen, *tiuvel noch got* Iw. 4635, *minne noch haz* Iw. 7025, *wîp noch man* Iw. 8018, *ze vruo noch ze spate* Iw. 7076, *regen noch sunne* Iw. 570. Dieser fall liegt auch 627 vor, und E mit seiner verbesserungslust ist gar nicht in seinem rechte.

VI. Das leitet über zu den emendationen und conjecturen von E, deren einige wir besprechen wollen.

635 hat A *in den zîten*, „damals," vgl. Iw. 52, 4921, 5429, 6990; dieser ausdruck involviert den gegensatz zum jezt, ist daher hier recht passend, weil er den gegensatz der drei innern schmerzen und des dazu kommenden vierten, äusseren leides auch als einen zeitlichen gegensatz des früher und jezt erscheinen lässt. E behagte der ausdruck nicht und er sezte *mit senften;* das heisst aber nicht, was es heissen soll, „mit sanftmut." Das adjectiv *sanft* bedeutet wol gelegentlich „sanftmütig" (vgl. 1072; öfter mit *dultic* zusammengestelt), das substantiv *diu senfte* aber nur „ruhiges leben, gemächlichkeit, annehmlichkeit," vgl. Lexer II, 881, 1; *mit senften* ist = *sanfte*, dies aber bedeutet immer ἡσυχῇ, nicht πρᾴως; *sanfte leben* Iw. 546 steht im gegensatz zu *nâch ungemache streben*, vgl. auch noch Iw. 1749, 6583.

1063 stiess sich E, wie schon § 5 erwähnt, an der personification der frau Saelde; ferner fiel ihm auf, dass das subject der vorhergehenden zeilen, die fischerfrau, plötzlich verschwindet, dagegen *Grêgorjus,* ohne namensnennung durch ein blosses *in* eingeführt, plötzlich zum (logischen) subject wird. Diesen sprung wolte er nicht mitmachen und schrieb daher: *nu hete dy frawe* (scil. die fischerfrau) *ir vleissigkeit Allen wîs an in geleit*, *Ir maht und ir marc;* ihm schwebten dabei stellen vor wie 731 *vlîs daran legen,* 3817 *arbeit daran legen;* eine gewisse findigkeit kann man dieser änderung nicht absprechen.

1246 hat A *das dâ,* was nicht recht gelenkig ist; G schreibt bloss *das,* das beste aber, das doch der handschrift A am nächsten bleibt, hat E: *dâ das;* so auch Lachmann und Bech.

1557 hat E sehr gut *gnâden* f. *hulden* AHI, das sich im folgengen verse widerholt und daher unschön ist.

Dass Gregors frau zugleich seine mutter ist — diese paradoxie hat ihm imponiert; vgl. 2565, wo er dies paradoxon viel mehr herausarbeitet als die andern handschriften; deshalb bringt er es auch 2441 an, wo es aber leider nicht passt, da sich die stelle auf viel frühere zeit bezieht.

2635 steht *wol* ironisch; E fasst es natürlich wörtlich auf und sezt dafür in stolzem bewusstsein, seinen text verbessert zu haben, *übel.*

---

§ 9. Die Strassburger handschrift. (B.)

Es wird kaum möglich sein, der lezten noch zu besprechenden handschrift einen bestimten platz anzuweisen. Es ist dies die in mitteldeutschem dialekt abgefasste, jezt verlorne pergamenthandschrift B in Strassburg, benuzt im „Glossarium germanicum“ von Scherz und Oberlin, Argent. 1781—84; citiert sind darin 399 von Lachmann und Haupt gesammelte und in Lachmanns variantenverzeichnis mitgeteilte stellen. Die verhältnismässig geringe zahl und die abgerissene, zusammenhangslose überlieferung erschweren das urteil über die handschrift im ganzen. Manche änderungen mögen von Scherz-Oberlin gemacht sein, um das dem context entnommene citat formell abzurunden und verständlich zu machen; sicher ist auf diese weise entstanden die lesart v. 33: *sîne kint waren gelîche,* eine umschreibende verdeutlichung der ursprünglichen lesart *diu waren gelîche;* wahrscheinlich so entstanden sind die varianten 1469 *er schuof* f. *dô schuof er,* und 2320 die verwandlung des relativsatzes in einen selbständigen hauptsatz.

Manche lesarten von B sind grobe entstellungen: 312 *denheiner* f. *decheiner,* 556 *landes* f. *kindes,* 604 *des* f. *der,* 1327 *Titus* f. *riter,* 1411 *zuon broche* f. *ze den buochen,* 1746 *ze wazzer* st. *ze münster,* 2043 *irretete* f. *ir raete* (also dittographie der silbe *te*), 3062 *an dem buchs lac* f. *ane huofslac.* Unverständlich sind mir auch die lesarten 571 *ametere* f. *vindære,* 1767 *heinzic* f. *vlîzec,* 2756 *gense* f. *gemasten.*

Die übereinstimmungen zu andern codd. ergeben kein sicheres resultat, da ihre zahl sich ungefähr die wage hält und zweifellos entscheidende indicien sich kaum aufstellen lassen; doch neige ich zu der annahme, B zu der recension n, speciell (mit Schönbach in dieser zeitschrift V, 118) zur gruppe DG zu stellen; indessen begnüge ich mich damit, die abweichungen möglichst volständig zusammenzustellen. B stimt

zu m: 988 *zuo im* (fehlt E), 1764 *an* (fehlt E), 2094 fehlt *gar* (gegen E), 2726 *do* (E *und im*) mehr zu m (*die daz*) als zu E (*daz sy*) neigt die lesart von B (*die da*) im v. 1942.

zu A: in auslassungen (1294 *so,* 1347 *die,* 1952 *ir,* 3271 *den*), in zusätzen (1620 *dich,* 3281 *im,* 3465 *sus*), und in lesarten (2484 *missemüete,* 2374 *schone,* 3059 *wegelose;* dann in den schon von Paul angeführten v. 1619, 1637, 1672, 2264 gegen EG).

zu I: vgl. § 4.

zu AI: 404 fehlt *daz* gegen DE; 615 *den* (E *ein*); 652 *disen drin* (E *dem grossen*), 761 *drîe* widerholt gegen E. 398 zeigt die abweichende lesart AIB *die,* DE *den* die unursprünglichkeit des artikels, den auch Lachmann und Egger streichen.

zu E, gegen m: 554 *des kindes muoter,* 613 *im,* 641 *daz ander,* 2043 *ez.* Gegen A: 760 *ouch in* f. *in dem wilden;* 781 *in* (= *an*), 788 *do* (= *daz*), 805 *hiemit* (= *ie sâ*), 1752 *an* (= *ûf*), 1860 *glîches* (= *geteiltez*), 2864 *den* (= *dem*), 3282 *vil* (= *harte*). Gegen AG: 1703 *und* hinzugefügt; 2633 *oder* (= *unde*). Gegen AC: 952 fehlt *sô,* 1017 *spricht* = *ist* AC. Sonstige fälle: *in* f. *mit* 762 und 3474; 3465 *ein* f. *diu.*

zu G: 1704 und 2660 fehlen *gerne* resp. *vil* gegen A. 1954 haben BG die *δυὰς ἀόριστος,* um einen pythagoreischen ausdruck zu gebrauchen, ausgedrückt durch *ze stucken,* EI durch *en zwei,* A durch *in hundert stûch.*[1]

1) Sonst wird für die unbestimte mehrheit die dreizahl verwant, so Walther 76, 4 trotz der andern auffassung von Bechstein Germ. 15, 447.

zu C: 1042 sing. f. plur. A; 1137 einen etwas übertreibenden, aber im munde der schmählenden fischerfrau nicht unpassenden plural gegen AE; 987 haben BC *dâ* am anfang des verses, AE in der mitte.

zu D: 285/86 haben beide *alsam*, *in ir*, *erwallen* und *mit der.*

zu n: 1324 fehlt *nu;* 3112 *nu* (A *dô*), 3118 *und* (A *nu*); 2951 haben Bn den bestimten artikel für den unbestimten gesezt, 2880 den artikel weggelassen; 3064 Bn *wâren*, m *wurden*.

Ganz isoliert steht B mit der schreibung der verse 2481 und 3020, mit der einschiebung von *durch* 2594 und *weges* 3064, mit den weglassungen von *so* 2830, *der* und *verre* 3066, *nu* 3258, *dar* 3592; endlich mit den lesarten 2792 *mich verpflac*, 2866 *gartzen* (*garzûn?*), 3550 *niderbas*.

Schliesslich seien noch erwähnt einige selbständige änderungen von B, die in andern handschriften ihre analoga finden: 117 ist *gesellic unde gemeine* durch *gemein und unbescheiden* mit reimstörung ersezt; die schwächere, unbestimtere lesart hat B bevorzugt 249 (*füeget* f. *reizet*), 981 (*besehen* f. *spehen*), 1312 (*die* f. *mîn*), 2482 (*vil truric* f. *bekumbert*), 2483 (*getan* f. *geschaffet*); 163 ist der euphemismus *hellehunt* beseitigt, 806 steht totum pro parte, *des klosters* f. *der zellen*, 3118 wird *in* durch *den wirt* deutlicher bezeichnet. Vielleicht echt ist 1334 *enbizen* f. *geniezen* (Bech).

---

§ 10. Die prosaauflösung des Gregorius. (Z, F, P.)

Ein lezter, verklingender nachhall des Hartmanschen gesanges liegt in der prosabeschreibung vor, die im XIV. jahrhundert mit dem *guoten sündære*[1] vorgenommen und dem *winterteil der heiligen leben* eingefügt wurde. J. V. Zingerle hat sie zugleich mit der legende von *Sant Gerdraut* Innsbruck 1873 publiciert; er zuerst verwertete dafür die im jahre 1413 geschriebene papierhandschrift des heiligenlebens S, aus dem Karthäuserkloster Allerengelberg in Schnals stammend, jezt in Innsbruck; dann die papierhandschrift B der fürstbischöflichen seminarbibliothek in Brixen, aus dem XV. jahrhundert, schliesslich den in Innsbruck befindlichen ersten druck des heiligenlebens D, vom jahre 1471. Der Strassburger druck von Johannes Grüninger 1502 fol., den Lachmann und Paul als F berücksichtigten, ist dadurch ziemlich wertlos geworden; ein alzuguter druck scheint es nicht gewesen zu sein, denn er hat sinentstellende druckfehler wie v. 738 *unrecht* f. *urliuge*, worauf alle handschriften hinweisen, (Zing. 5, 14 hat richtig *urlaug*);

1) Denn so solte man nach v. 6 das gedicht eigentlich nennen.



17, 2 schreiben die anderen prosen *dass im got ain wüeste füeget*; noch ungeschickter aber F: *das er im ein wüste zů schicket;* 3587 fehlt in F das Zing. 22, 4 stehende und nicht unwesentliche *selbs* u. ä.

Eine Heidelberger handschrift des XV. jahrh. hat dr. W. Martens als beilage zum programm des grossherzoglichen progymnasiums zu Tauberbischofsheim 1883 abgedruckt; es ist inconsequent, wenn auf s. 8 eine lücke ergänzt wird, sonst aber keine verbesserungen vorgenommen sind. Evidente schreibfehler wie zeile 11 *nun* f. *mîn,* 106 *nun* f. *nur,* 136 *danck* f. *nack* hätten dementsprechend auch emendiert werden können. Dass der text des codex Palatinus, den ich mit P bezeichnen will, auf der grundlage des textes bei Zingerle (Z) beruht, liegt auf der hand, und corruptelen wie z. 432 *gab er* f. *ergab* Z. 22, 1 stellen es ausser jeden zweifel; speciell scheint sich P öfters mit dem ersten druck D zu berühren. P charakteristisch ist blos eine anzahl, ja unzahl von zusätzen, erweiterungen, verdeutlichungen, verweisungen nach vorwärts (z. 69) und rückwärts (z. 222) u. ä., die ziemlich gleichmässig den ganzen text betroffen haben; P vergisst es z. b. nicht zu erwähnen, dass die beiden Römer bei ihrem weggange den fischer bezahlen, bei dem sie gewohnt hatten (431). Aber nur wenige dieser zusätze geben sachlich etwas selbständiges[1] oder holen wichtiges nach; die meisten sind formaler art.

So werden die personalpronomina der andern prosen bei P durch die entsprechenden nomina propria oder appellativa ersezt, z. b. zeile 123 *der knab Gregorius* f. *es* Zing. 8, 4, wo aber P im folgenden ruhig das neutrum beibehält; *der apt* 95, 100, 112, 120 f. *er* 6, 12 und 20; 7, 12 und 26; diese beispiele liessen sich ins unendliche vermehren.

Mit besonderer vorliebe werden die anreden weiter ausgefürt; so sind zugesezt *vil liebster sone* 8, *o liebster bruder* 23, *gnedige frauwe* 226, *o gnediger herre* 294, *liebe frauwe vnnd mutter* 310, *lieber meister* 336, *lieber fischer* 334, 343, *lieber vatter* 341, 361, *heiliger vatter* 422, 456, *liebe swester* 449, *lieber vatter vnnd herr* 458 u. ä.

Es werden hinzugefügt: attribute (*vesteñ* 169, *schone* 281, *vill liebste* 293 u. ö.); lokalbezeichnungen (37 *jnn mynem land;* 42 *jnn vwern land;* 177 *in der schule;* 249 *hinder sich*); temporalbestimmungen (*spatt* 326, *fru vor tag* 352, *alle tag* 370, *vor langer zitt* 402)

1) Nicht ungeschickt ist die einfügung von *besunder* 381; dass dagegen Gregor 296 die lüge sagt, er wisse nicht, *wan oder wo* er geboren sei; dass 404 die cardinäle nach des büssers namen fragen; dass 488 auch Gregors schatten, nicht bloss seine berührung wunder wirkt — davon wissen weder Hartmann noch die von Zingerle mitgeteilten texte etwas.

und modaladverbien (*flisslich* oder *flissiglich* 7, 56, 103, 272, 376; *vetterlich* 7; *truriglich* 28, 36, 144; *heimlich* 36, 275, 281; *jnneglichen* 300; *demutiglich* 331, 340 u. ä.). Sogar die einzelnen ausdrücke werden klarer gefasst, man vgl. z. b. zeile 9 *zu erbe gefellet* mit Z. 1, 15 *gevallet*; z. 12 *er verschied von dieser welt* mit 1, 19 *er verschied*; z. 44 *so swerent sie jr* mit 3, 19 *so tuent si das*.

Eine besondere vorliebe hat P für die figur des ἓν διὰ δυοῖν. Für *merket* (Zing. 2, 9) sezt er *merket vnnd entpfand* (20/21), für *gern* (Zing. 8, 6) sezt er *williglich vnnd tugentlich* (124), für *fristet* (19, 8) *behutet vnnd erneret* 373, für *hett* (21, 2) *kund vnnd hett gelert* 413. Solcher art sind auch die beispiele:

35 *erlich vnnd schon*.
56 *solten vnnd mochten*.
93/94 *fragte vnnd sprach*.
111/12 *verswig vnnd hulff verhelen*.
142 *gehort vnnd gemercket*.
151 *will vnnd mag*.
152 *hin bringen vnnd erneren*.
164 *herre vnnd vatter* (ähnlich 181).
167 *verstee vnnd weiss*.
211 *jamer vnnd leide*.
216 *verbrennet vnnd gewust*.
226 *gern vnnd flissig*.
236 *frisslich vnnd menlich*,
244/45 und 262 *lopp vnnd ere*.
254 *ritter vnnd knecht*.
259 *sweren vnnd globen*.
263/64 *rieten vnnd batten*.
273 *gutz muts vnnd frolich*.
294 *mit cleglichem vnnd sufftzendem herzen*.
306 *in grossem leyde vnnd schrecken v. kommernisz*.
310 *verzagen noch verzwiueln*.
319 *closter vnnd gots huser*.
340/41 *antwort vnnd sprach*.
347 *kommers vnnd liden*.
376 *die romer vnnd die cardinale*.
392 *schone vnnd tugentliche*.
465/66 *gnad vnnd barmhertzigkeit* u. a. m.

Durch diese formale weitschweifigkeit schwilt der text bei P fast zum doppelten volumen von Zing. an, hat aber inhaltlich nichts

gewonnen. Der umgekehrte fall, dass P im ausdruck knapper ist, tritt äusserst selten ein und beruht manchmal sicher auf einem versehen; z. b. fehlt *die kint* z. 6, *edel* 74, *mit urlaug und* 79, *armen* 110, *schön* 115, *ein meister und* 160, *heimlich* 245, *mich* 322, *priesterliches* 426. Auch z. 38 hat P sich kürzer gefasst als Zing. 3, 7—10. Den satz *doch liessen sie nit ab* Zing. 20, 22/23 lässt P fort; dass das bloss ein versehen ist, zeigt die sinstörung.

Interessant für das verhältnis von P zu Z ist auch folgendes. Da das heiligenleben der religiösen lectüre, also der erbauung und ähnlichen theologischen zwecken diente, wäre eine betonung der güte gottes, der schwere der sünde, der sühnkraft der busse u. ä. zu erwarten; davon finden sich aber bei Zing. nur geringe spuren, so 6, 17 und 19, 28 (= P 98/99 und 390) die zusätze *als es got wolt* und *von dem willen gottes;* bei Hartmann 1966 entscheidet *kunst unde gelücke* den zweikampf, bei Zing. 14, 14 gottes beistand; dagegen lässt sich Zing. 14, 5 den zug entgehen, dass Gregor vor dem zweikampf eine messe hörte u. ä. Deutlicher tritt der theologische verfasser bei P zu tage; bei ihm finden wir öfters zusätze wie 33 *mit gots hilff*, 57 *durch die einsprechung gotes*, 85 *mit siner gnad*, 88 *von der schickung gottes*, 152 *vonn den gnaden gottes*, 319 und 421 *durch gott*, 320 *mit gottes barmhertzigkeit vnnd hilffe.* Zeile 310—16 macht er einen excurs über gottes güte; 376 vergisst er nicht die beteiligung der cardinäle an der papstwahl; die anrufung gottes verstärkt er durch hinzufügung oder häufung der attribute, vgl. 208, 464 und besonders 302; das wort *peichten* Zing. 22, 18 ersezt er 443 durch die definierende umschreibung *im — an gotz statt myn sunde clagen;* Zing. 23, 24—26 nent in der schlussformel bloss reue und besserung des lebens als die hauptmomente der sündenvergebung, P 470 fgg. aber theologisch genauer reue, beichte, zeitliche genugtuung und besserung des lebenswandels; endlich hat P am schluss auch noch die anrufung der heiligen dreifaltigkeit und der Muttergottes hinzugesezt.

An selbständigen lesarten hat P Zing. gegenüber nur wenige aufzuweisen, so

z. 29	*vnnss*	Zing. 2, 23	*dich.*
100	*vffslugen*	6, 21	*aufpand.*
108	*swester*	7, 5/6	*prueders tochter.*
129	*verhorten*	8, 13	*verkerten.*
132	*gehiess*	8, 18	*gelobt.*
135	*ward*	8, 22	*was.*
135	*schertzt*	8, 22	*spilt.*
245	*den*	14, 1	*dem.*

z. 346 *hüle* Zing. 18, 2 *stain.*
400 *gesundet* 20, 12 *gefunden,*
da auch D *gesündet* hat, ist Zingerle's text darnach zu corrigieren. Für die emendation der prosen lässt sich also aus P nicht alzuviel gewinnen; doch möchte ich deshalb nicht die publikation der handschrift für „recht überflüssig“ halten, wie das der recensent im „Anz. für deutsches altertum“ 28, 192 getan hat. Denn es bleibt noch abzuwarten, welche resultate herr dr. Martens in den noch zu erwartenden erläuterungen aus dem texte gewinnen wird.

Wie verhält sich nun die durch ZP constituierte prosaauflösung zu Hartmans original?

Im gange der erzählung, in der anordnung der einzelnen partien schliesst sie sich ihm ganz genau an; es ist nichts wesentliches übergangen, aber alles wird summarisch zusammengefasst. Manchmal folgt sie ihm noch wörtlich, um sich dann gleich wider weit von ihm zu entfernen; nur solche nachgebildete oder direkt übernommene stellen können auch allenfals zur constituierung des Hartmanschen textes herangezogen werden, und die ausbeute ist doch nur gering; die prosa kann nur unterstützen, nicht entscheiden. So wird *ende* A 1219 durch Zing. 2, 27 gestüzt; dagegen zeigt 1920 *manlîch* in EI und Zing. 14, 5, dass *michelem* in A aufgegeben werden muss. Wollen wir nun an der hand der direct nachgebildeten oder übernommenen stellen der frage näher treten, zu welcher recension sich die prosa am nächsten stelt, so können gemeinsame lücken, sonst das hauptkriterium der verwantschaft, hier natürlich nichts entscheiden; deshalb will ich ebensowenig aus der lücke E 795—802 = Zing. 6, 7 oder E 871/72 = Zing. 6, 24 auf zusammengehörigkeit mit n schliessen, wie aus der gemeinsamen lücke A 1149 fgg. auf beziehungen zu m. Ein anschluss an die vulgata n ist an sich wahrscheinlicher und wird durch einige auffallende übereinstimmungen an CE gestüzt; die zu AI aber sind ungleich zahlreicher. Zingerle stimt nämlich

1) zu A: 3, 6 fehlt *auch* wie in A 357. 3, 9 *sagt mir* = A 373, E fügt noch *nw*, I noch *und* zu. 4, 5 *do* = A 511; 5, 8 fehlt Zing. wie A 722 das wachen unter den bussübungen, steht aber in P. 5, 26 *in einem tage* = A 767; 9, 19 = 1262 fügen AZ *chinde* zu; 11, 28 = 1565 fehlt *wan;* 14, 6 *do* = A 1920 (I *daz*, EG *nu*); 23, 12 = 3754 ist *waz* von AZ (gegen EI) fortgelassen. Endlich steht 3, 2 *gar* dem *harte* A 331 näher als der lesart *râtes* in DIE; denn auch 339 ist das wort *harte* in A durch *gar* in Z. 3, 3 ersezt.

2) zu AI: 4, 11 = 536 das attribut *schön* zugesezt gegen E; 4, 11—12 = 538 haben AIZ *under und über* für *umb* E; 4, 16 =

551 *gestain*, E bloss *steine;* 4, 26 = 654 *pöse märe*, in E komt *ein potte;* 5, 11 = 727 fehlt *ir* gegen E; 5, 17 = 741 *ab*, E *an;* 5, 28 = 775 haben AIZ den dativ, E den accusativ; 6, 6 = 791 *und*, E *nu;* 6, 7 = 804 *an daz*, E *zu dem;* 6, 15 = 836 haben AIZC das verb *nemen*, E aber *vinden;* 11, 16 = 1486 fügen AIZ gegen E *aber* zu.

3) zu AE: 8, 27 = 1137 steht der singular, BC haben den plural; 3, 2 = 331 *wart* (DI *was*).

4) zu AG: 2, 13 = 255 *wirret;* IFP haben *gebrist* resp. *gebricht*.

5) zu I: 3, 18 = 405 fehlt *hulde* vor *swern;* 4, 10 = 533 haben IZ die beiden attribute *vest und guot*, AE nur das erste; 4, 20 = 574 *es* (A *in*); 4, 20 = 576 *geschrift* (A *scripft*); 6, 1 = 777 *so* (AE *also*); 7, 27 = 983 ist *nu* zugesezt; 13, 13 = 1783 *geviel* für *behagte;* 15, 9 = 2135 *trurig* für *riuwec;* 16, 12 = 2448 fehlt *des;* 16, 14 = 2512 schieben JZ zwischen *sun herre* die partikel *und* ein; 17, 7 = 2613 haben sie *starken*, AE *schonen*, G beides; 17, 16 = 2677 *so* für *also;* 18, 14 = 2887 *aber* für *anderstund;* 18, 26 = 2928 *für* resp. *fuer* für *schiet* AE. Endlich 2718 schreiben AE: *sie* (scil. *die spîse*) *versprach der wîse*, I *dero wolt nit;* Z. 17, 23 *do wolt er nit essen* liegt näher an I als an AE.

6) zu IE: 7, 24 = 967 f. *worden;* sodann wenn Z. 18, 20 *untugentlich* schreibt, wo EI *mit unsite* haben, so berührt sich die prosa mehr mit IE als mit A, wo dieser zusatz gänzlich fehlt.

7) zu E: 1, 18 = 87 *hab got lieb* (AG *minne got*); 2, 16 = 269 *pin* (ADG *wart*); 3, 28 = 485 *der* (AI *diser* resp. *dirre*); 5, 3 = 687 *erhat* (A *erschal*); 6, 11 = 813 haben ECZ *euch*, das AI fehlt; 6, 12 = 822 fgg. stimt volständig zu der fassung von n; 10, 15 = 1343 haben EZ den bestimten artikel, AIG das possessivpronomen; 11, 27 = 1562 lesen IEGZ *sich*, AH *hore*, F *verstee;* 12, 4 = 1578 *umb* (H *vor*, AI *von*); 16, 28 = 2571 lesen EZ „ihr, resp. du siehst mich nimmer mehr,“ dagegen AIG „ich sehe euch nimmermehr“; 17, 25 = 2787 *der* f. *dirre;* Z. 18, 12 und E 2884 lassen Gregor erst *entslaffen*, als der fischer ruft, bei den andern hat er noch nicht ausgeschlafen; 22, 1 = 3579 *ergab* f. *erschôz*.

8) zu C: 6, 27 = 890 *niemant* (AIE *nimmer* resp. *nit*); 7, 6 und 14 = 914 haben ZC *vespersît*, vgl. frz. „apres disner“ und v. 937; 8, 17 = 1052 schieben CZ ein *im* ein.

9) zu CI: 8, 24 = 1122 *weinende;* AE *schriende*, was der ungeberdigkeit des fischerknaben, der gleich zu seiner mutter läuft, mehr entspricht.

10) zu G: 1, 15 = 65 *ain* f. *mîn*.

11) zu B: 20, 26 = 3254 *verwahsen mit dem hâre* f. *erwahsen von d. h.*

Bedeutender und zahlreicher als die anlehnungen an Hartman sind die abweichungen und weglassungen. Alle psychologischen reflexionen, die bei Hartman einen so grossen raum einnahmen, fallen fort; die dialogpartien werden meist gekürzt, einmal sogar bis zur unverständlichkeit: es fehlt nämlich vv. 1359—1370, welche die auch in Zing. 10, 19 fgg. widergegebenen gegengründe Gregors erst provocierten. Direkte rede des originals wird bloss referiert, indirekte rede zuweilen dialogisiert; bei dem übergang aus der oratio obliqua in die oratio recta 11, 15 weiss man nicht, ob man sie als flüchtigkeit der übertragung oder als beabsichtigtes anakoluth ansehen soll; P 189 hat den fehler beseitigt.

Die details der erzählung werden vernachlässigt; 8, 23 ist die bemerkung, dass Gregor dem fischerknaben *an seinem nack* wehegetan habe, fast das einzige originelle detail, das die prosa zufügte. Sonst sind viele nuancen der zeichnung, viele charakteristische schattierungen, viele feine züge verloren gegangen, z. b. der, dass Gregors grossmutter während der geburt starb, v. 15/16; den helden proleptisch *Sand Gregorius* zu nennen, ehe er schon von gott begnadigt ist, hat Hartmann mit recht vermieden, bei Z. komt das 8, 12 u. 18, 27 vor, wo P und D es auch nicht getan haben.

Die selbständigen varianten der erzählung in der prosaauflösung sind meist von zweifelhaftem werte.

Der teufel ist bei Hartman 156 nur mitwirkende ursache der blutschande, bei Zing. 2, 6 fgg. alleiniges agens. (P 17 fgg. nähert sich Hartmann wider mehr); die stelle v. 153 fgg. wird entsprechend geändert, die entführungsscene 183—228 fält ganz weg.

3, 17 soll Gregors vater es auch den räten Aquitaniens sagen, dass er im heil. lande seine sünde büssen will; bei Hartm. 403 steht nichts von dieser eröfnung, welche einem selbstverrat gleich käme.

4, 27 fgg. ist der königin klage um den gestorbenen bruder mehr durchgeführt als bei Hartman, dagegen der umstand übergangen, dass sie die nachricht beim kirchgang erhielt.

783 sehen die fischer bei Hartman zunächst bloss die barke und erst 789 das fässchen, dessen kleinheit so oft betont wird (597, 789, 835; das deminutiv 533 und 826); weniger passend ist es, wenn bei Zing. 6, 8 sie nur das fässchen daherschwimmen sehen und der barke keine erwähnung getan wird; so auch 4, 24.

Zing. 7, 9 bekomt der arme fischer ausser dem gold auch *die seidein tuch* (noch deutlicher bei P 110; P 203—4 soll es dann bloss

ein teil des zeuges gewesen sein); bei Hartman behält es der abt und lässt seinem pflegling daraus später ritterliche kleidung machen, 1469 fgg.

7, 19 freuen sich die klosterbrüder mit über den fund, bei Hartman 951 fgg. machen sie sich über den fischer lustig.

9, 2 geht Gregor mit dem fischerknaben nach haus, bei Hartmann 1189 geht er ihm richtiger nach.

1303 nent der abt die fischerfrau eine *törin*, appelliert also an Gregors verstand und bessere einsicht; bei Zing. 10, 4 malt er ihm aus, dass ihn als künftigen abt das gerede einer *armen frawe* nicht genieren könne; er richtet sich also, was sicher keine verbesserung ist, an seinen hochmut und machtstolz.

Als Gregor seine herkunft erfahren hat, bricht er bei Hartman in klagen über seine sündige herkunft aus und der abt macht daraufhin einen lezten versuch, ihn zu halten; das ist dem charakter der beiden ganz entsprechend, jedenfals bezeichnender, als wenn Gregor sich wie bei Zing. 12, 12 bloss für die treue verwaltung seines gutes bedankt und unter segenswünschen abzieht.

1676 sind auf dem schiff mehrere schifsleute, bei Zing. 12, 24 bloss einer; (*zw dem* in E ist bloss schreibfehler, da gleich darauf der plural folgt, bei Zing. aber geht es im sing. weiter).

Bei Hartmann hilft 1913 der *oberiste herre*, den er ins vertrauen gezogen hatte, dem helden aus der stadt; Zing. erwähnt wol 14, 1, dass er ihm seinen plan mitgeteilt habe, dann aber lässt er die ganze bürgerschaft darum wissen (14, 3 und 4 *man*, 14, 5 *si*).

Zing. 19, 5/6 lässt das wasser aus dem stein, auf welchem Gregor sizt, tag und nacht in ein grüblein laufen; anders und viel verlassener ist Gregors lage bei Hartm. 2955 fgg. Dagegen ist die durch den reim geforderte stellung *nacht und tag* bei Zing. hier und P 371 stehen geblieben; P hat sie auch noch z. 76 aus v. 719 übernommen.

Als sie den büsser in seiner erbarmungswürdigen lage antreffen, weinen die beiden geistlichen bei Zing. 21, 1 vor freuden; es liegt viel näher und ist viel humaner, dass sie bei Hartm. 3310 fgg. vor mitleid tränen vergiessen. —

Auch die beste prosa wird einem guten gedichte gegenüber immer den kürzeren ziehen; diese trockene und matte prosaauflösung aber hält mit dem künstlerisch durchdachten und mit psychologischer feinheit durchgeführten original keinen vergleich aus. Man hat durchweg den eindruck, als wenn man einen Rafael in grober holzschnittmanier widergegeben sieht.

HALLE A. S. ADOLF SEELISCH.



ÜBER DEN GEBRAUCH DES INFINITIVS IM ALTNIEDERDEUTSCHEN.

Obwol noch niemand meines wissens die frage nach dem gebrauche des infinitivs im altniederdeutschen behandelt hat, durften doch einige untersuchungen, welche über denselben gegenstand auf verwanten gebieten geführt worden sind, nicht ausser acht gelassen werden. Insbesondere sind zu nennen die beiden abschnitte über den infinitiv bei Jacob Grimm, Gramm. IV, s. 56—63 und s. 90—124; sodann von späteren Artur Köhler: der syntactische gebrauch des infinitivs im gotischen in Pfeiffers Germ. 12, 421—463 (a. 1867); Jul. Jolly: geschichte des infinitivs im indogermanischen 1873 (speciell: der deutsche infinitiv s. 150—176); Otto Apelt: über den accusativ cum infinitiv im gotischen in Pfeiffers Germ. 19, 280—297 (a. 1874) und eben derselbe: über den accusativus cum infinitivo im althochdeutschen und mittelhochdeutschen im jahresbericht über das Wilhelm-Ernstische gymnasium zu Weimar 1875; Oscar Erdmann: syntax der sprache Otfrids, teil I (a. 1874) s. 198—214; Arthur Denecke: der gebrauch des infinitivs bei den althochdeutschen übersetzern des 8. und 9. jahrhunderts, Leipzig 1880.

Was die äussere form anbetrift, in der ich die untersuchung führen werde, so scheint es mir am zweckmässigsten zu sein, die von Grimm vorgezeichneten bahnen zu betreten, wie auch Erdmann und Denecke getan haben. Denn durch Grimms behandlungsweise treten die einzelnen arten der anwendung des infinitivs bestimt und in sich abgeschlossen hervor, und das ist es vor allem, worauf es hier ankomt. Nur Artur Köhler weicht von Grimm ab, indem er unter jedem einzelnen verbum alle vorkommenden arten des abhängigen infinitivs abhandelt. Es mag zugegeben werden, dass auf diese weise sich deutlicher abhebt, welche infinitivconstructionen überhaupt das einzelne verbum regiert; aber dies hat nur nebensächliche geltung. Denn es steht nicht die frage nach den den infinitiv regierenden verben im vordergrunde, sondern nach den infinitiven und deren gebrauchsarten, von welchen wir eine übersichtliche zusammenstellung verlangen. Diese forderung jedoch wird von Köhler, soweit ich urteilen kann, keineswegs, von Grimm im höchsten grade befriedigt. Demnach werde ich den stoff folgendermassen anordnen:

Cap. I. Genus des infinitivs.
„ II. Der einfache infinitiv.
„ III. Der accus. c. infinitivo.

Cap. IV. Der nomin. c. infinitivo.
„ V. Der substantivierte und der praepositionale infinitiv.
„ VI. Infinitiv abhängig von infinitiv.

In den kreis meiner betrachtung habe ich alle diejenigen denkmäler gezogen, welche, um es kurz zu sagen, von Mor. Heynes bibliothek deutscher litteraturdenkmäler den 2. und 4. bd. ausmachen, d. i. den Heliand und die sogenanten kleinen altniederdeutschen stücke. Der wert derselben für die zu behandelnde syntaktische frage ist verschieden: auf der einen seite steht der sprachgewaltige Heliand und andre freie erzeugnisse, auf der anderen die interlinearversion der psalmen, der psalmencommentar und noch einige abhängige stücke. Während überhaupt alle erscheinungen, welche dort hervortreten, von dem wahren leben der sprache zeugen, muss hier bei fragen, namentlich wenn sie in das gebiet der syntax gehören, mit grösster vorsicht verfahren werden, um nicht das eigne gut mit dem fremden zu mischen. Wie weit es mir gelungen ist, speciell aus der psalmenübersetzung das ächte von dem erborgten auszuscheiden, wird sich aus meiner abhandlung zeigen. Im algemeinen will ich nur noch bemerken, dass die ausbeute, welche die sämtlichen kleineren denkmäler liefern, an den ergebnissen des Heliand gemessen äusserst gering ist und nur an ganz vereinzelten punkten die aus diesem zu schöpfende erkentnis unsrer syntaktischen frage fördert.

Die kleineren altniederdeutschen denkmäler citiere ich nach Mor. Heynes ausgabe, da sie in dieser bequem für den gebrauch beisammen sind. Auch meine belege aus dem Heliand nach seiner ausgabe zu geben, verbietet mir eine principielle meinungsverschiedenheit, welche sich auf das handschriftenverhältnis erstreckt. Nach meinem urteile nämlich bieten zwar der Monacensis und der Cottonianus den ursprünglichen bestand überaus treu, keiner aber von beiden die ächte mundartliche form, sondern eine eigentümliche färbung je nach dem orte oder der gegend, wo sie geschrieben wurden. Ebenso hat das Prager fragment, welches die verse 958—1006 enthält (veröffentlicht von Hans Lambel, sitzungsberichte der Wiener akademie 97, 613 fgg.), sein besonderes dialektisches gepräge, wenngleich dem des Cottonianus stark zuneigend. Daher erachte ich ein kritisches princip, wie es Mor. Heyne aufstelt und bei seiner herausgabe des Heliand zur praktischen durchführung bringt, für völlig verfehlt; wir müssen, mein ich, bei dem stande der überlieferung einfach darauf verzichten, die ursprüngliche lautliche und sprachliche form auszumitteln. Recht behält Ed. Sievers, indem er den text beider handschriften neben einander gewährt. Da ich aber allerdings glaube, dass der Monacensis dem ursprünglichen

in dieser hinsicht näher komt als der Cottonianus, so entnehme ich die anzuführenden belegstellen, soweit es angeht, aus jenem.

Sodann bleibt in bezug auf die vorliegende specialfrage zu constatieren, dass Monacensis und Cottonianus übereinstimmen, mit ausnahme einer einzigen stelle, welche cap. V ihre besprechung finden wird. Auch das Prager fragment liefert keinen fall, der von den beiden haupthandschriften abwiche.

Cap. 1. Das genus infinitivi.

Wie die verwanten dialekte hat auch die altniederdeutsche mundart nur einen organischen infinitiv entsprechend dem einen genus ihres verbums ausgebildet. Seine anwendung ist so algemein und albekant, dass es überflüssig erscheint beispiele anzuführen. Nichtsdestoweniger findet sich, was man nicht erwarten sölte, eine umschreibung dieses activen infinitivs: Hel. 1895

umbi that ne lâtid gi iuuuan hugi tuîflôn, seban suîcandean.

Es kann nämlich keinem zweifel unterliegen, dass zu *suîcandean* (dem part. praes.) ein infinitiv *uuesan* zu ergänzen ist, dessen ellipse grade bei *lâtan*, vgl. cap. III, eine häufig vorkommende erscheinung ist. Heyne sezt zwar für *tuîflôn* (so M.) die lesung von C. *tuîflean* als accusativ vom adjectivum *tuîfli*, offenbar dem particip *suîcandean* zu liebe. Aber dass diese auffassung irtümlich ist, werde ich cap. III erweisen. Gilt aber *tuîflôn* oder *tuîflean* als infinitiv, so muss auch *suîcandean* wenigstens teil eines solchen, d. h. = *suîcandean uuesan* sein. Wir haben also eine umschreibung des einfachen activen infinitivs *suîcan*.

Ganz gewöhnlich ist dagegen die umschreibung des infinitivus passivi, deren sich schon Ulfilas nicht zu enthalten vermochte. So verdeutscht *gahulith vaírthan* Matth. 8, 24 den griechischen infinitiv passivi καλύπτεσθαι, und Grimm (Gr. IV, 57) zweifelt nicht, dass es auch habe *gahulith visan* heissen können, wiewol er keinen beleg kenne; jedoch seien diese umschreibungen überhaupt im gotischen selten und offenbar ungeläufig. Im althochdeutschen findet sich dergleichen nur bei übersetzern, von denen die besseren den passiven infinitiv und damit auch seine umschreibung durch *sîn* oder *uuesan* oft, und nicht bloss bei den verbis *sehan* und *hôren* (vgl. Denecke s. 5) vermeiden. Erdmann erklärt synt. I, 200, dass sich die umschreibungen des passivs bei Otfrid nicht auf den infinitiv erstrecken. Ganz anders der sachverhalt im altniederdeutschen. Der Heliand zunächst umschreibt

fünfzehnmal einen passiven infinitiv durch *uuerthan*, dreimal durch *uuesan*; hier folgen die belegstellen insgesamt:

mit *uuerthan:*

123 *that thi kind giboran fon thînera aldera idis ôdan scoldi uuerđan.*
276 *thanan scal thi kind ôdan·uuerđan.*
618 *huâr Krist giboran uuerđan scoldi.*
621 *that he scoldi an Bethlehem giboran uuerđan.*
2138 *than scal Judeono filu thesas rîkeas suni berôbôde uuerđen.*
2177 *thâr scolda is namo uuerden gimârid.*
3979 *thâr scal drohtines lof gifrumid uuerthan.*
5856 *huq hie scoldi gigeban uuerthan.*
1393 *ni mugun iuua uuerk biholan uuerđan.*
1395 fgg. *thiu burg ni mag biholen uuerden, ni mugun iuua uuord uuerđen bidernit.*
3199 *imu ni mahte uuord biholen uuerđan.*
3635 *that ni mahte êr uuerđen thiu blindia gibôtid.*
4761 *ef nu uuerden ni mag mankunni ginerid.*
1309 *thes môtun sie uuerđan gefullit.*

Mit *uuesan:*

261 *thu scalt for allun uuesan uuîbun giuuîhit.*
1318 *thie môtun uuesan suni drohtines ginemnide.*
3319 *sô môtun gi thâr gidiuride uuesan.*

Der bestand in den übrigen denkmälern ist folgender:

mit *uuerthan:*

Ps. 58, 7 u. 15 *bekêrda sulun uuerthan = convertentur.*
„ 63, 11 *gelovôda sulun uuerthan = laudabuntnr.*
„ 68, 36 *gestiftoda sulun uuerthan = aedificabuntúr.*
„ 72, 5 *sulun befilloda uuerthan = flagellabuntur.*
Gl. L. 304 *farnozzan uuerthan sal = consumetur.*
„ 624 *irrôt uuerthan (sal) = movebor.*
Ps. C. 10 *ieuuandlôd uuerthan (ne mag).*

Mit *uuesan:*

Ps. 18, 14 *unbeuullan uuesan scal = immaculatus ero.*

Die übereinstimmung zwischen den beispielen, welche dem Heliand und denjenigen, welche den psalmen usw. entnommen sind, ist augenfällig und bedarf keines weiteren beweises. Aber selbst wenn uns hier der Heliand im stiche liesse, so dürften wir doch nicht etwa annehmen, der psalmenübersetzer habe nur aus übersetzungsnot seine umschreibungen des passiven infinitivs gebildet. Denn wie z. b.

Ps. 55, 10 *bekêron salun* = *convertentur*,

Gl. L. 947 *tilon sal* = *exercebor*

dartun, standen ihm sehr wol die mittel zu gebote, jene umschreibungen durch verwendung entsprechender activer verba zu vermeiden.

Wir sehen also, dass das gotische die ersten ansätze zur bildung eines neuen passiven infinitivs macht. Während aber das ahd. wenig neigung zu diesen infinitiven verrät, macht die altniederdeutsche mundart in den bedeutenderen ihrer denkmäler einen ergiebigen gebrauch von denselben.

Es fragt sich nun, wie die deutsche sprache zu einer zeit verfuhr, wo die nach verhältnis jungen bildungen der eben besprochenen passiven infinitive noch nicht vorhanden waren (denn es ist offenbar, dass auch damals die nötigung vorlag, passive verhältnisse im infinitiv auszudrücken); ferner, ob und welche spuren übrig geblieben sind. Nun hat Jacob Grimm zuerst auf eine verwendung unsres sogenanten activen infinitivs hingewiesen, welcher passiver sinn zukomme: z. b. im gotischen

Matth. 6, 1 *armaion ni taujan in andvaírthja mannê du saíhvan im* = πρὸς τὸ θεαθῆναι αὐτοῖς,

Luc. 16, 22 *briggan fram aggilum* = ἀπενεχθῆναι.

Er sagt, in allen diesen beispielen habe der infinitiv seine vage, substantivische natur, in die auch ein passiver sinn gelegt werden könne. Ich stimme Grimm volständig bei, obwol spätere von ihm abgewichen sind. Der alte germanische infinitiv hatte nach meiner meinung nicht schlechthin passive bedeutung, sondern ihm wohnte nur die fähigkeit inne, passive verhältnisse widerzugeben. Dieses fast gestaltlose wesen des infinitivs muste natürlich unbequem werden, als die sprache litterarische schulung erhielt. Daher im gotischen schon die anfänge, in der späteren sprache umfassendere entwicklung einer neuen form. Aber die spuren des alten zustandes sind im gotischen noch unverwischt geblieben und bleiben noch heute.

Fürs gotische hat, wie bemerkt, Grimm Gr. IV, 58 die beispiele zusammengetragen. Bei Otfrid dagegen findet Erdmann (I, 200) überall die activische bedeutung. Dass dem aber nicht so sei, werde ich an einer stelle zeigen. Nämlich Otfr. IV, 17, 29

sie sâhun druhtin iro bintan

bedeutet doch: *viderunt dominum vinciri*. Erdmann allerdings betrachtet den infinitiv *bintan* etwa wie einen sächlichen accusativ, wozu er an sich ein recht hat, da der infinitiv als ein ursprüngliches substantiv anzusehen ist; vermöge der verbalen (activen) kraft hänge von

diesem wider *druhtin* als objectsaccusativ ab. Durch diese theorie komt er dann auch notwendig zur läugnung der construction des accusativ cum infinitivo, obgleich er sie sonst nach den „transitiven verben der willensäusserung“ (vgl. I, 205) zulässt. Gegen diese aufstellung wende ich ein, dass man den accusativ *druhtin* unmöglich von *sâhun* trennen könne; denn die in *sâhun* ausgedrückte tätigkeit erstreckt sich sogar in höherem grade auf den *druhtin* als auf das binden. Sind wir aber genötigt, *druhtin* von *sâhun* und nicht von *bintan* abhängen zu lassen, dann muss man *bintan* in passivem sinne verstehen, wie auch Erdmann s. 205 indirekt zugibt. Noch von einer anderen seite kann man der Erdmannschen ansicht beikommen. Nehmen wir an, was ja an sich zulässig ist, in einem anderen zusammenhange stehe dasselbe beispiel so, dass der infinitiv wirklich activische geltung habe; also

sie sâhun druhtin iro bintan = viderunt dominum vincire.

Erdmann muss nach seiner auffassung, die er an dem beispiele

ich sehe den mann kommen

s. 205 vorträgt, *druhtin* als persönliches object, *bintan* als sächliches von demselben regens *sie sâhun* nehmen. In diesem falle also soll *druhtin* von *sâhun* abhängig sein, in jenem nicht — Erdmann befindet sich also im widerspruche mit sich selbst.

Im anschluss also an Grimm werde ich den spuren der verwendung des activen infinitivs in passivischem sinne innerhalb der altniederdeutschen mundart nachgehen, wobei ich bemerke, dass allein der Heliand in betracht komt, da die übrigen stücke keinen hierher gehörigen fall liefern.

Wol am ausgedehntesten ist dieser gebrauch nach den verbis des hörens, sehens und heissens, gerade wie in den verwanten dialekten; einen sicheren fall habe ich noch nach *biddian* zu verzeichnen. Ich strebe nach möglichster volständigkeit der belegstellen.

1. (gi)hôrian.

608 *Herodes gihôrde seggian = audivit dici.*
5247 *the heritogo seggian gihôrde.*
1829 *that sie fan sulîcun seggean gehôrdin uuordun ettho uuercun.*
527 *gihôrdun uuilspel mikil fon gode seggean.*
5140 *that sîe thâr unreht uuord adêlian ne gihôrdin = iudicari.*
5868 *that sia gihôrdun sulîc uuord sprecan, cûthian thia craft godes = dici, amplificari.*

2. sehan.

737 *idisi gisâhun irô megi spildian = trucidari.*

2063 *allorô liudô lofsamôst therô the ic gesah huergin hebbean* = *haberi.*

5145 *thuo hie ageban gisah is drohtin te dôde* = *tradi.*

5295 *Judeon faganôdun, thuo sia ina te hosche hebbian gisâhun, erlôs obarmuoda* = *haberi;*

es kann nämlich keinem zweifel unterliegen, dass *erlôs obarmuoda* parallel zu *Judeon* oder *sia* steht, mithin nicht von *gisâhun* abhängig zu machen ist.

3. hêtan.

611 *thô he samnôn hêt, sô huuat sô* usw. = *congregari.*

595 *hêt sie thenkean uuel, hêt sie garuuuian sân* = *parari;*

Heynes vorschlag nämlich, das leztere *sie* sei reflexiv = lat. *se* aufzufassen, wird durch das parallele glied: *hêt sie thenkan uuel* = *iussit eos bene observare* ausgeschlossen.

2044 *hêt is* (des weines) *an ên uuêgi hladen, skeppien mid ênoro scalon* = *impleri, hauriri.*

2062 *nu hêtis thu hir ford dragan allorô liudô lofsamôst* = *afferri.*

2383 *endi it* (scl. *skip*) *scalden hêt* = *propelli.*

2847 *hêt that gumonô folc skerien endi skêden, endi hêt thea scola settien, hêt imu thiu brôd halôn* = distribui usw.

3286 *dêlien hêt armun mannun* (scl. *ôduuelon*) = *dividi.*

3426 *hiet them at êrist geban* = *dari.*

3571 *hêt sie thô brengien te imu, lêdien thurh theru menigi* = *adduci.*

3819 *hêt he thô ford dragan the scattôs* = *afferri.*

4074 *hêt ina thô lêdien* = *duci.*

4076 *thô hêt Crist antlûcan thea lêia* = *aperiri.*

4101 *hêt imu helpen* = *Christus iussit eum* (= *Lazarum*) *adiuvari.*

4135 *hêtun uuerod samnôian* = *conglomerari.*

4503 *hêt im uuater dragan* = *iussit aquam sibi afferri.*

5292 *sia hietun imu huît giuuâdi umbi is lithi leggian* = *eum indui alba veste.*

5326 *hietun ferahes ahtian Crist, an crûci slahan, uuêgian te uuundron* = *damnari, crucifigi, torqueri.*

5372 *hiet uualdand Crist lêdian for thia liudi* = *duci.*

5473 *hiet im dragan hluttron brunnion* = *sibi afferri.*

5493 *sia hietun ina fillian* = *flagellis caedi.*

5500 *hietun hôbidband uuindan endi* . . *settean* = *plecti, poni.*

5551 *Pilatus hiet an crûce scrîban* = *scribi.*

5756 *nu thu hier uuardôn hêt, . . . gômian* = *observari, custodiri.*

5835 *hiet ôc Petruse uuilspel mikil cûthian* = *evangelium nuntiari.*

4. biddian

gewährt, wie ich schon oben bemerkte, nur einen sicheren fall:

5555 *bâdun thia liudî that uuord uuendian* = *verbum mutari*; die anderen sind sämtlich der art, dass man aus dem unmittelbar vorhergehenden den subjectsaccusativ ergänzen kann oder muss, wodurch die construction activisch wird.

Auffällig bleibt, dass im Heliand kein beispiel eines passivisch verwendeten infinitivs nach dem verbum *lâtan* begegnet, obwol sich gerade auch bei diesem die in rede stehende eigentümlichkeit bis ins nhd. erhalten hat. Vgl. Grimm Gr. IV, 62.

An letzter stelle habe ich in diesem capitel von dem infinitiv mit der präposition *tô — ti — te* (andre kommen nicht in betracht) zu handeln, soweit das genus infinitivi betroffen wird. Syntaktisch dem dative eines infinitivs gleichwertig besizt er alle dem gewöhnlichen infinitive innewohnenden verbalen eigenschaften. Seine hauptverwendung geschieht natürlich in activem sinne; ein paar beispiele mögen genügen:

Hel. 2752 *huuô thu gilinôd habas liudiô menegî te blîdzeanne an benkiun.*

Ps. 58, 6 *thenke te uuîsene alla thiadî* = *intende ad visitandas omnes gentes.*

Indessen auch passive verhältnisse vermag der präpositionale infinitiv darzustellen. Grimm gibt Gr. IV, 61 ausreichende belege aus dem ahd., mhd., nhd.; das gotische kann nicht herangezogen werden, weil es den „dativ des infinitivs“ nicht kent; doch ist zu vergleichen das syntaktisch entsprechende: *du saíhvan im* = *πρὸς τὸ θεαθῆναι αὐτοῖς* u. a. m. Im altndd. liefert nur der Heliand diese erscheinung; folgende fälle habe ich notiert:

3138 *uuard is geuuâdi sô huît sô snêu te sehanne;* ähnlich

5847 *uuas im thiu uuânami te suîthi te sehanne.*

Zu diesen beiden stellen vergleicht sich

Nibel. 276, 2 *daz er an se sehenne den frouwen waere guot.*

Ferner gehört hierher

3820 *hêt thô ford dragan te scauuônne the scattôs;*

man darf nämlich *scattôs* nicht als objectsaccusativ zu *te scauuônne* ziehen, sondern als subjectsaccusativ zu *dragan*. Ich interpretiere: *iubebat nummos afferri, ut inspicerentur.*

4760 *that ik mînan gebe lioban lîchamon for liudiô barn te uuêgianne te uuundron* = *ut corpus crucietur;* ebenso

5225 *sô man mi ni gâbi Juđeô liudiun an hand te uuégeanne te uuundron = ut torquerer.*

Cap. II. Der einfache infinitiv.

Bevor ich zur zusammenstellung der einzelnen fälle übergehe, schicke ich einige wenige bemerkungen algemeiner art voraus. Der infinitiv ist seiner syntaktischen geltung nach, wo er nicht substantiviert wird, als eine erweiterung oder vielmehr specialisierung des dem regierenden verbum innewohnenden begriffes anzusehen und steht daher auf der nämlichen stufe wie eine jede andre demselben zugefügte nähere bestimmung. Ist nun der begriff eines verbs völlig in sich abgeschlossen und abgerundet, so wird er der hinzufügung eines näheren merkmals, also auch eines infinitivs, nicht bedürfen; in dem masse aber, wie die eigne bedeutungskraft eines verbs schwach ist oder geschwächt wird, besteht oder entsteht die nötigung es durch einen zusatz zu ergänzen. Geschieht dies durch ein verbum, so muss der infinitiv eintreten. So z. b. drücken alle verben der bewegung implicite ein ziel aus; wenn man dasselbe näher bezeichnen will, kann man sich unter anderen bestimmungen auch des infinitivs bedienen. Ähnlich bei den verben des bittens, befehlens usw. Nun tritt aber auch der fall ein, dass verba völlig erblassen und dass sie daher nicht mehr im stande sind, selbständig und für sich allein in die rede eingeflochten zu werden, dass sie vielmehr gleichsam zu ihrer stütze einer verbalen beihülfe im infinitiv stets und ständig bedürfen: es sind diejenigen verba, welche wir uns seit Grimm auxiliaria oder hilfszeitwörter zu nennen gewöhnt haben.

Specialisiert also der infinitiv den begriff des regierenden verbs, so wird das algemeine (das regierende verbum) vorangehen müssen, das specialisierende (der infinitiv) folgen, d. h. die logische stellung des infinitivs ist h i n t e r dem verbum, zu welchem er hinzugefügt wird; vgl. Erdmann I, 201 und Jolly s. 134. Obwol in der grösseren zahl der fälle die altniederdeutsche mundart, insbesondere die sprache des Heliand, dem soeben ausgesprochenen gesetze folgt, weicht sie doch in nicht wenigen ab und bewahrt sich in dieser hinsicht eine viel freiere handhabung als z. b. Otfrid. Von bedeutung ist ja jedesfals, dass im deutschen nebensatze das verb hinter alle anderen bestimmungen tritt. Aber dieses moment reicht lange nicht aus, um auch nur die mehrheit der inversion des infinitivs zu erklären. Nur das glaube ich als algemeines abnehmen zu dürfen: je häufiger ein verb mit dem infinitiv verbunden wird, je mehr es zum auxiliaren gebrauche neigt, desto

weniger wird es vermieden den infinitiv vor das verbum finitum zu stellen. Ich werde daher auch über den stand dieser frage unter einem jeden einzelnen verbum kurzen bericht erstatten.[1]

Voran stelle ich mit Grimm die verba sogenanter 1., 2. und 3. anomalie.

Was zunächst das verbum substantivum

1. uuesan

anbetrift, so urteilt Grimm, dass niemals in der älteren sprache (got. ahd.) ein infinitiv von demselben abhängig sei; ebenso beim verbum werden. Dieses urteil Grimms wird auch durch meine untersuchung für das altndd. gesichert. Die einzige stelle, welche mit einigem scheine von probabilität für diesen gebrauch in anspruch genommen werden könte,

Hel. 388 *thea thâr ehuscalcôs ûta uuârun uuerôs an uuahtu uuiggeô gômean,*

darf man nicht hierher ziehen. Denn der infinitiv *gômean* ist weniger von *uuârun* abhängig als von dem begriffe des „sich dort draussen aufhaltens," der durch verbindung des localen adverbiums mit *uuesan* erzeugt wird; ohne *ûta* würde der infinitiv nicht stehen können[2] (*thâr* komt nicht in betracht, da es nur der relativen anknüpfung dient). Ebenso besteht Grimms urteil Erdmann gegenüber zu recht, welcher I, 204 unter *sîn* als einziges beispiel anführt

Otfr. II, 14, 100 *sie uuârun in theru burg koufen iro nôtdurft.*

Mit recht bemerkt Denecke s. 13, dass man den infinitiv *koufen* nicht

1) John Ries Qu. u. F. XLI „die stellung von subject und prädicatsverbum im Heliand" geht s. 88 von der ansicht aus, dass die ursprüngliche stellung des verbs am ende des satzes sei, und entwickelt im folgenden s. 89, dass alle bestimmungen, auch die infinitive, ihren platz vor demselben haben. Zum beweise für das leztere zieht er namentlich die altndd. interlinearversion der psalmen heran, aus welcher er eine anzahl von stellen beibringt, in denen der infinitiv dem auxiliar wirklich vorauf geht. Aber diesen beweis zu entkräften verursacht wenig mühe. Es ist wahr, dass der übersetzer fast überall, wo er das lat. futurum zu verdeutschen hat, (um derartige fälle handelt es sich nur) den infinitiv vor das auxiliar *sculan* sezt, nach meiner zählung im verhältnisse von 176 : 36. Die rechte erklärung dieser erscheinung ist aber nicht aus den gesetzen über die wortstellung herzuleiten, sondern liegt in der besonderheit der übersetzung begründet. Nämlich der anfertiger derselben glossiert sein original wort für wort, ja silbe für silbe, wie z. b. *exsurgat = up standi, inhabitare = an te uuonene.* Ein futurum nun wie *meditabitur* (ps. 1, 2) zerlegt sich ihm für die verdeutschung gleichsam in zwei teile: das verb an sich und die conjugationsendung. So ergibt sich von selbst die wortfolge *thenken sal*, und nur in der minderzahl der fälle, wie *sal ik quethan = dicam* (ps. 56, 10), siegte das lebendige sprachbewustsein über die sclavische treue des übersetzers gegen seine vorlage.

2) Vgl. unten s. 344 *uuesan cum adverbio.*

als abhängig von *sîn* (*uuârun*) bezeichnen dürfe; und in der tat erhelt, eine wie schlagende ähnlichkeit zwischen der Heliand- und der Otfridstelle obwaltet. Übrigens lernen wir von Denecke, dass auch bei den ahd. übersetzern niemals der infinitiv nach *uuesan* und *uuerdan* erscheint.

Ich gehe nunmehr zu den übrigen verben dieser kategorie über: zu den auxiliarien. Sie haben sämtlich das gemein, dass sie niemals, mit alleiniger ausnahme des verbums *kan*, ohne beigefügten infinitiv verwertet werden können; wo er fehlt, fehlt er nur formell, ist aber stets aus dem unmittelbar vorhergehenden zu ergänzen. Der infinitiv ist also bei diesen hilfszeitwörtern geradezu notwendig, um die verbale kraft derselben gleichsam zu wecken und zu beleben. Dass aber alle diese verba, nunmehr „die eigentliche domaine des deutschen infinitivs," ursprünglich des infinitivs nicht bedurften, sondern erst almählich im laufe der sprachentwicklung zu blossen auxiliarien herab sanken, scheint mir unumstösslich zu sein; fühlt man doch noch in der älteren sprache bis zum mhd. hinauf beispielsweise dem verbum *kan* seine eigentliche transitive bedeutung = *novi* nach, während das nhd. auch hier, wie in so manchen anderen fällen, den rest des ursprünglichen verflacht und verkümmert hat; zeigen doch auch die übrigen auxiliaria in der älteren sprache eine frischere farbe als in der neueren. Ferner wenn es wahr ist, dass sich die form des infinitivs erst nach der differenzierung, in jeder sprache eigentümlich, herausgebildet hat, so muss es ja eine zeit gegeben haben, wo mit allen anderen verben auch jene ohne zugefügten infinitiv lebendige bedeutungskraft besassen. Die lezteren wären aber, glaub ich, schon längst aus der sprache verschwunden, wenn ihnen die neubildungen des infinitivs nicht neue lebensfähigkeit zugeführt hätten. Sämtliche auxiliaria entbehren wie bei Otfrid (Erdm. I, 201), so auch im Heliand des eigenen infinitivs, d. h. sie selbst sind nicht mehr im stande, den begriff eines anderen verbums näher zu erläutern.

Aber ich eile nun endlich zur darlegung des infinitivgebrauchs bei den hilfsverben.

2. scal.

Die anzahl der stellen, in denen *scal* mit infinitiv verbunden vorkomt, ist überaus gross; wenig beispiele mögen als belege genügen. Aus dem Heliand im hauptsatze mit regelrechter stellung:

327 *thu scalt sie uuel haldan,*

mit inversion

1873 *nu ic iu sendean scal,*

4355 *fora thiu gi uuardôn sculun.*

Im nebensatze ist der infinitiv nachgesezt, z. b.

1362 *that gi sculun salt uuesan,*
vorangestelt z. b.

823 *that ic thi êscôn scolda.*

In einem und demselben gefüge erscheinen beide stellungen

4201 *than thiu samnunga uuerđen scolde; that sie scoldun haldan thea hêlagun tîdi.*

1701 *ôc scal ic iu seggean noh, huuâr gi iu uuardôn sculun uuîteô mêsta.*

Die psalmen haben zumeist die invertierte stellung, vgl. s. 316 anmerkung, z. b.

2, 9 *gerihten saltu sî*

62, 6 *lovân sal munt mîn,*

selten die logische

55, 4 *ik sal gitrûôn* = *sperabo.*

Dagegen gewähren die fragmente des psalmencommentars in 5 fällen, die Freckenhorster heberolle in 10 fällen nur die logische folge:

Ps. C. 54 *ik scal bedôn,*

Fr. H. 97 *sculon geldan.*

Häufig begegnet es im Heliand, dass mehrere infinitive von einem und demselben verbum abhängen, eine eigentümlichkeit, welche durch die immer widerkehrende parataxe gefördert wird; auch in den psalmen zuweilen bei der widergabe des parallelismus membrorum; ein mal in den fragmenten des Ps. C.

a. Doppelter infinitiv.

α. asyndetisch.

Im Heliand sehr zahlreich, z. b.

1359 *nu sculun gi im that mên lahan, uuerean mid uuordun;*

aus den psalmen habe ich nur notiert:

67, 23 *fan Basan bekêran sal ic, kêran an dûpî sêuues.*

β. syndetisch.

Im Heliand höchst selten:

1005 *hie dôpean scal endi hêlean,*

4456 *huuô siu scal teglîdan endi tegangan.*

Dazu tritt noch

Ps. 56, 8 *singin sal ic in de lof quethan,*

Ps. C. 9 *ik sal slâpan endi restian.*

b. Drei infinitive (nur im Hel.)

α. asyndetisch.

576 *thô he scolda afgeben gardôs, forlâten liudiô drôm, sôkien lioht ôđar.*

β. (verschiedenartig) syndetisch.

4496 *that he scolde ageben .., endi sôkien, gifaren.*
1429 *ac ic siu fullien scal, ôkian endi nigean.*
4640 *thit ik an erđu scal geban endi geotan endi iu te godes rîkie lôsien.*

γ. disjunctiv.

1663 *huat gi eft an morgan sculin etan eftho drinkan eftho an hebbean.*

c. Vier infinitive (Hel.)

an zwei stellen, ein mal asyndetisch, das andre mal mit zwiefachem *endi:*

3085 *mi sculun Judeon binden, uuêgean te uundron, ahtien mînes aldres, bilôsien mi lîbu.*
32 *that scoldun sea scrîban, settian endi singan endi seggean forth.*

d. Sieben infinitive

gar enthalten die Heliandverse 1448—53

that man is nâhiston niudlîco scal minnian, uuesan is mâgun hold, uuesen is gebô mildi, friehan is friundô gihuuane, endi scal is fiund hatan, uuiderstanden them mid strîdu, uuerean uuiđar uurêđun.

Offenbar weil die vier ersten infinitive sich auf das verhältnis zum nächsten, die drei lezten auf dasjenige zum feinde beziehen, hat jeder complex sein eignes *scal,* während die verbindung zwischen beiden durch ein einmaliges *endi* hergestelt wird. Den kunstvollen bau dieser periode stört, wer das im Cottonianus überlieferte *endi* vor dem dritten gliede (*endi uuesan is gebô mildi*) als ursprünglich in den text aufnimmt.

Selten wird im Heliand bei dem einzelnen infinitiv das auxiliar widerholt; jedoch habe ich keinen fall beobachtet, wo der satz mehr als zweigliedrig wäre.[1] Die absicht des dichters dabei ist ohne frage, die bedeutung des hilfsverbs zu stärken und der ganzen

1) In den psalmen findet sich äusserlich betrachtet dieselbe erscheinung meist in weit grösserem umfange, z. b.

71, 4 *irduomon sal ... in duon sal ... in genitheron sal ... in fol uuonon sal.*

Allein sie darf keine selbständige geltung beanspruchen; denn es liegt nur eine stereotype übersetzung von futuren vor (oben: *iudicabit — faciet — humiliabit — permanebit*).

stelle ein grösseres gewicht zu verleihen. Einige beispiele mögen dies erläutern:

264 *thu scalt ûses drohtines uuesan môdar endi scalt magu fôdean.*

1069 *sie sculun thurh lêra godes uuesan an thesero uueroldi endi sculun thiu uuerc frummien.*

4142 *than uui theses rîkies sculun lôse libbien eftha uui sculun ûses lîbes tholôn.*

4707 *ic scal fader ûsan selban suokean endi iu sendian scal hêlagna gêst.*

In dem lezten beispiele ist wol erstlich die auffassung, dass in dem satze: *iu sendian scal* subject nicht *ic*, sondern ein aus dem vorhergehenden object zu ergänzendes *fader* sei, nicht statthaft. Zu dieser ansicht verleitet nur zu leicht der wortlaut der lateinischen quelle: *quem mittet pater*; es müste aber dann entschieden ein *he* eingeschoben sein. Sodann will ich noch darauf aufmerksam machen, wie in demselben gefüge, ohne äussere nötigung, erst die logische stellung: *scal suokean*, darauf die invertierte: *sendian scal* zur verwendung gelangt.

Schliesslich verzeichne ich hier noch zwei eigentümliche fälle von anakoluthie, wie sie aber gerade bei den hilfsverben im Heliand öfters begegnen: das ergebnis läuft am ende darauf hinaus, dass dasselbe auxiliar doppelt gesezt nur einen infinitiv bei sich hat.

87 *than scolda he gibod godes ...... sô scolda he at them uuîha uualdandes geld hêlag bihuueruan.*

3243 *huo oft scal ic them mannun ... scal ic im sibun sîdun irô sundea alâten?*

Soviel über den von *scal* abhängigen und wirklich gesezten infinitiv.

Zuweilen ist der infinitiv aber auch ausgelassen, muss jedoch aus dem verbum des unmittelbar vorhergehenden satzes hinzugedacht werden. Dies geschieht, um das fortschreiten eines satzganzen zu erleichtern, um das schleppende und hinkende, was durch die unmittelbare widerholung desselben verbums in der rede erzeugt werden würde, zu vermeiden. Zumeist findet sich die besprochene erscheinung in nebensätzen mit dem comparativen wörtchen *sô* angeschlossen. Im Heliand

1883 *uuesat iu sô uuara uuiđar thiu, sô man uuiđar fîundun scal* — scl. *uuar uuesan.*

5618 *anthiet that he sia sô milda minniôdi, sô man is muoder scal* — scl. *minniôn.*

5733 *antfêng ina mid is fathmon, sô man is frôhon scal* — scl. *antfâhan.*

Die sächsische beichte liefert eine verhältnismässig grosse anzahl hier zu verzeichnender fälle, nämlich in stereotyper weise am schlusse der einzelnen selbstanklagen; z. b.

mînas hêrdômas rakâ sô ne gehêld sô ik scolda — scl. *haldan,*
endi mêr terida than ik scoldi — scl. *terian.*

Doch auch in hauptsätzen wird diese ellipse des infinitivs beobachtet Im Heliand

1119 *uuarđ folc mikil engilô cumen, thie im scoldun thionôn: sô scal man thiodgode* — scl. *thionôn.*

2342 *thes sie uuerk hlutun endi sô noh lango sculun* — scl. *hleotan.*

1561 *ne galbô thu far thînun gebun te suuîđo, noh ênig gumonô ne scal* — scl. *galbôn.*

Die psalmenstelle:

59, 11. 12 *uue sal leidon mi untes an Idumêam? ne saltu, got?*

als übersetzung von: *quis me deducet usque in Idumaeam? nonne tu, deus?* schliesst sich der vorhergehenden in analoger weise an; es ist in der zweiten frage der inf. *leidon* zu ergänzen.

Eine bestimte absicht dagegen verbindet der dichter des Heliand mit der widerholung des verbs bei *scal*

4618 *dô that thu duan scalt.*

Christus spricht diese worte zu Judas beim abendmahle. Durch das schwere und massige, was in der widerholung von *duan* liegt, will der dichter den tiefen ernst der situation auch äusserlich durch die in der sprache vorhandenen mittel darstellen. Ganz ähnlich sind zwei fälle der sächsischen beichte zu beurteilen gegenüber der häufig vorzunehmenden ergänzung (vgl. oben):

ôk iuhu ik, that ik thia giuuar the ik giuuerran ne scolda-
endi thia ne gisuonda the ik gisuonan scolda;
ik gilôfda thes ik gilôvian ne scolda.

Wo nicht eine zurückbeziehung auf das verbum eines kurz vorhergehenden satzes obwaltet, fehlt an drei stellen der zu erwartende infinitiv. Wir haben hier wirkliche ellipse, während die vorher besprochenen fälle nur scheinbare auslassung des infinitivs boten. Die sache wird nur durch den Heliand vertreten. Als erstes beispiel diene

3962 *that scolda sinnon uuell mannô sô huilîcon, sô that an is muod ginam.*

Wie schon Schmeller gloss. s. 94 richtig sah, ist zu *scolda* der infinitiv *uuesan* zu ergänzen, dessen ellipse auch bei anderen hilfsverben keineswegs unter die seltenheiten fält. Trotzdem ist über die vorliegende stelle viel gestritten worden, wie mir scheint ohne grund und

daher ohne nutzen. Sievers behauptet, dieselbe sei metrisch falsch und unverständlich. Beide gründe kann ich nicht gelten lassen. Um bei dem lezteren zu beginnen, jedermann, glaub ich, wird mit leichtigkeit verstehen: das soll immer einem jeglichen zum vorteile gereichen; und das ist doch ein guter sinn. Aber auch einen metrischen fehler, welcher darin stecken soll, dass das adverb *uuell* als träger des hauptstabes nicht die erste hebung des zweiten halbverses ausmacht, sondern am ende desselben seinen platz hat, erkenne ich nicht an. Der vers des Heliand ist nicht allzu ängstlich gebaut; es findet sich ja auch bei Rieger (alts. und ags. verskunst in dieser zeitschr. bd. 7 s. 8) eine beträchtliche anzahl gleichartiger verse, und zwar nicht aus dem Heliand allein entnommen, welche auf mich wenigstens nicht den eindruck der verderbnis machen und conjecturaler besserung keinen raum verstatten. Daher billige ich auch Heynes umstellung *uuell sinnon* nicht, ebenso wie ich die von Rieger a. a. o. s. 20 vorgeschlagene lesung: *sôđun* oder *sôđlîkun* für *hêlagun* verwerfe, welche schon Sievers mit guten gründen abgewiesen hat. Grein (Pf. Germ. XI, 214) und Sievers selbst gehen von der ansicht aus, es könne der infinitiv *uuesan* nicht fehlen, denn sonst müste es *gôd* (adj.), nicht *uuell* (adv.) heissen. Aber dürfte wol der ausdruck: *gôd uuesan* in den zusammenhang der stelle passen? niemals! dagegen *uuell uuesan* = *bene esse* gibt den rechten sinn. Und wie Sievers glücklich Greins conjectur

that scolda [helpan] sinnon uuell

bekämpft hat, so kann auch jenes gelehrten eigner vorschlag

that scolda helpan sinnon

nicht bestehen. Denn *uuell* darf um keinen preis getilgt werden; es wird durch die alliteration mit *uuord* und durch den sinn, wie ich ihn oben dargelegt habe, gesichert. *uuell* ist für den zusammenhang erst überflüssig, nachdem es in den conjecturen von Grein und Sievers durch *helpan* ersezt worden ist. Ich bleibe also bei der überlieferung und setze ellipse von *uuesan* an.

An den beiden anderen stellen ist nicht der infinitiv des verbum substantivum, sondern derjenige eines verbs der bewegung (am besten scheint *kuman* zu passen) unterdrückt. Diese ellipse wird dadurch begünstigt, dass eine adverbiale bestimmung auf die frage wohin? beigefügt ist. Dergleichen werden wir auch noch bei anderen auxiliarien im Heliand widerfinden, und noch heute kann man in platten mundarten dieselbe beobachtung machen. Jene beiden stellen sind

3393 *ik an forhtun bin, that sic im thâr faruuirkien, that sie sculin ôk an thit uuîti te mî, an sô grâdag fiur* — scl. *kuman.*

4441 *ac gi an that fiur sculun, an thene diopun dôđ* — scl. *kuman.* Heyne zählt auch ausg. II, 304 hierher v. 576, und Sievers scheint ihm, wenn man nach der interpunction urteilen darf, zu folgen. Die stelle lautet

thô he thanan scolda afgeban gardôs, forlâtan liudiô drôm, sôkien lioht ôđar.

Heyne interpungiert nach *scolda* und will den infinitiv *gangan* ergänzt wissen. Ich finde dazu keine nötigung und meine, dass ein jeder, der unbefangen prüft, *scolda* und *afgeban* usw. direct verbindet. Auch glaube ich mich auf Schmeller berufen zu dürfen; wenigstens erwähnt er im glossar s. 94 unter *sculan sine alio quod ab illo dependat verbo* unsre stelle nicht. Ohne zweifel aber liess sich Heyne durch das adverb *thanan* zu dieser auffassung verleiten. Aber solte es denn in der etwas breiten, behaglichen erzählung so anstössig erscheinen, wenn der dichter die locale bestimmung der trennung von der erde, welche allen drei infinitiven gemein ist, auch äusserlich durch ein an die spitze des ganzen geseztes *thanan* markiert?

3. uuilliu.

Wenn ich *uuilliu* und seinen infinitivgebrauch an dieser stelle behandle, so bedarf es der begründung; denn obwol dies verb zum auxiliar herabgesunken ist, gehört es doch nicht in Grimms kategorie: verba 1. 2. 3. anomalie. Aber es weist in seiner anwendung so vielerlei analogien zu *scal* auf, steht diesem lezteren auch so wenig an häufigkeit des gebrauchs nach, dass ich demselben kaum einen andern platz bestimmen konte.

Zunächt was die stellung von auxiliar und infinitiv betrift, so ist die logische im ganzen mehr gewahrt als bei *scal,* obschon auch beispiele von der inversion erbracht werden können. Der Heliand gewährt im hauptsatze die logische stellung, z. b.

1507 *than uuilleo ic iu eft seggean,*

die invertierte sehr selten, z. b.

4677 *thoh ik sinnon mid thi at allon tharabon tholôian uuilliu;*

im nebensatze die regelrechte folge

1641 *ef gi uuillead hôrean,*

die invertierte ist hier sehr häufig

1328 *ef he it hebbien uuili*

Sächs. beichte 47 *that thu mi te goda githingi uuesan uuillias* (nebenbei bemerkt die einzige stelle, wo *uuilliu* ausserhalb des Heliand im altndd. vorkomt).

In derselben periode wird beiderlei wortfolge gebraucht

1688 *than uuili iu the rîkeo drohtin gebôn mid allorô gôdu gihuuilîcu, ef gi im thus fulgangan uuillead.*

Mehrere infinitive hängen von einem auxiliar ab:

a. Zwei infinitive.

α. asyndetisch — oft.

545 *uueldun imu hnîgan tô, gehan im* usw.

1685 *god uuili is alles râdan, helpan fan hebenes uuange.*

β. syndetisch — seltener.

2753 *than uuilliu ik it gequeđen endi ôk gilêstien sô.*

3620* *of gi thâr tô uuillead huggien endi hôrien.*

γ. distributiv — nur

3940 *thô uueldun ina the andsacon fâhen eftha stên ana uuerpen.*

b. Drei infinitive.

α. asyndetisch.

3945 *nu uuilliad gi mi uuitnôn her, stên ana uuerpen, bilôsien mi lîbu.*

β. distributiv.

1421 *that ic thana aldan êu irrien uuillie, fellean under themu folke eftho therô forasagonô uuord uuiđar uuerpen.*

1730 *ef sie is ne uuillead an irô hugi thenkean ne linôn ne lêstean.*

c. Vier infinitive.

2558 *quâthun, that sia thâr uueldin gangan tuo, cuman mid craftu endi lôsian that crûd thanan, halôn it mid irô handon.*

Selten, wie bei *scal,* wird bei dem einzelnen infinitive das hilfsverb widerholt. Auch hier reihen sich nicht mehr als zwei glieder an. Ich habe im ganzen nur drei fälle notiert:

1039 *thô uuelda that god mahtig uuendean endi uuelda thesum uuerode forgeben hôh himilrîki.*

1565 *than gi uuillead te bedu hnîgan endi uuillead te iuuuomu hêrron helponô biddean.*

5598 *ik uuilliu thâr gilôbian tuo endi uuilliu thena landes uuard gerno biddian.*

Allen drei stellen wird ein jeder, mein ich, den ernsteren und festeren charakter nachfühlen = den unumstösslichen willen haben.

Auch die anakoluthie ist durch ein beispiel zu belegen

1044 (*Satanas*) *uuelda mahtigna .... sô uuelda he thô selban dôn* (= *bisuîkan*) *ina mid sundiun.*

Häufig ist meist in relativen oder mit *sô, thâr* eingeleiteten nebensätzen bei *uuilliu* der infinitiv aus dem verbum des regierenden satzes zu ergänzen:

163 *that ina mahta god sô alajungan giuuirkean, of he sô uueldi* — scl. *giuuirkean.*

293 *sagda them siu uuelda* — scl. *seggian.*

1552 *endi antfâhis eft, than thu uuili* — scl. *antfâhan.*

2694 *fōr imu thô thâr he uuelde* — scl. *faran.*

3296 *quađ it thô thâr he uuelde* — scl. *queđan.*

3961 *gilôƀda thie uuolda* — scl. *gilôƀian.*

Weit interessanter jedoch als diese fälle ist derjenige, welcher 3855 vorliegt. Die Juden fragen Christus betrefs der ehebrecherin, *huat he umbi sulîca dâdî adêlien uueldi* (3849), ob man sie am leben lassen oder töten solle, da er ja wisse, dass Moses auf ehebruch die strafe der steinigung gesezt habe. Sie schliessen ihre anrede an Christus mit den worten:

3855 *saga, huuat thu is uuillies.*

Nach meinem urteile ist zu *uuillies* nicht etwa *seggian* aus *saga*, sondern *adêlien* aus v. 3849 hinzu zu denken. Gegen *seggian* streitet der sinn: nicht auf das, was Christus zu sagen hat, vielmehr auf Christi entscheidung komt es an. Ferner deutet der genitiv *is* auf *adêlien* hin, das sich gern mit dem genitiv eines pronomens verbindet, wie die worte

5105 *huat uuilliad gi thes adêlien te dôme?*

lehren, während mir eine ähnliche construction von *seggian* nicht bekant geworden ist. Heyne sezte ein dem verständnisse nicht grade widerstrebendes *skerian* ein, weil er sowol die stelle für lückenhaft als auch die alliterationsgesetze für verlezt hielt. Dass aber vers 3855 fehlerlos alliteriere, wendet Sievers mit recht ein, und eine richtige interpretation beseitigt die annahme einer lücke.

An einer stelle treffen wir wirkliche ellipse eines verbs der bewegung:

777 *thô sie thanan uueldun bêdiu mid thiu barnu = cum inde vellent proficisci.*

Vgl. auch cap. III, no. 2.

4. *mag.*

Bei *mag* findet sich fast überall im hauptsatze die logische stellung; die invertierte ist höchst selten und hat nur in ganz kurzen, fast formelhaften sätzen statt. Ich gebe drum alle belege dieser art:

403 *thâr gi ina fîđan mugun.*

725 *nu ic giuuinnan mag.*
2387 *ic iu seggean mac.*
2519 *uuahsan ni mag gibod godes.*
4041 *ik thi seggian mag.*
4302 *sie it ôk giseggian ni mugun.*

In allen anderen hauptsätzen also folgt der infinitiv dem auxiliar. Dagegen wird im nebensatze wol ebenso oft die logische folge wie die invertierte beobachtet, z. b.

723 *quađ, that he is mahti betaron râd githenkien,* dagegen
1008 *he habad maht, that he alâtan mag.*
1512 *huuand he ni mag giuuirkean,* dagegen
1516 *huuand he imu giuuardôn ni mag.*

Beide stellungen in einem satzgefüge hat man
3204 *thâr maht thu undar themu kaflon nimen guldine scattôs, that thu fargelden maht.*

Mehrere infinitive sind abhängig von einem auxiliar, und zwar

a. Zwei infinitive.

α. asyndetisch — oft:

3168 *sîdor mugun gi it rekkien forđ, mârien obar middilgard.*
2778 *he ni mahte is quiđi liagan, is uuord uuendien.*

β. syndetisch — 2mal.

3221 *an thiu mag he thiodgodes uuilleon giuuirkean endi ôk .... habbien.*
5074 *that he mahti teuuerpen thena uuih godes ... endi .. up arihtien an thriddion daga.*

γ. distributiv — 1mal.

5006 *he ni uuânde, that he is mahti gibôtien uuiht firinuuerk eftha te is frâhon kuman.*

b. Drei infinitive — 1mal.

2690 *sô mahte he standen ... endi gangen, faren* usw.

c. Vier infinitive — 1mal.

2392 *that it thâr mahti uuahsan eftha uuurteô gifâhan, kînan eftha biklîben.*

Einem jeden von zwei infinitiven wird sein eignes auxiliar beigegeben

5917 *siu ni mohta thuo hofnu auuîsan, that uuîb, ni mahta uuôp forlâtan.*

Dagegen hat es an einer stelle wie

3062 *ni mahtes thu that selbo gehuggean, gimarcôn an thînun môdgithâhtiun, ne it ni mahte thi mannes tunge geuuîsien,*

nichts auffälliges, dass beim dritten infinitiv dasselbe hilfsverb von neuem gesezt wird, weil von da ab wechsel des subjects eintritt.

Anakoluth steht *mag* cum infinitiv zweimal:

1674 *ne mahta the burges uuard .... thoh ni mohte he auuinnan sulîc geuuâdi.*

5320 *Erodes mohta ... hie ni mahta is lîbes gifrêsôn,*

Der infinitiv ist zu *mag* aus dem verbum des übergeordneten satzes zu ergänzen

659 *sie frumide the mahte* — scl. *frummien.*

2727 *habdun ina far uuârsagon, sô sia uuela mahtun* — scl. *for uuârsagon hebbian.*

Verschieden hiervon ist v. 2846, wo wie bei *scal* (s. 321 fg.) ein infinitiv *uuesan* zu ergänzen ist. Die stelle lautet:

huat mag that thô thesaru menigi? — scl. *uuesan.*

Besonders verdient eine verwendung unsres hilfsverbs in den psalmen vermerkt zu werden: ich meine

Ps. 54, 13 *ic burge mi, sô mohti gebergan, fan imo.*

Hier verdeutscht der satz: *so mohti gebergan* das lateinische adverbium *forsitan;* die vorlage lautet nämlich: *abscondissem me forsitan ab eo.* Nach gewöhnlichem sprachgebrauche solte man erwarten, dass der infinitiv *gebergan* supprimiert wäre.

5. môt.

Die inversion habe ich im hauptsatze nur an zwei stellen gefunden, nämlich Hel.

3275 *than thu thi giniodôn môst himilrîkeas.*

4266 *kumen ni môstun thea liudî thurh lêđen strîd.*[1]

hingegen herscht im nebensatze völlige freiheit betrefs der stellung von auxiliar und infinitiv, ja die invertierte scheint zu überwiegen: Hel.

3662 *that sie that lioht gisehan môstun;* aber

3670 *that he môti themu is uuege folgôn.*

220 *of ic is giuualdan môt.*

und so immer im bedingungssatze. Die inversion hat auch statt sächs. beichte

47 *that ik mîn lîf .. an godas huldion giendiôn môti.*

Mehrere infinitive sind abhängig von einem auxiliar, und zwar

1) So der text in M., der sich viel kräftiger und eleganter ausnimt, als der in C. gebotene: *ni uueldun tuo cuman,* und daher für ächt zu halten ist.

a. Zwei infinitive.

α. asyndetisch.

2798 *that he lioht godes êgan môste, sâlig sôkean.*

4395 *gi môtun thesarô frumonô neotan, geuualdon theses uuîdon rîkeas.*

β. syndetisch — nur 2 fälle.

994 *that môste Johannes gisehan endi gihôrean.*

3652 *that sie sinlîb gisehen môstin endi faren an thiu berhtun bû.*

b. Drei infinitive.

α. asyndetisch — 1 fall.

4560 fgg. *gern bium ik suîđo, that ik sittien môti, gômonô neoten, Judeonô pascha dêlien.*

β. syndetisch.

5724 *that hie muosti alôsien thena lîkhamon endi an graf leggian, foldu bifelahan.*

1236 *that sie is hêlag uuord hôrien môstin, linôn endi lêstien.*

γ. distributiv.

5069 *that sie imu uuîti adêlien môstin eftha dôđ frummien, lîbu bilôsien.*

Während sich bei den verbis unter nr. 2. 3. 4. ergab, dass wenn bei dem einzelnen parallelen infinitiv das hilfsverb widerholt wird, nie mehr als zwei glieder im satzgefüge stehen, treffen wir hier den fall. dass drei gleichwertigen infinitiven, einem jeden sein eignes auxiliar beigeselt wird:

3316 *than môtun gi mid iuuuomu drohtine thâr selbon sittien endi môtun therâ sacâ uualdan, môtun gi Israhêlo adêlien aftar irô dâdiun.*

Anakoluth ist die form des satzes

507 *siu môsta .... sô môsta siu mid irâ brûdigumon bodlô giuualdan.*

Der infinitiv ist einmal aus dem vorhergehenden zu ergänzen:

224 *he niate of he môti* — scl. *niaten.*

Ich darf das verb *môt* noch nicht verlassen, ohne kurz auf eine eigentümliche licenz hinzuweisen, die sich der Helianddichter gerade hier zuweilen gestattet:

1460 *than môtun gi thea fruma êgan, that gi môtun hêten hebencuninges suni;*

man solte doch erwarten, dass es hiesse: *potestis eam habere utili-*

tatem, ut filii dei nominemini, nicht *nominari possitis.* Dieselbe eigentlich unlogische redeweise findet sich

4696 *ef it gio an uueroldi giuuerthan muosti, that ik samad midi thi sueltan muosti.*

Logisch wäre: *si fieri posset, ut tecum morerer,* nicht: *mori possem.* Siehe auch cap. III.

6. tharf.

Von Erdmann lernen wir, dass *tharf* bei Otfrid nur in negativen sätzen vorkomt, was kaum zufällig sein kann, zumal da der sprachgebrauch im Heliand mit jenem übereinstimt. In 23 fällen nämlich wird in dem altsächsischen denkmal *tharf* mit dem infinitiv construiert. Von denselben haben 22 die negation *ni* (*ne*) bei sich, während ein einziger formell zwar positiv, dem sinne nach aber negativ ist. Er lautet:

178 *bidun allan dag endi uundrôdun alla, bihuî he thâr sô lango frâhon sînon thionôn thorfti.*

Der sinn des satzes ist ohne zweifel:

he ni thorfte sô lango thionôn.

Die logische folge von auxiliar und infinitiv hat überall statt, ausgenommen in zwei nebensätzen:

178 *behuuî he thionôn thorfti.*

2329 *sô ik ina hrînan ni tharf.*

Einmal hängen zwei infinitive asyndetisch von einem hilfsverb ab;

4730 *bethiu ne thurbun iu thius uuerc tregan hreuuan mîn hinfard.*

Anakoluthie oder ellipse des infinitivs habe ich nicht beobachtet, doch möchte ich noch einige algemeine bemerkungen über dies verb anschliessen. Es scheint nach dem oben ausgeführten für die zeit des ahd. und altndd. regel zu sein, das auxiliar *tharf* nur negatif mit dem infinitiv zu verbinden. Leider begegnet *darf* weder bei den ahd. übersetzern, vgl. Denecke s. 13, noch bei den altniederdeutschen, so dass wir von dieser seite her weder eine bestätigung noch eine entkräftung dieser beobachtung erhalten. Aus dem Ulfilas habe ich zwei stellen zur hand (und mehr gibt auch Köhler Germ. XII, 430 nicht), von denen die eine

Luc. 14, 18 *ja tharf galeithan*

positiv, die andere

I. Thess. 4, 9 *ni thurbun meljan izvis*

negativ ist.

6. gidar.

Das hilfsverb *gidar* wird sowol bei Ulfilas (vgl. Köhler a. a. o. s. 429 Grimm IV, 92 ergänzend) als auch bei Otfrid und bei den althochdeutschen übersetzern (vgl. Denecke s. 13) mit infinitiv verbunden. Aus dem Heliand habe ich 13 fälle notiert, welche aber die besonderheit aufweisen, dass sie alle negativ sind. Denn die beiden formell positiven sätze

5924 *ef ik thik* ***frâgôn gidorsti,***

3877 *ni uuas irô (= sundeonô) sô sikur ênig, that he bi themu uuorde themu uuîbe* ***gedorsti*** *stên an* ***uuerpen***

sind materiell unzweifelhaft negativ. Der erstere hat nämlich den sinn: eigentlich wage ich **nicht** dich zu fragen, der leztere ist gleich dem einfacheren

ni *gidorste man ênig stên an uuerpen.*

Dieser stand der dinge ist unsrer mundart eigentümlich. Im got. haben wir drei beispiele von *gadaúrsan* cum infinitivo; zwei von denselben sind positiv, nur einer negativ. Erdmann gibt unter seinem abschnitte *gitar* sieben belegstellen, von welchen drei in der position, vier in der negation stehen. Von den ahd. übersetzern hat nur Tatian einmal *gitar* verwendet und zwar in positiver construction.

Der infinitiv wird bei *gitar* viermal vorangestelt; im hauptsatze

4596 ***fragôn*** *ne* ***gidorstun,***

im nebensatze

4228 *that ine thi uuiđersakon* ***fâhen*** *ne* ***gidorstun.***

5468 *that he it* ***forlâtan*** *ne* ***gidorsta.***

5924 *ef ik thik* ***frâgôn gidorsti.***

Zwei asyndetische infinitive sind von einem auxiliar abhängig:

1055 *ni gidorstun im dernea uuihti nâhor* ***gangan, grôtean*** *ina geginuuardan.*

8. kan.

Nur ungern führe ich unter den auxiliarien das verb *kan* auf, da es, wenigstens im Heliand, als solches nicht betrachtet werden darf. Es erscheint nämlich überwiegend als transitives verb = *novi* mit objectsaccusativ, für welchen gebrauch sehr bezeichnend ist eine stelle wie

724 *nu ic is aldar* ***can,*** *uuêt is uuintergitalu;*

dies ist auch die verwendung, welche Ulfilas allein von *kan* kent und macht; z. b. Matth. 26, 72

jah afaiaik thatei ni kann thana mannan.

Mit infinitiv construiert findet sich *kan* bei Otfrid (Erdm. I, 202) nicht häufig, bei den ahd. übersetzern (Denecke s. 13) ebenso bei den altndd. gar nicht; im Heliand nur dreimal:

225 *he thâr consta filo mahlian.*
1669 *sie ni cunnun ênig feho uuinnan.*
2650 *that he spel godes sô sôđlîco seggean consti, sô craftiglîco giqueđen.*

Aber in allen drei fällen ist die bedeutung von *kan* eine viel kräftigere, als man sie bei einem blossen auxiliar erwartet, und noch weit entfernt von der flachheit des nhd. können; wir werden den sinn der obigen stellen am besten widergeben, wenn wir erklären: z. b. 225 welcher viel zu reden verstand oder wuste.

Im nebensatze 225 findet sich die logische stellung, dagegen im nebensatze 2650 die inversion; der hauptsatz 1669 hat den infinitiv nach *cunnun*. Zudem hängen 2650 zwei infinitive asyndetisch von dem einen *consti* ab.

Vgl. *kan* cap. V.

9. biginnan.

Obwol eigentlich nicht hierher gehörig, reihe ich dennoch *biginnan* der klasse der hilfsverben an, weil es (abgesehen von einigen ganz wenigen fällen, wo es transitiv = *inchoare* steht) so eng und formelhaft mit einem infinitiv verbunden zu werden pflegt, dass es einem wirklichen auxiliar gleich komt. Es dient dazu, das eintreten einer person in eine handlung oder tätigkeit auszudrücken, kurz den griechischen aorist zu ersetzen; ebenso werden auch *ἄρχεσθαι* und *coepisse* gebraucht.

Die logische folge von *bigan* und zugehörigem infinitiv ist im hauptsatze stets gewahrt; auch im nebensatze überwiegt dieselbe. Der ausnahmen sind nur vier: Hel.

227 *that he uuord godes uuendean biginna.*
2415 *be huilîcun bilithiun that barn godes sulîc sôđlîc spel seggean bigunni.*
3412 *quađ, that imu ên sâlig gumo samnôn bigunni man an morgen.*

Sächs. b. 3 *fan thiu, the ik êrist sundia uuerkian bigonsta.*

Von einem verb hängen an drei stellen je zwei infinitive asyndetisch ab; diese sind

2241 *thuo bigan thes uuedares craft up stîgan, ûthiun uuahsan.*
3233 *ôđo beginnad imu is uuerk tregan, an is hugi hreuuen.*

4587 *thô bigan therô erlô gihuilîc te ôđrumu scauuôn, sorgôndi sehan.*

V. 2 ist controvers, doch scheint mir Müllenhoffs vorschlag

that sia bigunnun uuord godes cûthian, reckean that girûni

das richtige zu treffen, so dass wir also auch hier der eben näher bezeichneten erscheinung begegnen.

Die figur der anakoluthie ist vertreten

3484 *sum biginnit than ôc furthor ... than biginnat im is ubilon uuerc lêthôn,*

und zwar so, dass dem zweiten verb *biginnat* ein neues subject *uuerc* gegeben wird.

Ellipse des infinitivs hat einmal statt:

5889 *dâdun all, sô sia bigunnun, cûth them liudiun.*

Zu ergänzen ist: (*so sia bigunnun*) *cûth duon.*

10. dôn.

Grimm unterschied Gr. IV, 94 beim verbum *tun* den nicht auxiliaren und den auxiliaren gebrauch. Den lezteren werde ich an dieser stelle besprechen.

Grimm führt mehrere belege für die auxiliare verwendung von *tun* auf, z. b. *dedi soeken* Rein. 7, und formuliert seine auffassung derselben an diesem beispiele richtig so: was dann nicht viel mehr ist als *soekte.* Indessen fürs ahd. vermag er keine nachweise zu bringen, für mhd. nur zwei, nämlich

Parz. 291, 5 *wie stêt iu daz, frou Minne, daz ir manlîche sinne alsus enschumpfieren tuot?*

Walther 6, 2 *daz si uns tuon bewarn.*

Dass nun Grimm diese eigentümlichkeit im ahd. gar nicht, im mhd. sehr selten nachweisen konte, darf nicht wunder nehmen; denn dieselbe gehört überhaupt nur dem niederdeutschen, nicht dem hochdeutschen an. Durchmustert man die Gr. IV, 94 gegebenen belege, so ergibt sich sofort, dass der kern derselben aus ndd. denkmälern stamt; und so wird auch heute noch im platdeutschen sehr häufig *tun* in auxiliarer oder geradezu pleonastischer weise gesezt. Im hochdeutschen ist dergleichen unerlaubt und muss, wenn es vorkomt, aus ndd. einflusse erklärt werden. In dieser hinsicht wird uns die Parzivalstelle keine schwierigkeiten bereiten, wissen wir doch, wie viel volkstümliches Wolfram in seine epen aufgenommen hat. Ebenso bei Walther, welcher sich dem volkstümlichen minnesange seiner österreichischen heimat niemals entfremdet hat.

Ist nun aber der auxiliare gebrauch von *dôn* eine besondere eigentümlichkeit der niederdeutschen syntax, was wunder, wenn er im Heliand nicht mangelt.[1] Ich setze die ganze stelle bei:

4896 ..... *huand sô hue sô uuâpnô nîd grimman gérheti uuili gerno frummien, he suiltit imu oft suerdes eggiun* d ô t *im* b i d r ô r e g a n.

Wie das parallele: *he suiltit imu* zeigt, können die worte: *dôt im bedrôregan* nichts anderes bedeuten als: *he imu bidrôregit*, d. h. *dôt* hat auxiliaren charakter, und ich begreife in der tat nicht, wie Schmeller gloss. 25 *duon bidrôregan* mit „*cruentum, cruentari facere*, bluten machen“ übersetzen konte. Allerdings liest man im Cottonianus anders, nämlich

dôit im drôrag = moritur cruentus.

Das aber, mein ich, ist klar, dass der Monac. den ächten, ursprünglichen text bewahrt hat. Denn angenommen, in der handschrift C sei die rechte lesart erhalten: man würde schlechterdings nicht zu erklären wissen, wie der schreiber von M. zu dem entlegenen und etwas ungewohnten infinitiv *bedrôregan* gekommen wäre. Umgekehrt wird der ganze hergang klar. *dôt* wurde unter dem einflusse des parallelen *suiltit* für *dôit* verlesen und nunmehr der unconstruierbare infinitiv *bedrôregan* in das praedicative adjectiv *drôrag* verwandelt. Auch lässt sich *bedrôregen* nicht etwa als accusativ eines adjectivs fassen, wozu Schmeller bei seiner schwankenden haltung dieser stelle gegenüber zu neigen scheint; vgl. seine interpretation *cruentum facere.* Dagegen streitet erstens das praefix *be-*, zweitens der zusammenhang, und drittens würde die entstehung eines accusativs durch den dativ „im,“ welcher durch das übereinstimmende zeugnis beider handschriften gesichert ist, verhindert worden sein. Ein positives moment aber, den infinitiv *bedrôregan* als ächt beizubehalten, liegt darin, dass *bedrôregan* an der einzigen stelle, wo es noch ausser der unsrigen vorkomt, v. 5510, ebenfals mit *sueltan* in der parallele steht und in seiner form als infinitiv jedem angriffe trozt. Die versuche Riegers (versk. 8) und Behaghels (Germ. XXI, 152), auch an dieser stelle den infinitiv *bedrôregan* zu beseitigen, sind nach meinem urteile unmethodisch, weil sie jeder soliden kritischen grundlage entbehren. Sie haben auch nicht einmal einen schein von probabilität für sich. Ich bleibe also bei der lesung des Monacensis.

Vgl. cap. III.

1) Behaghel Germ. XXI, 152 geht von der gerade entgegengesezten meinung aus, aber ohne sie zu begründen; er sagt: allein eine solche construction scheint (!) mir im Heliand undenkbar zu sein, daher wird eine änderung notwendig.



Die zweite gruppe der verba, welche den reinen infinitiv zu sich nehmen, umfasst alle diejenigen, deren tätigkeitsäusserung durch geistige oder sinliche fähigkeiten bedingt ist. Ich zähle dahin: *hêtan, biddian, lâtan, giuualdan, uuitan, uuânian, huggian, thunkit, hôrian, sehan.* Bemerkt sei, dass nur der Heliand in betracht komt.

11. hêtan.

Der blosse infinitiv bei *hêtan* ist in ansehung des häufigen gebrauchs dieses verbs überhaupt sehr selten. Ich vermag eigentlich nur drei fälle nachzuweisen:

5551 *thes uuerodes hirdi hiet obar them hôbde selbes Cristes an crûce scrîban.* vgl. s. 313.

5756 *nu thu hier uuardôn hêt, obar them grabe gômian.* vgl. s. 313.

4101 *hêt imu*[1] *helpen uualdandeo Krist.*

Denn einige andere stellen, welche man anfangs geneigt sein könte hierher zu ziehen, erweisen sich bei näherer prüfung als accusative cum infinitiv.

Übrigens mache ich auf die inversion im hauptsatze v. 5756 aufmerksam.

Der fehlende infinitiv ist aus dem vorhergehenden zu ergänzen

485 *ic mînan drohtin gisah, sô mi gihêtan uuas langa huîla;*

volständig würde der nebensatz lauten:

sô mi gihêtan uuas sehan mînan drohtin.

Vgl. auch cap. III.

12. lâtan.

Wie im gotischen (Köhler a. a. o. s. 449) nach *lêtan* und *fralêtan* stets die construction des accusativi c. inf. gesezt wird, so kent auch die sprache des Heliand den reinen infinitiv nach *lâtan* nicht. Derselbe ist selten im ahd. sowol bei Otfrid als auch bei den ahd. übersetzern.

Vgl. cap. III.

13. biddian.

Die beispiele, welche Grimm, Köhler und Erdmann unter der überschrift „blosser infinitiv" beibringen, sind nach meiner meinung, welche ich weiter unten darlegen werde, nicht als solche, sondern als accuss. c. inf. aufzufassen. Im Heliand kommen einige fälle vor, bei denen man zweifelhaft sein kann, ob man die construction des reinen infinitivs oder diejenige des accusativs c. inf. zu statuieren habe:

262 *legda im êna bôc an barm endi bad uurîtan uuîslîco.*

5455 *endi im hiet seggian ... endi im helpan bad.*

1) *imu* gehört zu *helpen*, nicht zu *hêt*.

Richtiger scheint es mir jedoch zu sein, dass man aus den coordinierten sätzen, welche voraufgehen, den accusativ *ina* ergänze, mithin accusativ c. inf. ansetze.

Vgl. cap. III und V.

14. giuualdan.

Einmal begegnet der infinitiv nach diesem verbum, aber vermischt mit der construction *tô* cum infin.

5345 *that ik giuualdan môt ... thik quican lâtan.*

Vgl. cap. V.

15. uuitan.

Dieses verb construiert sich nur an einer einzigen stelle mit dem blossen infinitiv:

5931 *mîthan siu is thuru thia minnia ni uuissa;*
zugleich zeigt das beispiel die invertierte folge. Im got. haben wir auch nur einen beleg (Köhler 440), im ahd. bei Otfrid keinen, bei den übersetzern zwei. Der gebrauch hat sich jedoch bis ins nhd. erhalten.

Vgl. cap. III.

16. uuânian.

Bei Ulfilas ist *vênjan* mit reinem infinitiv keine seltenheit. Um so auffallender bleibt, dass Otfrid und die ahd. übersetzer sich dieser construction gänzlich enthalten. Der Heliand weist dieselbe an zwei stellen auf:

2917 *selbon ni uuândun lagulîđandea an land cumen.*

5801 *ne uuândun irô fera êgan.*

Sonst wird nach *uuânian* stets *that* = ὅτι gesezt.

17. huggian.

Der gebrauch von *huggian* ist völlig abweichend vom got. und ahd. Während Ulfilas zweimal den accus. c. inf. folgen lässt, meidet das ahd. jede infinitivconstruction. Ganz anders im Heliand. So oft überhaupt ein satz von *huggian* abhängt, tritt der blosse infinitiv ein. Ich zähle sämtliche fälle auf:

644 *than hogda he im te banon uuerđan.*

1277 *sô he them liudiun uuîsean hogda,* (zu beachten ist die inversion.)

1546 *thar thu frumonô hugis mêr antfâhan.*

1550 *thâr thu hugis gelîc neman therô uuordô.*

2683 *thâr sie ine fan themu uualle nider uuerpen hugdun, fellien te foldu;*

hier die invertierte folge, während die gleichen nebensätze in vv. 1546 und 1550 die logische aufweisen. Ausserdem stehen die zwei infinitive

(*uuerpen* und *fellien*) parataktisch in der abhängigkeit von dem einen *hugdun*;

3989 *that sia thik thînerô uuordô uuitnôn hogdun* (beachte die inversion!)

Die bedeutung von *huggian* hat sich in allen fällen verflacht, sie ist nicht mehr gleich cogitare; daher steht *huggian* auch einem verbum wie *uuânian* (nr. 16) sehr nahe. Es hat mithin nichts befremdendes, wenn das compositum *gihuggian* in der stärkeren bedeutung = *memorem esse* niemals mit dem infinitiv, sondern nur mit *that* = *ὅτι* construiert wird, nämlich v. 4645 und v. 4652 bei gleichem, v. 161 bei neuem subjecte.

18. thunkian.

Es ist gut deutsch, nach diesem verbum den infinitiv folgen zu lassen; z. b.

Marc. 10, 42 *thugkjand reikinon* = *δοκοῦσιν ἄρχειν*,

Luth. 2. Könige 3, 22 *dauchte rot sein*,

usf. Bei Erdmann und bei Denecke finde ich keine belegstelle, obwol im ahd. der infinitiv nach *thunkan* vorkomt; vgl. Graff V, 174. Das altndd. verwendet unser verb abweichend vom gotischen nur impersonell und schliesst bei persönlichem subjecte einen *ὅτι*-satz an, z. b. Hel.

211 *mi thunkid, that he sî betara than uui.*

Wo aber das subject des abhängigen satzes ein unbestimtes, also mit dem wesen des impersonale harmonierendes ist, tritt nie *ὅτι* ein. Ich führe, was vorkomt, auf:

157 *sô mi thes uuundar thunkit.*

3403 *hueder im suotiera thunkie te giuuinnanne.*

4511 *ni thunkit mi thit sômi thing.*

4906 *mi thunkid uuunder mikil.*

5350 *sô hueder sô mi selbon suotera thunkit.*

Nach meiner ansicht müssen alle diese fälle durch annahme einer ellipse von *uuesan* erklärt werden.

Vgl. cap. IV.

19. hôrian.

Der blosse infinitiv nach *hôrian* ist eine seltene erscheinung: er lässt sich weder bei Ulfilas, noch bei Otfrid, noch bei den ahd. übersetzern nachweisen. Die meisten der stellen aber, welche Grimm Gr. IV, 101 aufzählt, enthalten einen accus. c. inf. Was die altniederdeutsche mundart anlangt, so habe ich im Heliand dreimal den reinen infinitiv nach *hôrian* gefunden:

608 *gihôrde seggean.*

1829 *that sie êo fan sulîcun êr seggean gihôrdin uuordun eftho uuercun.*

5246 *thô the heritogo seggian gihôrde.*

Es ist nicht sache des zufals, dass in allen beispielen der infinitiv *seggian* erscheint. Vielmehr liegen hier recht alte verbindungen vor; denn *seggean* an *hôrian* anzuschliessen, ist ächte eigentümlichkeit des epischen sanges. Vgl. z. b. auch den eingang des Hildebrandsliedes usw.

Vgl. cap. III.

20. sehan

gewährt in keinem andd. denkmal einen unzweifelhaften fall des reinen infinitivs. Vgl. cap. III.

Drittens behandle ich die verba der bewegung, welche im altndd. mit dem infinitiv construiert vorkommen: *kuman, gangan, giuuîtan, sîthôn, faran.* Allerdings liefert auch hier nur der Heliand das einschlägliche material.

21. kuman.

Bei *kuman* scheint die infinitiv-construction besonders beliebt gewesen zu sein. Indess ist eine doppelte gebrauchsweise wol zu unterscheiden:

Erstens wird nämlich dem verbum *kuman* pleonastisch der infinitiv eines verbs der bewegung beigefügt; ähnlich bei Homer z. b. *ἔβη ἴμεν, ἔβη θέειν* u. dgl. m.

a) neunmal erscheint in dieser weise der infinitiv *gangan:* z. b.

503 *thô quam ên uuîf gangan.*

4065 *thô gefragn ik that thâr theru idisiu quam ôđar gangan Maria môdkarag.*

Die inversion findet sich in drei nebensätzen:

541 *antthat thâr uuerôs gangan quâmun.*

4533 *sô gi gangan kumid an thea burg innan.*

5516 *thia fan Galilêa mid im gangan quâmun.*

b) *suogan* und *faran — gifaran.*

5796 *thuo thâr suogan quam engil thes alouualdon fan radure faran.*

Ich muss besonders betonen, dass *faran* in seiner form als infinitiv gesichert ist, wie die parataxe von *suogan* lehrt. So gewinnen wir, mein ich, den masstab zur beurteilung zweier stellen, wo *gifaran* (sic!) in verbindung mit *kuman* steht. Diese sind

556 *te huî gi kumad gifaran,*

3752 *endi thâr gifaran quâmun obar langan uueg.*

Heyne fasst in beiden fällen *gifaran* als part. praet. von *faran*, wie es scheint, nach dem vorgange Schmellers, welcher gloss. 20 die phrase *cuman gifaran* so erklärt: gefahren (i. e. reisend) kommen. Diese setzung ist nach meinem urteile verfehlt, obwol sie unserem heutigen sprachgefühle zusagt. Allerdings wird kommen mit part. verbunden; allein die ältere sprache verwendet nur das part. praes. (vgl. Grimm Gramm. IV, 125), erst im mhd. und nhd. verschaft sich auch das part. praet. eines verbs der bewegung (vgl. Grimm Gramm. IV, 126) almähliche geltung. Erdmanns untersuchungen für Otfrid werfen auf unsre frage kein neues licht, bestätigen also Grimms aufstellungen. Daher muss man schon auf grund dieser betrachtungen sehr vorsichtig sein und sich hüten, viel spätere erscheinungen in die altndd. sprache hinein zu tragen. Aber was die hauptsache ist: wie man auf keinen fall *gangan* (a), *suogan* — *faran* (b), *uuallan* (g) als participien, sondern als infinitive verstehen darf, ebensowenig besteht auch nur die möglichkeit, die von demselben *kuman* abhängige form *gifaran* als participium zu nehmen. Das compositum *gifaran* übrigens komt, wenn auch nicht gerade häufig, vor: so der infinitiv abhängig von *scolda*

4497 *that he scolde gifaren is fader ôđil.*

Also auch von dieser seite liegt kein grund vor, der uns hindern könte, *gifaran* an den beiden obigen stellen für den infinitiv zu erklären.

g) *uuallan* an zwei stellen.

4752 *all sô drôr cumit uuallan fan uuundon,*

5004 *antthat im uuallan quâmun hêta trahni.*

Zu beachten ist die inversion im zweiten beispiele.

Zweitens bezeichnet der von *kuman* abhängige infinitiv die absicht, in welcher eine person komt. Es darf daher nicht auffallen, wenn neben dieser art des reinen infinitivs auch die construction *tô* c. inf. einhergeht, vgl. cap. V, hätten doch alle final gebrauchten infinitive mit dieser construction vertauscht werden können. Darin beruht eben die abweichende geltung gegenüber den pleonastischen infinitiven nach *kuman*, dass diese lezteren nicht durch *tô* c. inf. zu ersetzen sind.

a) Lange war ich im zweifel, ob die beiden stellen

3313 *than ik sittien kumu an thie mikilan maht,*

4381 *that uualdand Krist kumit sittean an is selbes maht,*

nicht lieber der ersteren gebrauchsweise zugezählt werden müsten. Indessen hat mich die vorwiegend finale bedeutung des infinitivs (= *venio ut sedeam, ik kumu tô sitteanne*) bestimt die hier befolgte anordnung vorzuziehen.

b) *sôkian* an drei stellen:

909 *thô quâmun ina sôkean Judiô liudiô bodon.*

4846 *ina quâmun uui sôkean herod.*

5850 *te huî sia Cristan suokian quâmin;* (zu merken auf die inversion!)

c) *frêsôn* an zwei stellen:

4660 *he cumid iuuuarô sêolonô frêsôn.*

4663 *ôk quam he frêsôn mîn.*

d) Verba des sprechens, unterweisens.

3131 *Elias endi Môsês quâmun te Criste uuid sô craftagne uuordun uuehslean.*

2214 *that uualdand selbo quâmi is menigî uuîsôn.*

3683 *thes selbo quam sunu Davides uuîsôn.*

e) *uuirkean* einmal:

3492 *thia an thena uuîngardon uuirkean quâmun* (inversion im nebensatze!).

Zulezt noch kurz über einen höchst interessanten fall. Ich habe schon früher (vgl. in diesem capitel unter nr. 2, 3 und 4) der ellipse von verben, darunter von solchen der bewegung verschiedentlich erwähnt. Dass aber von einem solchen ausgelassenen infinitiv widerum ein neuer infinitiv abhänge, ist zwar im höchsten masse ungewöhnlich, wird aber Hel. 4441 gewährt:

gi an that fiur sculun an thene diopun dôd, diublun thionôn.

Oben habe ich s. 323 die ellipse von *kuman* bei dem auxiliar *sculan* gezeigt. Von diesem supprimierten infinitive ist nun wider *thionôn* abhängig. Wir werden interpretieren: *ibitis in supplicium, ut diabolis serviatis.* Übrigens kent doch unsre umgangssprache ähnliche ausdrucksweisen; so habe ich häufiger sagen hören: ihr solt nach hause mittagbrod essen = ihr solt nach hause kommen mittagbrod essen.

22. giuuîtan

empfiehlt sich deswegen hier anzureihen, weil es in seiner gebrauchsweise manche analogie zu *kuman* erkennen lässt. Die eigentliche bedeutung ist *proficisci,* und so findet sich das verb sehr häufig ohne infinitiv. Wird nun aber von *giuuîtan* ein infinitiv abhängig gemacht, so treten jene beiden bedeutungsverschiedenheiten hervor, welche ich unter *kuman* statuiert habe.

Erstens folgt pleonastisch der infinitiv eines verbs der bewegung:

a) *gangan* elfmal, z. b.

5160 *thô giuuêt imu thanan Judas gangan at themu godes uuihe.*

5730 *hie giuuêt imu gangan te themu galgon.*

b) *sîđôn* zweimal:

425 *giuuitun im te Bethlehem sîđôn.*

2973 *thô giuuêt imu uualdand sîđôn far themu sêe.*

c) *faran* einmal:

2168 *thô giuuêt imu the hêlogo Crist forduuardes faren.*

Zweitens hat der von *giuuîtan* abhängige infinitiv finale bedeutung:

a) *gisittian* zweimal:

1248 *thô giuuêt im mahtig an ênna berg gesittien.*

4554 *giuuêt imu thô Krist an thene seli sittien.*

b) *sôkean* viermal:

806 *giuuitun im thô eft irô sunu sôkean;*

und ganz ähnlich die übrigen fälle 960. 2802. 4797.

c) *slâpan* einmal:

2238 *hie giuuêt im slâpan sîthuuôrig.*

d) *uuarmien* einmal:

4967 *giuuêt ina thô uuarmien.*

Noch sei erwähnt, dass immer die logische stellung von *giuuîtan* und infinitiv statt hat.

23. sîthôn

komt nur einmal, und zwar im Heliand, pleonastisch mit dem infinitiv eines verbs der bewegung verbunden vor:

5783 *sîthôdun idisi te them grabe gangan.*

Soeben sahen wir, dass *sîthôn* selbst als pleonastischer infinitiv zu einem andern verbum der bewegung (*giuuîtan*) hinzutritt; hier liegt das umgekehrte verhältnis vor. Man mag daraus entnehmen, dass zu derartigen verbindungen keine nötigung von seiten des sinnes vorlag, sondern dass dieselben einer gewissen behaglichkeit und breite des erzählers entsprangen.

24. gangan

hat im gegensatze zu *sîthôn* nur die finale construction des infinitivs aufzuweisen, während die andere, der an sich gewiss nichts im wege stände, der belege entbehrt.

a) am häufigsten ist ein reden oder verhandeln der zweck der die tätigkeit des gehens ausführenden person; es erscheinen die verba *sprecan, mahlian, thingôn, uuordun uuehslan, redinôn:*

sprecan fünfmal, z. b.:

2018 *gêng uuid irô kind sprecan;*

noch ausserdem 2770. 4838. 5312. Zu bemerken ist, dass an zwei stellen nach *gangan* die construction mit *that* eintritt, das verb des abhängigen *that*-satzes aber *sprecan* ist:

3723 *thô gêngun dolmôde, that sie uuiđ uualdand Crist uuordun sprâkun.*

3800 *thô gêngun im thea gisîđôs, that sie uuiđ that barn godes uuordun sprâkun.*

In beiden fällen, wird man zugeben, hätte der infinitiv gesezt werden können, also

thô gêngun uuid uualdand Crist uuordun sprecan.

Weshalb der dichter die eine oder die andere construction gebraucht, habe ich in der tat nicht finden können; es scheint weder ein innerer noch ein äusserer grund vorzuliegen, sondern der dichter handelt rein nach seinem belieben.

mahlian (*thingôn*) dreimal:

5177 *gêng imu uuiđ that rîki Juđeonô mahlien.*

5232 *thô gêng he im uuiđ thea scola mahlien.*

5722 *he gêng im thuo uuiđ thena heritogon mahlien, thingôn uuiđ thena thegan kêsures.*

uuordun uuehslan zweimal:

2104 *thô im nâhor gêng the man uuiđ sô mahtigna uuordun uuehslan.*

4029 *gêng uuid sô mahtigne uuordun uuehslan.*

ređinôn einmal:

1978 *thâr alla gangad rethinôn uuiđ thene rîkeon.*

b) *gisittien* zweimal:

4526 *fridubarn gêng imu thô eft gisittien.*

5370 *thuo hie fan thero thingstedi gêng selbo gisittien.*

c) *uuermien*,
d) *standan*,
e) *thionôn*,
f) *drincan*,
g) *sehan*, } je einmal:

4945 *thâr gêngun sie im uuermian tô.*

4870 *thô he gêng for is thiodan standen.*

108 *sô he umbi thane altari gêng mid is rôkfatun rîkiun thionôn.*

3913 *ganga imu herod drincan te mi.*

5907 *thuo gêng im Johannes an that graf innan sehan seldlîc thing.*

Die inversion des verbs *gangan* und seines infinitivs findet sich niemals.

25. faran

wird nur ein einziges mal mit dem infinitiv, und zwar mit dem infinitiv des zweckes construiert:

2647 *than fôrun thâr thea liudî that godes barn sehan.*

Zusatz.

Überschauen wir den gesamten infinitivgebrauch nach den verbis der bewegung, so ergibt sich, dass derselbe an einen engen kreis von verben gebunden ist. Diesen kurz und knapp noch einmal zusammenzustellen, dürfte sich wol verlohnen.

Erstens: der pleonastische infinitiv eines verbs der bewegung steht nach den verbis

kuman, giuuîtan, sîthôn.

Was die von denselben abhängigen infinitive betrift, so folgt nach

kuman, giuuîtan, sîthôn	*gangan,*
kuman, giuuîtan	*faran,*
kuman	*suôgan,*
kuman	*uuallan,*
giuuîtan	*sîthôn.*

Zweitens: der finale infinitiv hat statt nach den verbis

kuman, giuuîtan, gangan, faran,

und zwar schliesst sich an

kuman, giuuîtan, gangan	*(gi-) sittian,*
kuman, giuuîtan	*sôkian,*
kuman, gangan	*uuordun uuehslan*
kuman	*uuîsôn,*
kuman	*frêsôn,*
giuuîtan, gangan	*uuarmian,*
gangan, faran	*sehan,*
gangan	*standan,*
gangan	*thionôn,*
gangan	*drincan.*

Wir lernen von Erdmann (I, 204), dass Otfrid bei den verbis der bewegung den abhängigen infinitiv stets nachstelt. Dasselbe gesetz gilt auch für den Heliand; nur bei *kuman* steht etwa die hälfte der fälle in der inversion. Den grund, warum gerade bei diesem verbum, glaube ich in dem umstande zu erkennen, dass *kuman* von sämtlichen verben der bewegung seine bedeutung am meisten verflacht hat, mithin (vgl. das oben s. 315 bemerkte) der inversion in geringerem grade zu widerstreben vermag.

Eine vierte gruppe bilden die verba des gebens und habens, nur im Heliand spärlich vertreten.

26. geban.

Ich habe hier nur einen fall zu verzeichnen:

4640 *gibu ik iu her bêthiu samad etan endi drinkan.* Vgl. cap. V.

Über *fargeban* vgl. cap. V.

27. hebbian.

Wie Grimm Gr. IV, 93 dartut, verbindet Ulfilas des öfteren *haban* mit dem infinitiv, um futurische verhältnisse widerzugeben, ohne dass man auch nur im entferntesten diese construction verdächtigen könte, als sei sie aus übersetzungsnot hervorgegangen; z. b.

Joh. 6, 6 *habaida taujan* = *ἔμελλε ποιεῖν*,
„ 12, 26 *visan habaith* = *ἔσται*.

Auch die alten sprachen bieten entsprechende verbindungen, wie: *haec habui dicere, οὐκ ἔχω εἰπεῖν*. Nur darin irt Grimm, dass er behauptet: „alle übrigen dialekte zeigen nach haben nur den infinitiv mit der praeposition.“ Im Heliand nämlich ergeben sich analoge verhältnisse; allerdings darf man dieselben nicht weg interpretieren oder gar durch conjectur aus der welt schaffen, sondern man solte sie vielmehr, weil sprachgeschichtlich begründet, als volberechtigt anerkennen. So fasst Heyne in dem satze

2570 *hebbean it* (scl. *kurn*) *thâr gihaldan*

die form *gihaldan* als part. praet. auf. Aber schon Schmeller wies gloss. 52 mit gutem rechte darauf hin, dass der zusammenhang jener stelle gegen die annahme zeuge, *gihaldan* sei particip; dass vielmehr *gihaldan* als infinitiv verstanden werden müsse. Der sinn ist nicht: *habeamus id ibi reconditum*, sondern: *habeamus id ibi ut recondamus* = lasst uns das korn (nach der reife) in den scheuern haben, um es aufzubewahren.

Aus diesen betrachtungen werden wir auch den rechten standpunkt gewinnen, um eine zweite Heliandstelle zu beurteilen:

3431 *uuândun sia suîtho,*
that man im mêra lôn gimacôn habdi
uuið irô arabêdie;

denn wir haben natürlich zu interpretieren:

„sie wähnten, dass man ihnen mehr lohn auszumachen hätte = ausmachen würde,“

also in futurbedeutung. Diese ausdruckweise ist völlig correct und gibt einen vortreflichen sinn; auch verlegt die lateinische quelle:

venientes autem et primi arbitrati sunt, quod plus essent accepturi

die durch den abhängesatz ausgedrückte tätigkeit in die zukunft. Um so unbegreiflicher ist es, wenn Sievers und Heyne den infinitiv *gimacôn,* welchen auch Schmeller gloss. 52 ausdrücklich anerkent, in das participium *gimacôd* umändern, wodurch die stelle ein wesentlich anderes, fast modern anmutendes gepräge erhält, jedesfals aber corrumpiert wird.

Fünftens ist wenig über den gebrauch des reinen infinitivs nach *uuesan* cum adverbio, cum adjectivo, cum substantivo auszuführen. Das material gewährt der Heliand.

28. uuesan c. adverbio.

Über den einzigen hierher gehörenden fall,

388 *thea thâr ehuscalcôs ûta uuârun uuiggeô gômean,*

habe ich mich oben s. 316 ausgesprochen.

29. uuesan c. adjectivo.

Bei Otfrid komt nur zweimal *giuuon uuas* mit dem infinitiv vor. Im Heliand wird an zwei adjectiva in verbindung mit *uuesan* der blosse infinitiv angeschlossen, nämlich

4720 *thâr was hie upp giuuno gangan,*

3820 (*the scattôs*) *the gi sculdige sind an that geld geban* (so Monac.).

Bei dem lezteren beispiele ist zu erinnern, dass der Cottonianus die lesart *te geban* bietet; vgl. darüber cap. V.

30. uuesan c. substantivo

construiert sich zweimal mit infinitiv

5825 *ik uuêt, that is iu ist niud sehan an theson stêne innan;*

vgl. cap. V. Ferner

4291 *huan is eft uuân thîn kumen.*

Vgl. cap. V und VI.

An lezter stelle habe ich sechstens in diesem capitel über *uuita* = wolan! und seine construction zu handeln. Grimm lehrt Gr. IV, 90, dass nach ags. *vuton* und alts. *uuita* der infinitiv folge. Der hierher gehörigen fälle aus dem Heliand sind drei:

223 *uuita kiasan im ôđrana niudsamna namon* = *age eligamus.*

228 *uuita is thana fader frâgôn* = *age interrogemus.*

3995 *uuita im uuonian mid, thołôian mit ûsson thiodne.*

Bei dem lezten beispiele ist der zwiefache von *uuita* abhängige infinitiv zu beachten. Ferner zeigt dieselbe stelle so recht eigentlich, welche bedeutung *uuita* c. inf. hat, nämlich eben diejenige wie der blosse

cohortativus. Nach *uuita uuonian — tholôian* heisst es nämlich dort vv. 3998/99 weiter:

duan ûs alla sô, folgôn im te theru ferdi, ni lâtan usw.,

in welchem gefüge natürlich *duan — folgôn — lâtan* auffordernde conjunctive in der ersten person pluralis sind.

(Schluss folgt.)

ZUR KRITIK DES NIBELUNGENLIEDES.
III. NIBELUNGENLIED UND BITEROLF.

Der Biterolf berührt sich an mehreren stellen mit dem Nibelungenlied und zwar nirgends auffallender als bei der schilderung eines empfanges, welche der weise jenes dichters volkommen entspricht, den wir als den gemeinsamen verfasser fast sämtlicher darstellungen von empfängen und hoffesten annehmen musten. Es ist dies der empfang Rüdegers in Worms Bit. 5961—6111, dem wegen einer merkwürdigen übereinstimmung in form und inhalt zur seite zu stellen ist in erster linie der empfang Siegfrieds in Worms Nib. 77 fg., in zweiter linie der empfang Rüdegers in Worms Nib. 1115* fg. Von diesen beiden stellen ist die erstere wol nur zum teil, die leztere fast volständig von unserem dichter bearbeitet.[1] Da nun die abfassung des Biterolf in ziemlich gleiche oder selbst in noch frühere zeit gesezt wird als diejenige dichtung, in welcher unser Nibelungenlied seine jetzige form erhielt, so ist die möglichkeit gegeben, dass der Biterolf handhaben bietet entweder für die befestigung oder entkräftigung der aus jenen beiden untersuchungen gewonnenen ansicht. Eine prüfung des verhältnisses des Biterolf zum Nibelungenliede ist demnach nicht zu umgehen.

Es komt hierbei an auf die beantwortung der frage: in welcher gestalt hat die Nibelungendichtung als vorlage zum Biterolf gedient? Bestand diese vorlage aus einzelnen Nibelungenliedern oder aus liederbüchern, in denen mehrere lieder verbunden waren, oder war sie ein schon volständig vereinigtes älteres und einfacheres Nibelungenlied, oder endlich war sie unser Nibelungenlied selbst? — Zwei ansichten stehen sich hier bereits gegenüber. Nach Sijmons[2] soll der dichter oder ein bearbeiter des Biterolf das Nibelungenlied in seiner gegenwärtigen gestalt gekant haben. Gegen diese ansicht hat sich R. v. Muth[3]

1) S. bd. XV, 234. 238. Bd. XVI, 57.

2) Taalk. Bydr. I, 300—314. II, 113 fg. 209.

3) Z. f. d. a. XXI, 182 fg. XXII, 382 fg.; Über eine Schichte älterer usw. Nibelungenlieder. Wien 1878; vgl. auch Einleitung in d. Nib. 292.

erklärt, der für die parallelstellen ältere Nibelungenlieder als die gemeinsame quelle annimt.

Da eine grosse anzahl parallelstellen bisher noch nicht bemerkt worden ist, so muss ich hier mit einer zusammenstellung derselben beginnen. Von den varianten der handschriften B und C notiere ich diejenigen, welche einen geringeren oder einen grösseren[1] parallelismus aufweisen.

I.

77	diu ros si wolden dannen	5976	der marschalc herbergen sâ
	ziehen an gemach.		wolde dô die geste.
	Sîfrit der vil küene		dô sprach der muotes veste,
	wie snelle er dô sprach:		des künic Etzelen man:
	lât uns stên die mœre,	5980	lât uns diu ros stân,
	mir unde mînen man.		wir mugen hie niht bîten,
	wir wellen schiere hinnen;		wir müezen schiere rîten.
	des ich guoten willen hân.		
78	Swem sîn kunt diu mære,		Ich hôrte des gerne mære,
	der sol mich niht verdagen,		wâ der künic wære,
	wâ ich den künic vinde,	5985	ob daz möhte geschehen,
	daz sol man mir sagen,		daz ich den kunde gesehen.
	Gunthern den vil rîchen		
	ûz Burgunden lant.		
	dô sagte ez ime einer		sô sprach ein Gêrnôtes man:
	dem ez ze rehte was bekant.		daz wil ich iuch wizzen lân.
79	Welt ir den künic vinden,		
	daz mac vil wol geschehen.		
	in jenem sale wîten		gêt ûf den palas,
	hân ich in gesehen	5990	dâ ich vil niulîchen was,
	bî den sînen helden:		
	dâ sult ir hine gân;		
	dâ muget ir bî im vinden		ich wæn, man in dâ vinde
	manegen hêrlîchen man.		bî sînem ingesinde.
80	Nu wâren deme künege		dô hete ouch nu der künec vernomen,
	diu mære geseit,		
	daz dâ komen wæren		daz im geste wæren komen.
	ritter wol gemeit;		
	die fuorten rîche brünne		

1) Diese gespert gedruckt.

78, 1 C Man sol ouch unser schilde nider von uns tragen — 80, 1. 2 C Dô wâren ouch dem künege diu mære nu geseit, daz ûf sînem hove waeren.

	und êrlich gewant;		
	si derkande nieman		
	in der Burgunden lant.		
	[XI, 1115, 4*. 1116, 1*. 2* 5995—5998.]		
81, 4	daz im daz sagte nieman.,	5999	daz enkunde im nieman sagen.
	daz was Gunthere leit.	6000	dô begunde er tougen klagen
82	Des antwurte deme künege		
	von Metzen Ortwîn;		von Metzen Ortwînen,
	rîch unde küene		
	mohte er vil wol sîn:		den lieben neven sînen:
			der starp usw.
		6007	Dâ was ein ander Ortwîn.
		6013	dô sprach der junge wîgant:
	sît wir ir niht erkennen,		si sint ûz verrer künege lant
	sô sult ir heizen gân	6015	her bekomen an den Rîn.
	nâch mînem œheim Hagenen;		nu habet des den rât mîn,
	den sult ir si sehen lân.		sendet hin nâch Hagenen:
83	Dem sint kunt diu rîche		hât ieman von den degenen
	und elliu vremdiu lant:		vernomen deheiniu mære,
	sîn im die herren künde,	6020	iu mac der Tronejære
	daz tuo er uns bekant.		der mære schiere hân verjehen,
	[XI, 1118*, 1. 2		ob er si ê habe gesehen.
	der künic bat in bringen		Die boten îlten dâ er was.
	und die sîne man:		dô stuont er vor dem palas,
	man sach in hêrlîche	6025	man hiez in zuo dem künege gân.
	mit recken hin ze hove gân.		
84	Waz sîn der künic wolde,		
	des frâgte Hagene.		der fürste frâgte sînen man,
	ez sint in mîme hûse		ob der helt erkande
	unkunde degene,		die fremden wîgande,
	die niemen hie bekennet.		wannen si kæmen in sîn lant:
	habet irs ie gesehen,		
	des solt du mir, Hagne,		
	hie der wârheite verjehen.		
85	Daz tuon ich, sprach Hagne.		
	zeinem venster er dô gie;	6030	dô blicte der küene wîgant
	sîn ougen er dâ wenken		nider für den palas,
	zuo den gesten lie.		dâ der marcgrâve was.

[XI, 1121, 4 fg. Fortsetzung.]

82, 1 C. D. a. ein recke, der hiez Ortwîn. — 84, 2 C vremde degene.

N. 88*—100*, die erzählung von der erwerbung des Nibelungenhortes, findet sich Bit. 7811—7849. Hier denkt Dietrich an jene ereignisse zurück. Demgemäss sind sie, als gegenstand einer reflexion, kürzer und ungenauer dargestelt; die sprachliche übereinstimmung ist verhältnismässig gering. Die scheinbar genaueren angaben B. 7832. 7833 und 7837. 7838 sind bloss redensarten; und ebenso wenn statt N. 95*, 4 *und reken siben hundert twang er von Nibelunge lant* gesagt wird B. 7827. 7829 *fünf hundert ritter oder baz, die sluoc er uns an drîzic man,* ferner N. 98*, 1 *daz starke getwerc* näher erklärt wird B. 7842 *er hete wol zweinzic manne kraft,* so werden nur algemeine epische zahlen ohne bestimten wert eingesezt. Unerwähnt bleibt das schwert Balmung N. 96*; auch strophe 101*, welche von dem drachen und der hornhaut erzählt, wird nicht berücksichtigt.

II.

151, 2	swie vient man in wære, vil schône ir pflegen bat Gunther der rîche.	4978	er hiez der boten umbe daz niht wirs gên einem hâre phlegen.
165, 1	Den boten rîche gâbe man dô für truoc.	4982	gâbe hiez er bringen boten der vîande sîn.
158, 1	sprach dô Sîfrit, senftet iwer gemüete, tuot des ich iuch bit.	7299	der junge künec, her Sîfrit. ir helde, tuot des ich iuch bit
172*, 1	und der küene Hûnolt, die wol gedienen kunden daz Guntheres golt.	7747	daz ist der junge Hûnolt, der daz Guntheres golt dienet wol nâch êren.
178, 1	Sô wil ich selbe rîten, sprach Sîfrit der degen usw.	10096	der helt was ûz sîner schar von den andern geriten:
184	Diu ros nâch stichen truogen diu rîchen küneges kint beide für ein ander, sam si wæte ein wint.		dô kam in hôchvertigen siten gên im daz Sigelinde kint. alsam ez wæte der wint, sô balde truogen si diu marc.
188, 3	die heten wol gesehen, waz dâ von in beiden ûf der warte was geschehen.	10093	her Dietrîch hete wol gesehen, waz von den helden was geschehen.
193, 3	Siegfried: ê sich der tac verende, sol ich haben den lîp.	9621 9474	Siegfried: ê sich verende wol der tac. Siegfried: und sol ich mînen lîp hân.
197*, 1. 2	Dô wâren ouch die Sahsen	10175	bestuonden si di Sahsen:

172, 1 BC unde Hûnolt. 2 C rîcher künege golt.

	mit ir scharn komen		
	mit swerten wol gewahsen.		von swerten wol gewahsen
206, 2	und daz er alse hôhe	10689	Sîfrit ûz Niderlant:
	truoc an sîner hant		ûf geworfen an der hant
			daz swert er vil hôhe truoc.
	den guoten Balmungen.	12279	den guoten Balmungen.
215, 4	in hât der übel tiufel	7286	si hât der tiuvel her gesant
	her zen Sahsen gesant.		von den uns saget Rüedegêr.
221*	Gegen Wurmez sande	3813	ir boten sanden si dô dan
	der hêrre Gêrnôt.		
	heim zu sînem lande		mit den dem künege kunt getân
	den friunden er enbôt,		wurden disiu mære
	wie gelungen wære		wie in gelungen wære.
	im und sînen man.		
227*, 1	Swaz die reken alle	3834	der bote sprach mit sinnen:
	in strîte hân getân,		nu lât iu wesen niht ze leit;
3	swaz si nâch êren striten,		swaz allez iuwer her gestreit,
	daz was gar ein wint,		daz was wider in ein wint.
	wan aleine Sîfrit,		
	des künic Sigemundes kint.		sô wol gestriten hât daz kint,
228*	Si frumten in dem sturme		
	der helde vil derslagen,		daz manz immer wol mac sagen.
	doch möht iu ditze wunder	3840	ouch hât dâ liute vil erslagen,
	nieman wol gesagen.		der dâ Diete ist genant.
238*	Man bringet der gesunden		man füeret wider in daz lant
	fünf hundert oder baz		
	und der verchwunden,		
	wizet, frouwe, daz,		
	wol ahzec rôte bâre		sehzic und hundert bâre,
	her in unser lant.		
239*, 1	Die durch übermüete	4984	die sô starke an den Rîn
	widerseiten an den Rîn,		widersagten offenlîche.
3	die bringet man mit vröuden	3844	ouch bringet man iu zwâre
	her in dize lant.		den fürsten ûzer Pôlân usw.
243, 3	der wirt gên sînen gesten	3899	Der künec was frô unde gemeit.
	vil frœlîchen reit.		gegen sînen gesten er dô reit.
262*, 4	dô wart ûz der valde	6795	daz vil ûz valde wart genomen,
	vil rîcher kleider genomen.		daz selten was her für komen.

227*, 3 BC daz ist. 4 B unz eine an Sîvriden. C wider S. — 238*, 3 C roze bære.

III.

308, 2	er hete sich bewegen	40	der herre hete sich gar bewegen
	aller slahte schande.		unzuht unde schande.
322	Sus beleip der küene	1862	funfzic wochen unde drî
	durch friunde liebe dâ.		si wâren sît gesinde dâ.
	jâ wær er in den landen		sie wæren ninder anderswâ
	ninder anderswâ		
	gewesen alse sanfte.		gewesen sanfter in der stunt.

IV.

342*, 3	dô hete sich diu schœne	6811	vil wol gezieret was ir lîp.
	ze lobe wol gekleit (vgl. 343*, 1)		
343*, 3	dô stuont si von dem sedele.	6834	dô wâren zühticlîche
	.		von sedele gestanden . . .
			der vil edelen fürsten wîp.
		6840	Brünhilt diu künegîn
	mit zühten si dô gie,		vil gezogenlîch dô gie
	dâ si den gast vil edele		dâ si den marcgrâven enphie
	und ouch ir bruoder enphie.		enmitten in dem palas.
346*, 4	die ûz derwelten	6858	den marcgrâven rîchen
	nam si beide bî der hant.		nam diu wirtinne bî der hant
347*	Si gie mit den beiden		und gienc dâ si ir sedel vant.
	dâ si ê dâ saz,	6812	dâ sâzen siben künege wîp
	ûf matraze rîche,		ûf gesidele harte rîche,
	ich wil wizzen daz,		daz man wærlîche
	geworht mit guoten bilden,		zen heiden bî den stunden
	mit golde wol erhaben		niht bezzers hete funden.
	si mohten bî der frouwen	6881	die ritter sâzen under in:
	guote kurzwîle haben.		wol gienc in diu wîle hin.
348*	Friuntlîche blicke	6886	drücken an wîzen henden
	und güetlîchen sehen		unde güetlîch sehen an
	des mohte von in beiden		
	harte vil geschehen.		des wart dâ harte vil getân.

IVᵇ.

551, 3	dâ stuonden sîdîn hütten	8316	wie manege hütten man dâ sach
	und manic guot gezelt:		und manic hêrlîch gezelt.

346*, 4 BC die ûz erwelten beide nam diu frouwe bî der hant. — 348*, 1 C und minneclîchez sehen.

	der was dâ gar erfüllet vor Wormez allez daz velt.		der was erfüllet gar daz velt.

V.

576*	Si sprach: mich riwet immer ir schœne und ouch ir zuht.	2072	sîn zuht und ouch sîn güete die riuwent mich vil sêre.

VI.

663, 2	wie rehte lobelîchen die reken wol gemeit lebeten zallen stunden in Sigmundes lant.	714	und wie rehte wünniclîchen die recken lebten dar enlant.

VIII.

B. 2682 sagt Dietleib vom Wasgenwald: *es sint lîhte hie mit kraft schâchære in disem tiefen tan.* Diese stelle scheint in beziehung zu N. 941 zu stehen, wo der rat gegeben wird über Siegfrieds tod die rede zu verbreiten: *in slüegen schâchære, dâ er füere durch den tan.* Der verfasser des Biterolf kent also als ort der jagd den Wasgenwald: dies war vielleicht die damals am weitesten verbreitete anschauung, vgl. auch N. 854, 2. 3 *sô wil ich jagen rîten bern unde swîn hin ze dem Waskem walde.*

XI.

1095*, 4	Rüdeger: ich wil füeren zuo dem Rîne fünf hundert wætlîcher man.	4637	Rüdeger: füere ich der mînen man ... fünf hundert wîgande ze Gunthêres lande.
1115*, 4	der wirt dô vrâgen began	5995	frâgen er begunde
1116*	Ob ieman si bekande, daz manz im solde sagen. man sach ir soumære harte swære tragen		ob ieman wizzen kunde der im sagte mære, wer daz gesinde wære.
1117	Dô die vil unkunden wâren in bekomen,	1135	Do er nu ze Etzelburc was komen, dô wart sîn vaste war genomen.
	dô wart derselben herren vaste wargenommen.	5966	der marschalc hete gesehen daz, wie si ze hove wâren komen: er hete es vil wol war genomen.

551, 4 C der was dâ vil gespannen vor Wormez über al daz velt. — 576*, 1 BC jâmert. — 663, 2 helde. — 854, 3 C Otenwalde. — 1095*, 4 C fünf hundert mîner küenen man.

1118*	Dô sprach der helt von Troneje:	6020	in mac der Tronejære
	ich hân ir niht gesehen,		der mære schiere hân verjehen,
	als wir si nu geschouwen,		ob er si ê habe gesehen.
	ich kan iu wol verjehen.		
1119*, 3	ze hove si dô riten.	5961	Durch die porten si dô riten.
	si fuorten guotiu kleider		si fuorten kleider sô gesniten,
	vil harte spæhe gesniten.		die Franken usw.
1121, 4	Hagne der küene	6033	dô Hagene Rüedegêren sach,
	den guoten Rüedegêren sach		daz wort er lachende sprach
1122	Er und sîne vriunde	6066	der tiurlîche wîgant
	si liefen alle dan.		lief dô zuo Rüedegêre:
3	dô wurden wol enphangen		des gruozes hete er êre.
	die von Hiunenlant.		Hagene enphâhen dô began
1123	Dô sprach harte lûte		
	von Troneje Hagene:		den herren unde sîne man:
	nu sîn gote willekomen		willekomen ir wîgande
	dise degene,		zuo mîner herren lande,
	der vogt von Bechelâren		und der marcgrâve ze vorderôst.
	unde alle sîne man.		
1125, 1	Des gruozes si dô dancten	6103	des dankte im dô der wîgant
	den reken über al		
1126*	Wie rehte zühteclîchen		
	er zuo den boten gie	6098	den künec man zuo im gâhen sach:
	Gunther unde Gêrnôt		der enphienc dô vlîziclîche
	vil flîzeclîch enphie	6100	den helt von Hiunen rîche
	den gast mit sînen mannen,		und sîne helde guote
	als im wol gezam,		mit willigem muote.
	den guoten Rüedigêre	6104	der künic nam in bî der hant
	er bî der hende genam.		
1127	Er brâht in zuo dem sedele,		und wîste in ûf den palas,
	dâ er selbe saz.		dâ er ê gewesen was:
	den gesten hiez er schenken,		in einem sedele rîche
	vil gerne tet man daz,		der fürste in güetliche
	mete den vil guoten		hiez sitzen neben sîn.
	unde den besten wîn,	6110	dô schankt man in den besten wîn,

1118*, 1 C nu lât mich si sehen. — 1122, 1 C mit sînen besten vriunden lief er zuo zim dan. — 1126*, 1 C Wie rehte friuntlîche er den gast enphie unt alle sîne degene. — 4 C der künec Rüedegêre fuorte bi der hende dan.

	den man kunde vinden		den man dâ ze hove vant.
	in dem lande al um den Rîn.		
1131	Dô stuont er von dem sedele	6159	Der voget von Bechelâren
	mit allen sînen man.		mit den die bî im wâren,
			von dem sedele er dô stuont.
1144, 2	swaz der küneginne	5766	swaz im êren geschiht,
	liebes noch geschiht,		
	des sol ich ir wol gunnen.		dem helde ich es vil wol gan.
1153, 3	swaz êren ir geschæhe		
	vrô solten wir des sîn.		

XII. XIII.

1279, 2	den Pœlân und den Vlâchen	10188	die Vlâchen kâmen în geriten
	sach man swinde gân		mit manegem hurnînen bogen,
	ros diu vil guoten		die wâren hôhe ûf gezogen
	si mit krefte riten.		ze schuzze: manege phîle
1280, 2	dâ wart vil gepflegen		die sach man an der wîle
	mit bogen schiezen		sô dicke von der senewen gân,
	zuo voglen dâ si flugen.		sam ofte der snê hât getân,
	die phîle sie sêre		dâ den tribet der wint.
	zuo den wenden vaste zugen.		
		534	swâ sô man den degen guot
			ûf sînen strâzen angereit,
1369, 2	ir silber unde gewant		daz er sich ie dâ von erstreit
	daz ennam in nieman.		daz im doch nieman niht ennam.
1274	Etzelen hêrschaft	4782	ir fride muoste guot sîn.
	was wîten erkant.		swâ si riten durch diu lant,
1434, 2	diu Etzelen hêrschaft		diu Etzeln hêrschaft was erkant.
	si vridete ûf allen wegen:		
	des ennam in nieman	812	wart er sît iht an gerant,
	ros noch ir gewant.		daz werte sô sîn ellen ...
			daz im nieman niht ennam.
1370	Inre tagen zwelfen	4788	inner sehzehen tagen
	kômens an den Rîn		kômens ze Wormez an den Rîn.
1376*, 3	Hagene zühteclîche	4820	dô kom zuo den kunden sîn
	ze den boten spranc		Hagene der wîgant,
1377*	Durch diu kunden mære		umbe den künic und daz lant
	vrâgen er began,		die boten frâgen er began
			schiere wart im kunt getân,

1127, 4 C den ieman. — 1153, 3 C liebes. — 1370, 1 C si kômen. — 1376*, 3 B gegen. C gein.

	wie sich Etzele gehabte		daz sich der künic rîche
	und die sîne man.		gehabte frœlîche.
1378, 2	do enphie man die geste,	4847	als man herren boten sol,
	sô man von rehte sol		alsô wart ir dâ gephlegen.
	güetlîchen grüezen usw.		

XV.

1640, 3	der sîn hete gegert	2787	der sîn ze koufen hete gegert,
	ze koufen, an der koste		ez wære tûsent marke wert.
	was er wol tûsent marke wert.		vgl. 7065. 7503.

XVII[b].

1746, 2	Ezel der rîche	8379	Gunthêr der vil edele
	daz langer niht enlie,		
	er spranc von sîme sedele,		spranc von sînem sedele
	als er in komen sach.		und gienc dâ er den helt sach.
	ein gruoz sô rehte schœne		
	von künege nie mêr geschach:		der künic lachende sprach:
1747	Sît willekomen, her Gunthêr.		sît willekumen, her Rüedegêr.
1752, 1	Mich nimet des immer wunder,	4830	si beide hât des wunder,
	waz ich iu hab getân,		waz iu bî in sî geschehen,
3	daz ir nie geruohtet		daz ir iuch sô selten lâzet sehen
	komen in mîniu lant.		in hiunischem lande.

XVIII.

1883, 3	dô gie er vor den vînden,	12138	Witege der lief jenenher
	alsam ein eberswîn		sam ein wildez eberswîn.
	ze walde tuot vor hunden.		

XX.

2206, 1	sprach aber Wolfhart,	11780	dô sprach der Dietrîches man,
	ich entrihte iu sô die seiten,		der ungemuote Wolfhart:
	swenn ir die widervart		swie ich getuo die widervart,
	rîtet gein Rîne.		mîn wille der stêt alsô dar.
2233	Dô sluoger Wolfharten	10475	er sluoc in durch den helm guot,
	durch eine brünne guot,		
	daz im von der wunde		daz im gezwîvelt der muot,
	nider schôz daz bluot.		

1640, 3 B swer =. Bit. 7065. 7503. C swers ze koufen hête gegert oder in veile hête, er was.

2234	Alsô der küene Wolfhart der wunden dô enphant, den schilt den liez er vallen, hôher an der hant huop er ein starkez wâfen, daz was scharpf genuoc: durch helm und durch ringe der helt dô Gîselhêren sluoc.		und sich wunden dâ versan von dem Etzelen man. Walthêr der küene wîgant huop dô hôher an der hant ein schœnez swert, daz er truoc: dem marcgrâven er daz sluoc durch schilt und durch sarwât.
2242	Er sluog ûf Hildebrande, daz man wol vernam Palmunge diezen.	12277	dar under diezen man vernam, sô Sîfriden wol gezam, den guoten Balmungen.

Jeder, der diese zahlreichen, über das ganze Nibelungenlied verteilten parallelstellen unbefangen betrachtet, wird sagen müssen, dass sie nachahmungen des Nibelungentextes sind und eine bekantschaft mit dem ganzen Nibelungenlied voraussetzen. Die ansicht von einer benutzung getrent existirender Nibelungenlieder könte man nur dann aufrecht erhalten, wenn man zu der annahme von einer grösseren mehrzahl von verfassern des Biterolf seine zuflucht nähme, eine annahme, die sich durch nichts rechtfertigen liesse.[1] Nur an zwei verfasser dürfen wir denken: den dichter und den bearbeiter. Der Biterolf hat nämlich, wie Jänicke nachgewiesen hat,[2] später von anderer hand eine einleitung erhalten, welche die beiden ersten aventiuren über Biterolfs ausfahrt umfasst 1—1988. Unzweifelhaft haben wir es hier zu tun mit der bearbeitung einer weit kürzer gefassten vorlage. Der bearbeiter aber wird sich nicht mit dieser einen erweiterung begnügt, sondern auch an dem übrigen gedicht seine änderungen und erweiterungen vorgenommen haben. Die durch nachahmung des Nibelungenliedes entstandenen partieen können deshalb sowol vom dichter als vom bearbeiter herrühren. Nehmen wir zunächst das erste an und sehen zu, wie sich mit dieser annahme gewisse widersprüche vereinigen lassen, welche gegen eine bekantschaft mit dem ganzen Nibelungenliede zu sprechen scheinen und als der wesentlichste beweis dafür, dass die kentnis des dichters sich nur auf einzelne Nibelungenlieder erstreckte, geltend gemacht sind.

Wir stossen zuerst auf eine anzahl kleinerer abweichungen. So stamt z. b. Iring aus Lothringen (wie auch in der Klage), Hunold ist schenke, Gunther ist mit in den Sachsenkrieg gezogen.[3] Solche gering-

1) Vgl. auch Jänicke, Biterolf DHB. I, s. XXI.

2) Ebenda s. XV—XXII.

3) Andere siehe bei Sommer Haupts ztschr. III, 193 fg.

fügigen widersprüche erklären sich teils als gedächtnisfehler, teils als absichtliche änderungen aus gründen der poetischen ökonomie oder in folge der kentnis einer anderen überlieferung. Wenn man bedenkt, wie wilkürliche änderungen sich oft mittelalterliche dichter mit ihrer vorlage im einzelnen erlauben, so wird man über derartige kleine abweichungen sich nicht verwundern dürfen in einem so umfangreichen, auf einem so weitschichtigen sagenmaterial aufgebauten und eine solche fülle von personen vereinigenden gedichte wie der Biterolf. Hierzu komt noch, dass die handlung des Biterolf nur mit den früheren ereignissen des Nibelungenliedes in die gleiche zeit gehört — die haupthandlung würde zu verlegen sein in den schluss des fünften und den anfang des sechsten liedes — schon hierdurch müssen verschiedene umstände und personen ausgeschlossen werden.

Sehr befremden muss es jedoch, wenn auch solche personen und tatsachen im Biterolf fehlen, die ohne anachronismus sich hätten erwähnen lassen, die so bedeutend sind, dass sie füglich nicht gut übersehen werden konten, die genug des interessanten bieten, um wirkungsvoll verwendet zu werden, und für deren hereinziehung an verschiedenen stellen eine so günstige gelegenheit war, dass ihr verschweigen wol unbegreiflich erscheinen könte. Es ist dies um so auffälliger, als doch sonst der Biterolf in nebensachen sich oft so eng an das Nibelungenlied anschliesst. Liegt daher nicht der schluss sehr nahe, dass diese auch in der vorlage gefehlt haben?

Die dinge und personen, auf die es hier ankomt, sind: Balmung und die hornhaut, Siegfrieds unverwundbarkeit, Dankwart und Volker.

Balmung und die hornhaut. — Bit. 7501 fg. wird Dietrich dargestelt, wie er zagend dem kampfe mit Siegfried entgegensieht, dessen unwiderstehliche heldenkraft er kent aus seinem siege über die Nibelungen. Warum lässt hier der dichter Dietrich nicht auch an Balmung denken,[1] dessen furchtbarkeit doch 96*, 2. 3 so nachdrücklich hervorgehoben wird? Auch die hornhaut Siegfrieds war sicherlich ein noch stärkerer grund zur furcht vor dem unbezwinglichen helden. Doch diese beiden strophen hat schon Müllenhoff Gesch. der Nib. N. s. 57 als noch jüngere zusätze von den übrigen strophen dieser ganzen interpolation mit recht getrent.

Siegfrieds unverwundbarkeit. — Die von Sijmons aufgestelte ansicht, dass der Siegfried des Biterolf ebensowol unverwundbar wäre wie der des Nibelungenliedes, der dichter aber es für zweckmässiger gehalten habe, auf diesen umstand nicht ausdrücklich hinzuweisen, hat

1) Balmung ist sonst dem dichter des Biterolf bekant, vgl. 7225 u. a.

bereits v. Muth widerlegt. Es steht ausser allem zweifel, dass Siegfried im Biterolf verwundbar ist: ich füge zu den bereits herangezogenen stellen noch hinzu 10920 *wol wiste Sîfrit der degen, Nagelrinc sneit sêre.* Siegfried, den nach Nib. 842, 4 *dehein wâfen nie versneit,* fürchtet sich hier vor diesem scharfen schwerte und schlägt es deshalb Heimen aus der hand.

Im Nibelungenliede wird von Siegfrieds unverwundbarkeit ausser 101* nur bei dem verrat und der ermordung geredet. Bei anderen gelegenheiten aber, wo die unverwundbarkeit recht gut hätte zur sprache kommen können, wird auch nicht einmal leise darauf hingedeutet. So hätte doch der dichter alle veranlassung gehabt sie im Sachsenkrig zu erwähnen: aber Siegfried ist hier gewafnet wie jeder andere (178, 4) und trägt den schild (214, 1), auch bezeichnet ihn Lüdeger nur als *Sîfriden den starken* (215, 3). Ebenso hätte dieser umstand nicht wol verschwiegen werden können beim kampfe mit Brunhild: aber auch hier ist Siegfried gepanzert (431, 2) und trotzdem wird er so schwer vom gêr getroffen, dass er blut speit. Bei der beratung über Siegfrieds ermordung begründet Gunther sein sträuben gegen Hagens drängen ausser durch einen hinweis auf Siegfrieds verdienste nur durch das hervorheben seiner furchtbaren stärke (*starcgrimme, wundernküene* 815, 3) und die darin liegende gefahr, während doch zu allererst die unverwundbarkeit als das gröste hindernis hätte eingewendet werden müssen. Erst nachträglich scheint sie ihm einzufallen, indem er Hagen, der jezt zum meuchelmord geraten hat, noch einmal entgegenhält: *wie möhte daz ergân?* Dieses, zusammengehalten mit der höchst unklaren andeutung Hagens 818 macht fast den eindruck, als ob 817—818 später zugesezt wären. Von der unverwundbarkeit kann auch derjenige dichter nichts gewust haben, der Kriemhilden ausrufen lässt: *nu ist dir doch dîn schilt mit swerten niht verhouwen, du bist ermorderôt* 953, 2. 3. So kann sie nur sprechen unter der voraussetzung, dass Siegfried auch in einem regelrechten schwerterkampfe, nachdem seine schutzwaffen untauglich geworden sind, wie ein anderer mensch erschlagen werden kann. Etwas ganz verschiedenes ist es, wenn sie 843 befürchtet, es könne, wenn Siegfried mitten im kampfgewühl steht, und die gêre um ihn herumfliegen, auch einer in die unverwundbare stelle seines rückens fahren.

Abgesehen von jener ganz jungen stelle über die hornhaut (101*) komt somit die unverwundbarkeit nur vor in einem teile von VII, nämlich bei der beratung 817. 818 und bei dem verrat 820—858 (IX, 949*), sodann in VIII, 863* und bei dem mord 921. 922, ausserdem in den auf den verrat und mord bezug nehmenden strophen X, 1051*.

1052*. An den übrigen stellen, die eine erwähnung der unverwundbarkeit nahe legten, kann man teils aus dem schweigen, teils aus den andeutungen im entgegengesezten sinne auf unkentnis dieses zuges der sage schliessen.

In der Thidrekssaga wird zwar an einzelnen stellen dem helden auch schon die hornhaut beigelegt, jedoch gerade bei dem mordanschlag und der jagd wird nichts von der unverwundbarkeit gesagt; vielmehr hält auch hier Hagen das gelingen des mordes nur wegen Siegfrieds stärke für zweifelhaft (cap. 346 ende).

So viel ist also klar, dass beide anschauungen im Nibelungenliede vertreten sind und auch sonst im volk neben einander existierten, die von der verwundbarkeit wahrscheinlich die überwiegend herschende war.

Der dichter des Biterolf hatte daher zum mindesten die wahl zwischen den beiden anschauungen, und er entschied sich für diejenige überlieferung, welche für seinen zweck die geeignetste war. Dieser östreichische oder steirische dichter nun führte die ostgermanischen und die westgermanischen helden zu einem grossen kampfe zusammen, mit der tendenz, dass die ersteren den preis davontragen sollen: die Siegfried, Gunther, Walther müssen vor den Dietrich, Rüdeger, Biterolf weichen. Mit diesen durfte aber ein unverwundbarer und somit unbesiegbarer gegner unter keiner bedingung sich messen, er hätte so wenig in einen solchen kampf hineingepasst, dass an ihm der ganze plan der dichtung gescheitert wäre. Daher ist es unzulässig, auf das fehlen der unverwundbarkeit sich stützend dem dichter des Biterolf eine kentnis des ganzen Nibelungenliedes abzusprechen.

Volker und Dankwart. — Wenn der dichter diese beiden helden wegliess, die namentlich im zweiten teile sich so ausserordentlich hervortun, und von denen der erste zu den interessantesten persönlichkeiten des ganzen Nibelungenliedes gehört, der zweite doch weit mehr eine erwähnung und auszeichnung verdiente als etwa ein Ortwîn und Hunold, so lässt sich dafür wol kaum irgend ein genügender grund ausfindig machen. Auch die verschiedene zeit der handlung im Nibelungenlied und im Biterolf gewährt uns dafür keine erklärung. Denn beide helden kommen ja im ersten teil vor, gleich im zweiten liede — allerdings nur in jüngeren strophen, aber doch in solchen, die im Biterolf nachgeahmt sind. Für Dankwart lässt sich dieses ganz unzweifelhaft nachweisen. Er wird genant in 172* (= Bit. 7747 fg.), in 227* (= Bit. 3834 fg.). Das zweite lied hat aber in seinen älteren sowol wie in seinen jüngeren teilen eine so umfangreiche nachahmung gefunden, dass die benutzung desselben in seiner jetzigen form mit

allen wesentlicheren jüngeren zusätzen nicht bestritten werden darf. Zu diesen gehören aber auch die strophen, in denen Volker erwähnt wird, für welche sich zufällig parallelstellen aus dem Biterolf nicht beibringen lassen. Wenn der verfasser des Biterolf also in seiner vorlage diese helden schon an den früheren ereignissen mitwirkend fand, so wird man doch nicht einem dichter, der gerade recht viel helden zusammenbringen will, so viel gewissenhaftigkeit, vorsicht und kritischen sinn zutrauen wollen, dass er Dankwart nicht aufnahm mit rücksicht auf das *wênic kindel* 1861 und Volker, weil er im algemeinen den eindruck eines jüngeren mannes macht. Mögen wir nun aber auch nicht im stande sein einen grund anzugeben, weshalb der dichter die beiden helden wegliess, so lässt sich doch so viel mit sicherheit behaupten: wenn der dichter selbst alle jene parallelstellen verfasst hat, so hat er auch Volker und Dankwart als helden des ersten teils gekant. Und somit steht nichts mehr der möglichkeit entgegen, dass der dichter ein von dem unsrigen nicht wesentlich verschiedenes Nibelungenlied benuzt hat, welches nur um einige jüngere strophen (z. b. 96*. 101*) kürzer gewesen ist, so dass man das verhältnis desselben zu dem unsrigen höchstens vergleichen könte mit der stellung der redaktion A zur Redaktion C.

Dieses ist die eine möglichkeit der erklärung jener parallelen. Es bleibt noch eine andere: der bearbeiter hat den älteren Biterolf mit zuhilfenahme unseres Nibelungentextes erweitert. Nehmen wir diesen fall an, so ist die oben besprochene unklarheit sofort beseitigt. Der bearbeiter, so sehr er auch geneigt sein mochte, das gedicht in äusserlichkeiten zu erweitern, scheute sich doch an der fabel tiefergreifende änderungen vorzunehmen: durch eine einführung neuer personen würde er genötigt worden sein die wolüberlegte composition des Biterolf anzutasten. Für die zurückführung jener stellen auf den bearbeiter sprechen auch noch andere umstände. Was möchte wol einem dichter, der sonst „völlig herr seines stoffes“ „sogar selbst seine fabel frei erfindet“ (Jänicke s. XXIV), im algemeinen geschickt zu componieren, anschaulich und in lebendiger, fliessender erzählung darzustellen versteht, bewogen haben im Nibelungenliede nach stücken und stückchen zu suchen, um sein gedicht damit noch etwas herauszuputzen? Schon aus diesem grunde wird man an den bearbeiter, der selbstverständlich hinter dem dichter an erfindung und darstellung weit zurücksteht, zu denken haben. Sodann enthält die ihm im wesentlichen angehörige einleitung mehrere unzweifelhafte nachahmungen, und diese auf rechnung der grundlage zu setzen ist deshalb ungerechtfertigt, weil die stellen ganz unwichtiges enthalten. Auch von den parallelstellen des

übrigen gedichtes bringen die meisten nur breit ausgeführte schilderungen höfischen ceremoniels, so besonders die gröste 5961 fg. nebst 6791 fg. (empfang Rüdegers); andere enthalten ganz überflüssige reden, so die botenrede 3813 fg.; geradezu gedankenlos wird den hunnischen gesanten als bestellung ihres herren von Hagen dasselbe in den mund gelegt, was Etzel seinen schwägern sagt (Bit. 4830. Nib. 1752). In der form vielfach anstössig ist der abschnitt über die Nibelungen 7811 fg.: man beachte nur die vielen flickverse 7816. 7821. 7828. 7843. 7845 fg., auch die nichtssagenden 7832 fg. Manche von diesen lassen sich vergleichen mit versen der einleitung, z. b. 173. 176, ähnlich 203. 208 nach 198; andere unerträgliche widerholungen der einleitung sind 71 nach 51, 195 nach 182 und 59. — Freilich gibt es auch eine anzahl parallelen, gegen welche sich nichts einwenden lässt, namentlich die kurzen, die sich auf das zweite lied beziehen. Dürfte man aber daraus wol folgern, dass schon der dichter aus dem Nibelungenliede einzelne wendungen, der bearbeiter ganze partieen, oft in ungeschickter weise, entnahm?

Wir müssen uns mit der aufstellung dieser möglichkeiten begnügen, ein tieferes eindringen in diesen gegenstand würde über den zweck unserer untersuchung hinausgehen und auch bei einer genaueren prüfung schwerlich zu völliger klarheit führen. Welcher von den aufgestelten möglichkeiten man sich auch zuwenden mag, man komt immer wider zurück auf die benutzung des ganzen Nibelungenliedes. Weisen wir dem bearbeiter die parallelstellen zu, so hat dieser das Nibelungenlied als vorlage gehabt — der dichter wird dann wol eine ältere Nibelungendichtung gekant haben, in welcher er weder die unverwundbarkeit noch Volker und Dankwart als teilnehmer an den früheren ereignissen fand, eine dichtung, über deren gestalt freilich sich durchaus nichts feststellen lässt. Wollen wir aber in dem dichter den verfasser der parallelstellen sehen, so müssen wir ebenfals das ganze Nibelungenlied für seine vorlage erklären.

Somit erhalten wir aus dem vergleich des Nibelungenliedes mit dem Biterolf für die kritik des Nibelungenliedes eigentlich nur das negative resultat: der Biterolf widerspricht nicht der ansicht, dass vieles von den „echten“ teilen der verschiedensten lieder ein dichter verfasst hat.

Der text des Nibelungenliedes, welches im Biterolf benuzt ist, steht am nächsten der handschrift A, nur wenig entfernt sich davon B, dagegen weicht C sehr stark ab. So liefern uns auch diese parallelstellen, ebenso wie jene im Nibelungenliede selbst, einen beweis für

die originalität der handschrift A. Zuweilen zwar scheint es, als ob B und C einzelne wörter bewahrt haben, die in A geändert sind. Da aber sowol der Biterolf als die jüngeren redaktionen von dem urtexte abgewichen sind, so ist es nicht zu verwundern, wenn sie hie und da in kleinen übereinstimmungen sich begegnen, und wir sind deshalb nicht berechtigt, in diesen mehr als ein spiel des zufals zu sehen. Bemerkenswert ist von diesen stellen 346*, 4, wo — das einzige mal — auch B, mit C übereinstimmend, dem Biterolf näher steht als A. Indess zeigt hier A eine metrische härte, die zu der änderung anlass gegeben haben wird. Auch 1126*, 4 ist *der künec* in C auffällig. Dieses eine wort kann aber nicht in betracht kommen gegenüber dem sonst abweichenden ausdruck dieses verses, und dass C an dieser strophe geändert hat, geht deutlich hervor aus der parallelstelle 734*, 1.

MÜHLHAUSEN I. THÜR. EMIL KETTNER.

FR. RÜCKERT UNTER DEM BANNE VON VALENTIN ANDREÄ.

Rückert hat mit den deutschen dichtern des 17. jahrhunderts manche berührungspunkte. Angelus Silesius wirkte auf die form und den inhalt der weisheit des Brahmanen wesentlich ein. Nach Varnhagen von Ense gehörte es überhaupt damals zum guten tone, den Cherubinischen wandersmann zu studieren. Die geharnischten sonette ferner haben in den markigen freiheitsliedern des Württemberger secretärs Weckherlin und des P. Flemming ihre vorzüglichsten vorgänger. Ganz unbekant aber dürfte sein, dass Rückert sich noch zu einem andern autor aus der periode des dreissigjährigen krieges hingezogen fühlte, den Herder aus dem moder der vergessenheit rettete. Wir meinen den feinen, verdienstvollen sittenprediger Valentin Andreä, den diakonus von Vaihingen. Dieser erzählt folgende ergötzliche anekdote, um zu zeigen, wie kraus und bunt es mit dem geschmacke in der welt steht:

O lieber freund! sprach ein stummer zu einem blinden, wenn sie einen geschickten harfenisten sehen, tun sie mir doch den gefallen und weisen sie ihn mir zu: mein tauber sohn möchte gern einen zeitvertreib haben. So eben, war die antwort des blinden, habe ich einen virtuosen von der art gesehen; wollen sie ihn aufsuchen lassen, so steht ihnen mein lahmer läufer zu diensten. Der läufer erhielt auftrag, und indem er strasse auf strasse abgaloppierte, stiess er auf einen

harfenisten ohne arme. Man ward handels einig, und der tonkünstler engagierte sich zur kapelle des tauben. Er machte der ihn erwartenden geselschaft sein kompliment und spielte, ohne zu spielen, so schön, dass der taube vor entzücken ganz ohr war, der blinde sogar die gestalt des mannes schön fand, der stumme ein bravo nach dem andern ihm zujauchzte, der lahme in bocksprüngen nicht auf die erde kam, kurz das ganze haus von der lautesten freude widerhalte. Das hörte ein vorübergehender tolhäusler, drängte sich gewaltsam hinein und schlug, um das concert volständig zu machen, beim anblick der versamlung ein gar weinerliches gelächter auf. Auch die weisheit ward von diesem vorfalle benachrichtigt; sie gieng hin und betrachtete die sämtlichen acteurs des possenspiels mit eitlem vergnügen, sagte aber endlich: was ists nun weiter? Sieht man dies im menschlichen leben doch alle tage (vgl. Herder, Val. Andreä).

Die dichterische paraphrase dieser bittern wahrheit betitelte Rückert: Der künstler und das publikum.

NEUSES. A. KOCH.

ZU BÜRGERS LENARDO UND BLANDINE.

Vor mehreren jahren habe ich in dieser zeitschrift (VIII, 101—104) die unmittelbare quelle nachgewiesen, aus welcher Bürger den stoff zu Lenardo und Blandine geschöpft hat.[1] Wie er aber zu den namen Lenardo und Blandine — anstatt Guiscardus und Gismunda seiner quelle — gekommen, wuste ich damals nicht, und es ist mir darüber erst vor kurzem ein licht aufgegangen, als mir bei gelegentlichem suchen nach einem datum in dem vorjährigen, in der hofbuchdruckerei zu Weimar gedruckten kalender auf einmal die beiden heiligennamen Blandina und Leonhard unmittelbar hinter einander stehend — nämlich am 5. und 6. november — in die augen fielen. Also einfach einem kalender, in welchem an den genanten tagen die namen Blandina (oder Blandine) und Leonhard standen, dankt das liebespaar der ballade seine namen. Aller wahrscheinlichkeit nach suchte Bürger, als er mit der ballade (frühjahr 1776) beschäftigt war und für die liebenden,

1) Herrn P. Holzhausen, dem verfasser der verdienstvollen abhandlung „Die ballade und romanze von ihrem ersten auftreten in der deutschen kunstdichtung bis zu ihrer ausbildung durch Bürger“ im 15. bande dieser zeitschrift, ist mein nachweis entgangen und er hält deshalb (s. 311) Boccaccios novelle von Guiscardo und Ghismonda für Bürgers unmittelbare quelle.



da ihm die namen seiner quelle aus irgend welchen gründen nicht gefielen, andere namen brauchte, nach solchen in dem ersten besten kalender, den er zur hand hatte, und er wählte Blandine und Leonhard, die er nicht erst zusammen zu suchen gebraucht, sondern gleich beisammen gefunden hatte, änderte jedoch des versmasses und vielleicht auch des wolklanges wegen Leonhard in Lenardo. Vielleicht war es der „Leipziger Musenalmanach aufs jahr 1776, Leipzig im Schwickertschen verlage," den Bürger zu rate zog, in dessen kalender sind wenigstens Blandina und Leonhard die heiligen des 5. und des 6. novembers, während im kalender des Göttinger Musenalmanachs Blandine und Erdmann stehen.

WEIMAR. REINHOLD KÖHLER.

BEITRÄGE AUS DEM NIEDERDEUTSCHEN.

Clik.

Unter *klick* bringt das mnd. wb. folgende stelle: *Icht ein unser medeborgere were, de eyn clik wiff hedde unde hedden tosamende eyn kint* usw. Bruns Beitr. 189. *Klick* wird „toll, verückt" gedeutet und schliesslich noch anderes vermutet. Das war „nodus in scirpo." Der text bietet nicht *klick*, sondern *clik*, ein höchstwahrscheinlich aus *elik* (ehelich) verlesenes, verschriebenes oder verdrucktes wort. Fast überall, wo in urkunden von verheirateten frauen die rede ist, wird dem *wîf, vrouwe* oder *hûsvrouwe* ein *echte* oder *elik* vorgesezt.

Vehme.

Die RA. 522 erwähnen *vedema* = pastus. *Vedemeswyn* (Cod. Trad. Westf. 1, 162) ist also mastschwein. In Weist. 3, 230 lesen wir: *dar en baven ift dar beteringe vnd avericheit* (überfluss) *der maste wer, mer als der borgh vnd holtingslüde swine bedervede, eine Vehme mach darin leggen, doch dat it matigen toghan moge vnd nicht vordreven werde.* Dieses *vehme* ist offenbar aus *vedeme* zusammengezogen und bezeichnet mästung (der fremden schweine). *Vedema* dürfte sich an ein dem alts. *fuodian,* mnd. *voeden,* zu grunde liegendes *fadan* reihen.

ISERLOHN. FR. WOESTE.



GRANUM SINAPIS.

Unter diesem durch die überlieferung dargebotenen titel hat Fedor Bech aus einer Zeitzer hs. im osterprogramm 1883 des stiftsgymnasiums zu Zeitz ein deutsches gedicht mystischen inhalts, nebst einem lateinischen kommentare zu demselben, lezteren im auszuge mitgeteilt. Das gedicht, welches Bech bruder Eckart zuzuschreiben geneigt ist, war auch sonst schon mehrfach gedruckt und zwar nach einer Wiener hs. (HMS III, 468[dd]) und nach einer Nürnberger, die es dreimal enthält (Bartsch, erlösung s. 193 fg.). Eine weitere bisher unbekante abschrift dieses gedichtes befindet sich in der kgl. und universitätsbibliothek zu Breslau. Dieselbe steht auf einem papierblatt, das auf das bruchstück eines bücherdeckels aufgeklebt ist, lezteres liegt zusammen mit andern einzelnen blättern in einem futteral, das die signatur IV F 88[a] trägt. Hinsichtlich der sprache steht der Breslauer text dem Zeitzer näher als der Wiener und die Nürnberger, vgl. z. b. *van* 11; *syn* (= *sint*) 18; *gang* (*geng* Zeitz. hs.) 68. 72; *vli* (*ich*) 76; *vorlise* (*ich*) 78 gegenüber *von sint gê vliuch verliuse* in der Wiener und Nürnberger hs. Dass die ursprüngliche aufzeichnung md. (Bech bezeichnet sie, wie mir scheint, nicht grade aus zwingenden gründen als türingisch[1]) war, dürfte nicht zweifelhaft sein. In der Breslauer hs. ist dieser md. charakter festgehalten; der schreiber scheint noch einiges hineingebracht zu haben, was vielleicht seiner speziellen (schlesischen) mundart angehörte. Hierher könte man *seen : heen* für *sin : hin* 43/4 (*seen* auch 24) rechnen (vgl. Rückert, schles. mda., s. 29 fg. und besonders 102, anm. 2), ferner *los* für *lâ* 66, vielleicht auch *weyg* (*via*) 34 (Rückert, s. 98 fg.).

Was im übrigen das verhältnis des Breslauer textes zu dem Zeitzer anlangt, so zeigt sich, dass der erstere mehrfach abweicht und in diesen abweichungen öfter mit der Wiener oder Nürnberger hs. zusammentrift. An einigen stellen ist der Zeitzer text zweifellos nach den andern zu bessern. So muss 5 für *das* entschieden *do* gelesen werden, wie übrigens auch im lat. kommentar der Zeitzer hs. steht, ferner 10 *das wort behaldyn* für *das vor behaldyn* (nur der dritte Nürnberger text hat *wor*). Gleichfals kaum zweifelhaft ist nach massgabe der übrigen reime dieses gedichtes 30 *punt* für *punct* (*: grunt*) zu lesen. *punt* hat der Wiener und der Breslauer text. Ebenso 31 *puntes*. In 47 ist schliesslich um

1) Allerdings belegt Weinhold, mhd. gr. 460; [2]478 *us* = *es* nur aus tür. denkm., doch kann das zufall sein, da *ume un* usw. auch im mfrk. vorkommen.

des parallelismus willen zu lesen: *vs verre vs no;* alle anderen hss. ausser der Zeitzer haben auch das zweimalige *ez.*

Von den der Breslauer hs. eigentümlichen lesarten dürften vielleicht zwei beachtung verdienen. 56/57 lautet in allen hss. ausser der Breslauer: *ez stille stât | blôz âne wât.* Die Breslauer hs. hat für *blôz: is flevst. âne wât* bedeutet hier, wie Bech gewiss richtig erklärt, nicht „ohne kleid, ohne hülle," sondern ist übertragen zu nehmen „ohne leiblichkeit, gestaltlos, unpersönlich." Dazu passt das *blôz* aber nicht recht, während das *is flevst* der Breslauer hs. einen guten gegensatz zu dem *iz stille stât* abgibt. Der sinn wäre „ruhend oder in bewegung ist die gottheit ohne leiblichkeit." Jenes *blôz* könnte leicht sein vorhandensein einem abschreiber verdanken, dem *blôz âne* ... eine geläufige wendung war. — Ferner lautet 71—74 in allen hss. ausser der Bresl.: *O sêle mîn | genk ûz, got în | sink al mîn icht | in gotis nicht, | sink in di grundelôse vlut.* Die Bresl. hat ... *sink al mîn nicht | in gotis icht.* ... Hier könte sehr wol *mîn nicht* sich auf die verfassung beziehen, in welche die seele dadurch versezt ist, dass sie selbst heraus-, gott aber hereingetreten ist, während man nicht recht einsieht, was das *gotis niht* der andern hss. bedeuten soll.

Ich gebe nun die abweichungen des Breslauer textes von dem Zeitzer mit übergehung der nur orthographischen (*y* für *i*, *f* für *v*, *ʒ* für *s* u. dgl.).

2 *obir.* 3 *was ye*] *Ist y.* 5 *das*] *do. y.* 6 *vatyr. brost.* 8 *y.* 9 *dach hot dy schoz.* 10 *vor*] *wort.* 11. 14 *czweyen.* 15 *ffluzyt der vil heylger geist.* 17 vor *vnscheydelich: vnd* (durchstrichen). 20 *selbir allyr-.* 21 *dreyer.* 22 *tüffe yrschrik.* 23 *reif* fehlt. 24 *ny seen begref.* 25 *hy. tüffe. sundir.* 27 *forme.* 28 *ryng.* 29 *gespring.* 30 *vnbewegyt steet. punt.* 31 *Dez punten.* 32 *steig. werk.* 34 *weyg.* 53 *in*] *uf.* 37 *vnmessig.* 39 *nach* (2). *czeit*] *berg.* 40 *sunder.* 43 *seen.* 44 *heen.* 45 *Is ist vnd. dach.* 46 *ys* (2). 47 *ys verre ys nŏ.* 48 *ys* (2). 49 *es ist.* 50 *daz ys ist wedyr dycz nach daz.* 51—54 u. 56 *vs*] *ist* (stets). 53. 54 *vn-* 55 *freÿ.* 57 *blos*] *is flevst.* 58 *seyn havs.* 60 *seyne. sey.* 61 *kynd.* 62 *blynd.* 63 *deyn.* 64 *wirt*] *mūs.* 66 *los* (2). *czeyt.* 67 *meyt.* 68 *gang.* 70 *zo komstu an de wusten spŏr.* 72 *got in*] *gang yn.* 73 *syng. mēy. icht*] *nicht.* 74 *nicht*] *icht.* 75 *sink*] *Ding.* 76 *von myr dyr.* 77 *komst.* 80 *obir wesenliches.*

KIEL, MAI 1883. P. PIETSCH.



MISCELLEN UND LITTERATUR.

NEKROLOGE.

Karl Müllenhoff.

Am 19. februar starb in Berlin geheimerat Müllenhoff, professor an der universität und mitglied der akademie der wissenschaften. In ihm verlor die deutsche philologie einen forscher, welcher ihre schwersten aufgaben zu lösen auf sich genommen hatte, einen lehrer von weitgreifender wirksamkeit.

Müllenhoffs heimat war Dietmarschen, das so lange und so ruhmvoll seine altgermanische freiheit verteidigt, und wo sich die volkstümliche überlieferung besonders reich und rein erhalten hatte. Karl Müllenhoff ward geboren zu Marne am 8. september 1818.

Er erhielt den gymnasialunterricht zu Meldorf; was der vorsteher der dortigen anstalt, Kolster, für ihn gewesen war, spricht Müllenhoff in der widmung seiner Kudrun aus. Er studierte 1837—42 philologie zu Kiel, Leipzig und Berlin. In Berlin hörte er auch germanische vorlesungen bei Lachmann und den brüdern Grimm.

Nachdem er 1842 mit einer dissertation über Sophocles promoviert, habilitierte er sich 1844 zu Kiel, ward hier 1846 ausserordentlicher, 1854 ordentlicher professor und wirkte von 1858 ab über 25 jahre an der universität Berlin.

In der lateinischen rede beim eintritt in die philosophische facultät zu Berlin, welche in der Ztschr. f. d. Alterthum 18, 466 fgg. abgedruckt ist, gibt Müllenhoff ausgangspunkt und ziel seiner wissenschaftlichen tätigkeit an. Die deutsche philologie schliesst sich an die klassische philologie an. Ihr umfang und inhalt ist vor allem durch die arbeiten der brüder Grimm gegeben, aber die methode Lachmanns, welche die schärfste kritik der überlieferung erstrebt, soll durchweg zur anwendung gebracht und dadurch ein neuer aufbau der wissenschaft herbeigeführt werden.

Die verbindung mit der klassischen philologie hat Müllenhoff selbst festgehalten. Wie er nach Lachmanns vorgang in den altdeutschen dichtungen, auch denen volkstümlichen ursprungs genau auf die zahlenverhältnisse der abschnitte achtete, so wies er die neigung zu einer solchen anordnung auch in den gedichten des Properz nach. Und auf das innigste vertraut waren ihm alle historischen und geographischen schriften der alten, welche sich auf die altgermanischen verhältnisse beziehen

Als schriftsteller trat jedoch Müllenhoff zunächst mit einem buche hervor, welches im anschluss an die samlungen der brüder Grimm die volkstraditionen seiner heimat vereinigte: Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg, Kiel 1845. In der einleitung gibt Müllenhoff eine geschichte unseres volksgesanges, eine historisch und generisch entwickelnde übersicht über die altheidnische chordichtung, den epischen gesang, endlich die heute noch vorhandenen lieder: liebeslieder, balladen, historische lieder — die leztgenante gattung mit ihrer ursprünglichkeit der empfindung und mutweckenden kraft nent er s. XXXVII die höchste und erhabenste lyrik und die äusserste grenze dieser kunst. Begeistert schildert er die vorzüge der volksdichtung überhaupt, stolz auf den

reichtum seiner heimat und doch wider bewusst dass auch diese nur ein teil des ganzen vaterlandes ist: „und dies eben darzutun und zu sehen ist eine lust.“

Zu diesen heimatlichen studien Müllenhoffs gehören auch glossar und vorrede zum Quickborn von Claus Groth in den auflagen von 1854 ab.

Gleichzeitig mit den sagen war schon Müllenhoffs Kudrun erschienen: „Kudrun, die echten Theile des Gedichtes mit einer kritischen Einleitung.“ Kiel 1845. Hier war die epische kritik Lachmanns, aber in durchaus selbständiger weise, zur anwendung gebracht worden. 1854 erfolgten die angriffe auf Lachmanns Nibelungenlieder, zu deren abwehr auch Müllenhoff eintrat: „Zur Geschichte der Nibelunge Not“ (Sonderabdruck aus der allgem. Monatsschrift für Wiss. und Litt.). Braunschweig 1855. Müllenhoff führte zugleich Lachmanns werk weiter: er zeigte die eigentümlichkeiten der lieder und die entstehung der samlung, in welcher sich an einzelne kernlieder andere als einleitungen oder fortsetzungen anschlossen. Wie verschieden von den aus volkstümlichen liedern um 1200 zusammengefügten epen sich die dichtung aus der heldensage in den grösseren werken einzelner ein vierteljahrhundert später gestaltet hatte, wies er am Ortnit nach in der Zs. f. d. Alterthum 13, 185 fgg.

Alle mhd. gedichte aus der heldensage (abgesehen von den Nibelungen und von Kudrun) solte das Deutsche Heldenbuch zusammenfassen, welches unter Müllenhoffs leitung Berlin 1866 fgg. erschien. Müllenhoff selbst hatte im I. bande Laurin und Walberan bearbeitet, eine bei der jungen und wilkürlichen überlieferung besonders schwierige aufgabe.

Die epische kritik übte Müllenhoff weiterhin am Beovulf (Ztschr. f. d. Alt. 14, 193 fgg.); an den Eddaliedern und an den bei Saxo Grammaticus dem inhalte nach überlieferten liedern in dem 1884 erschienenen band V abt. I der Deutschen Altertumskunde.

Mit vielleicht noch grösserer liebe und mit wol algemein anerkantem erfolge gab sich Müllenhoff der erforschung der heldensage hin. Lachmanns scheidung der mythischen und der historischen elemente in der Nibelungensage war ihm der schlüssel zum verständnis der heldensage überhaupt, wie denn Müllenhoff von hier ausgehend auch für die griechische heldensage manche aufklärung gegeben hat. Für die germanische heldensage sind von Müllenhoffs aufsätzen besonders wichtig: Die austrasische Dietrichsage Ztschr. f. d. Alt. 6, 435 fgg. Der Mythus von Beovulf ebd. 7, 419 fgg. Zur Geschichte der Nibelungensage ebd. 10, 146 fgg. Zeugnisse und Excurse zur deutschen Heldensage ebd. 12, 253 fgg. 413 fgg. (eine ergänzung von W. Grimms buch Die deutsche Heldensage, welches Müllenhoff in 2. aufl. Berlin 1867 herausgab), Die alte Dichtung von den Nibelungen. I. Von Siegfrieds Ahnen Ztschr. f. d. Alt. 23, 113 fgg.

Die göttersage war der gegenstand seiner frühsten arbeiten gewesen, die in den Nordalbingischen Studien 1844 fgg. erschienen. Insbesondere helte er die westgermanische stamsage auf: „Tuisco und seine Nachkommen“ in Schmidts Ztschr. f. Geschichte 8, 209 fgg. (1847) und „Irmin und seine Brüder“ Ztschr. f. d. Alt. 23, 1 fgg. Den germanischen ursprung der nordischen mythologie bewies er gegen Bugges zweifel in der Deutschen Altertumskunde, bd. V.

Die beziehungen der germanischen runen zum götterglauben behandelte er in den mit R. v. Liliencron zusammen herausgegebenen abhandlungen „Zur Runenlehre“ (Sonderabdruck aus der Allg. Monatsschrift) Halle 1852.

Die reste der alten mythologischen dichtung vereinigte er mit den übrigen kleineren stücken der althochdeutschen litteratur in den „Denkmälern deutscher

Poesie und Prosa aus dem VIII. bis XII. jahrhundert," welche er mit W. Scherer zusammen 1863 und in 2. aufl. 1873 erscheinen liess. Zahlreiche aufsätze, insbesondere in der Ztschr. f. d. Alt. und einige Gelegenheitsschriften waren vorausgegangen, von welchen lezteren besonders die Kieler universitätsschrift De antiquissima Germanorum poesi chorica, 1847, hervorzuheben ist. Die geschichte der segen- und zaubersprüche, der liebes- und scheltlieder, der rätsel und sprichwörter hat durch Müllenhoff vielfach eine neue, bestimtere gestalt erhalten.

Dagegen sonderte er mit recht von der volkspoesie die tiersage von Reinhart Fuchs ab, dessen ursprung aus den äsopischen fabeln und deren fortbildung in geistlichen kreisen er nachwies in der Ztschr. f. d. Alt. 18, 1 fgg.

Manche der poetischen stücke in den denkmälern gehören auch der kunstdichtung an. Wie Müllenhoff in der ahd. kunstlyrik insbesondere die gattung der leise, der geistlichen lieder in strophen von ungleicher zeilenzahl aufzeigte, so gab er auf dem gebiete der höfischen lyrik der mhd. zeit dadurch eine neue anregung, dass er gegenüber den liedern Friedrichs von Hausen die frage erhob, ob nicht in der überlieferten reihenfolge der lieder eine vom dichter selbst herrührende anordnung ersichtlich wäre: Ztschr. f. d. A. 14, 133 fgg.

Durch die litterarhistorischen untersuchungen wurde auch die deutsche grammatik vielfach gefördert. Von grossem einflusse ist namentlich die einleitung zu den „Denkmälern" geworden. Hier verwante Müllenhoff für die feststellung dialectischer und zeitlicher eigentümlichkeiten ein material, das ihm schon für die götter- und heldensage die wichtigsten zeugnisse dargeboten hatte: die deutschen eigennamen in den urkunden des mittelalters, welche er in reicher fülle und mit gröster zuverlässigkeit gesammelt hatte. Durch die heranziehung dieses materials gelang es ihm namentlich, einige bis dahin noch sehr verschieden beurteilte ahd. schriftwerke genau nach heimat und zeit zu bestimmen.

Wie eingehend Müllenhoff übrigens auch die ergebnisse der vergleichenden sprachwissenschaft sich zu eigen gemacht hatte, davon zeugte, ausser der unabhängig von Curtius gemachten entdeckung von der ursprünglichkeit des europäischen *e* gegenüber dem asiatischen *a* (vgl. Scherer, Zur Gesch. d. deutschen Sprache) u. a. eine abhandlung Zur Geschichte des Auslauts im Altslowenischen: Monatsberichte der Berliner Akad. 1878, 432 fgg. Auch der an den skythischen namen geführte nachweis, dass diese sprache der persischen zunächst gestanden (Monatsber. 1866, 549 fgg.) gehört hierher.

Diese grammatischen und litterarhistorischen forschungen solten sich nach Müllenhoffs absicht mit seinen geographisch-ethnographischen verbinden und so sich zulezt das volle bild des germanischen altertums, die verbreitung und einteilung der deutschen völkerschaften, ihre politische und sociale gestaltung, endlich in glaube, sitte, dichtung der geist, der sie durchdrungen, vor augen stellen. Als wichtigster zeuge trat Tacitus mit seiner Germania in den mittelpunkt einer reihe von untersuchungen. Eine ausgabe mit beifügung der übrigen hauptstellen bei den klassischen schriftstellern liess Müllenhoff zu Berlin 1873 unter dem titel „Germania antiqua" erscheinen. Von älteren quellen hat er besonders behandelt die Weltkarte und Chorographie des K. Augustus, Kiel 1856; von jüngeren die fränkische Völkertafel: Abh. der Berliner Akad. 1862, 532 fgg. Die germanischen namen in Jordanis Romana et Getica erläuterte er im Index zu Mommsens ausgabe (Mon. Germ. Auct. Ant. V, 1), Berlin 1882. Weit früher hatte er einen noch von J. Grimm gestützten irtum, die identität der Goten und Geten zurückgewiesen in dem artikel „Geten" der Encyclopaedie von Ersch und Gruber.

Die gesamtheit der äusserungen des germanischen volksgeistes bis zu seiner totalen umgestaltung in Deutschland, der durch das eindringen einer fremden, höfischen bildung um 1200 erfolgte, wolte Müllenhoff zusammenfassen in seiner altertumskunde. Der I. band erschien zu Berlin 1870; ihm folgte nur noch des V. bandes I. abteilung 1884. Jener erste behandelt die „Entdeckung Germaniens," insbesondere den besuch des Pytheas zur zeit Alexanders des Grossen, der ihn übrigens nicht zu den Goten an der Weichselmündung, sondern nur bis zu den Teutonen an der Nordsee führte.

Den zulezt erschienenen teil der Altertumskunde einzuleiten, muste Müllenhoff bereits W. Scherer überlassen. Das grosse werk seines lebens wird, auch wenn das im nachlass noch vorliegende erschienen ist, nicht volständig sein.

Aber es bleibt das grosse beispiel des versuchs einer alseitigen, durchaus wissenschaftlich begründeten gesamtdarstellung des altgermanischen lebens. Und an der unterweisung, wie sein werk fortzuführen wäre, hat es Müllenhoff nicht fehlen lassen. Streng, wie gegen sich selbst, war er auch andern gegenüber. Aber auch bei der schonungslosen abweisung alles dessen, was er für falsch und schädlich hielt, war es doch stets die liebe zur wissenschaft, zum vaterland, die ihn trieb. Wer ihm jemals näher getreten ist, weiss dass er auch für persönliche beziehungen die volste herzlichkeit besass.

Eine medaille mit seinem bild haben ihm seine schüler zum 60. geburtstage überreicht. Eine photographie von ihm ist in holzschnitt veröffentlicht worden durch die Illustrierte zeitung 1884, nr. 2123.

STRASSBURG I. E., 12. APRIL 1884. E. MARTIN.

August Lübben.

Heinrich August Lübben wurde am 21. januar 1818 zu Hooksiel geboren. Sein vater, der als lehrer in dem kleinen oldenburgischen orte wirkte, erteilte ihm den elementarunterricht. Schon früh machte sich bei dem knaben die neigung geltend, jedes bedruckte blätchen, das in seine hände geriet, als einen schatz zu betrachten. Da seine vorliebe für bücher immer entschiedener hervortrat, so sahen sich die eltern veranlasst, die nötigen schritte zu tun, um dem sohne das ergreifen eines gelehrten berufes zu ermöglichen. In seinem dreizehnten jahre brachten sie ihn auf die lateinschule, die ein geistlicher in dem orte eröffnet hatte, und achtzehn monate später santen sie ihn auf das gymnasium zu Jever, welches er bis ostern 1838 besuchte. In dem augenblicke, wo er für tüchtig erachtet wurde, die universität zu beziehen, schwankte er sehr, welchem studienfache er sich zuwenden solte. Äussere verhältnisse forderten ihn dringend auf, sich der theologie zu widmen, während alle wünsche seines herzens ihn zum studium der philologie hinzogen. Das herz muste vorläufig schweigen. Während des ersten semesters, das er in Jena zubrachte, hatte er noch manchen schweren kampf mit seiner neigung zu bestehen, und schon stand er auf dem punkte, der theologie gänzlich den rücken zu kehren, als ihn briefe aus der heimat veranlasten, diesen entschluss nicht zur ausführung zu bringen. Da er sich indess nicht dazu verstehen mochte, jeden gedanken an die von ihm bevorzugte wissenschaft aufzugeben, so unternahm er es, die wünsche der seinen mit den eigenen dergestalt in einklang zu bringen, dass er hinfort theologische und philologische studien nebeneinander betrieb. Nach

einjährigem aufenthalte in Jena wante er sich nach Leipzig. Kaum dort angelangt, erhielt er die nachricht von dem ableben seines vaters. Er litt unter diesem schicksalsschlage unsäglich, so dass er sich ausser stande sah, seine studien in der gewohnten weise fortzusetzen. Einige beruhigung gewährte ihm erst ein ferienbesuch bei seiner mutter, und diese reise übte auch insofern einen woltätigen einfluss auf ihn aus, als sie ihm die eingebüsste arbeitslust zurückgab. In Leipzig wurde er durch die vorträge Haupts, der sich kurz vorher dort habilitiert hatte, für die deutsche philologie gewonnen. Die begeisterung, die damals die jünger unserer wissenschaft für Lachmann empfanden, ergriff auch Lübben. Voll freudiger erwartung zog er nach Berlin, wo ihn Lachmann derart fesselte, dass er während des restes seiner studienzeit kein verlangen trug, die stadt zu verlassen, in welcher der verehrte lehrer unerschöpfliche anregung bot. Neben Lachmann zogen ihn besonders Böckh, Neander, Michelet, Werder, Trendelenburg und Ranke an, eine kurze zeit war es ihm auch vergönt, von W. Grimm unterwiesen zu werden. Nachdem er das examen pro facultate docendi in Berlin bestanden und bei der universität Jena auf grund einer von ihm eingesanten dissertation de imaginationis ratione apud Aristotelem den doctorgrad erworben hatte, kehrte er im herbste des jahres 1841 in die heimat zurück. Es wurde ihm gelegenheit gegeben, seine lehrtätigkeit an demselben gymnasium zu beginnen, dem er als schüler angehört und dem er stets eine dankbare erinnerung bewahrt hatte. Nach bestandenem theologischen tentamen wurde ihm ostern 1844 die vierte lehrerstelle, die er schon ein jahr lang provisorisch versehen, definitiv übertragen. Sein abgang nach Oldenburg, der zu michaelis desselben jahres erfolgte, wurde, da er es verstanden hatte, sich bei collegen wie schülern durch sein liebenswürdiges, freundliches wesen lebhafte sympathien zu erwerben, herzlich bedauert. Er selbst schied nicht gern aus dem ihm liebgewordenen wirkungskreise, aus der stadt, in der er einen grossen teil seiner jugend verlebt hatte und mit der ihn mancherlei liebe beziehungen verknüpften, um dem an ihn ergangenen rufe zu folgen.

Aus der zeit der übersiedlung Lübbens nach Oldenburg datieren die anfänge seiner litterarischen tätigkeit. Das osterprogramm des Oldenburger gymnasiums vom jahre 1845 enthält eine abhandlung des collaborators dr. Lübben: Über die behandlung der deutschen sprache und literaturgeschichte auf gymnasien. Aus der kleinen arbeit spricht ein reges interesse für unsere alt- und mittelhochdeutsche litteratur, und diese zeile für zeile durchblickende warme begeisterung des jungen autors für seinen gegenstand lässt es einigermassen erklärlich erscheinen, wenn er sich gelegentlich einer auseinandersetzung über die verwertbarkeit der sprachen im dienste der philosophischen und historischen grammatik zu der mehr als gewagten bemerkung versteht: „Die romanischen quellen befriedigen meist nur das historische interesse, die germanischen zugleich das poetische." Gegen Gervinus polemisirend, verlangt Lübben vertrautheit des schülers mit der mhd. litteratur und als notwendige consequenz bekantschaft mit der mhd. grammatik. Als erste frucht seiner beschäftigung mit dem niederdeutschen, der sprache, die er „mit der muttermilch eingesogen," und zu der er immer wider griff, wenn sich das herz den freunden aufschloss und mit ihnen sich in die poesie der jugendzeit eintauchte, veröffentlichte er im nächsten jahre: Das plattdeutsche in seiner jetzigen stellung zum hochdeutschen. (Oldenburg, Schulze. 40 s. 8°). Die in dieser schrift vorgetragene ansicht über den umlaut im mittelniederdeutschen hat er später consequent festgehalten. Mit gleicher entschiedenheit weist er überall die annahme eines umlauts des *o* und *u* zurück, und nur hinsichtlich

des *a* versteht er sich in der einleitung zum Reinke und in der mittelniederdeutschen grammatik zu einer einschränkung. Wenn Lübben dagegen in der genanten kleinen abhandlung behauptet, der genius der deutschen einheit habe es verhindert, dass sich das niederdeutsche dem hochdeutschen gegenüber zu einer besonderen schriftsprache gestaltete, so hat er diese ansicht mit recht in der folge wesentlich modificiert und sich zu gunsten einer „gemeinniederdeutschen, gewissermassen einer schriftsprache" ausgesprochen. Die nächsten publikationen Lübbens verdanken ihr entstehen einer eindringlichen beschäftigung mit dem Nibelungenliede. Einem fortlaufenden auszug aus der Nibelunge Nôt (Oldenburg, 1847) liess er 1854 das Wörterbuch zu der Nibelunge Nôt (Oldenburg, Stalling. 160 s. 8°) folgen, das 1865 in zweiter vermehrter und verbesserter und 1877 in dritter auflage erschien. Durch die 1863 veröffentlichte abhandlung über die tiernamen im Reinke bekundete er, dass sich inzwischen sein interesse für niederdeutsche sprache und litteratur, dem er schon einmal beredten ausdruck verliehen, nicht vermindert hatte. Vier jahre später trat er mit seiner ausgabe des Reinke (Reinke de Vos nach der ältesten ausgabe (Lübeck 1498). Mit einleitung, anmerkungen und einem wörterbuche. Oldenburg, Stalling. 1867. XXII, 347 s. 8°) in die reihe der angesehensten herausgeber nd. denkmäler. Der vorzug dieser ausgabe vor der Hoffmanns von Fallersleben liegt in erster linie in der aufnahme der prosaischen glosse, einmal ihrer sprachlichen bedeutung halber und dann wegen ihrer wichtigkeit für die geschichte der nd. bearbeitung. Ansprechende belege für die aufmerksamkeit, welche Lübben gegen ende des jahrzehnts kleineren mnd. dichtungen zuwante, liefern die textausgaben der Mittelniederdeutschen gedichte (Oldenburg, Stalling. 1868. IV, 62 s. 8°) und des Zeno und Ancelmus (Bremen, Kühtmann. 1869. XXIII, 146 s. 8°).

Im jahre 1869 trat Lübben Karl Schiller näher. Dieser forderte Lübben auf, sich an der herausgabe von Beiträgen zu einem mnd. glossar zu beteiligen. Es ist nicht zum geringsten Lübbens verdienst, dass sich aus der bescheidenen idee der beiträge bald der plan zu einem umfassenden mnd. wörterbuche entwickelte, und damit der wunsch, dem Pfeiffer 1864 auf der philologenversamlung zu Hannover ausdruck verliehen hatte, der erfüllung näher rückte. Stand auch den herausgebern bereits ein reiches, von Schiller zusammengetragenes material zu gebote, so harrten die zahlreichsten quellen noch der lexikalischen verwertung. Der mangel an guten textabdrücken muste durch das heranziehen eines umfänglichen handschriftlichen materials ausgeglichen werden, und die herausgeber oder vielmehr der herausgeber, denn Schiller schied bereits 1873, ein jahr nach erscheinen des ersten heftes, aus der zahl der lebenden, hatte volauf gelegenheit, sich als ein emsiger samler und als ein treuer gewissenhafter forscher zu bewähren. Durchmustert man das quellenverzeichnis, welches dem ersten bande beigegeben ist, so wird man sich eine ungefähre vorstellung von der arbeit machen können, die hier von Lübben geleistet ist. Trotz mancher mängel, die dem vortreflichen werke im einzelnen anhaften und die keineswegs verschwiegen werden sollen, ist es zu einem hilfsmittel geworden, dessen unentbehrlichkeit jedem, der sich dem studium des nd. zugewant hat, bekant ist.

Lübben hat dem werke, sieht man von den vorarbeiten ab, die ziemlich drei jahre beanspruchten, neun jahre seines lebens gewidmet; das erste heft erschien 1872 und das lezte heft des nachtrags 1881 (Mittelniederdeutsches wörterbuch von dr. Karl Schiller in Schwerin und dr. August Lübben in Oldenburg. 5 bände und nachtrag. Bremen, Kühtmann-Fischer). Zunächst war die zeit, die

er auf die vollendung des wörterbuches verwenden konte, auch noch insofern beschränkt, als er durch seine amtstätigkeit, der er nach wie vor mit eifer und pflichttreue oblag, nicht unbedeutend in anspruch genommen wurde. Er hatte in folge seiner produktiven wissenschaftlichen beschäftigung keineswegs die freude an der wirksamkeit als lehrer verloren, gab er doch noch 1868 im verein mit Kern ein deutsches lesebuch für höhere schulen heraus! Erst ostern 1875 wurde ihm von der oldenburgischen regierung zur vollendung des wörterbuches ein dreijähriger urlaub bewilligt, und am 1. juli 1877 wurde ihm, um ihm die umfangreichere musse zu eigenem schaffen zu belassen, die stelle eines bibliothekars an der grossherzoglichen landesbibliothek verliehen. War er in folge dessen im stande, sich in grösserer ausdehnung mit wissenschaftlichen arbeiten zu befassen, so wurde durch kaiserliche beihilfe das unternehmen, das man als sein eigentliches lebenswerk bezeichnen kann, auch pecuniär sicher gestelt.

Die mühsame arbeit am wörterbuche hatte Lübbens kraft nicht erschöpft. Fast gleichzeitig mit dem lezten hefte desselben erschien seine ausgabe des Sachsenspiegels nach dem oldenburger codex, einem der ältesten denkmäler der nd. sprache (Der Sachsenspiegel, landrecht und lehnrecht, herausgegeben von A. Lübben. Oldenburg. 1879), und drei jahre später versuchte er sich an einer der schwierigsten aufgaben, die den bearbeitern des mnd. zu lösen blieb: an der abfassung einer mnd. grammatik (Mittelniederdeutsche grammatik nebst chrestomathie und glossar. Leipzig, Weigel. 1882. VIII, 221 s. 8°). Ist Lübben, wie weiter oben hervorgehoben, in der umlautfrage mit recht auf dem Grimmschen standpunkte stehen geblieben, so ist der nachteil, der sonst seiner mnd. grammatik, besonders in der lautlehre, aus dem ignorieren der ergebnisse neuerer forschung erwuchs, um so empfindlicher. Immerhin werden die materialsamlungen das buch vor dem schicksal des vergessenwerdens schützen.

Die zahlreichen kleineren aufsätze, die Lübben in der Ztschr. f. d. a., in der Germania, dem Nd. jahrbuche und in dieser zeitschrift publiciert hat, kann ich hier nicht einzeln aufführen. Inhaltlich schliessen sie sich zum teil an die von ihm besorgten editionen, besonders des Reinke und des Sachsenspiegels, an. Vergegenwärtigt man sich die litterarischen schöpfungen Lübbens in ihrer gesamtheit, so wird man die ungemeine arbeitskraft, über die er zu allen zeiten gleichmässig verfügte, bewundern müssen. Drei perioden lassen sich innerhalb seines an wissenschaftlicher tätigkeit so reichen lebens unterscheiden, die der texteditionen in den sechsziger jahren, der lexikographischen arbeiten in den siebziger jahren und die der grammatischen untersuchungen, denen das neue jahrzehnt anscheinend vorwiegend bestimt war. Hat er sich auch als herausgeber wie als grammatiker unläugbare verdienste erworben, so liegen doch seine hervorragendsten leistungen unzweifelhaft auf lexikographischem gebiete.

Durch seine beziehungen zum verein für nd. sprachforschung trat Lübben einem grösseren kreise gleichstrebender persönlich näher. Im dienste dieser vereinigung, deren präsident er seit der gründung derselben war und deren jahrbuch er herausgab, hat er eine ausserordentlich segensreiche tätigkeit entfaltet. An allen erfolgen, die durch den engen zusammenschluss aller derer erzielt sind, welche nd. studien obliegen, hat er einen hervorragenden anteil gehabt. Er leitete acht jahresversamlungen des vereins; der neunten, die im vergangenen jahre zu Kiel statfand, muste er zu seinem bedauern anzeigen, dass die nachwehen einer erkältung ihm dringend schonung auferlegten und seine persönliche gegenwart unmöglich machten. Auch im neuen jahre besserte sich sein gesundheitszustand

nicht wesentlich, trotzdem war er unermüdlich auf die förderung seines auf zwei bände berechneten mnd. handwörterbuches bedacht, das als ein weniger kostspieliges hilfsmittel dem inzwischen vergriffenen grösseren werke zur seite treten solte. Der erste band war der vollendung nahe, als der tod den rastlosen gelehrten am 15. märz 1884 abrief.

BRAUNSCHWEIG, 8. MAI 1884. HERMAN BRANDES.

LEXIKALISCHES.

I.

HESSISCHES.

1. Zu Weistümer IV, 456: Fischer fachs.

Das Altenstädter Weistum von 1485, übernommen 1542, hat folgende stelle: *Auch weisten sie (die Merker), were es sach, das ein Gemeiner reusen in das Wasser wolt legen, der sal sie eins fischer fachs lang von einander legen.* Landaus Beiträge zur Geschichte der Fischerei in Deutschland Kassel 1865 s. 83 bringen diese stelle aus Grimm, nicht aus dem originale. Im Wetterauischen Wasserrecht von 1611 Weist. III, 464 steht ebenfals *fischerfach.*

Den 17. sept. 1842 schreibt Weigand an Phil. Dieffenbach: „Das Altenstädter Weistum ist nun bei Grimm III, 453 fgg. nach meiner abschrift abgedruckt; aber aus *fischs hachs* hat Grimm *fischer fachs* gemacht, wahrscheinlich weil ihm jenes unverständlich war. Ich verstehe es auch nicht, aber es heisst so in der urkunde." Grimm hat sich diese änderung wol auf grund des textes des wasserrechts von 1611 erlaubt, womit wir aber keineswegs uns einverstanden erklären dürfen. *Fach* lag nahe, ist auch für Hessen wie für seine nachbargebiete mehr als genug belegt: man verstand darunter eingerammelte pfähle, kreisförmig, dazwischen und darum herum reisach, synonym archen, arken (maceria). Im 9. sec. heissen solche archen an der Weser hagen-, heckenwehren. (Corv. Urkd. 832: *in similitudinem palorum, quos incolae hocas vocant* Erhard Cod. Dipl. hist. Westph. nr. VII ?). Sollen wir nicht „Fischshags" setzen dürfen? Die aussprache *ch* = *g* ist bekant. Fischer ist jedesfals unrichtig. Es wäre auch nur ein fische-fach möglich, nicht ein fischerfach, das im 17. jahrhundert wol angehen mag. Oder dürfen wir an das dem Holländischen entsprechende (*hac*) *hach* erinnern = ein fischsprung, fischschnapp? Vergleiche derart sind nichts seltenes.

2. Zu Weistümer II, 246. III, 328. 372. 423. 479. 884 usw. andelagen, andelangen, handelagen usw.

Das Grimmsche DW. I, 304 bringt mit vielen nachweisen *andelagen* unter *andeln:* „zumal in Wetterauischen Urkunden und Weistümern"; nent es einen alten dunklen ausdruck. Lexer, Mhd. Wb. I, 55 bringt ausser hessischen belegen keine aufklärung. Weitere nachweise bei Brinckmann I, 84. 85. Vilmar, Kurhess. Idiot. 10 fgg. Diefenbach-Wülcker I, 76 fgg. Ich füge eine stelle zu allen bisherigen aus einer Gersfelder urkunde von 1438 (Archiv zu Gersfeld). NN von Ebersberg verkaufen Gersfeld und seine Zugehörungen um 640 fl. an N: *ouch mit*

andern allen registern vnd brieffin die vns der genante Wilhelm gegebin vnd verandelagit had, vorter den obgenanten kouffern gegebin vnd verandelagit usw.

Das wort in allen seinen misverstandenen falschen und richtigen schreibungen hat noch niemand erklärt. Es ist uralt fränkisches, hessisches, longobardisches erbe, ähnlich dem Ucht, Aucht der Alemannen, dem *Ût, Ôtta* der Westphalen und Skandinavier, dem Geläre (*gilâre* Otfrids) der Hessen (Giessen) usw. Ich möchte auf das fränkische *alâg, villa* verweisen, das ursprünglich κλῆρος, looss, grundstück bedeutete, wie die salischen Franken es sehr gut wusten. Lex Salica LXXXVIII: *quum in ipsa mansione aut sorte aliquid petra aut aratro fuerit factum.* Hier haben wir die älteste erklärung. Nehmen wir dazu *alâg* (*ch*) Graff I, 236: *alâgia agri villarum viciniores. lâc* begegnet auch in *urlâc*, ausgelegter teil, schicksal (nie aber *urliuge* daher). Siehe Kerns Lex Salica 1869 s. 121. Das vorschlag *and-*, betont, drückt dasselbe aus wie in *andbahts, andavards, antdag* usw. stets etwas correspondierendes. Somit werden wir auf gegendienste gewiesen, die von dem *alâgia* auszugehen hatten, mögen im laufe der zeit die bedeutungen auch sekundär und tertiär abgeschwächt worden sein.

3. Zu Seb. Francks erste namenlose sprichwörtersamlung von Latendorf s. 40: Thete das.

Nr. 116: *Thete das, der tantz würde ihm nitt halb so wol ansteen. Wenn eim ein glück vffsteet, das jn muettig vnd guter ding macht, so steet jm der tantz wol an, er richtet sich vff vnd erhebt die stimme mit freuden vnd springet uff mit gleichen fuessen: thete das, der tantz würde jm nit halber so wol ansteen, er würde auch nit so froelich sein vnd so laut singen vnd springen. Gut macht gut.*

Der wolunterrichtete herausgeber gibt uns keinen aufschluss über *thete das* = mangelte, fehlte das, wäre das nicht der fall. Mir ist auch erinnerlich jene Geilersche stelle im Berg des schäumenden Lebens, handschriftlich in meinem besitze: *liebe rütt vnd trawte rütt, werest du nitt, ich thett nymer gütt* also anderwärts gefunden zu haben: *thettest du, ich thett nimmer gůt* usw. Conrad Dieterich in seinen predigten über das Buch der Weisheit hat mehr belegstellen. Dieterich ist Hesse von Hayna oder Gmunden gebürtig und von 1614—39 in Ulm rektor des gymn. und superintendent: wo wolten viel von adel usw. fisch nehmen, wann die teiche thäten I, 212. Die medici und wundartz wurden manchmal übel stehen, wann die waldkräutl einthäten I, 219. Wann die wälder thäten wo wolt der gemein mann hinauss I, 219. Wo wollten die junge kindlein bleiben, wann die milch thäte I, 235. Wurd manch magere suppen und bissle gessen, wann das schmalz thäte. Ebenda. Thäte es nicht, wann du andere wort brauchest II, 377. Wann die Donaw thäte wurde diese statt (Ulm) gewiss nit so gross und viel erweitert worden seyn! II, 570. Wann die Donaw thäte, es wurde nicht so ein stattlicher weinmarkt allher gelegt worden sein. Wann die Donaw thäte es wurde nicht ein solches gewerb mit gölschen, leinwad, barchet und anderm allhier aufkommen sein. Wann die Donaw thäte wurde unser Ulm ebenso wol wie ein andere gemeine reichsstatt in Imis sitzen. Ebenda. Das holz dienet zur zucht, disciplin vnd sitten dess menschen. Dann es gibt die selige staupbesen, damit man die mutwillige lecker züchtiget, die böse buben über die banck zeucht, und sie from machet. Wann die rute von holzreyser vnd staupbessen thäte, wie manch böser bub wurd in seiner vngerathenen wilden weyse also dahin leben vnd dem galgen, schwerdt vnd rad entgegen wachsen! II, 605.

4. Zu Conrad Rossbachs Paradeissgärtlein 1588.

Der titel des hessischen büchleins, der ersten pflanzensymbolik aus dem schosse der evangelischen kirche, heisst: Paradeissgärtlein, Darinnen die edelste vnnd fürnembste Kräuter nach ihrer Gestalt vnd Eigenschaft abcontrafeytet vnd mit zweyerley Wirkung, Leiblich vnd Geistlich auss den besten Kräuterbüchern vnd göttlicher Schrifft zusammen geordnet vnd beschrieben sind. Durch den Ehrw. Herrn Conradum Rossbachium, Pfarrherrn zu Nider-Mörlen vnd S. Johanns Berg in der Wetterau. Allen Haussvättern, Frauwen und Jungfrauwen zur Leibs- vnd Seelen-Arzney zu gebrauchen sehr nüzlich vnd auch nothwendung. Gedruckt zu Frankfurt am Mayn durch Johann Adam Spiess 1588. kl. 8°. 294 s. Ein jahr vorher erschien desselben verfassers Christliches und Geistliches Rosengärtlein in gleichem verlage des bekanten Faustbuchdruckers. Ich habe im Archive des hist. Vereins für das Grossherzogtum Hessen 15. bd. 2. heft s. 376—98 (1881) die sprachlichen und sittengeschichtlichen eigenartigen stellen mitgeteilt und erklärt. Das werklein ist von äusserster seltenheit und hat früher im volksleben Hessens eine hervorragende rolle gespielt. Nach erscheinen meiner auszüge und schildereien schrieb mir herr dr. Müller, geh. oberbaurat in Darmstadt, folgendes:

In dem Archiv für Hessische Geschichte und Alterthumskunde bd. 15 heft 2 finde ich Ihre Abhandlung „Sittengeschichtliches und Sprachliches aus Hessen," welche das „Paradeissgärtlein" bespricht. Ich sammle Inschriften von Häusern, Geräthen und dergl. So habe ich in dem Jahre 1843 von einem Bauernhaus zu Lang-Göns bei Giessen die folgende abgeschrieben, welche sich auf das genannte alte Buch bezieht;

„ANNO 1624 den 2 Jannor hat in dem vorigen Haus das Paradaisgärtlein"
„solt verbrannt werden aber durch die Allmacht Gottes nicht geschehen"
„welches ein gottloser Leutnant von den Neubörgen gewesen in Langgöns"
„. . . 1782."

Man hielt das „Paradeisgärtlein" dort für ein Andachtsbuch. Es würde mich sehr freuen, wenn diese kleine Mittheilung vielleicht einigen Werth für Sie haben könnte.

II.

1. Isenhalt.

Trotz aller versicherungen in der Helmbrechtausgabe v. 1205. 1207 von Keinz, es bedeute eisernes kistchen, was alles der gute Saxaueder pfarrer, gesagt haben soll, ist dem nicht so; es kann höchstens eisernes band um ein solches gewesen sein, nie aber kiste selbst. Ich entnehme Stoffels ausgabe der Miracula S. Theobaldi[1] folgende stellen: Isenhalt, fessel: vnd wurdent jm an sine füeß geschlagen zwo ysenhalten 63. wie er gelediget würd von den Ysenhalten 64. Das er die Ysenhalten mit seinem opfer verheissen 65. satzte das messer an die Ysenhalten vnd sneit die von ein ander one irrung als ob es linder ziger oder kese 65. 81. 82. Synon. armysen 101. eysin band 136.

1) Der ganze titel des eigentlich schlecht edierten buches ist: Tomus Miraculorum Sancti Theobaldi im Originaltext herausgegeben von Georg Stoffel. Mit einem Facsimile. (Colmar, Jung 1875. Jezt neuerdings in Strassburger verlag übergegangen und auch endlich käuflich erreichbar. St. Theobald ist berühmter walfahrtsheiliger in Thann, Ob.-Elsass, gewesen. Die sprache alem.-elsäss.

Mag man alle belege zusammennehmen, man wird nie und nimmer etwas spezifisch baierisches in dem worte erkennen können. Es ist alemannisch viel eher zu nennen. Und wie sieht es mit Tobel bei Helmbrecht aus? Man muss gewaltsam verfahren es bairisch nachweisen zu wollen. Das ursprünglich fremde (tavola, rätisch) wort ist nur alem. landen und alem. denkmälern eigen. In bairisches land hinein sich erstreckende örtlichkeiten weisen Tobel noch zerstreut auf, allein sind nicht die Alemannen bis Passau vorgedrungen? In bairischen denkmälern findet sich Tobel nie. Das könte der Helmbrechtforschung vielleicht dienlich sein, denn die verschiedenheit der örtlichkeiten in den zwei handschriften liegt am tage. Mit einem klosterbruder als verfasser ists jedenfals aus.

2. Judenspiess und ähnliches.

In Albertinus Welt Tummel- vnd Schawplatz 1617 s. 173: Vielhändler, Zungendrescher, Partitenmacher vnd Ritter im Judenspiess usw. Es ist von Geltwürmern, Schrappern die rede. S. 329: Auff diesen Schlag pflegen die Wirt vnd Wucherer jre Söhne von Jugend auff zu der Schinderey abzurichten vnd mit dem Judenspiesslein rennen zu lassen. S. 411: Dann in der Nacht vnd im Finstern treiben sie die Hurerey vnd beim Tage rennen und stechen sie mit dem Judenspiess. S. 813: Aber wo ist der, wir wöllen vnd begeren ihn zu sehen vnd zu loben, dann menigklich reisset sich ums Gelt, ein jeglicher hat die Geltsucht, ein jeglicher rennet mit dem Judenspiess, vnd wer denselben am allerzierlichsten führen kan, der ist der beste Mann vnd wirdt Edel vnd Vest, Gestreng vnd genedig genent.

Cunrad Dieterich von Ulm hat in seinen Predigten z. Buch der Weisheit 1631. 1642 fgg. folgende belege: Wie sind wir all auf dem Jahrmarkt mit aller Macht mit dem Judenspiess herumgelauffen? Wie haben wir allenthalben Gewinnst gemacht? II, 794. Wie rennt und lauft da jederman mit dem Judenspiess herumb, reist zu sich was er kan. II, 902.

Dieterich gebraucht synon. damit Schlingrab: ein unersättlicher Geizwanst und Schlingrab, ein schandloser Wucherer. II, 76.

Vgl. Judenspiess, diese zeitschrift XII, 82 (Lübben); XIII, 230 (Pietsch). Alemannia III, 186. VII, 94. IX, 88.

Es sei noch zweier bildlicher composita bei Cunrad Dieterich gedacht: Knebelspiess, Schweinsspiess: sondern eins dem andern ein Wort zu gut halten und dencken: Es sey ein Wort kein Knebelspiess. I, 490. Da stehen wie ein Stock oder geborgeter Schweinspiess, wann man bey ehrlichen Leuthen ist. I, 496.

Reifspiess? Ich muss noch ein drittes compositum anführen: Vil weniger messte man die mindeste Spän, so mit den Fingern zu erspannen, gleich mit dem Raiffspiess aus, will sagen, man machte nit gleich auss jedem Missverstand einen Haupthandel. Kemptener leichenrede auf P M. von Schönberg aus Riedlingen, c. 1734. 4°.

3. Rimpenzehenden

ist ein stehender ausdruck für Kleinzehenten in den Urbaren, urkunden von Oberwesel, Boppard, Damscheid, Delhofen. Aus einem Urbar XVI sec. des stifts U. L. Frauen zu Oberwesel teilt mir mein freund dr. Becker, staatsarchivar in Koblenz folgende stellen mit: *Einkomsten ahn wein und fruchten, desen zehenden,*

wilcher der **klein** *oder* **Rimpen zehenden**[1] *genant wirdt der dechaneien zufellig̃h.* Ferner: *der weinzehenden in der Buppart, dem kleinen wein- oder* **Rimpen zehenden** *angehorigh.* In einer Oberweseler originalurkunde, ebenfals wie gen. Urbar im Koblenzer staatsarchive befindlich, von 1611 wird erwähnt: der Rimpen Weinzehenden zu Boppard usw. Pactiert wird darin über den „kleinen *zehenden daselbst an ruben, erbessen, hanen, lemmeren und anderm dazu gehorigh.* Eine gleichzeitige Dorsualnotiz nent jenen zehenten Rimpfenzehenden. Ich erinnere hier auch an den namen für die kleinen salat- und köderfischlein an der Ahr und im Niederbergischen: „Rümpchen." Nemnich führt nur Riemchen an für *cobitis barbatula,* ohne ort und deutung. Möglich dass die ausdrücke zusammengehören, „klein" ist jedenfals die grundbedeutung beider. — Zu den Rümpchen gehören, wie mir herr prof. La Valette St. George hier mitteilt, durchaus nur fingerslange fische, die Elleritzen (unter Erlen), die Gründlinge und Kresslinge (unter Brunnenkresse), die Schmerlen und Steinbeisser, die Kaulköpfe. Auch junge fischbrut geht verruchterweise unter obigem namen im handel.

4. Geflügelte Reden.

Cunrad Dieterich in seinen Predigten über Salomos Buch der Weisheit gebraucht es schon: Viel reden mit einander vnter der Rosen, so bald man von einander gehet, da sind es ἔπεα πτερόεντα, geflügelte Reden, die in jedermans Mund herumberfliegen, da weiss Niemand darvon. I, 493.

A. BIRLINGER.

Oldnordiske consonantstudier af **J. Hoffory.** København 1883. 96 s. 8.

Die vorliegende abhandlung,[2] durch welche sich der verfasser den Kopenhagener doctorhut und zugleich die venia legendi an der Berliner universität erworben hat, enthält sehr sorgfältige und wertvolle untersuchungen über einzelne fragen des altnordischen consonantismus. Der hauptteil des buches (s. 1—37) handelt über ursprung und aussprache der spiranten *f, g, þ.* Altn. *f* entspricht im anlaut der urgerman. tonlosen bilabialen spirans — von Hoffory mit *φ* bezeichnet — und hat die qualität jener durchweg bewahrt (*fara* = got. *faran*); im inlaute vertritt altn. *f* sowol urgerman. *φ* (*hefja* = got. *hafjan*), als auch die tönende bilabiale spirans — welche Hoffory durch *β* widergibt — (*hafa* = got. *haban*). Die aussprache des altn. inlautenden *f* war jedoch eine doppelte (von dem ursprunge des lautes aber durchaus unabhängige): es wurde nämlich *f* in der umgebung tönender laute tönend, vor tonlosen consonanten dagegen tonlos gesprochen (also *lófi* = got. *lôfa* wie *lóβi* und *hafa* = got. *haban* wie *haβa,* aber *oft* = got. *ufta* wie *oφt*). Von urgermanischen verbindungen des *f* mit tonloser consonanz kommen nur *ft* und *fs* in betracht: dass hier *f* noch im altn. eine tonlose bilabialis war, sucht Hoffory besonders durch den hinweis auf den häufigen übergang von german. *ft* und *fs* in *pt* (oder *fst*) und *ps* wahrscheinlich zu machen.

1) Orig. *Zhenden.*

2) Dieselbe ist inzwischen durch den widerabdruck im Arkiv for nordisk filologi (band II, heft 1) algemeiner zugänglich gemacht worden und soll, wie es heisst (Heilbr. lit. bl. 1884, sp. 41) demnächst auch den deutschen interessenten in einer übersetzung vorgelegt werden.



Der früher fast algemein geltenden annahme gegenüber, dass jedes *pt* im altn. wie *ft* gesprochen worden sei, stelt nämlich Hoffory die entgegengesezte behauptung auf: nicht nur urgermanisches *p* (z. b. in *djúpt* = got. **diupata*), sondern auch nordisches *p*, das auf germ. *f* zurückgeht (*aptr* = got. *aftra*) sei im altn. vor *t* als echte tonlose tenuis gesprochen worden. — Die erst im nordischen durch vocalsyncope entstandenen *ft* (*ljúft* = got. **liubata*, *sjálft* = **silbata*, *deyft* = **daubiþ*, *leyft* = **laubiþ*) bleiben in der regel unverändert und nur selten finden sich schreibungen wie *leypt*, *gæpt* (= **gêbiþ*), weil die analogie der übrigen formen (*ljúfr*, *ljúfum*; *sjálfr*, *sjálfum*; *deyfa*, *leyfa*, *gæfa* usw.) hier stets einen corrigierenden einfluss ausübte.

Ähnlich sind die verhältnisse bei den gutturalen spiranten. Die urgerman. tonlose spirans (χ) hat sich im isländischen anlautend durchweg, auch vor consonanten, als *h* erhalten, während sie im altnorwegischen vor *l*, *n* und *r* abgefallen ist.[1] — Im inlaut erhält sich urgerm. χ nur zuweilen in der verbindung χs (*oxi* = got. *aúhsa*, vgl. dagegen *nýsa* = got. *niuhsjan*), sonst fält es immer aus, hinterlässt jedoch, wenn es nach vocalen schwand, ersatzdehnung (*fé* = got. *faíhu*, aber *bjartr* = got. *baírhts*). Die lautgruppe χt wird zu *tt* bei gleichzeitiger verlängerung des vorausgehenden vocals (*mátta* = got. *mahta*). — Die urgerman. tönende gutturale spirans (γ) hat sich im altn. nur in der umgebung tönender laute erhalten (*vegr*, *bjarga*, *draga* usw.), vor und nach tonlosen consonanten ist sie dagegen selber tonlos geworden, was durch den häufigen übergang in *k* zweifellos erwiesen wird (*lostkan*, *mǫtkan*, *þatki*, *sakt* usw.). Im auslaute ist γ zunächst zu χ geworden und dann abgefallen (*vá*, *sté*, *ló* aus **va*χ, **stei*χ, **lau*χ usw.).

Was die dentalen spiranten anbetrift, so wird die bisherige annahme, dass im anlaute die spirans stets tonlos, im in- und auslaute stets tönend gewesen sei, als irtümlich erwiesen. Es hat sich vielmehr die urgerman. tonlose spirans (ϑ) im anlaute in der ursprünglichen qualität durchweg erhalten,[2] im inlaute dagegen ist die spirans, mag sie urgermanischem ϑ oder urgermanischem δ (der tönenden spirans) entsprechen, nur zwischen tönenden lauten als tönend anzusetzen, während sie neben tonlosen lauten selber als tonlos betrachtet werden muss. Ersteres beweist der übergang von *þ* zu *d* zwischen tönenden lauten (*deydda* = got. *dauþida*; *Halldórr*, *Steindórr* aus **Hallþórr*, **Steinþórr*), lezteres der übergang von *þ* zu *t* bei tonloser nachbarschaft (*lýsta*, *beitta*, *hleypta* usw.). Diesem ergebnis entsprechend hält es Hoffory für falsch, in normalisierten texten den bisher beliebten gebrauch, *þ* im anlaut, *đ* im in- und auslaut zu verwenden, beizubehalten; er schlägt vielmehr vor, nach dem beispiele der ältesten isländischen handschriften ausschliesslich *þ* zu verwenden. Dass dieser vorschlag algemeine zustimmung bei den herausgebern altn. texte (und auch bei den heutigen Isländern?!) finden werde, ist freilich sehr zweifelhaft: eine streng phonetische schreibweise wird dadurch doch

1) Dass dieses *h* schon zu der zeit, welcher die ältesten isländischen handschriften angehören, ein reiner hauchlaut gewesen sei, wie Hoffory meint, kann ich freilich nicht zugeben: ein blosser hauch hätte vor consonanten nicht bestehen können, während doch bekantlich im isländischen *h* + consonant stets mit *h* + vocal alliteriert hat, und das schwanken des neuisländischen zwischen *hn* und *kn* (*hnappur* und *knappur*, *hnefi* und *knefi*) es deutlich zeigt, dass sich *h* ein gutturales element fortdauernd bewahrt hat (Halldórr Friðriksson, Íslenzkar rjettritunarreglurs. 169).

2) Ausgenommen sind nur einige pronomina und adverbia, in welchen in folge der enklise an vorausgehende wörter das anlautende þ tönend geworden ist.

nicht erreicht, und da in der weitaus überwiegenden mehrzahl von fällen inlautendes *đ* tatsächlich tönende geltung hat, halte ich es für durchaus unbedenklich, bei dem bisherigen verfahren zu bleiben[1] und würde nur empfehlen, in publicationen der älteren denkmäler dem gebrauche der handschriften zu folgen. Pflicht der grammatik bleibt es in dem einen wie in dem andern falle, den verschiedenen charakter der inlautenden spirans nachdrücklich zu betonen.

Mit dem resultate der eben skizzierten untersuchungen wird man im grossen und ganzen einverstanden sein müssen. Namentlich halte ich es für richtig, dass altn. *pt* nicht wie *ft* gesprochen worden ist. Aus der mir zugänglichen skaldenpoesie,[2] die ich mit rücksicht auf diese frage durchflogen habe, kann ich wenigstens éinen beleg als neue stütze für Hofforys ansicht beibringen, nämlich Fóstbræđrasaga, Hauksbók (ed. K. Gíslason, Kbhvn 1852) 95[8]:

skopta'k þá er uppi,

wo also *p(t)* mit *pp* reimt.[3] Allerdings ist das *p* in *skopta* (praet. von *skopa*) urgermanisch, aber dass die aussprache von *pt* = germ. *pt* der von *pt* = germ. *ft* sehr ähnlich[4] war, wird dadurch bewiesen, dass die Skalden beide *pt* unbedenklich auf einander reimen lassen, vgl. z. b. Sighvatr Þórđarson (Heimskr. ed. Unger 417[5]):

hǫfþom keypt en heipter;
ders. (ebenda 527[28]):
greypt's þat hǫfþom hnepta;
ders. (FMS V, 122[18]):
keypt es ást ef epter;
Berse Torfoson (FMS IV, 101[28]):
knarrar hapts sem keypta'k;
Þjóđólfr Arnórsson (FMS VI, 154[18]):
opt međ odde keyptan; usw.[5]

1) In ähnlichem sinne hat sich bereits Oskar Brenner ausgesprochen (Heilbr. lit. bl. 1883, sp. 376).

2) Darunter befindet sich auch das neue „Corpus poeticum boreale," das durch seine verwünschte manier, die *vísufjórđungar* zu einer langzeile zu vereinigen, ohne die cäsur äusserlich kentlich zu machen, einen schnellen überblick über die *hendingar* unmöglich macht. Übrigens sind die texte des Cpb ihrer unzuverlässigkeit wegen für philologische untersuchungen überhaupt unbrauchbar.

3) Dass das *vísuorđ* in den augen eines genau reimenden dichters „*háttalaust*" sein würde, kann natürlich seine beweiskraft nicht verringern.

4) Ich vermeide absichtlich das wort gleich. Denn dass das *p* in *opt*, *eptir*, *haptr* usw. wirklich die labiale tenuis war, möchte ich bezweifeln, und demselben lieber den wert einer affricata zuschreiben, worauf formen wie *efpta*, *efpter* (Mogk, anz. f. d. a. X, 60) zu führen scheinen. Hierdurch würde sich auch die umwandlung des *pt* in neuisl. *ft* leichter erklären. — Übrigens ist der übergang von ursprl. *ft* zu *pt* nicht auf das altn. beschränkt, vgl. ags. *sceapt*, *ʒidopta* (Sievers, ags. gramm. § 193, 1) und ahd. *hapt*, *heptidun* im 2. Merseburger spruche, formen, die gewiss nicht anders aufzufassen sind wie *thurphtigon* in der Mainzer beichte (MSD[2] LXXIV[a], 12) und bair. *aphter*, *haphta*, *chrephti* usw. (Weinhold, bair. gr. s. 134).

5) Im ganzen sind formen mit echtem *pt* in den hendingar der skalden sehr selten. Vielleicht gehört auch das wort *tópt* dazu, in welchem sich das *p* aber wol erst innerhalb des nordischen entwickelte. Das wort geht nämlich, wie norw. *tomt*

Dafür, dass das *ft* in wörtern wie *sjálft, ljúft* u. ä. nicht verhärtet worden ist, lässt sich ein direkter beweis aus der altn. poesie nicht beibringen: diese wörter kommen in den reimbindungen der skalden, wie es scheint, niemals vor, und auch in den mir zugänglichen rímur ist mir kein einziges beispiel aufgestossen.

Von den der hauptuntersuchung angehängten excursen behandelt der erste (s. 38—78) das von Hoffory entdeckte gesetz, nach welchem im altn. geminierte explosivlaute und spiranten vor nachfolgendem consonanten vereinfacht werden müssen (*hvatr* neben *hvattan*), ein gesetz, das jedoch schon zu der zeit, der unsere ältesten handschriften angehören, durch die wirkungen der analogie vielfach durchbrochen ist. Die untersuchungen machen hier noch mehrfach den eindruck des unfertigen; auch haben dieselben durch E. Mogk (a. a. o. s. 62 fgg.) bereits wertvolle berichtigungen und erweiterungen erfahren, indem derselbe nachwies, dass die geminierten nasalen und liquiden von der vereinfachung nicht ausgeschlossen sind (wie Hoffory annahm), und dass mit der vereinfachung gewöhnlich die verkürzung des voraufgehenden vocals hand in hand gieng (*dróttenn*, aber *drotne*).

In dem lezten excurs (s. 79—96) sucht Hoffory nachzuweisen, dass das zeichen *z* in den ältesten handschriften durchweg die lautgruppe *ts* widergibt. Diese behauptung lässt sich indessen nicht aufrecht erhalten, da der annahme, dass *fullz* und *mannz* wie *fults* und *mants* gesprochen seien, eine anzahl von sicher datierbaren skaldenreimen widersprechen, wie dies von K. Gíslason (Njála II, 626 fgg.) nachgewiesen ist. Auch intervocalisches *z* ist, wie dies das von Gíslason aus dem Geisli (70^{8}) beigebrachte *vísuorð* zeigt, schon um die mitte des 12. jahrhunderts wie *ss* gesprochen worden; noch früher mag allerdings die aussprache *ts* bestanden haben, wenn man die ags. umschreibung *Atsur* für *Ǫzurr* (Sievers, Paul-Braune IX, 197) als beweiskräftig anerkennen will. — Von Hofforys argumenten stehen einige auf ziemlich schwachen füssen: so beweist z. b. der späte, „unzweifelhaft nicht authentische“ vers der Gunnlaugssaga (Íslend. sögur II^{2}, 260^{19})

lands til lýsigunnar

nicht was er beweisen soll, da es doch höchst zweifelhaft ist, ob *nd* hier wirklich, wir Hoffory meint, den lautwert *nt* hat und nicht vielmehr = *nn* anzusetzen ist, wie dies Jón Þorkelsson in seiner ausgabe (Reykjavík 1880) s. 33 und 54 annimt.[1]

Derartige ausstellungen können jedoch den wert des buches, dessen ergebnisse auf genauen untersuchungen des schreibgebrauches der ältesten handschriften beruhen, nicht beeinträchtigen. Dasselbe ist reich an einzelnen feinen bemerkungen, die zum teil auch den aussernordischen sprachen zu gute kommen, wie ich denn z. b. die deutschen philologen auf die ansprechende erklärung des nhd. *sw*

neben *tuft* (Aasen 824^{a}), dän. *tomt*, schwed. *tomt* neben *toft* (Rietz 744^{b}) beweisen, auf **tomt* (got. **tumts* zurück), in welchem *p* eingeschoben wurde wie in *dœmpt*, *sœmpt* (Wisén, St. hom. X). Das wort ist identisch mit ahd. *zumft*, in welchem ebenfals einschub eines labials statgefunden hat.

1) Ursprünglich war die assimilation bekantlich auf *nd* < germ. *nþ* beschränkt, während germ. *nð* als *nd* erhalten blieb (*finna*, *fundum*), doch ist in der späteren zeit auch das leztere nicht selten zu *nn* geworden (K. Gíslason, um frumparta s. 113), und in der heutigen isländ. aussprache haben die assimilierten formen das übergewicht erlangt (*svo sýnist sem sú tillíking hafi náð töluverðri festu í tungunni:* Halldórr Friðriksson, a. a. o. s. 179).

(s. 12 note) aufmerksam machen möchte. — Die correctur ist im ganzen sorgfältig gehandhabt. S. 32[16] lies XI st. XL, s. 49[6] *bortfald*, s. 68[18] *ovenfor*, s. 68[20] *dróttinn*, s. 83[5] *„The z instead of s,“* s. 83[21] *haaber*.

HALLE, 29. MÄRZ 1884. HUGO GERING.

Historia de Sancto Gregorio Papa. Eine prosaerzählung nach dem Gregorius Hartmanns von Aue. Nach einer Heidelberger handschrift des XV. jahrhunderts herausgegeben von **W. Martens.** I. teil: text der handschrift. Programm des progymnasiums zu Tauberbischofsheim nr. 555. 14 s. 4.

Unter den in der Heidelberger sammelhandschrift cod. Pal. nr. 119 überlieferten prosaerzählungen, welche ich in der einleitung zu meiner ausgabe des „Junker und der treue Heinrich“ (Berlin, Weber 1880) s. 16 fg. mit näheren nachweisen aufführte, ist offenbar die hier abgedruckte bei weitem die beste, besonders was die anmutige form der darstellung anbetrift. Dass dieselbe sich im „Heiligenleben“ findet, hatte ich daselbst angemerkt; ich hätte hinzufügen sollen, dass sie von Zingerle („Von Sanct Gregorio auf dem Stein“ usw. Innsbruck 1873) schon nach andern handschriften herausgegeben ist. Ob die Heidelberger handschrift daneben einen selbständigen wert hat, vermag ich im augenblick nicht zu entscheiden. Martens gibt uns nun einen buchstäblichen abdruck des handschriftlichen textes, ohne auch nur die schreibfehler zu verbessern oder interpunktionen zu setzen. Da kein wort der einleitung hinzugefügt ist (wir haben diese wol erst übers jahr zu erwarten), so fehlt uns jede erklärung, was den herausgeber bewogen hat, diese antiquierte form dor publication zu wählen. Es bliebe mir also nichts weiter übrig, als zu erklären, dass der abdruck correct ist. Dies kann ich aber um so weniger, als eine abschrift, welche ich ehedem gelegentlich von blatt 114 und 115 der handschrift nahm, an mehreren stellen abweichungen von Martens text zeigt. Eine nochmalige collation müste hier entscheiden, wer sich geirt hat.

BERLIN, DECBR. 1883. KARL KINZEL.

VEREIN DEUTSCHER LEHRER IN ENGLAND.

In einer am 29. december vorigen jahres in Tolmers Square Institute, London, unter dem vorsitze des herrn C. Tuchmann, früheren präsidenten der deutschen woltätigkeits-geselschaft, abgehaltenen versamlung von deutschen lehrern und solchen, die sich für dieselben interessieren, wurde beschlossen, unter dem titel: GERMAN TEACHERS ASSOCIATION einen „VEREIN DEUTSCHER LEHRER IN ENGLAND“ zu gründen, der sich folgende hauptaufgaben stelt:

1. Der verein bezweckt, die sociale und materielle lage des deutschen lehrers in England nach möglichkeit zu heben; politische bestrebungen irgend welcher art sind ausgeschlossen.

2. Der verein übernimt für seine mitglieder für eine geringfügige entschädigung die vermitlung von stellen in englischen schulen und familien.

3. Der verein will neu herübergekommenen deutschen lehrern, sowie andern mitgliedern, die sich an ihn wenden, mit rat und tat an die hand gehen und den

sich hier aufhaltenden lehrern und mitgliedern in einem vereinslokale ein heim bieten, mit lesezimmer, bibliothek usw.

4. Der verein unterhält eine stete verbindung mit den deutschen hochschulen und der deutschen presse, um auf die sachlage in bezug auf den wirklichen bedarf deutscher lehrer in England aufmerksam zu machen.

5. Der verein wird ferner die aufgabe übernehmen, für die kinder englischer eltern passende schulen auf dem continent, wie auch umgekehrt solche schulen resp. familien für deutsche kinder in England nachzuweisen, den austausch von kindern zum zwecke der erlernung der englischen und continentalen sprachen zu vermitteln, usw.

6. Endlich hoft der „Verein deutscher lehrer in England" im laufe der zeit und mit unterstützung der kaiserlich deutschen regierung in den stand gesezt zu werden, in London ein „Deutsches institut zum studium der englischen sprache," dessen grundzüge bereits von einem comitémitgliede in einer denkschrift ausgearbeitet werden, zu gründen.

Der lord-major von London sowie andere hervorragende persönlichkeiten haben bereits ihre beteiligung, event. ihre protektion zugesagt, und die vorläufigen kosten sind durch die güte des herrn C. Tuchmann teilweise schon gedeckt, doch sind noch erhebliche mittel erforderlich, um den verein so weit lebensfähig zu machen, dass er auf eigenen füssen stehen und die oben berührten projekte zur ausführung bringen kann. Aus diesem grunde wendet sich das untengenante comité vertrauensvoll an alle deutschen lehrer und studierenden, auch ihrerseits die gute sache nach kräften zu fördern, entweder durch beitritt zu dem verein oder durch beiträge.

So weit sich bis jezt übersehen lässt, würden die jahresbeiträge der mitglieder zehn mark nicht übersteigen, und würden diese beiträge alle mitglieder zu dem schutze und den woltaten des vereins berechtigen, deren umfang nach den oben angegebenen grundsätzen s. z. in den statuten näher festgestelt werden wird.

Beitritserklärungen, sowie beiträge, werden von dem mitunterzeichneten secretär, sowie von herrn dr. Bernard, schatzmeister des alg. deutschen schulvereins, kurstrasse 34/35, Berlin, C., entgegengenommen.

LONDON, IM MÄRZ 1884.

Das comité des „Vereins deutscher lehrer in England."

Chas. Tuchmann (früherer präsident der deutschen woltätigkeits-geselschaft), vorsitzender.

H. Baumann, director der deutsch-englischen knabenschule in Brixton.

Otto Delfs, oberlehrer an King's college, Sherborne.

I. Holthusen, redacteur der „Londoner zeitung Hermann."

C. Mengel, director der ersten deutschen höheren töchterschule zu Islington.

Dr. **E. Oswald**, Royal naval college, Greenwich.

Dr. **W. Rolfs**, erzieher s. k. h. des prinzen Alfred von Edinburg.

Dr. **Schneider**, vertreter der „Kölnischen zeitung" für England.

Dr. **Schöll**, pastor an der deutschen lutherischen kirche in Cleveland Street, Fitzroy Square, W. C.

C. Wagner, pastor an der deutschen evangelischen kirche, Sydenham, S. E.

H. Reichardt, oberlehrer an der höheren mädchenschule, Park Road, Haverstock Hill, London, N.W., secretär.

EIN NATIONAL-DENKMAL FÜR DIE BRÜDER JACOB UND WILHELM GRIMM IN IHRER VATERSTADT HANAU A. M.

Am 4. januar 1885 und am 24. februar 1886 werden hundert jahre verflossen sein, seit Jacob und Wilhelm Grimm in Hanau das licht der welt erblickten.

Die bürger Hanaus, stolz darauf, dass zwei der berühmtesten gelehrten und besten söhne unserer nation in den mauern ihrer stadt geboren sind, haben mit opferbereiter begeisterung den durch das herannahen dieser tage angeregten gedanken aufgenommen, dem edlen brüderpaare in seiner vaterstadt ein seiner würdiges denkmal aus erz zu errichten.

Aber nicht nur die vaterstadt, nicht nur das hessische heimatland sind zur ausführung des werkes berufen: die ganze nation hat das recht, wie die pflicht, das andenken der unvergesslichen männer dankend zu ehren.

Die brüder Grimm haben die deutsche altertums-wissenschaft begründet und die schätze der vergangenheit für das leben der gegenwart zurückgewonnen. An „Grimms märchen" erbauen sich tausende von deutschen kinderherzen. In unsere sprache sind die beiden forscher tiefer eingedrungen als irgend jemand und haben aus ihrem unergründlichen schachte schätze zu tage gefördert, deren reichtum unser volk staunend in dem unvergleichlichen werke erkent, das ihren namen trägt und allein genügen würde, ihnen die unsterblichkeit zu sichern.

Ihr gewissenhafter ernst, ihr prunkloses wesen, ihre geistige tiefe und ihr reiches gemüt vereinigten die edelsten züge der deutschen art zu einem ewig denkwürdigen bilde brüderlicher eintracht und volkstümlicher wissenschaft.

Sie haben das vaterland mit der reinsten hingebung geliebt und durch ihr mannhaftes eintreten für ihre überzeugung die vaterländische gesinnung in weiten kreisen geweckt und befestigt.

An alle Deutschen im reiche und ausserhalb desselben bis zu den fernsten gestaden der neuen welt ergeht daher der ruf, herz und hand zu öfnen, da es gilt, die männer zu ehren, welche unserem volke erst ein klares bewustsein vom werte seiner muttersprache, dieser unversiegbaren quelle seiner volkskraft und sichersten grundlage seiner nationalen zusammengehörigkeit, gegeben haben.

Alfred ritter von **Arneth**, Wien; prof. **Bartsch**, Heidelberg; prof. **Bergmann**, rector der universität, Marburg; prof. **Georg Beseler**, Berlin; **Friedrich v. Bodenstedt**, Wiesbaden; regierungs-präsident **von Brauchitsch**, Cassel; **Otto Braun**, München; prof. **Braune**, Giessen; prof. **Max Büdinger**, Wien; **Martin** ritter **von Cassian**, Wien; prof. **Ernst Curtius**, Berlin; prof. **Felix Dahn**, Königsberg; dr. **Albert Duncker**, oberbibliothekar, Cassel; prof. **Georg Ebers**, Leipzig; prof. **Endemann**, Bonn; oberpräsident, staatsminister **Graf zu Eulenburg**, Cassel; oberbürgermeister **v. Forckenbeck**, Berlin; **Freiherr** von und zu **Franckenstein**, erster vicepräsident des reichstags, München; **Gustav Freytag**, Wiesbaden; prof. **v. Giesebrecht**, München; prof. **Jul. Grimm**, Wiesbaden; prof. **Klaus Groth**, Kiel; prof. **Heinzel**, Wien; prof. **Heyne**, Göttingen; prof. **Henke**, Tübingen; **Paul Heyse**, München; prof. **Hildebrand**, Leipzig; **S. Hirzel**, Leipzig; **Hoffmann**, zweiter vicepräsident des reichstags, Berlin; **Wilhelm Jordan**, Frankfurt; **Pedro Jung**, Hanau; **Gottfried Keller**, Zürich; prof. **Kelle**, Prag; prof. **König**, Göttingen; prof. **Hermann Kopp**, Heidelberg; prov. schulrat dr. **Lahmeyer**, Cassel; **Heinrich Laube**, Wien; unterstaatssekretär **Ledderhose**, Strassburg; prof.

E. v. Leutsch, Göttingen; **von Levetzow**, präsident des reichstags, Berlin; prof. **Lexer**, Würzburg; prof. **Lucae**, Marburg; prof. **Ludwig**, Leipzig; prof. **Martin**, Strassburg; ober- und geh. reg.-rat **Mittler**, Cassel; oberbürgermeister **Miquel**, Frankfurt; prof. **Theodor Mommsen**, Berlin; prof. **Max Müller**, Oxford; prof. **Paul**, Freiburg; prof. **Pflüger**, Bonn; prof. **Pott**, Halle; prof. **Leopold v. Ranke**, Berlin; prof. dr. **W. J. v. Riehl**, München; **Julius Rodenberg**, Berlin; prof. **Rühl**, Königsberg; prof. **Schade**, Königsberg; **Viktor v. Scheffel**, Radolfzell; prof. **Wilhelm Scherer**, Berlin; reichsgerichts-präsident **Simson**, Leipzig; **Friedrich Spielhagen**, Berlin; prof. **Elias Steinmeyer**, Erlangen; **Heinrich v. Sybel**, Berlin; prof. **Schönbach**, Graz; prof. **Schweizer-Sidler**, Zürich; prof. **Thöl**, Göttingen; prof. **Tobler**, Zürich; prof. **Vetter**, Bern; prof. **Fr. Vischer**, Stuttgart; gymn.-dir. dr. **Vogt**, Cassel; prof. **Weber**, Göttingen; dr. **Hermann Weigel**, Cassel; prof. **Wilmanns**, Bonn; prof. **Weinhold**, Breslau; oberbürgermeister **Weise**, Cassel; prof. **Zacher**, Halle; prof. **Zarncke**, Leipzig; prof. **Ignaz Zingerle**, Insbruck.

Geldsendungen bitten wir an einen der schatzmeister des comités, herrn **Ludwig Limbert** oder herrn **Ph. Heinrich Zeuner**, briefliche mitteilungen und anfragen an justizrat **Osius** oder dr. **Georg Wolff** zu richten.

HANAU A. M., AM 28. APRIL 1884.

Das local-comité.

Für dasselbe:

Lang	**Freih. v. Broich**	**Rauch**	**Osius**
landg.-präsident.	landrat.	oberbürgermeister.	justizrat.

Kehl	**Dr. Wolff**
fabrikant.	gymn.-oberlehrer.

Die redaction dieser zeitschrift ist gern bereit beiträge entgegenzunehmen.

BEKANNTMACHUNG.

Mit Höchster Genehmigung wird die **37. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner vom 1. bis 4. Oktober d. J. zu Dessau** stattfinden.

Indem wir unter Vorbehalt weiterer Mittheilungen uns beehren, zu derselben hiermit ganz ergebenst einzuladen, bitten wir um baldige vorläufige Anzeige der von einzelnen Theilnehmern beabsichtigten Vorträge.

Dessau und Zerbst, den 1. Mai 1884.

Das Präsidium.

Dr. Krüger. **G. Stier.**

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

DIE FRAU IN DEM NIBELUNGENLIEDE UND DER KUDRUN.

I. Die Namen.

Dem bilde, welches wir im folgenden von der frau entwerfen wollen, wie sie in unsern beiden grossen volksepen nach allen seiten ihres wesens und wirkens hin erscheint, würde ein nicht unwesentlicher zug fehlen, wenn wir die dort vorkommenden weiblichen eigennamen mit stilschweigen übergiengen; wird durch dieselben doch die eigenart des germanischen weibes auf das treffendste gekenzeichnet. Aber auch eine übersicht über die gattungsbezeichnungen wird nicht zwecklos sein, und zwar nicht bloss wegen wünschenswerter volständigkeit der darstellung, sondern auch weil eine genaue betrachtung dieser benennungen hie und da einen unterschied in dem sprachgebrauche der verschiedenen bestandteile und recensionen des Nibelungenliedes aufweisen wird. Beginnen wir mit lezteren.[1]

Von den im gotischen gebräuchlichen bezeichnungen *quens* und *quino* = „gebärerin," „weib," „eheweib" hat sich nur das leztere erhalten, und zwar in der form *diu kone.* Wie sich indessen seine bedeutung zu „ehefrau" verengt hat, so ist auch sein vorkommen beschränkt; als alleinstehendes wort findet es sich in dem Nibelungenliede nur str. 1184, 4, wo Giselher zu seiner schwester Kriemhild in beziehung auf Etzels brautwerbung sagt: *„du maht dich vreuwen balde, sô er dîn ze konen giht"* = wenn er dich für seine ehefrau erklärt;[2] vgl. N. 789, 3: *„ir jâhet mîn ze kebsen."* Häufiger begegnet es in der zusammensetzung *die konemâgen* = die blutsverwanten der ehefrau, N. 692, 2; 706, 3; 1351, 4; 1851, 2. In der Kudrun komt das wort gar nicht vor.

Daz wîp, ags. und an. *vîf,* den andern dialecten, wie es scheint, unbekant, von noch unerforschter etymologie und grundbedeutung, dient in unsern beiden epen 1) als algemeine bezeichnung des weiblichen geschlechtes, der unverheirateten nicht minder wie der verhei-

1) Vgl. Weinhold, Die deutschen frauen in dem mittelalter; 2. aufl. Wien 1882, I. bd. s. 2 fgg.

2) Der redactor von C hat dafür *küneginne* eingesezt, was ihm vornehmer scheinen mochte.

rateten; so wird N. 404, 4 die jungfräuliche Brunhild damit bezeichnet. Im besonderen bedeutet es 2) „ehefrau"; *dô wart si Guntheres wîp* N. 625, 4. Dass die dritte, eingeschränkte bedeutung „niedere frau" in unsern epen weniger hervortritt, wird man nicht auffällig finden, da wir uns fast ausschliesslich in der feinen hofgeselschaft bewegen; heranzuziehen sind verbindungen wie *schelden sam diu alten wîp* N. 2282, 2; *„ir gebâret alten wîben vil gelîche"* K. 1342, 3.[1]

Den gegensatz zur zweiten bedeutung dieses wortes bildet *diu maget* (als moviertes fem. gehörig zu got. *magus* = παῖς, τέκνον, und vielleicht zur sanskr. $\sqrt{manh}$, wachsen) = die jungfrau, wovon *der magetuom* = die jungfräulichkeit (N. 783, 4) abgeleitet ist. Das wort findet sich häufig in formeln, in denen es verheirateten frauen gegenübergestelt wird: *maget unde wîp* N. 551, 1; *diu hêrlîchen wîp und vil der schœnen meide* 753, 1 u. 2. Die deminutivform *daz magedîn* ist ein zeichen des volksmässigen charakters unserer epen, da sich dieselbe in den höfischen epen nur äusserst selten und dann mit einer gewissen färbung vorfindet. — Gelegentlich mag bemerkt werden, dass zur bezeichnung einer jungfrauenschaar auch *diu kint* dient, N. 366, 1; K. 895, 2; ein sprachgebrauch, dessen nichtbeachtung mehrfach zu einer falschen interpretation der lezteren stelle geführt hat.[2]

Diu frouwe, ebenfals von noch nicht sicher erforschter etymologie und grundbedeutung, dient zur rangbezeichnung und bedeutet zunächst „herrin" (so N. 1176, 1 *„ir sult ouch werden vrouwe über manegen werden man"*), dann überhaupt „vornehme dame," gleichviel ob verheiratet oder unverheiratet, lezteres z. b. N. 131, 3; K. 225, 3. Die engere bedeutung „verheiratete vornehme frau" kann das wort erst durch einen bestimten gegensatz erhalten, wie in der formel *manic vrowe unde meit* N. 775, 2. Wenn der gatte sein weib *„vrouwe mîn"* anredet, so bedeutet dies nicht „meine gemahlin," sondern „meine herrin" und entspricht aufs genaueste der höflichkeitsformel *„herre mîn,"* mit welcher z. b. N. 1345, 1 Kriemhilde ihren gatten anredet. Dies geht deutlich daraus hervor, dass man jede vornehme frau oder jungfrau durch *mîn vrouwe* bezeichnen kann, so Siegfried N. 303, 4 die Kriemhild, als beide noch nicht einmal verlobt sind, so Wate die gemahlin Hagens K. 437, 1 (*„mîn vrouwe iuwer wîp"*). Ja diese höfliche ausdrucksweise breitet sich immer weiter aus; so lassen besonders die höfischen interpolatoren den sohn oder die tochter der mutter (N. 62, 3; K. 1579, 3), den bruder der schwester N. 345, 1; K. 1044, 3), den

1) Vgl. Iwein 5012: *„Lât schelten ungezogeniu wîp."*

2) Vgl. E. Martins berichtigende bemerkung zur angeführten stelle.

vater der tochter (K. 680, 1) die bezeichnung *mîn vrouwe* oder *liebiu vrouwe* beilegen. — Die bedeutung des „vornehmen," der „herrin" halten fest *juncvrouwe* = vornehmes junges fräulein, und *hûsvrouwe* = herrin der burg (beide N. 1265, 2 u. 4); das ersterem compositum entsprechende masculinum *juncherre* findet sich in unsern beiden epen nicht (z. b. aber in Gottfrieds Tristan, ed. Massmann 49, 23).

Werfen wir einen blick auf die weiblichen verwantschaftsnamen, so finden wir ausser *muoter, swester, tohter* noch *diu base* (nur N. 2251, 3), *diu muome* (nur N. 1479, 3), *diu swiger* (nur K. 1372, 3) und *diu niftel;* lezteres begegnet nur in den späten Nibelungenstrophen 1238, 1 u. 1270, 1, während die echte strophe N. 1321, 2 den begriff durch *swestertohter* widergibt, sei es, weil diese umschreibung das verwantschaftsverhältnis deutlicher bezeichnet, sei es, weil sie dem erhabenen stil des epos angemessener erschien.[1] — Schliesslich sei noch eine sprachliche eigentümlichkeit bemerkt, welche sich bei rangbezeichnungen findet, dass nämlich *küneginne*, *marcgrâvinne* jedes weibliche mitglied der fürstlichen familie, also auch die jungfräuliche prinzessin bezeichnen kann (N. 236, 4; 1616, 2); ein sprachgebrauch, der sich nach dem deutschen wörterbuch der gebrüder Grimm V, 1695 und 1702 bis ins 16. jahrhundert oder länger erhalten hat.

Die weiblichen eigennamen[2] unserer epen sind mit höchstens einer ausnahme sämtlich germanisch. Bezeichnend für den tiefinnerlichen charakter und die heldenhaftigkeit unserer vorfahren ist es, dass keiner von den in unseren beiden gedichten auftretenden namen nur äussere schönheit und anmut ausdrückt, dass vielmehr fast alle auf den besitz geistiger eigenschaften und zwar solcher, die mit dem krieg in irgend welchem zusammenhang stehen, wie des mutes und der klugheit, hinweisen. Wie die Germanen die für sie wertvolsten eigenschaften ihrer weiber zu göttlichen frauengestalten, den Walkyrien, verkörperten und verklärten, so müssen diese göttinnen ihrerseits wider ihre namen den sterblichen frauen leihen. Diese namen nun sind meist zweiteilige composita; der zwischen den beiden gliedern vermittelnde gedanke ist in der namensform nicht ausgesprochen, daher es für uns heute oft schwer oder ganz unmöglich ist, klar zu erken-

1) Eine ähnliche bemerkung lässt sich bei *neve* machen; von den echten strophen hat es (in der heutigen bedeutung) nur N. 504, 1; die übrigen haben dafür *swestersuon* N. 118, 2; 1853, 3; 2220, 3, oder *swesterkint* N. 2185, 4; ein nachhall der uralten stellung der schwesterkinder.

2) Weinhold[2] I, 9.

nen, in welchem bezugsverhältnisse zu einander der namengeber die beiden bestandteile des namens gemeint hat.[1] Wir werden uns daher auf den versuch beschränken müssen, die bedeutung der einzelnen bestandteile zu ermitteln, und werden dann die daraus zusammengesezten namen einfach aufführen. Jene bestandteile sind nun zumeist bezeichnungen für kampf, sieg, heer: *gûdea* (entstanden aus *gundja*), *hadu*, *hiltja*; *sigu*; *hari*; ferner namen von waffen: *brunja*, *brunna* der panzer, *gêr* der wurfspiess, *grîma* die maske, auch der helm, wenn und sofern er das gesicht maskenähnlich bedeckt, *lintâ* der lindenschild,[2] *ort* die spitze der waffe; auf klugen rat und zauberkraft weisen *rât* und *rûna*, auf schutz und freundliche gesinnung *burg* und *wine*; auf eine verbindung mit göttlichen mächten deutet *got* hin. Unklar ist die bedeutung von *gart*, welches dem gotischen *gazds*, dem lateinischen *hasta* entspricht und „stachel, treibstecken" bezeichnet; man hat also wahrscheinlich entweder an die anfeuerung zum kampfe zu denken oder dem lateinischen gemäss die bedeutung „lanze" darin zu erblicken. Durch zusammensetzung dieser worte entstehen nun: *Hildegunt* (dafür auch die verkürzte form *Hilde*), *Brünhilt*, *Kriemhilt*,[3] *Sigelint*, *Gêrlint*, *Herrât*, *Kûdrûn*, *Ortrûn*, *Hadburc*, *Hildeburc*, *Winelint*,[4] *Gotelint*, *Heregart*.

1) Vgl. Förstemann, Kuhns zeitschrift I, 107.

2) Förstemann citiert in seinem Namenbuch, s. 845, Grimms abhandlung „Über Frauennamen aus Blumen" s. 26 (widerholt Kl. Schr. 2, 398): „In ihnen (den frauennamen auf *-lint*) entspricht das zweite wort entweder dem altnordischen *linn serpens* oder noch besser dem *lind fons*, *scaturigo*" und bemerkt dazu: „Althochdeutsch *linda*, *tilia* ist der bedeutung wegen entschieden zurückzuweisen"; wahrscheinlich bewogen durch J. Grimms warnung, man solle „sich nicht verleiten lassen, die häufigen mit *lind* zusammengesezten ahd. frauennamen, z. b. *Asclind*, *Sigilind*, *Herilind*, auf *linde*, *tilia*, zu beziehen." J. Grimm meint aber hier den baum, nicht den aus lindenholz verfertigten schild.

3) Über diesen namen vgl. J. Grimm, Mythologie[4] I, s. 197, wo an *Ôgishialmr*, den grausenerweckenden helm in der Edda, und an *Hildegrîm*, den helm Dietrichs und Ortnits erinnert wird. — Der vorlesung des herrn prof. J. Zacher über das Nibelungenlied verdanke ich eine hiervon abweichende scharfsinnige deutung, die ich mit dessen gütiger genehmigung nachstehend veröffentliche. Eugène Rolland sagt in seiner „Faune populaire de la France," Paris 1879; 2, 40 fgg.: „Les Strigidae s'appellent aussi: Machôto, f., Languedoc, Provençal moderne: Machette, f., Français — Grimaud, m., Grimaude, f., ancien français." — Nemnich, Allg. Polyglottenlexicon d. Naturgesch., Hamburg 1795, 4, 1376: „Strix aluco, Machette, Grimauld"; 4, 1382: „Strix ulula, fz. Grimault, Machette." Demnach wäre Grimhilt = *γλαυκῶπις*, d. i. eine eule, die mit ihren wundersamen augen gleichsam aus einer maske heraus schaut.

4) Nur im Nibelungentexte C 1479, 1.

Uote[1] bedeutet „ahnfrau“ und kehrt in der sage häufig als name fürstlicher stammütter wider; im Nibelungenliede heisst so die mutter der burgundischen könige, in der Kudrun die mutter sowie die gemahlin Sigebands (K. 1, 3; 46, 1). — Der name *Helche*, welchen das Nibelungenlied der früheren gemahlin Etzels gibt,[2] mag zusammenhängen mit dem noch nicht genügend erforschten und erklärten namen einer deutschen göttin *Erce* oder *Herke*,[3] vielleicht auch mit einem bei Priskus (s. 197. 207) angegebenen namen einer frau des Attila: *Κρέκα* oder *Ῥέκαν*.[4]

II. Äussere erscheinung. Tracht.

Wenden wir uns nun zu einer schilderung der äusseren erscheinung des weibes,[5] so müssen wir bekennen, dass sich aus unsern beiden gedichten ein ausgeführteres bild von dem schönheitsideal der zeit nicht gewinnen lässt. Nur selten finden wir eine speciellere angabe; die meisten erwähnungen von körperteilen sind kurze epische formeln, welche jedoch erkennen lassen, dass man der weiblichen schönheit gegenüber durchaus nicht unempfänglich war. — Die hautfarbe soll am ganzen körper blendend weiss wie schnee sein, K. 1219, 3 und 4:

in schein durch diu hemede wîz alsam der snê
ir lîp der minniclîche.

Im besonderen wird dies von den armen (N. 427, 1) und ausserordentlich häufig von den händen hervorgehoben N. 293, 1; 544, 3; 609, 3; 952, 2; 1009, 2; 1298, 2; 1639, 2. K. 798, 2; 977, 4; 1008, 2; 1343, 3; 1649, 3.[6]

Das antlitz und vor allem die wangen sollen helstrahlend sein (N. 239, 4 *ir liehtiu varwe;* N. 572, 4 und K. 982, 3 *liehtiu wange*) und von so zartem teint, dass der wechsel der gemütsstimmung auch durch das farbenspiel des antlitzes zum ausdruck gelangen kann. So

1) Vgl. J. Grimm in Haupts zeitschrift I, 21 fgg.

2) Im Rosengarten *Herche*, in der Thidreksage *Erca* genant; vgl. W. Grimm, Heldensage[2], 70.

3) Grimm, Myth.[4] 1, 210.

4) Vgl. W. Grimm, Heldensage[2], 70. 354. Müllenhoff in Haupts ztschr. X, 170 fgg.

5) Weinhold[2] I, 219 fgg. A. Schultz, Höfisches Leben, Leipzig 1879, I, s. 165 fgg.

6) Diese formel kehrt in der poesie jener zeit sehr häufig wider; vgl. Sanct Oswalds Leben 557 (ausg. v. Pfeiffer in Haupts ztschr. II, 106); Tristan 484, 36; Aucassin und Nicolete 26, 11 „ses blances mains“; Tristan 256, 10 findet sich auch *liehte hende* (auch N. 544, 3 in B, als variante zu *wîzen henden* in A).

heisst es von Kriemhild N. 239, 4 *do erblüete ir liehtiu varwe;* 240, 1 *ir schœnez antlütze daz wart rôsenrôt;* 525, 4 *dô mêrte sich ir varwe, die si vor liebe gewan.* Rüdigers töchterchen wird bleich und rot (N. 1605, 2), als sie den grimmen Hagen küssen soll, vor dem sie ein geheimes grauen empfindet.[1] Ein frisches, lebensfrohes aussehen erhält das gesicht durch die roten **bäckchen**, die öfters mit rosen verglichen werden:

N 281, 2 *ir rôsenrôtiu varwe vil minneclîchen schein.*
K. 1046, 2 u. 3 *ir varwe rôsenrôt*
wart in kurzen zîten von trinken und von spîse;

und durch den roten **mund**, in welchem liebreiz wohnt und fröhliche stimmung sich ausprägt:

N. 548, 2 *jâ wart dâ geküsset manic* **rôter** *munt.*
546, 4 *si kusten dicke ir* **süezen** *munt.*
423, 2 *mit* **smielendem** *munde si über ahsel sach.*
654, 1 u. 2 *mit* **lachendem** *munde*[2] *Siglint und Sigmunt kusten Kriemhilde.*

Die farbe der **augen** wird nie angegeben, wie ja überhaupt eine unbestimte farbe, das *vair* der Franzosen,[3] in dieser zeit beliebt war; desto häufiger wird das strahlende des auges hervorgehoben durch das epitheton *lieht*[4] = leuchtend (N. 360, 4; 573, 2; 786, 4; 1009, 4; 1189, 3; 1226, 3; K. 23, 4; 27, 4). Nur bitre tränen vermögen den heitern glanz der augen zu trüben, N. 360, 4 *des wurden liehtiu ougen von weinen trüebe unde naz;* N. 573, 1 u. 2 *„waz ist iu, frowe mîn, daz ir sô lâzet truoben liehter ougen schîn?“* — Wangen, mund und

1) Ganz ähnlich heisst es Tristan 254, 15—17: *Ir varwe diu wart beide von zorne unt von leide tôtbleich und iesâ viuwerrôt.*

2) Die überarbeiter haben für diese wendung eine vorliebe; der text B sezt sie N. 1586, 1, der text C auch noch N. 1106, 4 für *mit lachendem muote* in A ein.
N. 1106, 4 *mit lachendem muote* (*munde* C D) *diu edel juncvrouwe sprach.*
N. 1586, 1 *Mit lachendem muote* (*munde* B C D) *antwurte Rüedigêr.*
Der sinlich anschauliche ausdruck scheint ihrem geschmacke mehr entsprochen zu haben, als der abstrakte in A; vgl. noch Iwein 7302 und 3: *mit rôtsüezem munde lachte si die swester an.* — Gottfried verlegt das lachen als ausdruck der fröhlichkeit in die augen; Tristan 25, 7 u. 8: *den vröuderichen ôstertac, der lachende in ir ougen lac.*

3) Auc. u. Nicol. 15, 8: *vairs les ex.*

4) Trist. 34, 22 steht dafür *klâr* (*ir* **klâren** *ougen wart der tac* **trüebe und vinster** *als diu naht*); 301, 19 *spiegellieht.* — *Lieht* bezeichnet nicht die helle farbe an sich; vielmehr kann es von jedem glänzenden gegenstande ausgesagt werden, gleichviel welche farbe er besizt: von den waffen (N. 1714, 3), vom monde (N. 282, 1), von einem grünen jaspis (N. 1721, 3), vom roten golde (N. 2005, 3 *ir liehtez golt vil rôt*).

augen verleihen dem gesicht eine lebhafte färbung, welche in reizendem widerspiel mit dem glanze des goldschmuckes und des gewandes steht.

N. 533, 1—3 *Si truogen rîche phelle, die besten die man vant,*
vor den fremden recken, sô manic guot gewant,
daz ir schœnen varwe ze rehte wol gezam;
536, 2 u. 3 *ez möhte ir wesen leit,*
der ir liehtiu varwe niht lûhte gên der wât;
742, 4 *ir varwe gên dem golde den glanz vil hêrlîchen truoc;*
K. 1308, 1 u. 2 *Si kusten beide einander under rôtem golde guot.*
. *dar zuo schein ir varwe.*

Noch eine herliche zierde schmückte das haupt des germanischen weibes, um welche es schon im altertume die Römerinnen und noch während des ganzen mittelalters die romanischen frauen beneideten, das schöne, blonde haupthaar[1] (ausser der gewöhnlichen bezeichnung *daz hâr* begegnet K. 1218, 3 das heute entschwundene *vahs* stn. m.; blondhaarig heisst *valevahs*[2] N. 532, 7). Dass man auch bei dem mänlichen geschlechte auf diesen schmuck ein hohes gewicht legte, geht aus K. 1664, 3 hervor, wo als besondere schönheit des königs von Karadie gepriesen wird:

sîn hâr lac ûf dem houbte als ein golt gespunnen.

Wie sehr die frauen auf sorgfältige pflege dieser zierde bedacht waren, lassen mehrere stellen deutlich erkennen:

N. 1594, 2—4 *si truogen ûf ir houbten von golde liehtiu bant*
(daz wâren schapel rîche), daz in ir schœne hâr
zerfuorten niht die winde;

in der Kudrun wird als besondere schmach hervorgehoben, dass Kudrun und ihre hofdamen, als sie von Gerlinde zu mägdedienst herabgewürdigt sind, mit ungeordnetem haar einhergehen müssen:

K. 1218, 1 *mit strûbendem hâre sâhen si si gân;*
1299, 2—4 *manege maget guot,*
die mit strûbendem hâre unde in swachen kleiden
hin ze hove giengen.

Die jungfrauen tragen das haar in frei herabwallenden zöpfen; so wird

1) Weinhold[2] II, 312 fgg.; A. Schultz 179 fgg. Ausserdem vgl. Blaas, Sif und das Frauenhaar, Germ. XXIII, s. 155; J. Grimm, Rechtsaltert. 283 fgg. — Nicolete hat *les caviaus blons et menus recércelés* (ein wenig geringelt) Auc. und Nic. 12, 19.

2) König Rother 1823 *valehâr.*

K. 961, 3 erzählt, dass Hartmut, als er die Kudrun aus dem meere rettet, *ir valwe zophe* ergreift.[1]

Eine grosse anzahl von epithetis bezeichnet die schönheit des weibes; zuerst das algemeinste *schœne*, gesteigert *vil schœne* N. 518, 2, *sô rehte schœne* N. 1613, 4, *unmâzen schœne* N. 325, 3, *âne mâzen schœne* N. 3, 3, *daz vil wunderschœne wîp* N. 863, 4. *Schœne* ist geradezu stehendes beiwort der heldinnen im volksepos, von ihrer jugend bis in ihr spätestes alter hinauf; sind dieselben doch ihrem ursprunge nach mythologische, übermenschliche wesen, deren schönheit erhaben ist über die einwirkungen des alters und widriger schicksale. So wird Uote, die ahnmutter des burgundischen königsgeschlechtes, noch im zweiten teile des Nibelungenliedes 1448, 3 *schœne* genant; so auch Siglint N. 652, 3, Helche N. 1100, 4, Gotelint N. 1129, 4; so wird Kriemhilde lange nach ihrer zweiten vermählung von Giselher angeredet „*vil schœniu swester mîn*“ N. 2038, 1. Auch in der Kudrun wird die ahnmutter Uote *diu schœne* genant K. 46, 1, und ebenso Hilde K. 374, 1, welche in der vorhergehenden strophe durch *diu alte küniginne* bezeichnet wird.[2] — Andererseits heisst es von der jungen Kudrun K. 575, 1 und 2:

> *Diu vil schœne tohter bî namen wart genant*
> *Kûtrûn diu schœne.*

Besonders viel leisten in der häufung dieses beliebten beiwortes ungeschickte interpolatoren;

> N. 2, 1—3 *Ez wuohs in Burgonden ein schœne magedîn,*
> *daz in allen landen niht schœners mohte sîn.*
> *Kriemhilt was si geheizen und was ein schœne wîp.*

1) Über die wertschätzung des schönen blonden haares bei beiden geschlechtern vgl. ausser Biterolf, 3265—71 noch Trist. 276, 23—31, wo es heisst, niemand hätte in dem goldenen haar der Isolt den goldenen reifen bemerken können, wenn er in lezterem nicht die edelsteine gesehen hätte; *sô glîch und als einbære was ir hâr dem golde;* ferner Helmbrecht 272/3, wo der hochfahrende sohn sagt: Das bäuerische leben ziemt nicht „*mînem langen valwen hâre unde mînem reidem locke.*“ — Eine grosse anzahl von stellen, an denen griechische und römische schriftsteller des blonden haares der Germanen erwähnung tun, hat gesammelt Zeuss, Die Deutschen und ihre Nachbarstämme, s. 50 fgg.

2) So verliert auch bei Homer Helena selbst im alter ihre schönheit nicht; noch Od. XV, 58 wird sie *καλλίκομος;* 123 *καλλιπάρῃος;* IV, 122 *Ἀρτέμιδι χρυσηλακάτῳ εἰκυῖα* gepriesen; auch Penelope, die edle dulderin, bleibt *Ἀρτέμιδι ἰκέλη ἠὲ χρυσέῃ Ἀφροδίτῃ* Od. XVII, 37. — Der rationalistische überarbeiter des Nibelungentextes C dagegen tilgt fast in allen oben angeführten strophen das epitheton *schœne*, da ihm mütter und ältere frauen dasselbe mit unrecht zu tragen scheinen. Vgl. Liliencron, die Nibelungenhandschrift C; Weimar 1856, s. 139.

K. 575, 1 *Diu vil schœne tohter.*
2 *Kûtrûn diu schœne.*
576, 1 *schœne wart ir lîp.*
578, 1 *Swie schœne wære Hilde,*
2 *noch wart michel schœner der Kûtrûnen lîp.*
4 *vür ander schœne vrouwen lobete man Kûtrûn tegelîche.*
1221, 3 *„ir beide sît sô schœne.“*
1222, 1 *„Ir sît sô rehte schœne,*
4 *hât er sô schœner weschen noch iht mêre?“*
1223, 1 *daz schœne magedîn.*
2 *„er hât noch manege schœner.“*

In ähnlicher bedeutung wird gebraucht das adjectivum *wætlich*, welches sich in der Kudrun nur in zwei jüngeren strophen als beiwort der frauen findet[1] (*diu wætlîchen kint* K. 493, 1; 655, 1), im Nibelungenliede dagegen häufig vorkomt, in echten und unechten strophen: *diu wætlîche meit* N. 618, 4; *manic wætlîchiu meit* N. 275, 4; 278, 4; 532, 4; 1649, 4; *den wætlîchen vrouwen* 582, 3; *wîp* 23, 4; 193, 4; 199, 4; 286, 4; 383, 2; 396, 4; 1340, 4; 1407, 4; 1460, 4; 1891, 4; 2054, 4; *ir* (der Kriemhilde) *vil wætlîchen lîp* 1086, 4. — Die strahlende schönheit, welche keiner äusseren verschönerungsmittel bedarf, wird bezeichnet durch *clâr* (nur N. 1594, 4 in A, im gegensatze zu 1594, 1 *gevelschet vrouwen varwe*), der tadellose wuchs durch das ausserordentlich häufige *wolgetân*;[2] verbunden mit *maget* N. 45, 3 (*ze wunsche wolgetân*); 436, 2; 776, 3; 780, 3; 1233, 4; K. 1037, 2; 1040, 1; 1201, 2; 1296, 2; 1570, 4; 1635, 2; 1648, 2; *vrouwe* N. 541, 4; 630, 4; 737, 3; 741, 3; K. 1573, 4; *wîp* N. 547, 3; als prädikat begegnet es auf jungfrauen bezogen N. 380, 2; 1608, 2; K. 191, 4 (*ze wunsche wolgetân*); 1234, 2; auf frauen und jungfrauen bezogen N. 1602, 2; substantivisch *diu wolgetâne* von einer jungfrau ausgesagt N. 444, 1; K. (immer als reimwort auf *Matelâne*) 760, 4; 763, 4; 771, 4; 777, 4; 852, 2; 881, 2. Dasselbe bedeutet „wol geschaffen,“ nur N. 1603, 2 *den* (den frauen und mädchen) *was wol ze wunsche geschaffen der lîp.* — Das liebreizende des weibes bezeichnen *wünneclich* N. 272, 3 (*kint*); 1010, 4 (*lîp*); 1618, 3 (*wîp*) und *minneclich*, welches in beiden epen gleich häufig erscheint; *diu minneclîchen kint* N. 366, 1; 477, 1; 570, 3; K. 13, 1; 136, 1; 1214, 1; 1306, 1; *lîp* N. 550, 1; 1618, 4; 1843, 4; K. 1219, 4; *maget* N. 3, 1; 131, 2; 283, 3; 301, 3; 414, 4; 1622, 1; K. 16, 1; 74, 4; 162, 3; 243, 1;

1) Auch von männern gebraucht, begegnet es nur in unechten strophen; vgl. Martin z. K. 342, 1.

2) Alt- und neufranz. *bien fait;* vgl. z. b. Auc. u. Nicol. 3, 3.

339, 2; 345, 1; 400, 3; 483, 3; 510, 3; 801, 3; 849, 4; 1198, 3; 1220, 4; 1490, 4; 1533, 2; 1609, 4; 1632, 1; *vrouwe* N. 680, 3; 1601, 3; K. 41, 4; 299, 3; 442, 3; 1214, 4; 1536, 3; *wîp* N. 331, 3; 404, 4; 475, 3; 736, 1; 1845, 3; als prädikat auf eine jungfrau bezogen K. 1239, 1; substantivisch fast nur von jungfrauen ausgesagt: N. 137, 3; 241, 1; 280, 1 u. 4; 331, 2; 375, 1; 520, 2; 525, 1; 537, 1; 543, 1; 585, 4; K. 615, 2; 1232, 3; 1327, 3; 1520, 1; 1617, 1; von einer frau ausgesagt N. 1094, 2 und 1277, 4. Ausserdem gehört hierher *süeze*, welches der redactor von C, dem die alten epischen epitheta nicht behagen, N. 1106, 4 als beiwort von Rüdigers tochter für *edel* der anderen texte (*diu edel juncvrouwe*) eingesezt hat. Schliesslich sind zwei adjectiva zu erwähnen, welche neben dem begriff des „schönen“ noch den des „vornehmen“ und des „statlichen“ einschliessen: *hêrlich* und *gemeit*. *Hêrlich* wird nicht selten als beiwort der frauen gebraucht; *diu hêrlîchen kint* K. 1266, 1; 1293, 1; *maget* N. 51, 4; 55, 4; 59, 4; 122, 4; 353, 4; 382, 2; 430, 1: 500, 3; 587, 2; 623, 4; K. 199, 1; 625, 2; 775, 2; 1251, 1; 1252, 1; 1304, 1; 1555, 1; *wîp* N. 273, 2; 336, 4; 753, 1; 1010, 3; 2004, 1; 2123, 4. *Gemeit* — nur im reim vorkommend — bezeichnet die gehobene, freudige stimmung, dann auch die schöne, statliche erscheinung; es wird besonders im Nibelungenliede ausserordentlich häufig den rittern beigelegt (in der Kudrun nur in den echten strophen 834, 2; 958, 2; 1346, 2), von einer frau wird es jedoch nur N. 566, 1 und 1168, 1 (beidemal von Kriemhild) und K. 971, 2 gebraucht:

N. 566, 1 in der anrede:

dô sprach der künic Gunther „swester vil gemeit.“

1168, 2 *dô pflac niwan jâmers diu vrouwe vil gemeit.*[1]

K. 971, 2 *diu junge küniginne (= Ortrûn) was vrô und gemeit.*[2]

Zur vergleichung mit der frauenschönheit kann nur das herlichste und glänzendste herangezogen werden: himmelserscheinungen und gestirne. So wird die liebliche erscheinung Kriemhilds bei ihrem ersten auftreten dem morgenrot verglichen, das aus trüben wolken hervorbricht und dem lichten mond, der mit seinem reinen, milden glanze alle sterne überstrahlt.[3]

1) Wegen des widerspruches zwischen *jâmers* und *gemeit* = freudig, statlich, schön ändert B den vers in *dô pflac niwan jâmers der Kriemhilde lîp.*

2) *Gemeit* begegnet als epitheton einer frau in der mittelhochdeutschen litteratur überhaupt seltener (vgl. Mhd. wb. 2, 129 fgg.); Helmbrecht 109 wird es satirisch gebraucht: *diu nâte ein nunne gemeit.* 110 *diu nunne durch ir hübscheit* 111 *ûz ir zelle was entrunnen.*

3) Diese vergleiche erhalten sich während der mittelhochd. periode in besonderer gunst; äusserst freigebig damit ist Gottfried, der z. b. obige vergleiche

N. 280, 1—2 *Nu gie diu minneclîche alsô der morgenrôt*
tuot ûz trüeben wolken.
282, 1—3 *Sam der liehte mâne vor den sternen stât,*
der schîn sô lûterlîche ab den wolken gât,
dem stuont sie nu gelîche vor andern frouwen guot.

Nachdem wir so die körperliche erscheinung der frau durchmustert haben, können wir zu einer betrachtung ihres gewandes und ihrer schmuckgegenstände fortschreiten.[1] Vorausschicken müssen wir, dass besonders dieser teil unserer ausführungen fast ausschliesslich die feine hofgeselschaft schildern wird, die fürstinnen und ihre hofdamen, welche den edelsten geschlechtern entstammen; nur sehr selten wird uns ein blick in die niederen schichten der geselschaft gestattet werden.

Der hut, *huot*, in den höfischen gedichten häufig beschrieben als ein mit besonderem luxus ausgestatteter schmuckgegenstand,[2] begegnet in unseren beiden volksepen nur einmal, K. 480, 1 *Under einem schœnen huote diu edele maget gie.* — Häufiger werden schapel, gebende und krone genant. *Daz schapel*[3] (altfr. *chapel,* was ursprünglich jede kopfbedeckung bedeuten kann) ist entweder ein blumenkranz oder, wie in unsern epen immer, ein kranzähnlicher kopfschmuck aus kostbaren stoffen, der gleicherweise von männern und von frauen getragen wird;[4] N. 544, 3; 1594, 3; 1791, 3 (vgl. die vorige anm.); K. 299, 4. Nach N. 1594, 2 u. 3 *si truogen ûf ir houbten von golde liehtiu bant* (*daz wâren schapel rîche*) und N. 1791, 3 *schappel wol gesteinet* besteht das schapel aus einer kostbaren, mit gold und edelsteinen verzierten borte; seine bestimmung ist ausser der, das haupt zu schmücken, noch eine andere, praktische, nämlich zu verhüten, dass die winde das wolgeordnete haar in unordnung bringen, N. 1594, 3 und 4 *daz in ir schœne hâr zerfuorten niht die winde.* Unter dem *golt* K. 1308, 1 *Si* (Ortrun und Kudrun) *kusten beide einander unter rôtem golde guot* und K. 1702, 1 *Die ir ungebunden under golde rîten bî* versteht E. Martin (anm. z. K. 1308, 1) ebenfals schapel; indessen können damit

dadurch zu überbieten sucht, dass er Trist. 238, 22 fgg. Îsôt die mutter dem morgenrote, ihre schönere tochter Îsôt der sonne und Brangæne (289, 35 u. ö.) dem *volmæne* vergleicht.

1) Vgl. Weinhold² II, 218 fgg.; Schultz I, 181 fgg.

2) Weinhold² II, 332 fgg.; Schultz I, 210 fg.

3) Weinhold² I, 387; II, 317; Schultz I, 181 fg.

4) Vgl. Schultz I, 181 fg. und 232 fg. Wir sind danach berechtigt, auch N. 1791, 3, wo von den schapeln der ritter gesprochen wird, zur beschreibung des weiblichen kopfschmuckes zu verwerten.

auch goldreifen gemeint sein, welche zu demselben zwecke, wie jene, aufgesezt wurden.[1] Wenn N. 544, 3 und 4 gesagt wird: *man sach dâ schappel rucken mit wîsen henden dan, dâ si sich kusten beide*, so ist unter dem *schappel* augenscheinlich das gebende mitverstanden, zu dessen betrachtung wir uns nunmehr wenden. — Das gebende[2] besteht aus binden, welche um stirn, wangen und kinn gelegt wurden, N. 262, 1; 532, 2; 1291, 1; es kann von unverheirateten wie von verheirateten frauen getragen werden. N. 261, 4 und 262, 1 wird es den *frouwen* im algemeinen beigelegt: *dô wart vil michel flîzen von schœnen frouwen getân mit wæte und mit gebende daz si dâ solden tragen.* N. 532, 2 ist es ein kopfputz verheirateter frauen, welcher diejenigen, *die gebende truogen*, von den jungfrauen (N. 532, 4) unterscheidet. In demselben sinne werden die jungfräulichen begleiterinnen Kudruns (vgl. K. 1700, 2; 1701, 2 *si und ouch ir meide*) genant *die ir ungebunden under golde riten bî* K. 1702, 1; N. 1291, 1 trägt es die verwitwete Kriemhild. Daher ist an lezteren stellen das gebende im engern sinne zu fassen als *wîplîchez gebende*, das nur verheirateten frauen zukomt. Wie sich dies von dem gebende der jungfrauen unterschied, ist nicht klar zu erkennen; Weinhold hält die stirnbinde für das wesentlichste dabei.[3] Beim küssen muss das gebende vom munde hinweggerückt werden N. 1291, 1 *ûf ructes ir gebende* (vgl. weiter oben über N. 544, 3 u. 4). — Das tragen der krone (*krône*),[4] die nirgends ausführlicher beschrieben wird, ist in unsern epen ein vorrecht fürstlicher personen; daher bedeutet *die krône geben* im munde der fürstin „die herschaft übertragen“ (K. 990, 4; 1310, 3 u. 4), und wendungen wie *krône tragen* K. 192, 3; *vor den helden krône tragen* K. 1313, 2; *under krône stân* K. 1642, 3; *under krône gân* N. 631, 3 besagen nichts anderes wie „als königin herschen.“ N. 1708 fg. schmückt sich Kriemhild mit der krone, um ihren feinden recht imponierend ihre würde vor augen zu führen.

Die eigentlichen gewandstücke nun sind das hemde, der rock und der mantel. Das hemde (*hemede*)[5] ist das den körper volständig bedeckende unterkleid, welches daher, namentlich von niederen frauen, auch ohne weitere gewänder am tage getragen werden kann. So gehen Kudrun und Hildeburg, als sie in ihrer tiefsten erniedrigung der Gerlinde

1) Weinhold[2] II, 316; Schultz I, 185.
2) Weinhold[2] I, 400 fg.; II, 328 fgg.; Schultz 181 fg.
3) II, 330; die auffassung von Schultz I, 182 wird berichtigt durch Weinhold[2] II, 322.
4) Schultz I, 185; Hildebrand in Grimms wörterbuch 5, 2355.
5) Weinhold[2] II, 227, 230, 236, 259 fgg. Schultz I, 189 fg.

wäscherinnendienste verrichten müssen, nur *in ir hemeden* (K. 1216, 1), welche so dünn sind, dass sie die hautfarbe der jungfrauen hindurchschimmern lassen (K. 1219, 3 u. 4 *in schein durch diu hemede wîs alsam der snê ir lîp der minneclîche*). Ebenso ungewöhnlich ist der zweite fall, wo Kudrun nur mit dem hemde bekleidet ist: Ludwig wirft die gewaltsam ihrer heimat entführte jungfrau aus dem schiffe, weil sie seine werbung für den sohn schroff zurückgewiesen hat; Hartmut rettet sie aus dem meere in eine barke, worauf es K. 962, 3 heisst: *si saz in dem hemede, do ers ûz dem wâge brâhte.* Das hemd kann auch als nachtkleid getragen werden, N. 584, 1; 618, 2.[1] Mehr noch als bei den übrigen kleidungsstücken[2] wird bei dem hemde auf blendend weisse farbe und glänzende reinheit gewicht gelegt. Das hemde der Brunhilde wird N. 618, 2 genant *sô blanc* und N. 584, 1 *sabenwîz* = so weiss wie saben, eine feine orientalische leinwand; K. 1194, 3 bezeichnet es der dichter als besondere schmach, dass Kudrun und Hildeburg nichts weiter als *salwiu hemede* tragen.

Über das hemde wird der rock[3] angezogen, der aus den kostbarsten stoffen gefertigt ist; N. 535, 3 *edel röke ferrans* = herliche röcke von ferran, einem aus seide und wolle gearbeiteten stoffe. Vorn unter dem gürtel ist derselbe durch keilförmige, gefältelte einsätze, die *gêren*,[4] erweitert, welche mit gold und edelsteinen geschmückt werden können, N. 656, 2 u. 3 *waz goltvarwer gêren ir ingesinde truoc, borten, und edel gesteine verwieret wol dar în!*[5] K. 1280, 2 u. 3 *„daz dû alsô gewunden hâst die hende dîn in den dînen gêren.“*

1) Was Schultz I, 189 über das hemde sagt, nämlich dass es „wie alle andern kleidungsstücke nur bei tage angelegt wurde,“ gilt in dieser algemeinheit ebensowenig wie die bemerkung I, 168: „Vor dem niederlegen hatte man sich gänzlich entkleidet, auch das hemd ausgezogen ....“ Vgl. ausser den bei Weinhold[2] II, 259 angeführten beispielen noch N. 618, 2 und Parzival 800, 30 fgg.: *si hete niht wans hemde an: Umb sich siz deckelachen swanc, fürz pette ûfen teppech spranc Cundwîr âmûrs diu lieht gemâl.*

2) Besonders die zudichter halten die weisse farbe für die feinste; N. 384, 2 *von snêblanker varwe ir ros und ouch ir cleit;* N. 477, 4 *„segele, die sint noch wîzer danne snê;“* vgl. noch K. 1372, 1 *„Dort sihe ich vanen einen, der ist wîzer danne ein swan.“*

3) Weinhold[2] II, 227 fg.; 268 fg.; Schultz I, 194 fgg.

4) J. Grimm, Rechtsaltert. s. 158.

5) In dieser jungen, schlechten, mit binnenreimen ausgestatteten strophe ist *borten* auffällig, weil es weder bequem in die grammatische construction noch in den sinn passt; daher die anderen handschriften auch alle geändert haben (*perln* B; *pfelle* D; *unt vil* C). — Die *gêren*, in A nur in der oben citierten strophe angeführt, werden von sämtlichen übrigen handschriften noch in der zusatzstrophe 519, 5—8 erwähnt. (519, 5—6 *Mit snêwîzen gêren ir ougen wolgetân wischte si nâh trehenen*). Bartsch meint (Untersuchungen über das Nibelungenl. s. 305),

An den rock werden bei jedesmaligem gebrauch die **ärmel**[1] angeheftet, *ermel* N. 427, 1 oder *stûchen* K. 1385, 4 genant. Diese waren nach damaliger mode, besonders im 12. jahrhundert, sehr lang und weit; wenn N. 427, 1 Brunhilde bei dem wettkampf mit Gunther, um die arme frei zu haben, die ärmel um dieselben windet, so erkent Weinhold (II, 227) darin die tracht aus der zweiten hälfte des 12. jahrhunderts. K. 1385 erbietet sich Gerlinde, mit ihren jungfrauen in ihren weiten *stûchen* steine herbeizutragen als verteidigungsmittel gegen die angreifer.

Über die besprochenen gewänder wird zulezt der **mantel** gelegt, ein langes, faltenreiches prunkgewand, zu welchem das altgermanische *sagum*,[2] ein kleines kleidungsstück, nur erst den keim enthielt.[3] Der mantel des 13. jahrhunderts diente gleicherweise für männer und frauen; in unsern epen wird er jedoch nur als kleidungsstück der ritter genant. N. 1309, 1 u. 2 *Ouch gap künec nie einer zuo sîn selbes hôchgezît sô manegen **rîchen** mantel **tief** unde wît;* N. 1792, 3 („*ir sult tragen*) *für die rîchen mentel guote schilde wît*"; K. 332, 1 *die truogen mentel **guot**;* K. 333, 2 u. 3 *tiefe mentel wît sach man daz si truogen, die wâren **lieht gevar**.*

Unter den **stoffen**,[4] welche zu den gewändern der feinen gesellschaft verarbeitet werden, ist besonders geschäzt eine feine orientalische leinwand, der **saben**[5] (griech. *σάβανον*, lat. *sabanum*, got. ahd. ag. *saban*). K. 301, 4, 482, 2; 1189, 2; 1191, 3; 1212, 4; 1273, 3; 1280, 1; 1286, 2; im Nibelungenliede nur 584, 1 in dem adjectivum *sabenwîz*. Der saben ist von so weisser farbe (K. 482, 2 *in wîzen sabenen*), dass er deswegen zum vergleich herangezogen wird, N. 584, 1 *in sabenwîzen hemde*. Er gilt für höchst kostbar, K. 1212, 4 *die vil rîche sabene;* K. 1273, 3 *siben sabene rîche;* ja K. 301, 3 u. 4 wird er über wertvolle seidenstoffe gestelt:

purpur unde baldekîn hete man dâ unwert vunden.
si gâben hundert sabene die besten, die si bî in vinden kunden.

dass der schreiber von A diese strophe ausgelassen habe, indem er von dem lezten worte der strophe 519 *vernomen* zu dem lezten worte dieser strophe *benomen* übergesprungen sei. Möglich zwar, jedoch wenig wahrscheinlich. Denn die strophe bietet an Inhalt nichts wesentliches, und formal auffällig ist der ausdruck *ougen wolgetân* und das im Nibelungenliede sonst nicht vorkommende verbum *wischte*.

1) Weinhold² II, 225 fgg.; Schultz I, 190 fgg.
2) Tacitus, Germania XVII, 1.
3) Weinhold² II, 293; Schultz I, 201 fgg.
4) Weinhold² II, 238 fgg.; Schultz I, 248 fgg.
5) Weinhold² II, 239; Schultz I, 269.

Wenn daher Gerlinde K. 1286 erklärt, dass sie gern *tûsent sabene verkiesen* wolle, fals Kudrun Hartmuts liebe erwidere, so bezeichnet sie damit in der tat etwas sehr kostbares.

Die beliebtesten prachtstoffe, die nicht nur zu kleidungsstücken, sondern auch zu teppichen, satteldecken, fahnen u. dgl. verarbeitet werden, sind die seidenzeuge.[1] Zur bezeichnung derselben dient ausser *diu sîde* (N. 355, 2) noch *der phelle* oder *phellel*[2] (N. 356, 3). Als besondere arten werden in jüngeren strophen genant der *baldekîn* (seide aus Baldak = Bagdad), *purpur* und *sigelât* K. 301, der *samît* N. 650, 1. Diese seidenstoffe, deren hoher wert nicht selten betont wird (N. 533, 1; 992, 1; 1113, 1; K. 41, 3; 301, 1 *rîche pfelle*), stammen aus fernen, meist sagenhaften gegenden, aus Arabien N. 353, 1; 535, 3; 776, 2; 1763, 3; Libîâ N. 355, 1; 408, 3; Marroch 355, 1; aus Abalîe K. 864, 4; Agabî K. 267, 3; Azagouc N. 417, 6; Karadê K. 1368, 1; Ninivê N. 793, 1; Zazamanc N. 353, 2.[3] Der glanz, welchen diese stoffe ausstrahlen, wird öfters gerühmt, N. 531, 3; 776, 2; K. 1327, 1 *liehte phelle;* ihre farbe ist sehr verschiedenartig: weiss N. 353, 1; grün N. 353, 2; rot N. 650, 1; kohlschwarz N. 356, 3; zu fahnen verarbeitet findet sich auch braune (K. 1368, 1) und „wolkenblaue“ (K 1373, 2) seide. *Phâwenkleit*[4] kent nur der redactor von C (N. 1234, 1 für das algemeine *rîchiu kleit* in AB eingesezt); man hat sich diese kleider aus phelle gearbeitet zu denken, der entweder in pfauenmustern gewebt war oder wie pfauenfedern schillerte.[5]

Schliesslich wird noch der *ferrân*[6] genant, ein gewebe mit seidener kette und wollenem einschlag; N. 535, 3 *ûf edel röke ferrans von pfelle ûz Arâbî;* die lezten worte besagen, dass die zu ferran verwendete seide arabischer phelle war.[7]

1) Weinhold[2] II, 246 fgg.; Schultz I, 249 fgg.

2) Vgl. Weinhold[2] II, 247; Schultz I, 249; *phellel* ist entstanden aus mlat. *palliolum* und bezeichnete ursprünglich algemein die stoffe für weltliche und kirchliche prachtgewänder; im besonderen wurde es alsdann collectivbezeichnung für seidene gewebe. Bartsch, Wörterbuch zu den Nibelungen s. 242, erklärt *phellel* nur durch „feiner wollenstoff.“ Diese bedeutung wird indessen durch keine stelle der Nib. ausdrücklich gefordert, (Kudrun 1189, 3 wird man unter dem *phelle,* der von Kudrun und Hildeburg am meeresstrande gebleicht wird, wollenzeuge verstehen müssen); es widerspricht ihr aber N. 408, 1 u. 3: *Ein wâfenhemde sîdîn leite an diu meit .. von pfelle ûzer Libîâ.* — Über Nib. 535, 3 sieh unter *ferrân.*

3) Einen versuch zur deutung dieser und ähnlicher namen sieh Weinhold, 1. aufl. s. 422.

4) Weinhold[2] II, 251; Schultz I, 251.

5) Vgl. Du Cange s. v. pavonatilis, Roquefort, glossaire 2, 296, s. v. paonace.

6) Weinhold[2] II, 246; Schultz I, 268.

7) Vgl. Lachmann z. a. st.

Der wert dieser stoffe kann auf mancherlei weise noch erhöht werden.[1] Gold und edelsteine werden eingelegt,[2] N. 353, 3; 357, 1; K. 1006, 3 u. 4; 1379, 3; gestickte phelle werden N. 1234, 2 *gemâlt* genant. Ausserdem können borten aufgenäht werden, in denen ebenfals gold und edelsteine glänzen, K. 157, 3 *behangen mit rîchen borten*; N. 31, 4 und 32, 1 u. 2 *vil der edeln steine die frouwen leiten in daz golt, die si mit porten wolden wurken ûf ir wât den jungen stolzen recken.*[3] Widerum weiss der text C des Nibelungenliedes von einer mode, welche den texten A und B unbekant ist; er erzählt nämlich von *genagelten rîchen phellen* N. 1234, 2, worunter wahrscheinlich phelle zu verstehen sind, die mit aufgenageltem goldblech oder goldlahn verziert sind.[4]

Auch zartes, flaumiges pelzwerk[5] *die vederen,* besonders die schneeweissen felle des harms und die glänzend schwarzen des zobels gelangen zur verwendung, entweder als stoff für ganze kleider:

N. 534, 1 *Von zobel und von harme vil kleider man dâ vant;*

oder wenigstens als unterfutter:

K. 156, 3 *phelle ob liehten vederen.*

Lezterem zwecke dienen auch die pelze, welche man unter dem namen *grâ unde bunt*[6] (K. 156, 2) zusammenfasst: die rückenfelle des grauen eichhörnchens (*grâ*), sowie die wammen desselben und die bälge der ziselmäuse (*bunt*). Als unterfutter für männerkleidung (N. 354, 1) und für bettdecken (K. 1327, 1 u. 2) werden auch *fremder fische hiute,* das heisst wol felle unbekanter seetiere, verwendet.[7]

Betrachten wir nun die gegenstände, welche zur verzierung und teilweise auch zur festhaltung der angelegten gewänder dienen. Der gürtel[8] spielt im Nibelungenliede eine gewichtige rolle; in der Kudrun wird er nur str. 400, 2 genant, wo die königstochter Hilde ihn dem

1) Weinhold² II, 223 fgg.; 253 fg.; Schultz I, 235.

2) Die goldstäbchen, welche nach N. 413, 3 auf Brunhilds streitgewand aufgenäht sind, verwandelt der redactor von C in *stahelzeine* = stahlstäbchen, wahrscheinlich weil ihm leztere hier zweckdienlicher erschienen.

3) Allerdings wird hier von den kleidern der ritter gesprochen; wir dürfen indessen nach Weinhold² II, 225 für die kleidung der frauen dasselbe annehmen.

4) Sieh darüber Schultz I, 235, 251, 266, wo ausserdem noch die vermutung mitgeteilt wird, dass der name von aufgenähten und dann breit gehämmerten goldfäden herrühre; vgl. auch Benecke z. Wigalois s. 594, s. v. „genagelt“; E. Martin z. K. 692, 3.

5) Weinhold² II, 254 fgg.; Schultz I, 271 fgg.

6) Auc. u. Nic. 6, 38 *li vairs et li gris.*

7) Vgl. Lachmann z. a. st.; Tacitus Germ. XVII „detracta velamina spargunt maculis pellibusque beluarum, quas exterior Oceanus atque ignotum mare gignit.“

8) Weinhold² II, 279 fgg.; Schultz I, 203 fgg.

Horant als geschenk verehrt. Seine prachtvolle ausstattung wird öfters gerühmt, N. 535, 1 *Vil manegen gürtel spæhe, rîch unde lanc;* N. 793, 1 u. 2 besteht er aus einer seidenen, mit edelsteinen verzierten borte: *Von Ninnivê der sîden si den borten truoc, mit edelem gesteine.* Diese borte ist N. 587 fgg. so stark gewebt, dass Brunhild den Gunther damit fesseln und an die wand hängen kann. Der gürtel wird um die taille des rockes geschlungen (N. 535, 1—3 *Vil manegen gürtel ... manic hant dô swanc ûf edel röke*) und ist von so bedeutender länge (N. 535, 1 *lanc*), dass das eine ende desselben vorn ein gutes stück herabfallen kann.[1]

Die kleinode (*daz kleinet* K. 253, 4; *kleinât* K. 297, 2), aus denen das geschmeide (*daz gesmîde* N. 1208, 1, *gezierde* N. 1220, 4) sich zusammensezt, sind spangen und ringe. — Kostbare spangen[2] (*daz fürgespenge* N. 536, 1; *diu nusche* K. 251, 3), über deren form keine mitteilungen gemacht werden, halten die gewänder zusammen, N. 536, 1 u. 2 *Ez wart in fürgespenge manic schœne meit genæt vil minnecliche.* Möglicherweise haben wir unter dem *golt,* welches N. 362, 3 den weinenden frauen *vor den brüsten* von tränen benezt wird, ebenfals solche spangen zu verstehen. — Fingerringe[3] (*daz vingerlîn* N. 627, 3; K. 299, 4; *der rinc* K. 1248, 1) werden nicht selten, und zwar meist als verlobungsringe, genant. Da sie aus gold gearbeitet sind (N. 627, 3; K. 1649, 2 *ein guldîn vingerlîn*), so kann *golt* auch den ring bezeichnen N. 790, 2; 791, 1; K. 1247, 2 fgg. Der verlobungsring Herwigs ist mit einem stein von Abalî geziert K. 1248, 2. — Ohrringe, welche sich doch seit alten zeiten einer grossen beliebtheit erfreuten, fehlen in unsern epen gänzlich. Um so häufiger begegnen die *bouge,* grosse, um arm und hand (N. 534, 2 u. 3 *gezieret manec arm unde hand mit pougen*) getragene ringe. Auch sie sind aus gold gefertigt (N. 1493, 2 *lieht unde schœne was er und goldes rôt;* K. 392, 2 u. 3; 1224, 1 u. 2; 1290, 4) und, allerdings wol seltener, mit edelsteinen geschmückt, N. 522, 1 *Vier und zweinzec bouge mit gesteine guot.* Sie vertreten im germanischen altertume das gemünzte geld und sind die beliebtesten geschenke fürstlicher personen.[4] So schenkt Hilde dem kämmerer, welcher den süssen sänger Horant in ihre kemenate

1) Dass Brunhild N. 587, 3 und 625, 1 den gürtel auch im bette trägt, ist auf den ersten blick auffallend, weshalb C auch ändert; die erklärung dafür liegt in der symbolischen natur dieses gürtels; s. Liliencron, Nibhschr. C, 43.

2) Weinhold[2] II, 307 fgg.; Schultz I, 207 fg.

3) Über ringe s. Weinhold[2] II, 298 fgg.; Schultz I, 209 fgg.

4) Wackernagel, Gewerbe, Handel und Schiffahrt der Germanen, Haupts ztschr. IX, 550 fgg.; Martin z. K. 251, 1.

geleitet, zwölf schwere bauge als lohn, *ze miete,* K. 392, 2 u. 3; ebenso viel verehrt Kriemhild beim abschied von Bechlaren Rüdigers tochter N. 1262, 2, und mit der gleichen anzahl belohnt Gotelind die dienste, welche ihr Volker während des festes geleistet hat, N. 1644, 3; doppelt so viel erhält Siegfried von der geliebten für die freudige nachricht, dass Gunthers brautfahrt glücklich vollendet sei N. 522, 1. Auch unter den kleinoden, welche die Hegelinge vor Hagens hauptstadt feil bieten, dürfen die bauge nicht fehlen,[1] K. 251, 3.

Das metall, aus welchem alle diese kleinode angefertigt werden, ist, wie bereits öfter bemerkt, das gold; besonders geschäzt wird das gold aus Arabien (N. 357, 1),[2] dessen reichtum ja überhaupt sprichwörtlich ist; K. 1616, 2—4 *ob ze Arabî daz rîche im wære undertân, sô wæne ich drinne nieman vunde bezzer wæte, dan man dâ gap den gesten.* Gold wurde seit alter zeit für die eigentlich ritterliche zierde angesehen,[3] während das silber sich nur sehr almählich eine stelle neben dem golde errang.[4] — Häufig haben wir auch schon die verwendung von edelsteinen erwähnt; bezeichnungen für dieselben sind *die* (*edelen*) *steine* N. 281, 1; 387, 1; oder collectiv *daz* (*edele*) *gesteine* N. 793, 2; K. 41, 3; *diu gimme,* nur K. 674, 4.[5] Nähere angaben über heimat, aussehen und kräfte der edelsteine, wie sie die höfischen gedichte vielfach enthalten, fehlen erklärlicherweise besonders

1) Ebensowenig wie K. Rother 3085 fgg. Die beispiele lassen sich noch bedeutend vermehren; vgl. N. 1493, 1—3; 1574, 2; K. 299, 2; 1224 fg. Beowulf 1103 heisst der fürst *beággyfa* = baugspender; weiteres s. bei Weinhold[2] II, 299.

2) So auch Tristan 124, 15.

3) Vgl. Wackernagel a. a. o. 540; Andeutungen bei Weinhold[2] II, 303, 304.

4) Dieses verhältnis zeigen unsere epen noch ziemlich deutlich; in echten strophen wird das silber, das auch im ganzen gegen das gold zurücktritt, auffallend seltener genant als in unechten. Im Nibelungenliede begegnet es nach meiner zählung 13 mal, und zwar 9 mal in unechten strophen: 254, 2; 482, 2; 634, 3; 650, 2; 1187, 2; 1313, 3; 1324, 3, 1620, 2; 1943, 2; in echten nur 4 mal: 979, 2; 1001, 3; 1369, 2; 1843, 2. Noch auffallender ist das verhältnis in der Kudrun, wo es sich im ganzen 19 mal findet; 18 mal in strophen, welche Müllenhoff als unecht erkant hat: 29, 3; 63, 3; 65, 3; 249, 4 (*silberwîz*); 264, 4; 268, 1; 270, 2; 308, 2; 323, 2; 551, 1; 595, 3; 692, 3 (*silberwîz*); 738, 2; 842, 2; 932, 4; 1129, 2 (*silberîn*); 1397, 2; 1500, 3, und nur 1 mal in einer echten strophe (674, 4), wo man übrigens *silber* unbeschadet des metrums streichen kann. — So erklärt sich auch die erscheinung, dass *silber* nie als surrogatbezeichnung für einen schmuckgegenstand dient.

5) Im eigentlichen sinne; bildlich für etwas höchst wertvolles findet es sich noch K. 395, 3 u. 4 *„iuwer stimme diu ist vor aller vreude unde ob aller kurzwîle ein gimme"*; vgl. Welscher Gast, 1367: Eine sittsame, treue frau ist *ein gimme für allez golt;* Tristan 49, 28 *rehter güete ein gimme*; Dietr. Flucht 23 *ein gimme und ein adamant.*

in den alten bestandteilen der volksepen fast ganz; nur N. 1721, 3 wird berichtet, dass ein strahlender grüner jaspis Siegfrieds schwert zierte.[1] Die zudichter dagegen, welche auch wissen, dass die edelsteine an Brunhilds schildfessel grüner als gras waren (N. 415, 2), nennen gelegentlich einige ferne, zum teil sagenhafte gegenden, aus denen edelsteine eingeführt wurden, N. 387, 1 Indîâ; K. 1248, 2 Abalî; 1684, 3 Abagî.

Über die fussbekleidung[2] erfahren wir aus unsern epen, deren würde die erwähnung so kleinlicher gegenstände eben nicht entsprach, gar nichts näheres; nur der name *die schuohe* begegnet in zwei Kudrunstrophen 1199, 3 und 1202, 4.

III. Häusliches leben. Feste.

Bevor wir dem leben und wirken der frauen näher treten, wird es sich empfehlen, durch die räumlichkeiten, in denen sie schalten und walten, einen kurzen rundgang vorzunehmen. — Wenn irgend möglich, liegt an einem durch die natur befestigten platze die burg,[3] *daz hûs* K. 1383, 2; während *diu burc* (K. 760, 2) gewöhnlich die häuser der bürger, der *burgære* (K. 783, 3), welche sich unter dem schutze des burgherrn angesiedelt haben, mit einschliesst und daher „fester platz, stadt“ bedeutet.[4] Der macht und dem reichtume des besitzers entsprach der umfang der burg, welcher in wirklichkeit oft sehr bedeutend war;[5] in unseren gedichten finden sich jedoch zuweilen übertriebene, über die wirklichkeit noch weit hinausgehende angaben. So hat Sigebands feste nach K. 138, 4 dreihundert türme, Brunhilds burg Isenstein nach N. 388 sechsundachtzig türme, drei palase und einen saal. Wie an dieser stelle, so wird auch sonst immer[6] nur ein saal genant. Dieser *sal*, in der regel ein selbständiges gebäude, enthält nur einen saal von weiter ausdehnung (K. 1145, 3 *vil wît*), der gewöhnlich hochparterre liegt und der ort aller geselschaftlichen vergnügungen ist, soweit sie in geschlossenen räumen statfinden. Das eigentliche

1) Vgl. Marbodi liber lapidum, ed. Beckmann, Gottg. 1799; § 4 de jaspide, s. 19 fg. 2) Weinhold[2] II, 263 fgg.; Schultz I, 220 fgg.

3) Weinhold[2] II, 88 fgg.; Schultz I, 5 fgg.

4) So heisst Constantinopel *burc* K. Roth. 3688 fgg. Vgl. K. 293, 1 u. 3 *Der stat rihtære von der burc ze Baljân ... mit sînen burgæren reit er ...*

5) Vgl. z. b. Schultz I, 23.

6) Die abenteuerliche zahlenangabe K. 1542, 1—3 *der vierzic türne guot, sehzic sale wîter, drî palas rîche* steht in direktem widerspruche mit K. 1145, 3 *siben palas rîche und einen sal vil wîten.* — Indessen ist nicht ausser acht zu lassen, dass diese zahlen, wie die oben angegebenen, altherkömliche zahlen sind und also durchweg nur algemeine angaben enthalten.

wohnhaus ist *der, das palas*. Der *palas*, welcher ebenfals sehr weitläufig angelegt sein kann (N. 1260, 2 *in einen palas wîten*) enthält eine reihe heizbarer gemächer, *diu kemenâte* (= mittellat. *caminata* von *caminus*)[1] N. 279, 1; K. 337, 4, *das phiesel* K. 996, 4, oder *phieselgadem* K. 1064, 4,[2] (mittellat. *pisale*, aus altlat. *pensilis* = schwebend, auf bogen, auf gewölben ruhend; afz. *poisle*, nfz. *poêle*). Da die frauen den grösten teil des tages in der kemenate verbringen, während die männer ihre unterhaltung meist im freien suchen, so erhält die kemenate im besonderen die bedeutung „frauengemach." Der verschluss der zimmer wird durch riegel hergestelt; so verschliesst Gunther N. 612, 4 sein brautgemach mit zwei, Kudruns geselschafterinnen ihre schlafkammer sogar mit vier starken riegeln K. 1330, 2. Die fenster der gebäude sind, sobald es die rücksicht auf die sicherheit der bewohner zulässt, so breit, hoch und tief, dass man bequem darin stehen (N. 366, 1) oder sitzen kann (N. 597, 1). In diesen fenstern werden wir die frauen öfters antreffen, wie sie allem, was draussen sehenswürdiges vorgeht, den turnieren u. dgl. zuschauen. Demselben zwecke dienen übrigens auch die öfnungen des ausgezackten mauerkranzes, für welche ebenfals die benennung *venster* begegnet N. 477, 1; K. 44, 4; 373, 4.[3] Ausser jenen weiten fenstern werden N. 383, 3 auch „enge" fenster genant, welche einen verstohlenen und geschüzten ausblick auf herankommende ermöglichen. — Beim palas, wie beim saale führt zu den im ersten stockwerk gelegenen gemächern eine freitreppe, *diu stiege* N. 564, 2, oder es erstreckt sich vor der vorderen umfassungsmauer eine terrasse, *diu grêde*, auf welcher K. 26, 1 das königspaar plaudernd sizt.

Über das baumaterial wird fast nirgends eine nähere mitteilung gemacht; nur andeutungen lassen schliessen, dass der steinbau den älteren holzbau wenigstens bei fürstlichen wohnungen bereits völlig verdrängt hat. So ist K. 1330 das zimmer, in welchem Kudrun mit ihren gespielinnen schläft, so fest, dass man draussen nicht deutlich hören kann, was drinnen gesprochen wird. Brunhildens zauberhaftes schloss hat nach N. 388, 3 einen saal von grünem marmor. Der mit einer *stiege* (N. 2045, 2) versehene saal Etzels, in welchem die burgundischen helden ihren untergang finden, hat dicke steinerne mauern; über ihm befindet sich eine flache holzdecke oder ohne zwischendecke sogleich das sparrwerk des daches. Dieses holzwerk wird angezündet (N. 2048); und vor den herabfallenden brennenden holz-

1) Vgl. Diez, Etym. wb. d. rom. sprache[3] I, 103.
2) Diese beiden ausdrücke fehlen im Nibelungenl. gänzlich. Vgl. Diez[3] II, 402.
3) Vgl. Martins anm. zu lezterer stelle.

stücken (N. 2055, 1) retten sich die helden an die umfassungsmauer des saales (N. 2056, 1).

Werfen wir nun einen blick auf die zimmereinrichtung.[1] Vor den tischen, über deren form wir nichts erfahren, stehen schwere stühle (N. 1868, 4 *von swæren stüelen*), auf welchen als *stuolgewæte* kostbare decken liegen N. 1297, 2. Die braut wie die witwe erhält als auszeichnung einen besonderen ehrensitz, den *brûtstuol* K. 549, 1 oder den *witewen stuol* K. 6, 1.[2] — Auf dem sitze der Kriemhild liegen polster mit goldstickerei N. 347, 1—3 *Si gie mit den beiden dâ si ê dâ saz, ûf matraze*[3] *rîche, ich wil wizzen daz, geworht mit guoten bilden, mit golde wol erhaben.* Als sitzgerät (N. 616, 3; K. 1019, 4) und ohne darüber gelegtes kissen auch als ärmliche schlafstelle für übel behandeltes gesinde (K. 1194, 4) dienen die bänke. Die schemel sind ein niedrigeres, besonders als fussbank gebrauchtes gerät, N. 1868, 1 u. 2 *Die niht swert enhêten, die reihten für die banc und huoben von den füezen manegen schamel lanc.*

Ausführlich wird das bett geschildert, mit welchem in fürstlichen hofhaltungen ein bedeutender luxus getrieben wurde (N. 1762, 3 *mit vil rîchen betten*). N. 1763 fg. und K. 1326 fg. werden solche prachtbetten beschrieben, welche reiche fürsten für ihre gäste aufschlagen (*rihten* K. 1325, 3) lassen. Die bettstelle (*daz bettestal* K. 1283, 1) ist lang und breit, zuweilen in dem masse, dass zwei personen darin schlafen können; wenigstens ist dies für K. 1325, 3 anzunehmen, wo für Kudrun und ihre dreiundsechzig (K. 1300, 1) begleiterinnen nur gegen dreissig betten vorhanden sind. Als unterbetten dienen prächtige polster (*kolter spæhe* N. 1763, 1; K. 1326, 1 *golter von Arâbê*) aus glänzenden seidenstoffen; ebenfals aus seide und mit goldstreifen geschmückt ist das bettuch, *daz bettedach* N. 1763, 2—4. Statt der bettdecken dienen pelzgefütterte oder ganz aus pelz bestehende decken, *diu declachen* N. 1764, 1; an lezterer stelle sind dieselben aus hermelin und zobel gefertigt, K. 1326, 3 fgg. aus phelle, welcher mit fischhaut, das heisst mit dem pelze eines im wasser lebenden tieres gefüttert ist.[4] Vor dem bette steht bank und schemel N. 616, 3 u. 4.

Zur aufbewahrung der kostbarkeiten dienen die vorratskammern, *die kameren,* welche unter aufsicht des kämmerers stehen

1) Weinhold[2] II, 92 fgg.; 100 fgg.; Schultz I, 60 fgg.

2) Vgl. über lezteren noch J. Grimm, Rechtsaltertümer, s. 453.

3) It. *materasso*, fr. *materas, matelas;* vielleicht arabischer herkunft; Diez, rom. wb.[3] I, 268.

4) Vgl. Schultz I, 273, der an seehundsfell denkt.

N. 1338, 3.[1] Hier liegen in truhen (*diu lade* N. 1644, 1), kisten (*diu kiste* N. 1209, 4) und schreinen (*der* oder *daz schrîn*) N. 275, 1) die edeln steine und metalle, sowie die kleider, von denen die kostbaren in ein reines tuch (*diu valde* N. 262, 4; 275, 2; 528, 4; 1210, 2) eingeschlagen sind.[2]

Von den gerätschaften der küche[3] werden nur wenige namen genant: *manegen kezzel wît, haven, unde pfannen* hat der *kuchenmeister* Rumolt N. 720, 2 u. 3 zu seiner verfügung. — Ebenso wenig erfahren wir über heizung und beleuchtung.[4] Die benennung *kemenâte* bezeichnet in ihrer grundbedeutung nur überhaupt ein zimmer mit einer heizvorrichtung; Gerlindens gemach wird durch einen *oven* geheizt K. 1008, 2. Im saale der Nibelungen brennen N. 473, 1 *vil kerzen;* N. 603, 1 und K. 1325, 1 tragen die edelknaben den herschaften nach dem schlafgemach *diu lieht* voran, unter denen wir uns wol auch kerzen vorzustellen haben.

Beobachten wir nun, soweit es die andeutungen in unsern beiden epen ermöglichen, das tägliche leben der frau. Schon vor tagesanbruch weckt sie der klang der messglocken N. 946, 1. Die dienerinnen bringen ihr licht und gewand N. 946, 3, worauf sie sofort toilette machen muss, da sie regelmässig die frühmesse besucht. Über toilettenkünste und körperpflege[5] werden wir von dem erhabenen epos keinen näheren aufschluss erwarten; nur gelegentliche bemerkungen darüber finden sich. Dass man, der alten sitte des deutschen stammes folgend,[6] auf bäder auch jezt noch grossen wert legte, geht aus mehreren stellen hervor. Als Kudrun durch erheuchelte zusage zur vermählung mit Hartmut sich der entwürdigenden behandlung Gerlindens entzogen hat, da ist es ihr erstes gebot, dass man ihr *ein schœnez bat bereite* K. 1297, 4. K. 162, 2 wird als beweis der fürsorge Hagens für die drei jungfrauen, die mit ihm zusammen auf der

1) Vgl. O. Hartung, Deutsche Altertümer aus d. Nibelungenl. u. d. Gudrun, Progr. von Köthen 1882, s. 17.

2) In allen vier stellen des Nibelungenliedes liegen ausschliesslich kleider *in der valde* oder werden *ûz der valde* (*valten*) genommen. Vgl. Trist. 322, 29—32: *dô hæte ich aber daz mîne* (*hemede*) *heinlîche in mînem schrîne in reinen wîzen valten verborgen unde behalten.* Danach ist *valde* eine schützende umhüllung, in welcher ein in falten gelegtes kleid oder kleiderzeug verwahrt wird.

3) Weinhold[2] II, 69 fg.; Schultz I, 45 fg.

4) Weinhold[2] II, 89 fg., 98 fgg.; Schultz I, 59 fg.; 75 fgg.

5) Weinhold[2] II, 113 fgg., 333 fgg.; Schultz I, 168 fgg.

6) Caesar, Bellum Gall. VI, 21 „promiscue in fluminibus perluuntur" (die Germanen insgesamt); IV, 1 (über die Sueben); Tac. Germ. XXII „Statim e somno .. lavantur ..

Greifeninsel geweilt haben, angeführt: *baden ze allen zîten ers vlîziclîchen hiez.* Von demselben Hagen wird K. 198, 2 u. 3 erzählt, er habe aus übergrosser besorgnis für den zarten teint seiner tochter dieselbe so aufziehen lassen, dass sie *beschein diu sunne selten noch daz ez* (= *daz kint*) *der wint vil lützel an geruorte.* Dass die unsitte des schminkens in der abfassungszeit unseres Nibelungenliedes nicht unbekant war und dem dichter verwerflich erschien, beweist die satirische bemerkung N. 1594, 1 *Gevelschet vrouwen varwe vil lüzel man dâ vant.*[1] Höher schäzte man für die erzielung einer gesunden gesichtsfarbe stärkende speisen und getränke; K. 1046, 2 u. 3 heisst es: *ir varwe rôsenrôt wart in kurzen zîten von trinken und von spîse*, im gegensatz zu K. 1012, 2 u. 3 *an der edelen vrouwen was worden schîn, daz si hete vil selten gemach und guote spîse.*

Früh am morgen (N. 1189, 4 *unz si aber den morgen hin ze mettîne gie;* N. 945, 3 sogar *ê daz ez wurde tac*) geht die frau gewöhnlich zur frühmesse (*diu vruomesse* N. 750, 3; K. 440, 1; *mettîne* N. 945, 3 aus *matutina* entstanden), dem ersten teil der im brevier der katholischen kirche enthaltenen täglichen andachten; von Kriemhilde wird N. 945, 4 gerühmt, dass sie *vil selten eine verlac.*

Über die anordnung der mahlzeiten, sowie über die zubereitung der speisen[2] bieten Nibelungenlied und Kudrun nichts.[3] Die hauptnahrung vornehmer leute (*edeliu spîse* N. 38, 2; *rîchiu spîse* N. 369, 1; *rîterspîse* N. 904, 4; *biderber liute spîse* K. 435, 4) bildet das fleisch der jagdtiere, der hirsche, eber, wildrinder usw.[4] Fische werden als imbiss der jagenden (N. 870, 3) und als nahrung der auf die Greifeninsel verschlagenen genant K. 99, 2. Das brot, welches von den vornehmen gegessen wird, ist aus weizenmehl gebacken,[5] das der niederen volksklassen aus roggenmehl, K. 1193, 4 *ir spîse was von rocken und von brunnen.*[6]

1) Vgl. Parzival 776, 8—10 *Manc ungevelschet frouwen vel man dâ bî rôten münden sach ob Kyôt die wârheit sprach.*

2) Weinhold² II, 51 fgg.; Schultz I, 280 fgg.

3) Abgesehen von N. 1408, 7 (für C aus a zu ergänzen); hier empfiehlt Rumolt als besondere leckerbissen *sniten in öl gebrouwen*, was sich als eine reminiscenz aus Parzival 420, 29 erweist. Vgl. J. Zacher, Zeitschr. f. d. phil. II, 504 fg.

4) Bei der grossen jagd im Nibelungenl. str. 859 fgg. werden noch folgende, zum teil sagenhafte tiere genant: (878 fgg.) *halpswuol, lewe, elch, ûr, schelch,* (882, 2) *ber.* Vgl. Ztschr. f. d. phil. 15, 492 fgg.

5) Wie aus dem gegensatze K. 1193, 4 und aus anderen gedichten hervorgeht: K. Roth. 2550 *similen unde wîz brôt;* Helmbrecht 478 *von wîzen semeln ezzen brôt.* Weinhold² II, 59 fg.

6) Helmbrecht 461—63 *sun, den rocken mische mit habern ê dû vische ezzest nâch unêren.*

Unter den **getränken**[1] behaupten den vorrang met und wein. Der *mete*, aus honig bereitet, war noch nationalgetränk des germanischen altertums und steht daher auch in unseren volksepen noch in hohem ansehen, N. 1127, 3 und K. 1305, 3 *mete, den vil guoten*. Doch zeigt bereits die jüngere bearbeitung des Nibelungenliedes (C), dass dieses ansehen sich almählich minderte; sie ändert nämlich N. 909, 2 *met* in *wîn* und streicht *mete* N. 1750, 3 ganz. Bei dem *wîn* zeigt sich die umgekehrte entwicklung. Während die Sueben zu Cäsars zeit die einfuhr des weines ganz verboten,[2] steht er in unsern volksepen dem met bereits ebenbürtig zur seite (N. 251, 3 *met und guoten wîn;* 1127, 3 *mete den vil guoten und den besten wîn*; K. 1329, 4 *von mete und ouch von wîne;* K. 1452, 4 *met unde wîn*) und verdrängt diesen schliesslich in den höfischen gedichten fast ganz.[3] Ausserdem werden erwähnt *lûtertranc* und *môraz*. Der *lûtertrank* (N. 473, 1; 909, 2; ml. *claretum*, afr. *claret*) wird dadurch hergestelt, dass man den wein mit würzigen kräutern oder wol auch mit gewürzen durchziehen lässt; *der* (*daz*) *môraz* (ml. *moratum*) N. 1750, 3 ist entweder wein, der über maulbeeren abgezogen ist, oder — eine art obstwein — der gegohrene saft der maulbeere. Das **bier** ist so sehr in seinem ansehen gesunken, dass desselben nirgends erwähnung geschieht.[4]

Schauen wir nun den frauen zu in ihrem **häuslichen schaffen und wirken.**[5] Schmutzige arbeiten liegen natürlich den mägden[6] ob, welche unter der aufsicht einer *meisterinne* (K. 1220, 3; 1223, 3) stehen; sie kehren die zimmer aus K. 1020, 3, sie zünden feuer an K. 996, 4; 1020, 3, schüren die brände K. 997, 4 und tragen wasser K. 1007, 3. Auch das bürsten des flachses (*bürsten den har* K. 1006, 1), das spinnen K. 1006, 1, das winden des garnes K. 1005, 4 und nicht minder das waschen und bleichen der gewänder (K. 1208, 4) ist die aufgabe niederer frauen, *smæhiu arbeite* K. 1006, 4, *werc diu vil smæhen* K. 1011, 1. Das waschen scheint bestimten frauen obgelegen zu haben; wenigstens wird Kudrun darin von einer *wesche* unterrichtet K. 1057, 1, und Kudrun nent sich selbst „*ein armiu wesche*“ K. 1294, 3.

1) Weinhold[2] II, 61 fgg.; Schultz I, 295 fgg.; Wackernagel in Haupts zeitschrift VI, 261 fgg.

2) Caes. Bell. Gall. IV, 2: Vinum ad se omnino importari non sinunt.

3) Wolfram, der das volksepos kent und liebt, (vgl. W. Grimm, Heldensage[2] 63 fgg.) erwähnt auch jenes volkstümliche getränk Parz. 809, 27.

4) Als niederes getränk genant Iwein 818 fgg.: „*wînes ein becher vol der gît, daz sî iu geseit, mêre rede und manheit dan vierzec unde viere mit wazzer ode mit biere*“; Helmbrecht 1167 u. ö.

5) Weinhold[2] I, 174 fgg.; II, 76 fg.; Schultz I, 149 fgg.

6) Vgl. J. Grimm, Rechtsalt. 350 fg.

Die arbeit fürstlicher damen dagegen ist es, in der kemenate sitzend mit den geschickteren unter ihren geselschafterinnen (N. 352, 4 *die zuo solhem werke heten græzlîchen sin*) für sich und die helden kostbare kleidungsstücke herzustellen. Besonders hervorgehoben wird das zuschneiden (*selbe sneit si Kriemhilt, diu vil hêrlîche meit* N. 353, 4), wie überhaupt auf guten zuschnitt der kleidung ein hohes gewicht gelegt wird (N. 1119, 4 *si fuorten guotiu kleider, vil harte spæhe gesniten;* K. 430, 2 u. 3 *iteniuwiu kleider ze wunsche wol gesniten truogen an die geste*)[1] und das einlegen von gold und edelsteinen: N. 31, 4 fg. *vil der edeln steine die frouwen leiten in daz golt, die si mit porten wolden wurken ûf ir wât den jungen stolzen recken;* K. 1379, 3 u. 4 *„râtet iuwern vrouwen, die mügens sanfte lîden, wie si gesteine legen mit dem golde in die sîden.“* Vor allem gilt es sich zu rühren, wenn eine glänzende hofreise angetreten werden soll oder wenn gäste zu einem grossen feste erwartet werden. Vor Gunthers brautfahrt heisst es: *der frouwen unmuoze was niht ze klein: inre siben wochen bereiten si diu kleit* N. 357, 2 u. 3; vor Siegfrieds aufbruch nach Worms sitzen die frauen sogar tag und nacht emsig arbeitend in ihrer kemenate und pflegen nicht eher der ruhe als bis Siegfrieds gewand fertig ist N. 66. Man legte eben auf glänzende gewänder ganz besondern wert.

Dass die küche, welche in beschränkteren haushaltungen den mittelpunkt des weiblichen wirkungskreises bildete, an den glänzenden hofhaltungen unserer epen der unmittelbaren herschaft der frau entzogen ist, wird man nicht auffällig finden. Zu den unannehmlichkeiten, welche die drei königstöchter auf der Greifeninsel ertragen müssen, gehört auch die, dass ihnen persönlich die bereitung der speisen obliegt, K. 104, 4 *jâ tete ez anders nieman, si muostenz selbe bî der glüete brâten.* Die aufsicht über die küche führt der küchenmeister, *kuchenmeister* N. 720, 1, welchem *kuchenknechte* N. 900, 2 beigegeben sind. Derselbe, ursprünglich ein unfreier ministerialis, dienstmann (beamter), ist almählich zu einer angesehenen stellung gelangt; so betraut im Nibelungenliede Gunther bei seiner abreise nach dem Hunnenlande den küchenmeister Rumolt mit dem schutze des landes und

1) Vgl. Tristan 65, 22—26 *und was der* (der *phelle,* aus welchem Tristans rock und mantel gefertigt ist) *alse wol gesniten nâch sînem schœnen lîbe, daz von manne noch von wîbe enwurden edeler kleider nie baz gesniten danne die.* Konr. Tr. 14634—37: *si truoc den besten ziclât, der ie von golde wart gebriten* (= durchwebt) *und was ze wunsche der gesniten nâch ir lîbe wol gestalt.* Der gute schnitt der decken für frauensättel wird gerühmt N. 741, 2 *manegen phelle spæhe, guot und wol gesniten sach man über setele ... hangen.*



der zurückbleibenden N. 1459; und N. 10, 1 wird derselbe noch vor den andern hohen hofbeamten, dem schenken Sindolt und dem kämmerer Hunolt, genant.[1]

Eine der hauptaufgaben der ehefrau war natürlich die sorge für die erziehung der kinder, worüber wir passender bei einer späteren gelegenheit sprechen; jezt wollen wir den unterhaltungen und zerstreuungen, welche sich den frauen im täglichen leben darboten, unsere aufmerksamkeit zuwenden.

Die höfische sitte des 12. und 13. jahrhunderts gebot eine strenge zurückhaltung der frauen; so weilt Siegfried ein volles jahr in Worms, ohne Kriemhilde ein einziges mal zu sehen, nach der eingeschobenen str. 137, 2 u. 3, während sonst der verkehr der geschlechter in unseren epen freiere formen zeigt. — „Ein spielwerk der frauen und ihr gesell in einsamen stunden“ ist der falke.[2] N. 13 fgg. träumt Kriemhilde, wie sie einen falken lange zeit aufgezogen und so lieb gewonnen habe, dass ihr kein grösseres leid widerfahren könne als der tod dieses lieblinges, den ihm vor ihren augen zwei adler bereiten. Das gleiche mitgefühl und die gleiche vertrautheit mit der tierwelt, welche ja ein schöner beweis für das tiefe gemüt unserer vorfahren war,[3] verrät eine andere stelle, die wir bei dieser gelegenheit erwähnen wollen; K. 1166 redet Kudrun den *vogel*, d. h. den frühjahrsvogel, welcher über das meer gekommen ist, vertraulich an und bemitleidet ihn wegen seines unstäten, ruhelosen lebens. — Über unterhaltungsspiele[4] findet sich nur eine andeutung; K. 353, 3 beschäftigen sich die ritter mit einem bretspiele (*in dem brete zabelen*), vielleicht dem schach, welches sich namentlich in der höfischen zeit einer ausserordentlichen beliebtheit erfreute. Auf musikalische unterhaltung[5] weisen N. 494, 1 *Man hôrte ûf ir verte maneger hande spil* und K. 813, 2 *ouch mohte man dâ* (in dem lager der Hegelinge) *hœren maneger hande spil;* als Horand seine bezaubernde stimme hat ertönen lassen, sagt Hilde (K. 374, 2—4):

„diu aller beste wîse ist in mîn ôren komen,
die ich ze dirre welte von ieman hân ervunden.
daz wolte got von himele, daz si mîne kamerære kunden.“

Eine gewöhnliche erholung der damen ist es, in den fenstern sitzend den übungen der ritter und knappen zuzuschauen:

1) Vgl. W. Wackernagel, Das Bischofs- u. Dienstmannenrecht von Basel, s. 14.
2) Weinhold[2] I, 109 fgg.; über Falkenarten u. dgl. s. Schultz I, 368 fgg.
3) Vgl. J. Grimm, R. A. 588.
4) Weinhold[2] I, 113 fgg.; Schultz I, 411.
5) Weinhold[2] I, 150 fgg.; Schultz I, 429 fgg.

N. 132 *Swenne ûfme hove wolden spilen dâ diu kint,*
rîter, unde knehte, daz sach vil dicke sint
Kriemhilt durch diu venster, diu küniginne hêr:
deheiner kurzwîle bedorfte si in den zîten mêr.

Die fenster sind nebst den zinnen (N. 477, 1) überhaupt ein beliebter aufenthalt der frauen, von welchem aus sie das ganze leben innerhalb und ausserhalb der burg überschauen können. Unbekante ritter, welche dem tore in friedlicher (N. 377, 3) oder in feindlicher (K. 641, 1) absicht nahen, werden auch von ihnen von hier aus gemustert; sehnlichst erwarteten gästen schauen die damen von hier aus entgegen (N. 1654, 1 u. 2 *Kriemhilt diu vrouwe in einem venster stuont: si warte nâch den mâgen, sô vriunt nâch friunden tuont*) und rufen ihnen auch beim scheiden von hier aus das lezte lebewol nach (N. 1649, 1 *Dô wurden allenthalben diu venster ûf getân*). Wenn die helden unter gesang und dem klange der instrumente (K. 545, 1; 1117, 3) zu einem kriegszuge oder irgend einem friedlichen zwecke ausfahren, so geben ihnen die frauen aus den fenstern blickend mit den augen das geleite, soweit der blick trägt (K. 1118, 1—3):

Dô nu gescheiden wâren hie die liute dan,
dô sach man vil der vrouwen in den venstern stân,
si beleitens mit den ougen so si verriste kunden.

In lezterem falle kehrt nun in die burg eine stille einförmigkeit ein, welche angenehm unterbrochen wird durch die ankunft eines ritters (N. 507 fg.) oder hurtiger edelknaben (*garzûne* N. 222, 1), die freudige botschaft von den ausgezogenen bringen.

Eine würze des altäglichen einerleis ist der besuch fremder ritter, welche die gastlichkeit des burgherrn auf kurze zeit in anspruch nehmen, K. 304 fgg.;[1] namentlich auch sah man sehr gern die edeln sänger, wie Volker und Horant, welche durch ihre kunst damen und ritter entzücken N. 1643; K. 372 fgg. Es wird uns nicht wundern, dass die damen diese gäste gern noch besonders in ihrer kemenate empfangen, um ihren erzählungen oder ihrem gesange zu lauschen; freilich geschieht dies nicht immer mit erlaubnis des familienoberhauptes, sondern zuweilen auch ohne dieselbe. K. 337, 3 u. 4:

si bat den wilden Hagenen, daz er ir gehieze
daz er die snellen helde durch maere zuo ir kemenâten lieze.

338, 1 *Daz lobte der künic schiere.*

Dagegen führt K. 392 ein *gevüeger kamerære* den süssen sänger Horant

1) Weinhold[2] II, 193 fgg.

heimlich in die kemenate der jungfräulichen Hilde.[1] — Jeden in der burg vorsprechenden gast — so fordert es die feine sitte — soll die hausfrau wilkommen heissen.[2] Für diese und ähnliche besuche der ritter haben sich feste formen ausgebildet, die bei dieser gelegenheit vorgeführt werden mögen. Der ritter, welcher von einer dame empfangen werden will, lässt dieser zunächst seinen besuch anmelden; N. 342, 1 *Dô enbôt er sîner swester daz er se wolde sehen, und der degen Sîfrit;* 1160, 3 u. 4;

N. 513, 1 *Do sprach der hêrre Sîfrit, ...*
3 *„wer seit nu den frouwen daz ich wil dar gân?“*
4 *des wart dô bote Gîselher, der vil wætlîche man.*
514, 1 *Gîselher der junge zuo sîner muoter sprach,*
2 *und ouch zuo sîner swester . . . . . .*
3 *„uns ist komen Sîfrit . . . . . .*
515, 2 *nu sult ir im erlouben daz er ze hove gê.“*

Will die dame den besuch annehmen, so vertauscht sie ihr hauskleid eiligst mit einem prächtigen gewand N. 342, 3 *dô hete sich diu schœne ze lobe wol gekleit.* 343, 1 *Nu was ouch ir gesinde geziert als im gezam*; N. 516, 1 *Si sprungen nâch ir wæte;* eine charakteristische ausnahme bildet die verwitwete Kriemhilde, welche Rüdeger in der kleidung findet, *die si alle tage truoc* N. 1165, 3, während ihre geselschafterinnen *rîcher kleider genuoc* (N. 1165, 4) tragen. — Darauf bittet sie den ritter, einzutreten, N. 516, 2 *si* (Uote und Kriemhilde) *bâten Sîfriden hin ze hove gân;* wenn sie es nicht vorgezogen hat, den besuch zu verschieben, N. 1162, 1 u. 2 *„ir sulten morgen heizen her gân zuo mîner kemenâten.“* Sobald der ritter eintritt, erhebt sie sich samt ihren geselschaftsdamen, N. 343, 3 *dô stuont si von dem sedele;* K. 334, 2 u. 3; 1631, 2 u. 3 *diu beste noch diu bœste deheiniu daz verlie: si tâtenz im ze liebe und stuonden von dem sedele.* Dann geht sie ihm je nach seiner würde eine grössere oder geringere strecke entgegen (N. 343, 3 u. 4; 1166, 1 *Si gie im engegene zuo der tür stân;* K. 340, 4; 1105, 3; 1293, 3) und begrüsst

1) K. Roth. 1925 fgg. wird ein solches rendezvous durch Herlint vermittelt, eines jener schlauen kammerkätzchen, welche, unseren beiden grossen volksepen fremd, besonders im höfischen epos ihre intrigantenrollen spielen; vgl. im Iwein 1757 fgg. die Lunete, vor allem im Trist. 316, 34 fgg.; 348, 29 fgg.; 355, 40 fg.; 362, 4 fgg. die Brangæne.

2) Besonders eindringlich schärft den frauen Thomasin von Zirclære diese pflicht ein; Welscher Gast 87—89 *Tiusche lant, enphâhe wol als ein guot hûsvrouwe sol, disen dînen welhschen gast;* 391—396 *Ein vrouwe sol sich sehen lân kumt zir ein vrömeder man. swelhiu sich niht sehen lât diu sol ûz ir kemenât sîn allenthalben unerkant; büeze alsô, sî ungenant.*

ihn mit den worten *„sît willekomen,“* ....[1] (N. 344, 1; 517, 1 *„Sît willekomen, hêr Sîfrit, rîter lobelîch“;* K. 335, 1), worauf jener sich dankend verneigt K. 336, 1; 1533, 1 u. 2 *Îrolt unde Môrunc nigen sâ ze hant der minniclîchen meide.* Zugleich fragt sie ihn nach seinem begehr; N. 517, 2;

N. 344, 2 *„diu mære ich weste gerne, ...*
waz ir hêrren woldet sît ir ze hove gât.
lât ir mich hœren wie ez iu edelen reken stât“;

davon kurz unterrichtet (N. 345; 518 fg.), nötigt sie ihren besuch zum sitzen N. 346, 1 *„nu sitzet, lieber bruoder“;* 520, 1; 1167, 1; K. 341, 4; 395, 1; 655, 1; 1632, 1; einen besonders vornehmen oder lieben gast führt sie zu ihrem eigenen platze:[2]

N. 346, 4 *die ûz erwelten nam si beide bî der hant.*
347, 1 *Si gie mit den beiden dâ si ê dâ saz,*
2 *ûf matraze rîche.*

Ist die unterredung zu ende, so bittet der ritter um seine entlassung und entfernt sich darauf;

N. 352, 1 *mit guotem urloube die hêrren schieden dan.*

Für die am meere wohnenden bringen handelsschiffe, deren kostbare ladung von den damen besichtigt wird, eine erwünschte abwechselung K. 440 fgg.[3]

Während der ganzen übrigen zeit, welche nicht durch derartige zerstreuungen ausgefült ist, sind die damen allein auf die unterhaltung ihrer geselschafterinnen angewiesen. So ist es sehr natürlich, dass sich eine rückhaltslose vertraulichkeit entwickelt zwischen herrin und gespielinnen, die übrigens von vornehmer, ja zuweilen fürstlicher herkunft sind, K. 566, 2 *von edelem künne;* 1059, 1 *Dô was ir einiu drunder, diu was ouch küneges kint;* ein schönes beispiel dieser innigen freundschaft ist das verhältnis zwischen Kudrun und ihrem *trûtgespil* Hildeburg. Die gespielinnen verlassen ihre herrin nie; nicht blos am tage leisten sie ihr beständig geselschaft, bei vergnügungen, wie bei der arbeit, sie teilen mit ihr auch das schlafgemach. Dorthin geleiten sie kerzen tragende edelknaben K. 1325, 1 *diu kint von Ormanîe diu truogen ir diu lieht;* vor dem einschlafen kann dann ein gemeinsamer

1) Über diese formel vgl. „Der empfang der gäste im Nibelungenliede“ von Emil Kettner; Progr. von Mühlhausen i. Th. 1883, s. 14.

2) Vgl. Kettner, Empfang der gäste, s. 12 fg.

3) Ähnlich K. Roth. 386 fgg. Es ist ein beliebter kunstgriff der dichter bei derartigen besichtigungen entführungen statfinden zu lassen; K. 445 fgg.; S. Osw. Leben 566 fgg.; ähnlich K. Roth. 3224 fgg.; S. Osw. L. 1124 fgg.; auch Tristan wird auf diese weise entführt Trist. 59, 25.

schlaftrunk genommen werden K. 1329, 4 *von mete und ouch von wîne die armen wâren vlîziclîche berâten.*

So sehen wir, dass die zerstreuungen der damen nicht gerade vielseitig waren; und besonders im winter mochte es auf der einsamen burg oft recht wenig kurzweilig sein. Wenn auch unser epos in seiner würde und objectivität sich nicht in wehmütigen klagen über die ungunst des winters und in sehnsüchtigem herbeiwünschen des schönen frühlings ergeht, wie die lyrik der minnesinger, so hören wir es doch hie und da vernehmbar hindurchklingen, wie man sich sehnt nach dem *süezen* mai, der *daz gras mit bluomen* (N. 1579, 3) schmückt, nach den fröhlichen, glänzenden hoffesten *bî der sumerzîte und gên des meijen tagen* (N. 294, 1), wann die vöglein von neuem im wetstreit ihre weisen ertönen lassen, K. 1217, 1 u. 2 *in den zîten, do ... in widerstrîte die vogele wolten hie singen aber ir wîse nâch des merzen stunden.* So wird es erklärlich, dass gerade die frauen, denen die mannigfachen geschäfte und belustigungen der männer, krieg, jagd, zechgelage u. dergl. fehlen, die anregung zu solchen festen geben N. 672 fgg.; 1345; K. 34 fg.; 35, 2 u. 3 sagt der könig von Irland zu seiner gemahlin: *„ich wil iu gerne volgen, als ez mêr geschach daz man nâch vrouwen râte lobete hôchzîten.“*

Der geeignetste zeitpunkt für solche hoffeste (*diu hôh(ge)zît*),[1] wie überhaupt für grössere unternehmungen, kriegszüge, gerichtstage usw., ist, wie schon erwähnt, die schöne frühlings- und sommerszeit, wo man sich auch ausserhalb des engen burgraumes im freien aufhalten und vergnügen kann; *swanne ez sumeret nâch des winters zîten* K. 260, 3.[2] Der beginn derselben wird gern auf einen wichtigen festtag gelegt, auf den palmsontag, *palmetac* K. 1192, 2; auf pfingsten, das liebliche fest, N. 270, 1 *an einem pfinkstenmorgen*, N. 1305, 1; am häufigsten aber auf eines der höchsten feste des germanischen heidentumes,[3] auf die sommersonnenwende, *ze einen sunewenden* N. 32, 4; 1352, 4; 678, 3 und 694, 3 (*„vor disen sunwenden“*); 1754, 1 (*An sunewenden âbent die hêrren wâren komen*). — Besondere veranlassung zu solchen festen bieten vor allem die vermählungen N. 527 fgg.; 1302 fgg. K. 1667 fgg., auf welche sich daher die bezeichnung *hôchzît* almählich überträgt; dann die aufnahme eines königssohnes in den ritterstand N. 28 fgg. K. 172 fgg.; ein glorreich beendigter feldzug N. 264 fgg.

1) Weinhold[2] II, 185 fgg.; Schultz I, 308 fgg.

2) Vgl. Trist. 15, 16—20. *Nu was diu hôhzît geleit, benennet unt besprochen die blüenden vier wochen, sô der vil süeze meige în gât unz an daz dâ er ende hât.*

3) Vgl. Weinhold[2] II, 154 fgg. J. Grimm, Myth.[4] I, 513 fgg.

Ist nun die veranstaltung eines hoffestes beschlossen, so werden vornehme gefolgsmannen, oft eine ganze schaar („*drîzec mîner man wil ich dar lân rîten*“ N. 676, 1 u. 2) ausgewählt, um die einladungen zu besorgen. Nachdem sie mit herlichen gewändern versehen sind (N. 676, 4) und ausführliche aufträge erhalten haben, machen sie sich auf den weg. An ihrem ziele angelangt, werden sie von den dienstmannen des einzuladenden fürsten freundlichst empfangen und zur herberge geführt N. 686 fgg.[1] Unverzüglich werden sie sodann bei der fürstlichen familie angemeldet nnd begeben sich, sobald sie die erlaubnis (*urloub*) erhalten haben, in den saal, wo von den vornehmsten dienstmannen umringt, fürst und fürstin ihrer harren N. 687 fgg.[2] Leztere erheben sich beim eintritt der boten, diesen und ihren auftraggebern zu ehren, begrüssen sie und laden sie höflichst zum sitzen ein. Die feine sitte will jedoch, dass die boten, wenn sie auch noch so *wegemüede* sind (N. 689, 2), diese aufforderung zunächst ablehnen und stehend ihre botschaft ausrichten.[3] Nur ein fürst wie Rüdeger kann, ohne gegen die etikette zu verstossen, die einladung zum sitzen annehmen; sobald er sich jedoch durch einen trunk erquickt hat, da erhebt er sich feierlich *mit allen sînen man* N. 1131, 1, um seinen auftrag auszurichten. Die boten erklären nun, dass ihr herr und seine gemahlin den einzuladenden ihre ergebenheit versichern lassen[4] (*ir dienest enbieten* N. 690, 4) und sie um teilnahme an dem hoffeste bitten. Hierauf erkundigen sich die geladenen nach dem befinden der gastgeber N. 1381 fg., heissen unter dankesworten die boten nochmals wilkommen und nötigen sie zum sitzen. Haben sich die lezteren dann durch einen frischen trunk (N. 697, 2) und einen imbiss (N. 699, 3) gestärkt, so bedingt der fürst sich eine bedenkzeit aus und entlässt jene nach der herberge N. 1390. Unter zuziehung von verwanten und lehns- und dienstmannen wird nun eine beratung über die zweckmässigkeit der reise angestelt N. 1397, 2 fgg. So verzögert sich zuweilen die rückreise der boten länger als ihnen lieb ist, bis sie endlich, wol auch mit hinweis

1) Kettner, Empfang d. gäste, s. 4 fg., 15 fg. Dieser schon mehrmals citierte aufsatz, sowie eine abhandlung desselben verfassers (Ztschr. f. d. phil. XV, s. 229), welche die auffallende ähnlichkeit der darstellung an diesen stellen betrachtet, machen eine nochmalige eingehende schilderung überflüssig; wir beschränken uns daher auf angabe der grundzüge.

2) Kettner, Empf. d. g., s. 10 u. 16. Wenn K. 604, 4 berichtet wird, dass die boten erst am zwölften morgen vorgelassen werden, so ist dies ganz ungewöhnlich.

3) Vgl. K. Roth. 104 und Rückerts anmerkung dazu. Eine ausnahme findet sich K. 767 fg., wo die boten sich setzen und erst wider aufstehen, als sie nach ihrer botschaft gefragt werden.

4) Kettner, Empf. d. g., s. 16 fg.

auf den drohenden zorn ihres herrn (N. 1419) dringend um ihre entlassung bitten. Sobald sie dann die zusage erhalten haben, verlassen sie reich beschenkt (N. 1427 fgg.) den gastfreundlichen hof, nicht ohne dass die geladenen nun auch ihrerseits den gastgebern ihre ergebenheit versichern lassen N. 1437, 3 u. 4.

An dem hofe der lezteren müssen nun allerhand vorkehrungen getroffen werden.[1] Die frauen sind eifrig mit anfertigung der festkleider beschäftigt N. 261 fg.; die wohnräume der burg werden reich geschmückt N. 527, 1—3, der saal überdies mit tafeln und langen sitzreihen, dem *gesidele* (N. 559, 1), versehen. Auch im freien werden unter aufsicht der *truhsæzen unde schenken*[2] lange tische und bänke hergerichtet; der *marschalc* hat für unterbringung des gesindes zu sorgen, da die räume der burg die grosse menge der geladenen nicht zu fassen vermögen. Die beschaffung der speisen fält dem *kuchenmeister*[3] anheim N. 720, während die sorge für die getränke dem schenken obliegt, vgl. N. 905, 1. Bald finden sich ganze schaaren von gauklern und spielleuten (*die varnden* N. 42, 1; *diu varnde diet* N. 39, 2) ein, um durch ihre oft mehr als derben spässe[4] das volk zum lachen zu reizen (K. 53, 2) und sich selbst die taschen zu füllen: *daz si alle wurden rîche dar nâch stüend ir gedinge* K. 1673, 3. — Alles freut sich auf die kommenden herlichkeiten; sogar die kranken vergessen ihre schmerzen N. 268.

Sobald das herannahen der gäste mit ihrem glänzenden gefolge[5] gemeldet wird, eilt ihnen der wirt ebenfals mit grossem gefolge[6] entgegen; nur Etzel, der Hunnenkönig, begrüsst die Burgunden erst in seinem palas N. 1746 fgg. Die fürstlichen damen können zurückbleiben und die gäste dann vor oder in der burg empfangen N. 1601; 1675; gewöhnlich aber begleiten sie mit ihrem gefolge den fürsten, auf prächtig geschmückten rossen[7] reitend, welche von rittern geführt werden

1) Weinhold² II, 185 fg.; Schultz I, 310 fg.; Kettner 18 fg.

2) Vgl. Hartung, Altert. aus d. N. u. d. G., s. 17.

3) Vgl. Hartung, s. 18.

4) Vgl. u. a. Diez, Die poesie der troubadours, s. 257. Ihre ausgelassenheit war so gross, dass ein Wormser senatsedict von 1220 diesem unfug zu steuern versuchte. Weinhold² II, 131 fgg.

5) Kettner s. 17 fg. 6) Kettner s. 9 fg.; 19 fg.

7) Weinhold² II, 203 fg. -- Unrichtig Schultz I, 392: „Damen ritten gewöhnlich auf den sicheren, ruhigeren Maultieren.“ Dies findet sich vielmehr äusserst selten. So reitet in der Krone von Heinrich von dem Türlin (Ausg. Scholl, Stuttgart 1852) v. 12657 fg. Sgoidamûr auf einem *mûl;* als reittiere der ritter dienen K. Roth. 865 *snêwîze mûle*. In unsern beiden gedichten wird das maultier nur einmal und zwar in der unechten Nibelungenstr. 1211, 3 als lasttier genant. Das einzige beispiel, welches Schultz aus deutschen gedichten anführt, Parz. 312, 7,

N. 537 u. 538, 3. Die glänzende ausrüstung der pferde, auf denen die damen reiten, *das phertgereite* N. 530, 4, wird öfters beschrieben.[1] Von rotem golde (K. 1701, 3) und edelsteinen (N. 531, 2) strahlen die zäume, die ausserdem mit klingenden zieraten, vielleicht kleinen schellen,[2] behängt sein können, N. 1245, 3 *mit klinginden soumen.* Die seidenen brustriemen (*sîdîniu vürbüege* N. 75, 2) wolte die mode möglichst schmal, N. 531, 7 in B, K. 1701, 3 *mit smalen vürbüegen.* Höchst kostbar sind die sättel; die der burgundischen damen sind nach N. 530, 2 ganz aus gold gefertigt *hêrlîche setele von rôtem golde gar.*[3] Das lang herabwallende satteltuch (*diu guoten satelkleit hiengen vür die hüeve nider ûf daz gras* K. 15, 2 u. 3) ist N. 741, 2 u. 3 aus feinem phelle gefertigt: *manegen phelle spæhe, guot und wol gesniten, sach man über setele den vrowen wol getân allenthalben hangen.*

Ein schemel, der um die pracht zu vollenden, N. 531, 3 ebenfals aus gold gearbeitet ist, unterstüzt die dame beim besteigen des rosses.

Sind nun die gäste in sicht, so macht der zug halt.[4] Die ritter springen von den rossen und heben dienstbeflissen die damen aus den sätteln N. 735, 2 u. 3 *dâ wart vil setel lære, maneger vrouwen lîp wart von helde handen erhaben ûf das gras;* K. 442, 2 *vroun Hilden unde ir vrouwen die huop man ûf den sant.* Alsdann naht man einander zur gegenseitigen begrüssung, wobei die damen von je einem oder je zwei rittern an der hand geführt werden; N. 543, 3 *er fuorte Prünhilde selbe an sîner hant;* K. 481, 1 u. 2 *Îrolt von Ortrîche und Môrunc von Friesen lant, der recken ietwedere gienc ir an der hant.* Wirt und wirtin *grüezent* nun die gäste;[5] das heisst, sie reden sie mit einigen bewilkomnungsworten an, worauf jene sich verneigen (*nîgen* N. 545, 4) und für den freundlichen empfang danken N. 733, 1 *„Nu lôn iu got," sprach Sigmunt.* Besonders nahestehende und vor-

ist übrigens unpassend, da hier die groteske erscheinung der Cundrîe geschildert wird. (Vgl. Christian Starck, „Die Darstellungsmittel des Wolframschen Humors," gymn.-progr. von Schwerin 1879, s. 8 fg.). Dieselbe ist natürlich für eine beschreibung des auftretens der damen im algemeinen ebensowenig verwendbar, als es ihr bruder „Malcrêatiure," der P. 520, 7 u. 8 reitet *ûf eime runzîde kranc, daz von leme an allen vieren hanc,* für eine schilderung der ritterlichen erscheinung ist.

1) Weinhold[2] II, 204 fg.; Schultz I, 383 fgg.

2) Vgl. N. 531, 7 in Ih: *diu zunel* (an den brustriemen) *gâben schal.*

3) Was dem redactor von C übertrieben erscheint; denn er ändert die oben angegebene lesart von AB in *die hêrlîchen setele nâch rôtem golde var.* — Übrigens steht in Bartschs textausgabe von B wol durch ein versehen *var,* im widerspruche mit seinen und den Lachmannschen lesarten.

4) Kettner 21 fgg. 5) Kettner 12 fgg.

nehme gäste werden ausserdem von den damen des hauses durch einen kuss ausgezeichnet. So unterweist Rüdeger N. 1591 fgg. sorgfältig seine gemahlin und seine tochter über ihre pflichten bei der begrüssung der herannahenden Burgunden; die könige Gunther, Gernot und Giselher, sowie die hervorragendsten der gefolgsmannen, Hagen, Dankwart und Volker, sollen sie küssen, die übrigen nur wilkommen heissen. Ebenfals auf Rüdegers anweisung zeichnet Kriemhild N. 1292 eine anzahl von Etzels recken durch einen kuss aus. Auch die gefolgschaft begrüsst sich gegenseitig und zwar die damen durch küsse; N. 737, 2 u. 3 *in zühten grôze nîgen, des man vil dâ vant, und küssen minneclîchen von vrowen wol getân.* Hierauf reitet man der gastlichen burg zu N. 738, 1;[1] oder man vergnügt sich zunächst draussen auf blumiger aue,[2] an einem flusse (N. 504, 2 *daz er heize rihten sidele an den Rîn*) oder sonst in anmutiger gegend, woselbst der wirt seidene zelte hat errichten lassen; N. 551; K. 487, 2 u. 3 *bî dem Hagenen kinde sâzen si ze tal an die liehten bluomen under guoten sîden.* Die helden zeigen nun in einem turnier (*der buhurt* N. 555, 1) den zuschauenden damen ihre ritterlichen künste N. 552 fg.; darauf begeben sie sich in die zelte, um sich in der geselschaft der damen zu ergötzen (N. 555, 2 u. 3 *dô giengen kurzwîlen .. die rîter zuo den vrouwen ûf hôher vröuden wân*), wozu sie nach höfischer sitte erlaubnis und geleit des gastgebers erbitten müssen:

K. 187, 3 u. 4 *der wirt hiez sîne geste ir arbeite lâzen.*
dô wart in daz erloubet, daz si zuo den vrouwen gesâzen.
45, 4 *dô was er* (der wirt) *vür die vrouwen ir geleite.*

Sobald die sonne ihrem untergange sich nähert und es kühl zu werden begint (N. 556, 1 u. 2), begibt man sich nach der burg N. 556, 3, wobei die jüngeren helden zur augenweide der damen noch manchen kampfesgang wagen N. 557. In der burg angekommen, erquicken sich die gäste an edeln getränken, die ihnen in goldenen gefässen als wilkommenstrunk gereicht werden N. 1750, 2—4 *dô schancte man den gesten .. in wîten goldes schallen mete môraz unde wîn, und bat die ellenden grôze willekomen sîn.* Dann findet ein festliches gastmahl statt (N. 1754, 4 *nu was och ezzennes zît: der künec mit in ze tische gie*), worauf die herrschaften sich zur ruhe begeben N. 1756 fgg.

Am andern morgen, sobald der tag graut (N. 749, 1 *Dô diu naht het ende und der tac erschein*), erhebt man sich. Die gäste suchen ihr herlichstes gewand aus den schreinen (*der leitschrîn* N. 488, 2;

1) Kettner 24. 2) Der *sumerouwe* Trist. 15, 34.

soumschrîn N. 722, 1), welche sie auf saumtieren mitgebracht haben. Alles beeilt sich, den kostbarsten schmuck anzulegen; besonders die damen zieren sich in gegenseitigem weteifer *wider strît* N. 265, 4; vgl. K. 440, 2. Noch ehe es völlig tag geworden (N. 750, 1 *Ê ez vol ertagete*), kann man die frühmesse besuchen N. 750, 3. Schon vor, besonders aber nach derselben herscht auf dem burghofe zu ehren der gäste ein ritterliches leben und treiben. Posaunen, trompeten, flöten muntern mit kräftigem schall zu den lustbarkeiten auf; N. 751, 1—3 *Manec pusûne lûte vil krefteclich erdôz: von trumben und von vloiten der schal wart sô grôz, daz Wurmez diu vil wîte dar nâch lûte erschal.*[1] Herlich gekleidete ritter tummeln ihre rosse und beweisen den damen, welche in den fenstern platz genommen haben N. 753, 1, in einem turnier ihren mut und ihre geschicklichkeit. Bald ruft der klang der vielen glocken zur kirche[2] N. 754, 2. Im glänzendsten festschmucke, die fürstlichen herschaften mit der krone auf dem haupte N. 755, 3, wol auch blumen in der hand tragend,[3] geht (N. 298 fg.; 594, 3; 775, 3 fgg.; 1795 fgg.) oder reitet (N. 754, 3; K. 179, 3) man in langem zuge nach dem weiten münster (755, 3).[4] Die fürstlichen damen werden, wie bei allen festzügen, von ihrem „hofgesinde“ (N. 277, 4) begleitet; so folgen bei dem siegesfeste nach dem Sachsen- und Dänenkriege der Uote hundert schöne frauen N. 278, 3, der Kriemhilde *manic wætlîchiu meit* (N. 278, 4) und hundert dienstmannen N. 277, 2. Kämmerer mit weissen stäben[5] sorgen dafür, dass die herandrängende neugierige menge den zug nicht hemt N. 283, 1; 1805, 1. Nach beendigung des gottesdienstes (N. 1806, 1 *Dô man dô gote gediende*) findet widerum ein turnier statt N. 1807, 3 fgg.

Ist nun mitlerweile die stunde der hauptmahlzeit[6] herangekommen, so begeben sich die fürsten und die edelsten des gefolges mit dem wirt in den speisesaal (N. 606, 3 *gegen dem sale;* N. 1835, 1 *in*

1) An musikalischen instrumenten werden in unsern epen noch genant: *harphe, rotte* (ein zwischen harfe und geige in der mitte stehendes saiteninstrument) K. 49, 2 u. 3 geige (*diu gîge* K. 49, 4 oder *diu videle* N. 1643, 1), *phîfe* K. 49, 4, *diu blâse* (= *tuba*), *der, daz sumber* (= pauke) K. 1572, 3; endlich auf der jagd und im kriege ein horn N. 886, 2; K. 1350, 2. — Vgl. Weinhold[2] I, 155 fgg.; Schultz I, 429 fgg.

2) Weinhold[2] II, 186 fgg.

3) Zu folgern aus N. 1791, 2 u. 3, wo Hagen, auf den unvermeidlichen kampf mit den Hunnen hinweisend, den burgundischen recken zuruft: *„nu traget für die rôsen diu wâfen an der hant. für schappel wol gesteinet die liehten helme guot.*

4) Über die ordnung des zuges s. Grimm, R. Altert. 409.

5) S. R. Hildebrand, Germania X, 140.

6) Weinhold[2] II, 189 fgg.; Schultz I, 324 fgg.

den palas); das übrige gefolge unter obhut des *marschalc* (N. 1859, 2) in die herberge N. 1858 fgg. Altgermanischer brauch fordert, dass die geschlechter gesondert speisen; N. 1610, 1 u. 2 *Nâch gewonheite sô schieden si sich dâ: rittere unde vrouwen die giengen anderswâ.*

Die aus Frankreich eingedrungene höfische sitte, wonach damen und herren gemeinschaftlich das mahl einnehmen,[1] findet sich nur in der unechten strophe N. 607, 2—4 *der vrouwen islîche fuorte ein bischof, dô si vor den künigen ze tische solden gân. in volgte an daz gesidele vil maneger wætlîcher man.*

Dagegen ist Kriemhild nach N. 563, 4 ebensowenig wie Rüdegers tochter N. 1611, 2 u. 3 (s. u.) bei dem mahle der helden zugegen. Höchstens ist es sitte, dass die wirtin durch ihre anwesenheit den gästen eine besondere ehre erweist, so Gotelinde N. 1611 und Kriemhilde N. 1848. N. 1611, 1—3 *Durch der geste liebe hin ze tische gie diu edel marcgrâvinne. ir tohter si dô lie belîben bî den kinden, dâ si von rehte saz.*

Der ehrenplatz für die vornehmsten gäste befindet sich nach germanischer sitte nicht neben dem wirt und der wirtin, sondern diesen gegenüber (daher *daz gagengesidele* N. 571, 2 genant). — Nachdem nun die kämmerer wasser zum waschen der hände in goldenen becken herumgereicht haben N. 560, 1 u. 2, nimt man das mahl ein, bei welchem *truhsæzen unde schenken* aufwarten (N. 1885, 1) und spielleute für die unterhaltung sorgen N. 1900, 1.

Nach beendigung des festmahles erscheinen die frauen wieder im saale bei den rittern, denen ja nach höfischer, aus Frankreich gekommener sitte verkehr und unterhaltung mit schönen frauen, *hübschen mit den vrouwen* (N. 855, 4) besonders angenehm erschien. N. 1612, 1—2 *Dô si getrunken hêten unt gezzen über al, dô wîsete man die schœnen wider in den sal.* Von der alteinheimischen weise, wonach es die liebste unterhaltung der männer beim zechgelage war, dem heldenliede des sängers zu lauschen,[2] eigene taten zu erzählen und fremde zu hören,[3] wo die wirtin im saale nur erschien, um den helden met und bier zu schenken und die treflichsten unter ihnen durch freundlichen zuspruch und kostbare geschenke zu ehren,[4] von diesem alten

1) Z. b. Iwein 351 fgg.

2) Beowulf 496—97 *Scôp hwîlum sang hâdor on Heorote; þær väs hǽleða dreám.* Vgl. noch 1067 fgg.

3) Beow. 499 fgg.

4) So komt Vealþeóv, die gemahlin könig Hrôðgârs, *cynna gemyndig*, „des schicklichen eingedenk," in die halle der männer, Beow. 613 fgg., 1163 fgg., und zeichnet vor allem den Beowulf durch ehrende anrede und geschenke aus.

brauche sind nur noch nachklänge übrig. So erklärt unbedenklich der alte Wate auf die frage der Hilde und ihrer tochter, was er vorzöge, bei schönen frauen zu sitzen oder in harten kampfesstürmen zu fechten, dass ihm das leztere weit lieber sei K. 343 fg. Jezt sind aus den rauhen kriegern höfisch gebildete ritter geworden, die in der geselschaft schöner frauen alle mühen und gefahren vergessen; N. 442, 3—4 *dô gie er hin widere dâ manic frouwe saz, dâ er und ander degne alles leides vergaz.* Die jüngeren strophen unserer epen besonders können das entzückende des umganges mit dem weiblichen geschlechte nicht genug rühmen. Der blick minniglicher jungfrauen muss auch ein trauriges herz mit freude erfüllen; K. 1309, 4 *swar si* (Kudrun und Ortrun) *dicke sæhen, ez möhte ein trûrec herze vreude lêren.* Ja, N. 276, in einer freilich eingeschobenen und unklar ausgedrückten strophe, wird sogar versichert, dass mancher junge recke für das glück, von den schönen damen des anschauens gewürdigt zu werden, nicht das land eines mächtigen königs eintauschen möchte;[1] und K. 247 erklärt Horant, dass er die gefahrvolle reise nach Irland gerne unternehmen wolle, weil er dort den anblick schöner frauen geniessen würde.[2] Wir sehen also, dass der frauendienst bereits eine hohe stufe der entwickelung erreicht hat. *Vrouwen dienest* K. 867, 4; 1490, 1, war zwar an sich allerdings in der innersten natur des Germanen, wie noch dargetan werden soll, tief begründet;[3] aber durch französischen einfluss erhielt er erst jene conventionellen, feinen, glänzenden formen der galanterie, und jene ungemessene machtstellung, die in ihrer übertreibung bis zu unerhörten narheiten[4] führen muste und den keim völligen unterganges bereits in sich trug.

Zu den unerlässlichsten eigenschaften vollendeter edelleute gehört daher die kentnis und beherschung der feinen umgangsformen.[5] Welchen wert man auf feines und taktvolles benehmen (*diu zuht* N. 576, 1, *gezogenheit* K. 1315, 3, *tugent* N. 290, 4; 440, 1; 919, 1; 1648, 2, *êre* K. 975, 3; adject. *hövesch, hübsch* N. 1594, 4, *zühteclich* N. 298, 3, *gezogenlich* N. 1379, 1, *wol gezogen* N. 673, 1, *gevüege* K. 253, 4) beim mänlichen, wie beim weiblichen geschlechte legte, geht aus einer reihe

1) Vgl. Lachmanns anm. zu N. 276.

2) Der Welsche Gast mahnt 402 fgg.: „*Ein edel juncherre sol bêde rîter unde vrouwen gezogenlîche gerne schouwen;*“ im Grafen Rudolf (Ausg. W. Grimm, s. 6 d. textes, z. 19) heisst es bei aufzählung der gegenstände, in denen der junge Rudolf hauptsächlich unterwiesen werden soll, *zu den vrouwen sal er gerne gân.*

3) Vgl. Weinhold[2] I, 288.

4) Vgl. Weinhold[2] I, 252 fgg.; 279 fgg.; W. Scherer, Geschichte der Deutschen Litteratur, Berlin 1880, s. 211.

5) Weinhold[2] I, 159 fgg.; Schultz I, 154 fgg.

von stellen klar hervor.[1] So erklärt N. 673 Brunhilde, dass sie sich an Kriemhilde besonders wegen ihrer feinen *zühte* gern erinnere; und N. 714 fragt dieselbe Brunhild den markgrafen Gere, welcher Siegfried mit seiner gemahlin zum feste geladen hat, zuerst, ob Kriemhild komt, und sodann ob sie den feinen anstand (*die zühte*) sich bewahrt habe, durch den sie ehedem sich ausgezeichnet habe. Dem Hartmut, welchen die echten Kudrunstrophen durchaus als idealfigur behandeln, wird dieselbe tugend ausdrücklich nachgerühmt; K. 1296, 1 *In sînen grôzen zühten er stuont ûf hôher dann.* Nach K. 339 tragen die gespielinnen der Hilde eine solche *gebære* an sich, dass man jede für eine prinzessin halten muste. — Den gegensatz zu diesem gesitteten benehmen bezeichnet adj. *ungezogen* K. 1475, 4, *ungevüege* N. 2177, 3; verb. *übele gebâren* K. 137, 4.

Die grundregel dieser anstandslehre schreibt nun vor, alles mit mass zu tun,[2] alles heftige und geräuschvolle dagegen zu vermeiden. Der blick der frau soll sanft und freundlich, *güetlich* K. 1602, 1, sein, während *swinde* blicke hass oder zorn verraten, N. 1687, 3—4 *si gie von im balde, daz si niht ensprach, wan daz si swinde blicke an ir vîende sach.*

Das lachen der frau soll liebreizend, *minneclich* K. 1612, 4, sein; nur lächeln, *ersmielen* K. 1249, 1, nicht laut auflachen darf die frau. Wo ein solches helles auflachen berichtet wird, da ist es durch besondere verhältnisse gerechtfertigt. K. 345, 1 wird das schallende gelächter der Hilde durch die ihr absurd erscheinende antwort des alten Wate hervorgerufen; und als ausdruck der schadenfreude oder des hohnes ist das auflachen, *erlachen,* ein altepischer zug K. 771, 4; 1318, 4 *des erlachte Kûdrûn diu hêre.*[3] An lezterer stelle verfehlt übrigens der höfische zudichter 1320, 1 nicht, ausdrücklich hinzuzufügen, dass Kudrun *ein teil ûz ir zühten* gelacht habe. — Ebenso ist für die frauen

1) Vgl. Welsch. G. 199 fgg. *Swâ ein vrouwe reht tuot, ist ir gebærde niht guot und ist ouch niht ir rede schône, ir guot getât ist âne krône, wan schœne gebærde und rede guot die krœnent daz ein vrouwe tuot.*

2) Welsch. G. 10385 fgg. *Guot ist reden unde lachen, guot ist slâfen unde wachen swer ir mit mâze phlegen wil und ir dewederes tuot ze vil.*

3) Martin verweist in der anm. zu K. 1318, 4 auf Völundarkviða 27. — Jener stelle der Kudrun vergleicht sich K. Roth. 3874 fgg. Als hier Constantins tochter, Rothers gemahlin, dem sohne des Ymelôt vermählt werden soll, und diese beim festmahle erfährt, dass Rother zu ihrer rettung herbeigeeilt sei, *dô lachite die gûte* (3882). Ymelôt sagt darauf zu ihr (3896—98): *„ich wêne uns ûwer lachen herzeleit icht mache unde wringinde die hende."* (Vgl. K. 1321 fg.; 1362, 4 *„daz lachen Kûdrûnen koufent dîne recken hiute tiure"*). — Aus dem griechischen epos vgl. Odyss. XX, 301 fg. *μείδησε δὲ θυμῷ σαρδάνιον μάλα τοῖον.*

lautes sprechen nicht wolanständig; *güetlich* N. 516, 4; 1108, 2 soll frage und antwort der frau sein, wogegen *swinde* worte widerum hass oder zorn zum ausdruck bringen; K. 1047, 4 *mit rede harte swinde si rach an Hartmuoten ir anden.* 1274, 4 *die vil edelen weschen gruozte si mit worten harte swinde.* Erklärlich ist es, wenn N. 438, 1 die überwundene Brunhild ihre dienstmannen laut auffordert, sich Gunther zu unterwerfen, und noch mehr, wenn K. 1474, 1 Kudrun in ihrer todesangst hell aufschreit; sehr komisch klingt daher an dieser stelle der vorwurf des zudichters: *Si vergaz ein teil ir zühte wie lûte si schrê, als si ersterben solte!* K. 1474, 1 u. 2. Einen freundlichen gruss, wie *guoten morgen, guoten âbent* K. 1220, 4 soll die frau niemandem versagen; mass man doch dem wunsche eine hohe bedeutung bei.[1] *Üppec sprüche* dagegen, d. h. unnütze, übermütige reden sollen dem munde der frau nicht entschlüpfen: N. 805, 1—2 *„Man sol sô vrowen ziehen,“ sprach Sîfrit der degen, „daz si üppec sprüche lâzen under wegen.“*[2]

Bedächtig und züchtig sei der gang der frau.[3] Öfteres umwenden beim gehen, *verwendiclîche gân* K. 1700, 3, ist streng verpönt[4] und wird an dieser stelle nur dadurch erklärt, dass Kudrun und ihre jungfrauen hier für immer abschied von der heimat nehmen. — Der sitte, dass die damen sich erheben, wenn ein herr zu ihnen tritt, ist schon gedacht worden; dieselbe ehrerbietung wird den frauen andererseits auch von den rittern erwiesen: N. 1718 *„Nu stê wir von dem sedele,“ sprach der spilman: „si ist ein küniginne: und lât si für gân. bieten ir die êre: si ist ein edel wîp. dâ mite ist ouch getiuwert unser ietweders lîp.“* Freilich unterbleibt hier auf Hagens trotzige mahnung die achtungsbezeugung.

Dass auf kostbare, tadellose kleidung in der feinen geselschaft sehr hoher wert gelegt wurde, ist ebenfals gelegentlich schon bemerkt

1) Uhland, Schriften III, 243.

2) In Freidanks Bescheidenheit (Ausg. Bezzenberger) heisst es 164, 3 fgg.: *Daz wirste lit, daz iemen treit, daz ist diu zunge, sô man seit. Diu zunge reizet manegen strît und dicke lange wernden nît;* vielleicht mit hinblick auf die entzweiung der königinnen N. 758 fgg.

3) Welsch. G. 417/8 *ein vrouwe sol ze deheiner zît treten weder vast noch wît.* Im K. Roth. wird Herlinde, die eilends über den hof läuft, getadelt: *sine gedâchte der zucht nie, vrouwelîcher gange si virgaz* 2092/3. Trist. 276, 35 fgg.: *ir trite die wâren unde ir swanc gemezzen, weder kurz noch lanc und iedoch beider mâze.*

4) Welsch. G. 459 fg. *Ein vrouwe sol niht hinder sich dicke sehen, dunket mich.* Trist. 277, 2 fgg. *si liez ir ougen umbe gân als der valke ûf dem aste; ze linde noch ze vaste hætens beide ir weide.*

worden; einige belegstellen mögen hier noch folgen: N. 351 *„Frouwe, merket rehte waz ich iu sage, daz ich selbe vierde ze vier tagen trage ie drîer hande kleider und alsô guot gewant daz wir âne schande rûmen Prünhilde lant.“* 475, 2—4 *„ir sult vil rîchiu kleider dâ ze hove tragen, wan uns dâ sehen müezen vil minneclîchiu wîp. dar umbe sult ir zieren mit guoter wæte den lîp.“* K. 262, 3—4 *„allen, die iu volgent, den gibe ich solch gezouwe daz iuch wol mit êren mac gesehen ein ieslîchiu vrouwe.“* 331, 1—2 *Ze hove sich dô vlizzen die von Tenelant, daz nieman itewizzen in möhte ir gewant.* N. 780, 1—3 *Ob ieman wünschen solde, der kunde niht gesagen daz man sô rîcher cleider gesæhe ie mê getragen, sô dâ ze stunde truogen ir meide wol getân.*

Von den auf die greifeninsel verschlagenen drei königstöchtern heist es K. 107, 2 u. 3: *si giengen schamlîchen. jâ wâren niht ze guot ir kleider, diu si truogen. diu strikte ir selber hant.*[1]

In männerkleidern gesehen zu werden ist für damen eine schande. Als die eben erwähnten drei jungfrauen ihre blösse mit dem gewand der pilger bedeckt haben, heisst es weiter: K. 114, 3 u. 4 *swie kiusche si wæren, daz muosten si dô tragen. jâ schamten si sich sêre: iedoch verendet sich ir clagen;* und als Herwig der Kudrun und der Hildeburg, die in ihrer leichten bekleidung vor frost zittern, seinen und seines begleiters mantel anbietet, ruft Kudrun: K. 1233, 1—3 *„got lâze iu sælic sîn iuwer beiden mentel.*[2] *an dem lîbe mîn suln nimmer iemens ougen gesehen mannes kleider.“*

Wir haben die geselschaft verlassen, als ritter und damen nach der hauptmahlzeit wider zusammentrafen, um sich in wechselseitigem gespräche zu ergötzen. Die unterhaltung[3] trägt, soweit sie nicht aus erzählung volführter heldentaten besteht, einen scherzhaften charakter: N. 1612, 3 u. 4 *gemelîcher sprüche wart dâ niht verdeit: der reite vil dô Volkêr.* Vgl. K. 354, 3 u. 4 *Hôrant von Tenerîche durch der vrouwen liebe vant man vil ofte gemelîchen.* K. 337, 1 *Mit schimphlîchen worten sâzens über al.* 343, 1 u. 2 *Vrou Hilde unde ir tohter durch schimphlîchen muot begunden Waten vrâgen.* 345, 3 *dô wart des schimphes mêre in der selde.*

Wir werden hier am zweckmässigsten eine betrachtung der formen einfügen, in denen sich der dialog bewegt. In der anrede herscht

1) In *der Werlte lôn* von Konrad von Würzburg wird unter den erfordernissen eines vollendeten ritters v. 25 aufgezählt: *ûz erweltiu kleider tragen.*

2) Über diese schöne formel der ablehnung, durch welche man das ausgeschlagene geschenk zugleich segnet, vgl. J. Grimm, Haupts ztschr. II, 1.

3) Weinhold² II, 184 fg.; Schultz I, 340.

zwischen dem altertümlichen *du* und dem höfischen *ir* oft ein bunter wechsel, der zuweilen eine erklärung gestattet, zuweilen aber ganz wilkürlich ist.[1] So wechselt in derselben strophe die anrede ohne ersichtlichen grund z. b. K. 239, 1 ... *„ich hân nâch dir gesant* 4 ... *ir sît ser boteschaft vil redebære."* Die änderung war eben so leicht, dass sie jeder abschreiber ganz nach belieben treffen konte. Manchmal ist häufiges *du* in einem liede ein zeichen grösserer altertümlichkeit, wie in dem vierten liede der Nibelungen; so überwiegt auch in dem volkstümlichen könig Rother *du* bei weitem.[2] Im grossen und ganzen lässt sich die regel aufstellen, die indessen oft genug verlezt wird, dass jüngere und niedriger stehende personen die älteren und höher gestelten ihrzen, von diesen dagegen geduzt werden. Die jüngere Kudrun wird von der alten Gerlinde beständig geduzt, nicht bloss im zustande ihrer tiefsten erniedrigung K. 996 fgg., sondern auch als sie bereits von ihren verwanten befreit ist und über das leben ihrer feindin frei verfügen kann K. 1508, 3 u. 4. Gerlinde dagegen wird von ihr stets geihrzt, auch noch K. 1509, 4 *„ir wâret mir ungnædic: des muoz ich iu von herzen sîn erbolgen."* Die eltern duzen die kinder ziemlich regelmässig (ausnahmen z. b. K. 538, 4; 558; 1383, 1 u. 2), während die anrede der lezteren an die eltern schwankt. Die söhne gebrauchen das höflichere *ir*, z. b. N. 60, 3; 62, 3; 705, 1; K. 1001 fgg.: 1014, 1 u. 2; 1323, 1; 1379 fgg.; im munde der töchter begegnet, offenbar wegen ihrer grösseren vertraulichkeit mit den eltern, häufiger das zutrauliche *du* (*du* z. b. K. 328, 2; 686, 2 u. 3; 797, 2; 1582; 1698; *ir* N. 15, 1; 17, 1; K. 1579, 3). — Wie hier der altersunterschied, so beeinflusst auch der rangunterschied die anrede. Während die recken die königin ihrzen, duzt beispielsweise Kriemhild den Iring N. 1992, 1 u. 2; den Dietrich N. 2291, 2 u. 3; Hilde den alten Wate K. 1577, 3 u. 4. *Du* im munde der recken deutet zuweilen darauf hin, dass ihre ehrfurcht vor der königin geschwunden ist. Ein charakteristisches beispiel dafür ist folgendes: während Hagen die Kriemhilde sonst beständig geihrzt hat, spricht er N. 2307, 3 fgg., nachdem jene ihren bruder hat ermorden lassen, in trotziger verachtung zu ihr: N. 2307, 3 u. 4 *„du hâst ez nâch dînem willen ze einem ende brâht, und ist och rehte ergangen als ich mir hête gedâht.* 2308, 3 u. 4 *den schatz*

1) Vgl. W. Grimm, Die deutsche Heldensage[2], s. 67 fg.; Lachmann zu N. 110 —117; 329; 342—357; 400; 576; 675; 1340/2/4/6: in der einleitung zum XX. liede (s. 255) und besonders zu Klage 1486; Benecke zu Iwein 137; Jänicke in der einleitung zu Biterolf, s. XXV.

2) Vgl. Rückert zu K. Roth. 1545. Auch hier finden sich ganz plötzliche, unmotivierte übergänge; z. b. 1237 fg. *„irlâzent sie der sorgin unde var zô den herbergin."*

weiz nu nieman wan got unde mîn: der sol dich vâlentinne immer gar verholn sîn."

Gleichstehende vornehme personen ihrzen sich gewöhnlich, ausser wenn zwischen ihnen nähere beziehungen obwalten. So duzen sich die schwägerinnen Kriemhild und Brunhild bis zu dem augenblicke, wo das freundschaftliche verhältnis zwischen beiden sich in bittere feindschaft verwandelt hat: N. 789, 2 *dô sprach diu vrowe Prünhilt* „*ir sult noch stille stân.* 3 *ir jâhet mîn ze kebsen: daz sult ir lâzen sehen.* 790, 1 *Dô sprach vrou Criemhilt* „*ir möht mich lâzen gân. ich erziugez mit dem golde daz ich enhende hân.* Die beschuldigung des diebstahls jedoch (N. 791) reizt Kriemhilde dermassen, dass sie die forderung der etikette vergisst: N. 792, 1 u. 2 ... „*ine wils niht wesen diep. du möhtest gedaget hân, wær dir êre liep.*"

Hartmut duzt die Kudrun, so lange er noch die hofnung hegt, sie als seine zukünftige gemahlin betrachten zu dürfen K. 1013, 2; später, als sie durch verschlossene beharlichkeit (K. 1024, 3 u. 4) und dann durch barsche abweisung („*ir* [der Gerlinde] *und al ir künne bin ich vînt von allen mînen sinnen*" K. 1027, 4) ihren unbeugsamen willen bekundet hat, da redet er sie mit *ir* an K. 1026, 3; 1028 fgg.; sofort aber kehrt das freundschaftliche *du* wider, als Kudrun ihre einwilligung zur vermählung gegeben hat K. 1296, 3 u. 4. Kudrun ihrerseits verhart erklärlicherweise bei dem förmlichen *ir* K. 1294 fgg. — Zwischen gatte und gattin schwanken beide anredeformen so volständig, dass sich eine auch nur annähernd durchgeführte regel nicht aufstellen lässt.

Als einen rest altepischen stiles erweist sich die sitte, die angeredete person durch ein lobendes epitheton, eine bezeichnung ihres ranges u. dgl. zu ehren. Beispiele dieser art sind unzählbar; es wird genügen, einige davon aufzuführen. Die königin wird von den helden angeredet *liebiu vrouwe* N. 838, 2; *edel küniginne* N. 1921, 2; *vil edels küneges wîp* N. 2301, 1; *vil hêrlîchez wîp* N. 2004, 1. Auch unter angehörigen derselben familie begegnet dieser brauch; so nennen sich die königlichen gatten *vil lieber hêrre mîn* N. 1443, 3; *vil liebe vrouwe mîn* N. 1347, 1; — *her künic* K. 30, 2; *küniginne hêre* K. 28, 3. Kudrun redet in heftigem affect ihren vater *künic hêre* an K. 686, 2. Der gebrauch von *vrouwe* = herrin, als bezeichnung der mutter, schwester, tochter besonders in höfischen strophen (in einer echten z. b. N. 1232, 2), ist schon früher erwähnt worden. Zur verwantschaftsbezeichnung tritt gewöhnlich noch das possessivpronomen oder *liep*, seltener ein anderes adjectivum: *sun der mîne* K. 1321, 2; *vater mîn* K. 797, 1; *liebe muoter* K. 1014, 2; *vil lieber bruoder* N. 361, 1; *vil liebiu muoter mîn*

N. 15, 1; *swester vil gemeit* N. 566, 1; *vil schœniu swester mîn* N. 2038, 1; K. 538, 3 ruft Hagen seiner tochter zu: „*willekomen tohter Hilde diu vil rîche.*“ — Zuweilen wird diese regel vernachlässigt ohne ersichtlichen grund, öfters aber ist diese vernachlässigung ein zeichen eingetretener spannung; sehr deutlich z. b. in dem erregten gespräch zwischen Gerlinde und Kudrun K. 996—999. In dem streit der Brunhild und Kriemhild fehlt jede ehrende anrede N. 767—773; 782—785, nachdem schon in den vorhergehenden strophen die wachsende erregung sich kundgegeben hat durch den gebrauch der blossen eigennamen: N. 762, 4 „*geloubest du daz, Prünhilt, er ist wol Gunthers genôz.*“ 763, 1 u. 2 „*Jane solt du mirz, Kriemhilt, ze arge niht verstân, wan ich âne schulde niht die rede hân getân.*“ 765, 3 u. 4 „*des wil ich dich, Prünhilt, vil friuntlîchen biten daz du lâst die rede durch mich mit güetlîchen siten.*“

Eine jezt ganz elementare höflichkeitsregel ist der damaligen feinen geselschaft unbekant: das bescheidene zurücktretenlassen der eigenen person, wenn dieselbe mit einer andern zugleich genant wird. Die der heutigen sitte entsprechende wortstellung findet sich so selten, dass sie als ausnahme zu betrachten ist (z. b. N. 113, 1 „*Dîn erbe und ouch daz mîne*“; 503, 2 „*ir sult ir Brünhilde und mînen dienest sagen*“), während die selbstbewuste voranstellung der eigenen person die regel bildet. Nicht nur, dass fürst und fürstin sich selbst eher nennen als den namen der mannen oder der geselschafterinnen, es begegnen auch im munde der gatten verbindungen wie *ich und mîn vrouwe* N. 678, 2; *ich und der künec mîn herre* K. 335, 2; ja der gefolgsmann nent sich früher als seine fürsten *ich und mîne herren* N. 2130, 3; die jungfrau sich früher als die mutter *mir und mîner muoter* N. 545, 3.[1]

Fragen wir nun, zur geselschaft zurückkehrend, nach den weiteren zerstreuungen des festtages.[2] Nicht ungewöhnlich ist es, dass gegen abend nochmals ein turnier statfindet: N. 757, 1—3 *Vor einer vesperzîte huop sich grôz ungemach, daz von manegem recken ûf dem hove geschach. si pflâgen rîterschefte durch kurzwîle wân.* K. 47, 4 *wider âbendes stunde hiez er aber die werden geste rîten.*

Darauf kann die vesper besucht werden; bei einem solchen abendkirchgange entzweien sich Kriemhild und Brunhild bis zu tötlicher feindschaft N. 776 fgg. — Die abendmahlzeit bildet sodann den abschluss des festtages.

1) Im Tristan halten sich beide stellungen wol ungefähr die wage (vgl. z. b. 241, 37 *ich unde Îsôt*, ebenso 245, 38; 259, 32; 335, 38; 364, 12; 377, 21; umgekehrt dagegen 242, 12 u. 13; 287, 11 u. 12; 364, 15; 366, 20; 370, 33; 372, 27.

2) Weinhold[2] II, 192 fg.

Eine geraume zeit hindurch währen diese rauschenden, glanzvollen lustbarkeiten. Die gewöhnliche dauer derartiger freudenfeste beträgt wol zwölf tage: N. 304, 1 *Inre tagen zwelven, der tage als islich, sach man bî dem degne die maget lobilich.* K. 552, 1 *An dem zwelften morgen rûmten si diu lant.* Diese dauer kann indessen nicht unbeträchtlich verkürzt oder verlängert werden. N. 41, 1 währt das hoffest *unz an den sibenden tac,* N. 633, 1 *den vierzehenden tac,*[1] N. 1307, 1 *sibenzehen tage.*

1) C ändert: *unz an den zwelften tag.* — Derartige zahlenvertauschungen sind nicht selten und auf den ersten blick nicht auffallend; bei näherer betrachtung ergibt sich indessen ein eigentümliches und bedeutungsvolles verhältnis der handschriften AB zu C. An vier stellen, wo AB *zwelf,* die gebräuchlichste epische zahl, aufweisen, begegnen in C andere zahlen; siebenmal findet sich die entgegengesezte erscheinung. Zur bequemeren übersicht stelle ich die abweichungen untereinander:

	N. 746, 1	1370, 1	1644, 3	1852, 3	633, 1	659, 1
AB:	1200	12	12	12	14	10
C:	1100	10	6	30	12	12

	N. 682, 1	1057, 2	1082, 2	1210, 1	1330, 4
AB:	*in drin wochen*	*ahtzek hundert*	13	*vümphtehalp*	13
C:	*inre tagen zwelfen*	*zwelf* „	12	12	12

Versuchen wir nun, soweit als möglich, die gründe dieser abweichungen zu erkennen. Die änderung in 746, 1 erklärt sich aus der berücksichtigung von 969, 2 *einlif hundert recken* (die gesamtzahl der mit Siegfried nach Worms gekommenen Nibelungen), und von 703, 3 *tûsent recken* (Siegfrieds gefolgschaft) in verbindung mit 962, 1 *Mit hundert sîner manne* (Siegmunds gefolgschaft), wonach bereits 704, 4 *tûsent degene* A (wol entstelt aus *zweihunt;* vgl. Lachm. z. d. st.) in *hundert d.* BC geändert ist. — Die zahlen, welche C sonst für 12 in AB aufweist, sind ebenfals beliebte epische zahlen: 6 (sehr häufig; vgl. Mhd. wb. II, 2, s. 241), 10 (ebenfals häufig; in der K. z. b. 50, 1; 316, 4; 736, 2; 1086, 4; 1120, 4; 1412, 2; vgl. Mhd. wb. III, s. 861), 30 (besonders beliebt in der hier gebrauchten verbindung *drîzec lant,* die sich noch findet N. 521, 1; 702, 3 und 475, 8! Vgl. noch *drîzec fürsten lant* N. 1175, 3; *drîzic künege lant* K. 21, 3). Die änderungen an diesen drei stellen sind also wilkürlich; es lag hier für den überarbeiter kein ersichtlicher grund zur abweichung vor. — Anders verhält es sich jedoch mit mehreren stellen, wo C die zwölfzahl abweichend von AB aufweist. Die zahlen 3, 10, 14, 80 sind an sich nicht ungewöhnlich; indessen war dem redactor von C die verbindung *in drin wochen* wol minder geläufig als die von ihm eingesezte *inre tagen zwelfen* (auch 705, 3 und in C 371, 1 für *an dem zwelften morgen* in AB); 14 begegnet im Nibelungenliede nur noch 1628, 2; und *ahtzek hundert* N. 1057, 2 erschien dem redactor vielleicht übertrieben. Ganz augenscheinlich boten ihm dagegen anstoss die zahlen 13 und *vümphtehalp.* Die erstere zahl, in der mittelhochdeutschen dichtung überhaupt selten (Mhd. wb. III, 861), im Nibelungenliede nur an den beiden oben angeführten stellen vorkommend, wird beide male vom redactor beseitigt: *vümphtehalp* tilgt er, weil ihm die bruchzahlen nicht behagen (daher er denn auch N. 1046, 2 die lesart von AB *wol vierdhalp jâr* verwandelt in *unz in daz vierde*

Komt nun die stunde des abschieds heran, so bitten die gäste den wirt höflich um die erlaubnis zur heimreise, *urloubes gern* N. 257, 1, *biten* N. 1231, 2; *urlop nemen* N. 317, 1. Eine uralte schöne sitte gebietet nun, die abreisenden durch gastgeschenke zu ehren.[1] So schenkt Rüdegers gattin dem Hagen einen schild, den ihr früh gefallener sohn *Nuodunc* einst getragen, dem Volker für seine dienste während des hoffestes zwölf armringe; Rüdeger selbst gibt dem Gernot das schwert, durch welches er bald darauf fallen soll;[2] N. 1633 fgg. Sehr freigebig zeigt sich Hagen K. 64 fgg.; er verteilt kostbare phelle in ganzen stücken (*ungesniten*), pferde verschiedenster race, silber und gold in menge. Auch die vasallen dürfen sich nicht karg zeigen: K. 1675, 1 *Dar zuo gâben kleider sîne mâge und sîne man.* 1676, 4 *er* (Ortwin) *und sîne degene gestuonden kleider blôz in kurzen stunden.* Die freigebigkeit, eine der haupttugenden fürstlicher personen, die schon im verlauf des festes arm und reich beglückt hat, sie leuchtet am ende der frohen zeit noch einmal in volstem glanze auf. — Die gäste sprechen nun ihren dank aus (K. 64, 1 u. 2 *si begunden sagen alle hôhez danken*) und nehmen abschied von der fürstlichen familie. Der glänzende zug verlässt die gastliche burg, in welche an stelle der

jâr). — Bei mehreren von diesen änderungen lässt sich zudem das bestreben des überarbeiters nicht verkennen, die form dadurch zu glätten, dass er den hebungen regelmässig senkungen folgen lässt; vgl. N. 1046, 2 *wol vierdhálp jâ'r* A = *unz in daz vierde jâ'r* C; 1082, 2 *driuzéhen jâ'r* A = *unz in daz zwélfte jâ'r* C; 1330, 4 *unz án daz driuzéhende jâ'r* A = *zen Hiunen ín daz zwélfte jâ'r* C. — Über die zahlen im deutschen rechte s. J. Grimm, R.-Alt. s. 207 fgg.; über die ausserordentliche beliebtheit der zwölfzahl vgl. Waitz, Verfassungsgeschichte I, beilage 2, s. 275 fgg.; Benecke z. Iwein 1839; Hartung, Altert. a. N. u. K., s. 6. Lezterer gibt einen nachweis über das vorkommen der 12 in N. u. K., welchem hinzuzufügen sind: N. 65, 3; 117, 4; 196, 2; 304, 1; 336, 3; 425, 4; 1873, 3; K. 142, 1; 199, 1; 234, 3; 303, 1; 717, 1; 750, 1. Die bemerkung Hartungs, dass in der K. „diese zahl weniger häufig“ sei, ist nicht unrichtig, doch ist der unterschied unbedeutend; in den N. komt auf je 80 strophen eine 12, in der K. auf je 90.

1) Weinhold² II, 201; Schultz I, 498 fg.; J. Grimm, Über Schenken und Geben, Kl. Schr. II, 173 fgg.; Tac. Germ. XXI am ende, mit Schweizer-Sidlers anmerkung.

2) N. 2157. Es ist ein rührender zug der sage, dass gerade derartige geschenke dem geber oder dem beschenkten den tod bringen. Schilbung und Niblung fallen durch das schwert Balmung, welches sie kurz vorher dem Siegfried geschenkt haben N. 94 fgg. In der griechischen (aber nicht homerischen) sage stürzt sich Aias in das schwert, das ihm Hector einst nach heissem zweikampf verehrt hatte „ἐν φιλότητι ἀρθμήσας“ (Il. VII, 302), während Hector mit dem gürtel, dem gegengeschenke des Aias, an den streitwagen seines besiegers gebunden wird, um zu tode geschleift zu werden; Sophocl. Aias 815 fgg.; 1026 fgg.; Jacobs, Anthol. Graec. sive poetarum Graec. lusus III, 388 u. 389 mit der anm. von Jacobs.

lärmenden festlichkeiten (*vreude unde schal* K. 1672, 1) nun wider das stille tagtägliche einerlei einkehrt. Der burgherr und seine recken geben den scheidenden ein gut stück wegs das geleite (N. 647, 1 *Do beleiten si ir mâge verre ûf den wegen*), während die frauen ihnen nachschauen, in den geöfneten fenstern der burg sitzend: N. 1649, 1 *Dô wurden allenthalben diu venster ûf getân.*

Ungeleitet, *ân geleite* N. 1035, 1 und ohne sich zu verabschieden (*Sine gerten urloubes dâ ze heinem man.* N. 1036, 1) entfernen sich die gäste nur, wenn bittere feindschaft zwischen sie und den wirt getreten ist; so N. 1035 fg. Siegmund und die Nibelungen nach Siegfrieds ermordung.

IV. Liebe und ehe.

Wenden wir uns nun zu einer betrachtung der eigentlichen bestimmung des weibes, der liebe und ehe, so werden sich uns die erfreulichsten bilder darbieten; liegt doch schon in der ältesten und von unsern epen vorwiegend gebrauchten bezeichnung für „liebe“ der eigentümliche charakter der deutschen liebe deutlich ausgeprägt vor.[1] *Diu minne,* „ein kronedelstein unserer sprache,“ bedeutet eigentlich „gedenken,“ drückt also ursprünglich einen geistigen vorgang, nicht ein sinliches wolgefallen aus. Nebenbei kann das wort euphemistisch die geschlechtliche liebe bezeichnen; N. 588, 3 *minne si ime verbôt;* 591, 3; 601, 3; 629, 4; 495, 1 *Doch wolt si den hêrren nicht minnen ûf der vart;* 599, 3; 603, 4 605, 1 u. 2 *„Daz tuon ich,“ sprach Sîfrit, „ûf die triwe mîn daz ich ir niht en minne.“* 783, 2 u. 3 *„dînen schœnen lîp minnete êrste Sîfrit, mîn vil lieber man.“* 784, 2; K. 18, 1. Diese sinliche bedeutung nahm almählich überhand, bis das wort schliesslich, um 1500, für unanständig galt. An seine stelle trat *diu liebe*, welches ursprünglich „wolgefallen, freude, anmut“ bedeutend, bereits in unsern epen, aber noch ziemlich selten, seine später vorherschende bedeutung zeigt.[2] Auch die verbalbezeichnungen verdienen

1) Weinhold[2] I, 229 fgg.; Schultz I, 451 fgg.

2) *Diu liebe* bezeichnet, wie oben erwähnt, zunächst das, was jemandem angenehm ist, ihm gefält (lat. lubet), lust, freude; so N. 17, 2 u. 3: *es ist an manegen wîben vil dicke worden schîn wie liebe mit leide ze jungest lônen kan;* 712, 1; 1259, 4; 1437, 4 *vor liebe wart er vreuden rôt,* 1654, 4: *der küene friesch ouch diu mære: vor liebe er lachen began;* 1992, 4 *Kriemhilt nam im* (dem Iring) *selbe den schilt vor liebe von der hant;* 2291, 1 *vor liebe* (*vor freuden* C!) *neig dem degne daz vil edel wîp;* 2315, 4 *als ie diu liebe leide ze aller jungiste gît.* Zweitens bedeutet es (besonders in der verbindung *durch liebe*) „teilnahme,“ „zuneigung“ zu irgend einer person, zu verwanten beispielsweise N. 519, 1; 755, 4: *diu liebe* (zwischen Brunhild und Kriemhild) *wart gescheiden* (vgl. *Prünhilt ir gesten dannoch wæge was* N. 755, 2); so kann es natürlich auch die gegenseitige

eine kurze erwähnung, da ein grosser teil derselben die innigkeit der deutschen liebe anschaulich widerspiegelt. Ausser den einfachen verben *minnen* N. 673, 4 (*von herze m.* N. 135, 3; *m. ân aller slahte haz* = innig, herzlich lieben, K. 404, 2), *triuten* N. 1173, 3 (*herzenlîche tr.* N. 271, 2 u. 3; *von herzeliebe tr.* N. 134, 4) finden sich mannigfaltige umschreibungen: *wæge wesen* N. 300, 3; *holt wesen* K. 1413, 3; *holden willen tragen* K. 583, 2; *in herzen hân* N. 501, 3; *ime herzen tragen* K. 658, 4; vgl. *diu im ze herzen lac* N. 1172, 3; *in sîme sinne tragen* N. 131, 2; *ze minne hân* N 23, 4; *sîne minne wenden nâch* .. K. 587, 4. Das streben nach dem besitz der geliebten person wird ausgedrückt durch *im herzen gern* K. 626, 3; *ze minne gern* N. 346, 3; jemandes *minne gern* N. 326, 2; *ze stæte werben* K. 591, 3; vgl. K. 1023, 4 *die er vor allen meiden ze einem liebe gerne haben wolte;* K. 229, 1 „*mirst nâch ir also nôt.*“ Die vornehme abkunft der umworbenen dame betonen wendungen wie *ûf hôhe minne denken* N. 48, 1, oder *sîne sinne wenden* N. 130, 4; *des küneges gernder muot stuont nâch hôher minne* K. 268, 2 u. 3; *edeler minne an hôhe vrouwen gern* K. 622, 4. Gegenliebe schenken wird bezeichnet durch *genædic sîn* N. 1094, 4; gegenliebe finden durch *minne* N. 764, 1, *herzeliebe gewinnen* N. 1158, 4. — Nicht minder tragen die kosenamen der braut- und eheleute zur charakterisierung der deutschen liebe bei. Auf das freundliche, liebevolle des verhältnisses weisen *der vriunt* N. 1090, 4; K. 666, 4; das altertümliche[1] *der, diu wine* N. 841, 2; 519, 2; K. 802, 1 *der vriedel* = geliebter (got. *frijon*, lieben), im Nibelungenliede nur str. 1043, 1; 2309, 3; in der Kudrun häufiger, str. 556, 4; 775, 2; 1020, 4; 1173, 4; 1249, 3; 1261, 4; 1445, 1. Das unerschütterliche vertrauen auf die geliebte person wird ausgesprochen in *der trût* N. 1823, 2, *daz trût* (= geliebter N. 223, 4, und geliebte K. 1079, 2), *diu triutinne* K. 1440, 4; vgl. K. 1487, 3 „*sô bin ich ez Herwîc und kôs iuch mir ze trôste.*“

zuneigung der braut- und eheleute bezeichnen, doch ist an vielen stellen ungewiss, inwieweit sich die zuerst angegebene bedeutung einmischt: N. 525, 4 *dô mêrte sich ir varwe, die si vor liebe gewan* (liebe oder freude?), vgl. N. 568, 1 *Von liebe und ouch von vröuden Sîfrit wart rôt;* entschiedener sind stellen wie N. 53, 3 „*ich enwurbe dar mîn herze grôze liebe hât*“; N. 134, 4 *daz in von herzeliebe trûte manic vrowe sint.* 630, 1 u. 2 *Wie rehte minneclîche er bî der vrowen lac mit vriuntlîcher liebe biz an den liehten tac.* 1174, 1 u. 2 „*Waz mac ergezen leides*“ *sprach der vil küene man,* „*wan friuntlîche liebe swer die kan begân.*“ In der Kudrun tritt die leztere bedeutung nirgends klar hervor; man vgl. K. 170, 2; 633, 4. In höfischen gedichten teilen sich *minne* und *liebe* in die herschaft und sind fast synonyme; vgl. Weinhold[2] I, 231 fg.

1) S. Martin z. K. 802, 1.

Was ist denn nun die minne? — Nirgends wird diese frage in unseren beiden epen aufgeworfen und beantwortet. Mit ihrem kraftvollen, aller sentimentalität abholden charakter vertragen sich wenig jene spitzfindigen düfteleien und schwärmerischen ergüsse, wie sie die höfischen gedichte vielfach enthalten; um so mehr aber wissen sie zu erzählen von der gewalt dieses geheimnisvollen wesens, das die für einander bestimten unwiderstehlich zusammenführt, N. 292, 2 *si twanc gên ein ander der seneden minne nôt.* Alles wagt der liebende jüngling. Mit einer kleinen schaar zieht Siegfried aus, die geliebte zu erringen, wenn nötig, mit waffengewalt: N. 56, 2 u. 3 *„swaz ich friuntlîche niht ab in erbit, daz mac sus erwerben mit ellen dâ mîn hant“*; schwere kämpfe gegen Sachsen und Dänen besteht er aus liebe zur schönen Kriemhild, die er noch nicht einmal gesehen hat, und auf Gunthers frage, ob er ihm bei seiner gefahrvollen brautwerbung beistehen wolle, versichert er: N. 332, 2—4 *„gîst du mir dîn swester, sô wil ich ez tuon, die schœnen Kriemhilde, ein küniginne hêr: sô gere ich niht lônes nâch mînen arbeiten mêr.“* Ebenso erklärt Hartmut K. 594, 1—3 *„ob ich ein michel her nâch ir vüeren solte erde unde mer, daz tæte ich williclîche“*; und Herwig wirbt um die braut *in dem herten sturme* K. 640, 4. Lieber sterben will der liebende als auf die geliebte verzicht leisten. So sagt Gunther N. 328, 3 *„ich wil umb ir minne wâgen den lîp: den wil ich verliesen, sine werde mîn wîp“*; und N. 406, 4 *„mîn houbet ich verliuse ir enwerdet mîn wîp“*; und Hartmut will sich eher in stücke hauen lassen als auf Kudrun verzichten: K. 757, 3 u. 4 *„ich welle mich lâzen ê ze stücken houwen, mir envolge hinnen von Hegelingelant diu juncvrouwe.“*

Und in der tat, alle gefahren sind kein zu hoher kaufpreis für ein solches gut; denn nichts in der welt komt dem beseligenden gefühl erwiderter liebe gleich![1] *„Waz wære mannes wünne, des fröute sich sîn lîp, ezn tæten schœne meide und hêrlîchiu wîp?“* ruft Ortwin N. 273, 1—2 aus,[2] und Uote bedeutet ihr töchterlein: N. 16, 2 u. 3 *„solt du immer herzenlîche zer werlde werden frô, daz geschiht von mannes minne.“* Dem Hartmut wäre die gegenliebe Kudruns mehr wert als *ein wîtez vürsten rîche* K. 740, 3; *guoter bürge drîe und dar zuo huobe rîche und sehzic bouge goldes* verspricht er dem boten K. 1290, 3 u. 4, wenn seine meldung, dass Kudrun ihn erhören wolle,

1) Vgl. Weinhold² I, 251.

2) Vgl. Freidank 104, 8—11 *Sît man ez allez reden sol, son ist zer werlde niemen wol, wan der ein liebez wîp hât und sich ûf ir triuwe lât;* 106, 4—7 *Durch fröude frouwen sint genant; ir fröude erfröuwet alliu lant; wie wol er fröude erkande, der s'êrste frouwen nande!*

wahr sei. Die geliebte ist des liebenden *vreude und wünne* K. 1250, 4, *sînes herzen wünne* K. 1461, 3, wenn sie seine werbung begünstigt.[1] Schwerer kummer aber lastet auf ihm bei ungewissheit der erhörung K. 598, 4 *die wîle was Hartmuoten mit gedanken liebe und ouch vil ande;* oder nach tatsächlicher abweisung K. 630, 2 u. 3 *dem küenen Herwîge was wol alsô wê alsô Hartmuote nâch Kûtrûn der rîchen.*

Dieselbe beglückende wirkung empfindet die geliebte; doch treten bei ihr die äusserungen nicht so kräftig und unverhült hervor wie beim manne. Das verhalten der frau ist überhaupt mehr passiv; sie nimt die liebe des helden als ein hohes, unverdientes geschenk hin und sucht sie durch gegenliebe und aufopfernde treue zu vergelten.

Welche eigenschaften lassen denn nun die liebenden einander so teuer erscheinen? Als vornehmster beweggrund zur werbung um eine frau wird fast immer ihre schönheit genant: N. 45, 2 u. 3 *er hôrte sagen mære, wie ein schœniu meit wære in Burgonden ze wunsche wol getân;* 46, 1 *Diu ir unmâzen schœne was vil wîten kunt.* — N. 380, 3 u. 4 „*die wellent mîniu ougen durch ir schœnen lîp: ob ich gewalt des hête, si müese werden mîn wîp.* — N. 1089, 3 u. 4 „*und ist ir lîp sô schœne sô mir ist geseit, mînen besten vriunden sol ez nimmer werden leit.*“ N. 1090, 1—4 „*Si gelîchet sich mit schœne wol der vrouwen mîn, Helchen der vil rîchen. jane kunde niht gesîn in diser werlde schœner deheines küneges wîp. den si lobet ze vriunde, der mac wol trœsten sînen lîp.*“ — K. 200, 2 u. 3 *dô er gehôrte daz, daz si sô schœne wære, dô ranc er nâch ir sêre.* — K. 215, 1 *Er sprach „ich wil dir volgen, nû si sô schœne sî.*“ Vgl. ferner N. 1614, 2—4; 1845, 2; K. 211, 3; 587, 2—4. N. 549 u. 550 wird die schönheit der beiden bräutlichen jungfrauen, Brunhild und Kriemhild, von den helden laut bewundert und in vergleich gezogen; eine scene, welcher die Kudrunstrophe 1661 nachgebildet zu sein scheint. N. 1185, 3 u. 4 erwidert Kriemhild ihrem bruder Giselher, welcher ihr rät, Etzels werbung anzunehmen: „*wie sold ich vor recken dâ ze hove gân? wart mîn lîp ie schœne, des*

1) Diese verehrung der geliebten ist herzlich und innig, aber noch nicht überschwänglich und überspant. Selbst von der weicheren (unechten) Nibelungenstrophe 133: *Wester daz si in sæhe, die er in herzen truoc, dâ het er kurzwîle immer von genuoc. sæhen si sîn ougen, ich wil wol wizen daz daz im in dirre werlde nimmer kunde werden baz,* unterscheiden sich erheblich dichterstellen, wie die verse des herzogs von Anehalt (v. d. Hagen, M. S. I, 15a.): *Stâ bî, lâ mich den wint an wêjen der kumt von mînes herzen kuninginne,* ein gedanke, der Helmbrecht 1461 fg. parodiert wird: *er* (der räuber Lemberslint) *neic gegen dem winde der dâ wâte von Gotlinde.*

bin ich âne getân.“[1] — Dass sich die fürstensöhne für eine jungfrau meist auf eine blosse schilderung ihrer schönheit hin begeistern, wird uns weniger sonderbar erscheinen, wenn wir bedenken, dass die jungen fürsten unserer volksepen völlig ebenbürtige frauen meist nur in weiter ferne finden konten. — Unerlässlich ist natürlich die kentnis der vornehmen umgangsformen: K. 1, 4 *durch ir hôhe tugende sô gezam dem rîche wol ir minne.* — K. 1622, 1 „*ist si dir sô bekant, daz ir sulen dienen liute unde lant: weist dus in den zühten, ich wil si gerne minnen.*“ Ausserdem ist ein über die kleinen leiden und sorgen sich erhebender sinn eine schätzbare eigenschaft der zukünftigen fürstin (*daz hôhgemüete* N. 46, 2; *vil hôhe gemuot* N. 1608, 4).

Die frauen schätzen an den männern vor allem mut und kraft. N 225, 3 fragt die junge Kriemhild den aus dem kriege zurückgesanten boten: „*wer tet daz beste?*“[2] und keine nachricht kann ihr lieber sein als die, dass ihr Siegfried den preis davongetragen N. 237, 4. Brunhild, welche allerdings ihre walkürische natur noch unverkenbar zur schau trägt, will nur dem angehören, der sie in dreifachem kampfspiel überwindet; und nach der vermählung ergibt sie sich dem gatten erst dann, als sie erkant zu haben glaubt, dass er *vrouwen meister* sein könne N. 626, 4. In Kudruns brust erweckt *daz Herwîges ellen* (K. 655, 2) achtung; und als der jüngling um sie ringt in heissem streit und *ûz helmen den viurheizen wint* (K. 644, 1) schlägt, so hat sie daran ihre *ougen weide*[3] K. 644, 3. So verstehen wir, weshalb es für den helden eine besondere schande bedeutet, wenn ihn eine frau, zumal die verlobte als überwundenen sieht: K. 363, 3 „*slüegest dû mir wunden, des schamte ich mich vor vrouwen.*“ — K. 1440, 2—4 *dô er sînes valles wider komen was dô blikte er harte schiere ze berge gegen der zinne, obe er indert sæhe darinne stên sîns herzen triu-*

1) Vgl. Odyss. XVIII, 180 fg.: „*ἀγλαΐην γὰρ ἔμοιγε θεοὶ, τοὶ Ὄλυμπον ἔχουσιν, ὤλεσαν, ἐξ οὗ κεῖνος ἔβη κοίλῃς ἐνὶ νηυσίν.*

2) „Wer trug im kampfe den preis davon?“ — Diese redensart, auf welche Hildebrand Germ. X, 133 aufmerksam macht, findet sich noch N. 1965, 2 u. 3: „*ich hân ûf êre lâzen nu lange mîniu dinc und hân in volkes stürmen des besten vil getân*“; K. 638, 4 *er tete dâ sît daz aller beste;* vgl. N. 2263, 4 „*man sol daz hiute kiesen wem man des besten müge jehen*“; K. 1111, 4 „*der kan iuch daz beste wol gelêren.*“ — Vgl. Alpharts tod 274, 3.

3) E. Martin fasst in seiner anm. z. a. st. diesen ausdruck ironisch auf: indessen gibt er, eigentlich verstanden, einen treflichen sinn. Vgl. K. 644, 4 *der helt der dûht si biderbe: daz was ir beide liebe unde leide;* lieb war es ihr von einem so tapferen jüngling zur braut erkoren zu sein (K. 657, 1 *Si sprach* „*wer wær diu vrouwe, der versmâhet daz, der ein helt sô diente, daz si dem trüege haz?*“); leid war es ihr, dass zwischen diesem bewerber und ihren nächsten verwanten ein blutiger kampf entbrant war.

tinne. K. 1441, 1—4 *Er gedâhte in sînem muote „ach wie ist mir geschehen! ob mîn vrou Kûdrûn ditze hât gesehen, gelebe wir daz immer deich si sol umbevâhen, si tuot mir itewîze, sô ich bî mîner vrouwen lige nâhen.* 1442, 1 u. 2 *Daz mich der alte grîse hie nider hât geslagen, des scham ich mich vil sêre."*

Auch nach der vermählung freut sich die gattin über die kühnheit und geschicklichkeit des gatten (K. 44, 1—3 *der buhurt werte lange, sô dicke ist geschehen. der wirt sich wolte lâzen bî sînen gesten sehen. daz lobete in guoter mâze sîn wîp diu küniginne.* K. 185, 1 u. 2 *Sun der Sigebandes den buhurt selbe reit. daz sach sîn triutinne: jâ was ez ir niht leit*) und warnt ihn daher vor dem *verligen:* K. 27, 2—4 *„des verdriuzet sêre mîn herze und mînen lîp, daz ich dich sihe sô selden (dar umb sô ist mir leide) bî dînen küenen helden in der mînen liehten ougen weide."*

Auf feinen anstand, in den höfischen epen eine der cardinaltugenden des ritters,[1] legen die echten strophen der volksepen weniger nachdruck; stärker schon betonen die höfischen zudichter dies erfordernis. So erscheint dem zudichter von K. 655 das ungestüm, welches der reckenhafte liebhaber soeben gezeigt hat, doch etwas zu ungeschlacht; er sucht deshalb Herwigs charakter dadurch zu mildern, dass er ihm nun auch besondere liebenswürdigkeit zuschreibt: K. 655, 2 u. 3 *daz Herwîges ellen geliebte sich sint, durch sîne grôze zühte behagete er wol in beiden.*

Auch der körperlichen schönheit des mannes legen die nationalen epen weniger wichtigkeit bei als die höfischen; zwar begegnen auch im volksepos attribute der helden wie *hêrlich* N. 918, 4; *schœne* N. 761, 2; *wætlich* K. 483, 2; *ziere* N. 1179, 4; *zierlich* N. 153, 4, aber ein so ausgeprägt sinliches wolgefallen wie in den höfischen epen finden hier die frauen an der mänlichen schönheit noch nicht.[2] Übrigens wird auch diese eigenschaft von den interpolatoren nachdrücklicher hervorgeboben:[3] K. 623, 1 *Sîn lîp was wol gewahsen, schœne unde balt.* K. 626, 1 *Si sach in alsô schœnen, daz irz ir herze*

1) So begegnet im Tristan unzählige male *hövesch, hovebære* als attribut der ritter; vgl. Iwein 113 fgg. (116 *sô höfsch und als êrbære;* 124 *iwer zuht ist sô manecvalt*); 3037 fgg.

2) Vgl. besonders Trist. 19, 24 fgg., wo die damen an Riwalin preisen *diu sînen keiserlichen bein,* sein haupt und sein haar; und 252, 1 fgg.: *si blicte im dicke tougen an die hende und under ougen. si besach sîn arme und sîniu bein, an den ez offenlîche schein daz er sô tougenlîche hat. si bespehet in obene hin zetal; swaz maget an manne spehen sol daz geviel ir allez an im wol und lobet ez in ir muote.*

3) Vgl. E Martin z. K. 622, 2.

riet. — K. 1601, 2—4 *man vant wætlîcher nie deheinen man. in allen sînen sorgen stuont er in der gebære, als er mit einem pensel an einer wende wol entworfen wære.* (Vgl. K. 660, 2—4.) Dass gerade echte Nibelungenstrophen dem Siegfried strahlende jugendschönheit häufig und nachdrücklich nachrühmen, streitet nicht gegen jene regel; die schönheit Siegfrieds ist ein deutlicher nachglanz seiner mythischen bedeutung,[1] wie denn auch Balder in der nordischen mythologie der schönste aller Asen ist, so schön und glänzend, dass ein schein von ihm ausgeht.[2] N. 21, 1—2 *Ich sage iu von dem degne, wie schœne der wart. sîn lîp vor allen schanden was vil wol bewart.* N. 87, 2—4 *„swie ich nie mêre Sîvriden habe gesehen, sô wil ich wol glouben, swie ez darumbe stât, daz ez sî der recke der dort sô hêrlîchen gât."* — N. 102, 3 *„sîn lîp der ist so schœne, man sol in holden hân."* — N. 285, 1—4 *Dô stuont sô minneclîche daz Siglinde kint, sam er entworfen wære an ein permint von guotes meisters listen, sô man im jach daz man helt neheinen sô schœnen nie gesach.* — N. 568, 4 *man vrâgte si ob si wolde den vil wætlîchen man.* — N. 760, 1—3 *Dô sprach aber Kriemhilt „sihestu wie er stât, wie rehte hêrlîche er vor den reken gât, sam der liehte mâne vor den sternen tuot?"* N. 761, 1 *Dô sprach diu vrouwe Prünhilt „swie wætlich sî dîn man, swi biderbe und swi schœne."* — N. 967, 2 *man zôch ûz den kleidern sînen schœnen lîp.* — N. 1008, 1 *„Lât mir nâch mîme leide ein kleine liep geschehen, daz ich sîn schœne houbet noch einst müeze sehen."* — N. 1009, 2 *si huop sîn schœnez houbet mit ir vil wîzen hant.*

Wir werden hier am passendsten der liebkosungen gedenken, durch welche die liebenden einander ihre zuneigung offenbaren (liebkosen = *triuten* N. 27, 4; *spiln mit* .. N. 610, 1). Heimliche liebesblicke leiten die annäherung ein: N. 292, 3 u. 4 *mit lieben ougen blicken ein ander sâhen an der hêrre und ouch diu frouwe: daz wart vil tougen getân.* K. 658, 3 *mit lieplîchen blicken er sach ir under dougen.* Grössere vertraulichkeit verrät sich durch das liebkosen der hand: N. 293, 1—4 *Wart dâ vriuntlîche getriutet ir vil wîziu hant von herzen lieber minne, des ist mir niht bekant. doch wil ich niht gelouben daz ez wurde lân: zwei minne gerndiu herze heten anders missetân*; und durch die umarmung (*mit armen umbesliezen* K. 1251, 1, *umbevâhen* K. 1268, 4), wogegen das anfassen des kins

1) Siegfried ist ursprünglich personification der sonne; er vergleicht sich dem nordischen Balder, der jedoch bis zu göttlicher verehrung, zu einem kulte, gedieh.

2) Edda Snorr. Sturl., Gylfaginning, c. 22: *hann er (vitrastr Ásanna ok) fegrst-talaðr ... Hann er svâ fagr álitum ok bjartr, svâ at lýsir af honum.*

eine flehende gebärde ist K. 386, 3.[1] Der kuss wird bis zur verlobung aufgespart; K. 1436, 4 ruft Ludwig in der entscheidungsschlacht dem Herwig zu: *„ich sal ez alsô schaffen, daz dû nimmer küssest dîne vrouwen“;* während es von der noch nicht verlobten Kriemhild N. 526, 2 u. 3 heisst: *getorste si in* (den Siegfried) *hân küsset, daz hete si âne haz. anders minneclîchen er von der vrowen schiet.*[2]

Vergegenwärtigen wir uns nun den gewöhnlichen verlauf der werbung, verlobung und vermählung.[3] Wie überhaupt das band, welches die familie umschlingt, im germanischen altertum weit fester war als heute, so darf auch bei diesem wichtigen schritte die zustimmung und beihilfe der verwanten nicht fehlen; vor allem muss einer verlobung des fürsten eine sorgfältige beratung der *mâge unde man* vorhergehen, da die stellung der fürstin ausserordentlich einflussreich ist. Der regelmässige hergang ist nun folgender: die verwanten raten dem jüngling, sich eine lebensgefährtin zu suchen; K. 169, 1 *Im rieten sîne mâge, er wurbe umbe ein wîp;* N. 49, 1—3; K. 7, 1; 210, 1. Damit verbinden sie einen vorschlag: N. 1083, 3 u. 4 *dô rieten sîne vriunde in Burgonden lant zuo einer stolzen witwen, diu was vrou Kriemhilt genant;* N. 1614 fgg.; K. 211; 587 fg.; oder sie überlassen die wahl dem jünglinge: K. 8, 3 u. 4 *er hiez im werben eine die besten von den rîchen: diu saz in Norwæge;* N. 49, 4; K. 177, 3 u. 4. Aber auch im lezteren falle ist ihre bestätigung unbedingt erforderlich: K. 1638, 3 u. 4 *„diuhte ez dâ heime mîne mâge smæhe, sô wolte ich wærlîche, daz man mich ê veigen gesæhe“;* N. 54, 2; 324, 4; K. 178, 1; durch diese beistimmung verpflichten sie sich, die werbung nach kräften zu unterstützen: N. 54, 1—3 *„Und wil du niht erwinden,“ sprach der künic dô, „sô bin ich dînes willen wærlîchen vrô, uud wil dirz helfen enden so ich aller beste*

1) Vgl. J. Grimm, R. A. 147. — Vgl. im griech. Volkepos *χειρὶ ὑπ' ἀνθερεῶνος ἑλεῖν* (Il. I, 501); *γενείου χειρὶ ἅψασθαι* (Il. X, 454; Od. XIX, 473).

2) Über den kuss als auszeichnung sehr nahestehender und vornehmer gäste ist schon gesprochen worden; vgl. noch N. 296, wo dem Siegfried für seinen wirksamen beistand in dem glücklich beendigten kriege die ehre widerfährt, von der jungen königstochter geküsst zu werden: N. 296, 3 u. 4 *ir wart erloubet küssen den wætlichen man: im wart ze dirre werlde nie sô liebe getân.* Ausserdem besiegelt der kuss eine zu stande gekommene versöhnung: K. 159, 1 *Dô der künec mit kusse versuonte sînen zorn;* vgl. N. 1054, 2. Verhassten personen verweigert man daher den kuss: K. 1581, 1 u. 2 *„Ich sol ir niht küssen. zwiu rætest du mir daz? daz ich si hieze tœten, daz zæme mir vil baz.“* Vgl. N. 1675, 3 *si* (Kriemhild) *kuste Gîselhêren* und sonst keinen; K. 978 fg. weist Kudrun den kuss der Gerlinde schroff zurück.

3) Weinhold[2] I, 293 fgg.; Schultz I, 479 fgg.

kan"; K. 8, 4[b]; 214 fgg.; 595, 1; 630, 4; 741, 1—3. Doch auch die verwanten der braut (vor allem der mundwalt derselben) müssen ihre zustimmung erteilen, bevor die verlobung abgeschlossen werden kann; N. 1142, 2—4 *der künec nâch râte sande (vil wîslîch er pflac), und ob ez sîne mâge dûhte guot getân daz Kriemhilt nemen solte den künic edelen zeinem man.* N. 1617, 1 u. 2; K. 608 fgg.; 658, 1; vgl. N. 332 fgg. und 562 fg. Diese prüfung seitens der verwanten des werbenden und der umworbenen hat zunächst festzustellen, dass die beiden einander ebenbürtig sind (*ze mâze komen* K. 210, 2; 405, 2; (*ge*)*zemen*[1] N. 49, 3; 1845, 2; K. 1, 4; 740, 4). Da die kinder nach altem rechte „der ärgern hand" folgen,[2] so gebietet es schon die rücksicht auf die nachkommenschaft, gemäss den standesverhältnissen, welche zu anfange des 13. jahrhunderts sich entwickelt hatten, die ebenbürtigkeit[3] so entschieden zu fordern, wie wir es überall in unsern epen bemerken. N. 1614 fgg. sagt Volker beim anblick der schönen tochter Rüdegers: wenn er ein fürst wäre, dann würde er um ihre hand anhalten; so aber rate er seinem herrn, dem Giselher, die jungfrau, welche *sô hôher mâge* sei (N. 1616, 2), zum weibe zu nehmen. K. 610 weist Hilde Hartmuts werbung um Kudrun zurück, weil ihr vater den seinigen mit burgen belehnt habe. Während des wogenden kampfes ruft Kudrun ihrem vater zu, er möge für einige zeit waffenstilstand eintreten lassen, damit man nach den verwanten des stürmischen liebhabers fragen könne K. 650 fg. N. 574 erklärt Brunhild, dass sie um ihre schwägerin weinen müsse, da diese einem *eigen holden* vermählt und dadurch *verderbet* sei. Dem gleichen vorwurf gegenüber versichert Kriemhilde N. 764, 4 fg., dass ihre brüder sie unmöglich einem *eigenmanne*[4] verlobt haben würden; denn dadurch wäre ihr *übele geschehen*. Als jene aber hartnäckig ihre behauptung aufrecht erhält, da bricht Kriemhilds zorn in hellen flammen aus N. 766 fgg. — Zuweilen müssen bei dieser prüfung auch politische verhältnisse erwogen werden; so widerrät Hagen N. 1152, das drohende unheil voraussehend, entschieden die verheiratung Kriemhilds mit Etzel. — Verschiedenheit des volkes und des glaubens[5] bildet in den alten bestandteilen des Nibelungenliedes kein ehehindernis. Die duldsamkeit der echten strophen des liedes ist der altgermanischen sitte volkommen entsprechend; erst

1) Dies ist der eigentliche terminus technicus, der in der mhd. litteratur unzählige male, fast immer im reim auf *nemen*, widerkehrt; vgl. Kön. Roth. 28; 40; 78; S. Oswalds Leben 40; Iwein 6625; Arm. Heinr. 1500; Stricker in Grimms altd. Wäldern III s. 197, v. 24; s. 199, v. 94.

2) J. Grimm, R. A. 324 fg. 3) Weinhold[2] I, 349 fg.

4) Vgl. J. Grimm, R. A. 312; 438. 5) Weinhold[2] I, 355 fgg.

die überarbeiter legen der Kriemhilde religiöse scrupel bei: N. 1188, 1—4 *Si gedâhte in ir sinne „und sol ich mînen lîp geben eime heiden (ich bin ein cristen wîp), des muoz ich ser werlte immer schande hân. gît er mir alliu rîche, ez ist von mir ungetân.“* N. 1201, 1—3; 1335.

Wie der jüngling nun in alter zeit schnell sich entscheidet (N. 49, 4 *dô sprach der edel Sîfrit „sô wil ich Kriemhilden nemen“*), so geht er auch bei der werbung rücksichtslos vorwärts. Jeder widerstand wird zu boden geworfen. Was Siegfried ausspricht: N. 56 *„Was mag uns gewerren?“ sprach dô Sîfrit. „swaz ich friuntlîche niht ab in erbit, daz mac sus erwerben mit ellen dâ mîn hant. ich trouwe an im erdwingen beidiu liute unde lant“*; das führen Herwig und Hartmut wirklich aus. Der einfluss des christentums und der romanischen kultur jedoch mildert und verfeinert die sitten sehr bald. Nicht bloss spätere bestandteile, schon die echten strophen der Nibelungenlieder II, III, und der zweiten fortsetzung des IV. liedes bezeugen diese gewaltige veränderung. Aus dem schnell entschlossenen, mit dem schwerte dreinschlagenden recken ist ein schmachtender, sentimentaler liebhaber geworden. Ein volles jahr weilt Siegfried am burgundischen hofe, ohne die angebetete je zu erblicken N. 137. Nach dem ruhmreichen feldzug gegen Sachsen und Dänen will er die heimfahrt antreten; auf Gunthers bitten jedoch beschliesst er zu bleiben, in der geheimen hofnung, endlich doch einmal den anblick der geliebten zu geniessen: N. 257, 4 *niwan durch sîn swester, sône wæres niht getân.* N. 259, 1 u. 2 *Durch der schœnen willen gedâht er noch bestân, ob er si sehen möhte.* Als ihm nun das ersehnte glück zu teil geworden, da verzweifelt er, sie je erringen zu können: N. 284, 1—3 *Er dâhte in sînem muote „wie kunde daz ergân daz ich dich minnen solde? daz ist ein tumber wân. sol aber ich dich fremden, sô wære ich samfter tôt“;* und während dieses nachdenkens wird er oft *bleich unde rôt* N. 284, 4.[1] Nachdem er dann während des siegesfestes Kriemhilds geselschaft genossen hat, da verzweifelt er widerum an der möglichkeit, ihre hand zu erhalten: N. 319, 2 *er wânde niht erwerben des er hete muot;* nur das zureden Giselhers, der ihm die aussicht eröfnet, die geliebte und ihre jungfrauen nun öfter zu sehen, vermag ihn zum bleiben zu bewegen.

1) Der gedanke ist schon ganz höfisch, die ausführung jedoch noch spröde gegen stellen wie Trist. 299, 34 fgg. *Minne diu verwerinne dien dûhte es niht dâ mite genuoc daz mans in edelen herzen truoc verholn unde tougen, sine wolte under ougen ouch offenbæren ir gewalt;* 300, 3 *si wehselten genôte bleich wider rôte si wurden rôt unde bleich als ez diu minne in under streich.*



Wir haben gesehen, dass für den abschluss einer verlobung die zustimmung des **mundwalts der braut** unentbehrlich war; ja nach altgermanischem recht konte derselbe sogar ohne einwilligung der jungfrau über ihre hand verfügen.[1] Diese härte ward indessen durch den einfluss des christentums sehr bald beseitigt: in unsern epen gilt schon durchaus der rechtsgrundsatz, dass eine jungfrau nicht ohne ihr einverständnis verlobt werden darf. Wenn Kriemhilt N. 567, 2—4 erklärt: *„jâ wil ich immer sîn swie ir mir gebietet: daz sol sîn getân. ich wil in loben gerne, swen ir mir, hêrre, gebet ze man“*; so ist dies eine freiwillige ergebung in den willen ihres mundwalts; rechtlich darf keine jungfrau zu einer ehe gezwungen werden: K. 1034, 1—3 *„Ez was noch her der zîte ein site alsô getân, daz kein vrouwe solte nemen nimmer man, ez enwære ir beider wille.“* Von den eltern Kudruns heisst es K. 659, 3 u. 4 *die wolten hœren beide obe ir tohter wære liep der gewerp oder leide.*

Sobald nun der werber die einwilligung der beiderseitigen verwanten und das einverständnis der braut erlangt hat, kann die **verlobung** statfinden. Nach altindogermanischer sitte wird die braut zunächst aus ihrem geschlechtsverbande losgekauft;[2] der bräutigam muss dem mundwalt (*voget* N. 1075, 2; ironisch K. 96, 3) der braut, das heisst ihrem vater oder nach dessen tode seinem nächsten mündigen verwanten,[3] den **kaufpreis** entrichten. In ältester zeit war ein solcher loskauf zu einer volgiltigen ehe unbedingt erforderlich; almählich verliert jedoch diese sitte ihre bedeutung und vermengt sich mit einer der mitgift entsprechenden gegenleistung an die braut, der *widerlage.*[4] N. 1619, 1—3 *Man beschiet der juncvrouwen bürge unde lant. des sichert dâ mit eiden des edelen küneges hant und der hêrre Gêrnôt, daz wurde daz getân.*[5] K. 956, 4 *„welt ir uns sîn genædic, wir wellen iuch mit rîchem lande mieten.“* 1041, 1 *Dô bôt man Kûdrûnen bürge unde lant.* 1296, 3 *„nû dû mich ruochest minnen, ich wil dich hôhe mieten.“*

Der mundwalt der braut zahlte dagegen die **mitgift**[6] (nur durch das algemeine *diu brûtmiete* N. 1865, 2 bezeichnet), ursprünglich

1) Weinhold[2] I, 303.

2) Weinhold[2] I, 320 fgg.; J. Grimm, R. A. 420 fgg.; Schweizer-Sidler z. Tac. Germania XVIII, 9. 3) J. Grimm, R. A. 465 fg.

4) Weinhold[2] I, 333 fgg.; J. Grimm, R. A. 423 fgg.; 430.

5) Weinhold I, 336; *wittum* fränkisch = *widerlage* schwäbisch, bair.-östr. und ostfränkisch; Schultz I, 485 erblickt in obiger schenkung entschieden unrichtig „die morgengabe von seiten des mannes“; die morgengabe wird nach der vermählung, am morgen nach erfolgtem beilager verliehen (s. s. 444).

6) J. Grimm, R. A. 429.

bestehend in wertgegenständen oder einem hofgesinde: N. 1620, 2 u. 3 *„ich gibe zuo*[1] *mîner tohter silber unde golt sô hundert soumære meist mügen tragen."* — K. 9, 2 u. 3 *dô wart ir hovegesinde vil manic schœniu meit und siben hundert recken von Frideschotten lande.* — Ein durch schönheit und edle abkunft ausgezeichnetes hofgesinde, welches die fürstin bei jedem öffentlichen auftreten begleitet (N. 277 fg.; 396 fg.; 1675, 1; 1711, 3) gilt eben als eine besondere zierde des trones; K. 566, 1—3 *Swâ Hetele in den landen diu schœnen magedîn gevriesch von edelem künne, getiuret wolte er sîn, so er die ze hûse bræhte im ze ingesinde.*

Nicht altgermanisch ist die sitte, dass grund und boden als mitgift ausgesezt wird; N. 1619, 4 entschuldigt sich Rüdeger, dass er seine tochter nicht mit grundbesitz ausstatten könne (*„sîd ich der bürge niht enhân . ."*).

Nach diesen vereinbarungen kann nun der feierliche act der verlobung[2] volzogen werden (verloben = *(ge)mahelen* K. 9, 1; 1624, 4; *vestenen* K. 1245, 3; die verlobte, braut = *diu gemahele* N. 1321, 3; *brût* N. 1864, 3). Sobald der oder die fürsprecher die werbung ausgerichtet haben: N. 1617, 3 u. 4 *sîd truogen an die helde daz si ze wîbe nam Gîselhêr der edele;* werden die beiden liebenden in einen kreis zahlreicher zeugen gerufen: N. 568, 3 *man bat si zuo ein ander an dem ringe stân.* — N. 1621, 1—3 *Dô hiez man si beide stên an einen rinc nâch gewonheite. vil manic jungelinc in vrœlîchem muote ir zegagene stuont.* K. 1648, 1 *Dô hiez man Ortrûnen zuo dem ringe gân.*[3] Der rechtmässige verlober, das heisst der mundwalt der braut, fragt nun zuerst die jungfrau, ob sie den jüngling zum manne haben wolle: K. 664, 1—3 *Vrâgen sîne tohter nâch râte sîner man Hetele dô begunde, ob si ze einem man wolte Herwîgen;* vgl. N. 568, 4; 1622, 1 u. 2; K. 1663, 2 u. 3. In jungfräulicher verschämtheit pflegt die gefragte ein wenig zu zögern: N. 569, 1 *In meitlîchen zühten si schamte sich ein teil.* — N. 1622, 2—4 *ein teil was ez ir leit: doch dâhte si ze nemene den wætlîchen man. si schamte sich der vrâge, sô manic meit hât getân.* — K. 1665, 1 *Doch lobete si in trâge, als dicke ein maget tuot;* ja Rüdeger muss seinem töchterlein erst mut einsprechen: N. 1623, 1 u. 2 *Ir riet ir vater Rüedigêr*

1) Vgl. J. Grimms anm. R. A. 430: wenn *geben* heisst *dotem constituere,* hat es die praep. *zuo* bei sich.

2) J. Grimm, R. A. 430 fgg.; Weinhold² I, 339 fgg.; Schultz I, 486; W. Wackernagel in H. zeitschr. II, 548 fgg. „Verlöbnis und trauung"; Hartung, D. Altert. 23.

3) Vgl. Tac. Germ. XVIII *intersunt parentes ac propinqui.*

daz si spræche jâ und daz si in gerne næme; nur Kudrun, die überhaupt aus festerem stoff geschaffen ist, erklärt entschlossen und ohne zögern: K. 664, 4 *„ich wil mir niht bezzers vriundes muoten."* [1] Nachdem die jungfrau ihr jawort gesprochen (*loben ze einem manne* K. 770, 1), muss auch der jüngling auf die frage des verlobers feierlich sein einverständnis erklären: N. 569, 4 *si lobte ouch ze wîbe der edel künec von Niderlant.* — N. 1618, 4 *dô lobte ouch er ze minnen ir vil minneclîchen lîp.* — K. 1665, 2—4 *dô bôt man im ir minne. dô sprach der degen guot „si behaget mir in der mâze, daz ich niht erwinde, ich endiene sô der vrouwen, daz man mich an der schœnen bette vinde."* Alsdann werden die verlobungsringe gewechselt: [2] K. 1650, 2 *ir ietwederz dem andern daz golt stiez an die hant;* vgl. K. 1247 fg.; 1249 fg.; 1649, 2 u. 3 (ausdrücklich erwähnt wird hier jedoch nur die übergabe des ringes durch den verlobten an die braut); die liebenden umarmen und küssen einander: N. 570, 2—4 *güetlîchen umbevâhen was dâ vil bereit von Sîfrides armen daz minneclîche kint. vor helden wart geküsset diu edel küniginne sint.* Vgl. N. 1623, 2 u. 3; K. 1649, 1 u. 2; 1650, 1; während der verlober sie zusammengibt und den geschlossenen bund mit feierlichem eid bekräftigt: N. 1618, 3 *dô swuor man im ze wîbe daz wünneclîche wîp.* — Vgl. K. 1043, 1—4 *„Ir wizzet wol, her Hartmuot, swie iuwer wille stât, daz man mich bevestent einem künege hât mit vil stæten eiden ze eim êlîchen wîbe. ez ensî daz er sterbe, ich gelige nimmer bî recken lîbe."* — 1245, 3 *„si was mir bevestent mit eiden alsô stæten."*

Bei fürsten, welche um eine entfernt wohnende prinzessin werben, kann werbung (K. 603 fgg.) und verlobung (K. 9) auch durch gesante volzogen werden; erst bei einholung der braut wird alsdann die verlobung, wie wir bald sehen werden, durch den bräutigam in person bestätigt.

Schon aus jenen feierlichen gebräuchen ergibt sich, dass die verlobung eine weit höhere bedeutung hatte als heutiges tages; in der tat

1) So heisst es auch K. 658, 4 von ihr: *si trüege in ime herzen daz reht si vor den liuten âne tougen.* Vgl. die charakteristik, welche W. Scherer, Gesch. d. d. Litt. s. 136 fg. von Kudrun entwirft.

2) Dies gilt jedoch nur für die Kudrun. Der ringwechsel scheint keine altgermanische sitte zu sein; wenigstens wird desselben im Nibelungenliede nirgends erwähnung getan. Ja es werden in demselben epos nie eigentliche verlobungsringe erwähnt; N. 627, 3 zieht Siegfried der Brunhild, nachdem er die widerspänstige auf bitten ihres gatten überwältigt hat, heimlich (*daz es dâ nie wart innen diu edel künigîn*) einen goldenen ring vom finger. Vgl. J. Grimm, R. A. 177 fg. und 432, wo jedoch die oben angeführten stellen der K. nicht citiert sind. S. noch Weinhold[2] I, 343.

galt das paar von nun an für unauflöslich verbunden,[1] vgl. die eben angeführten stellen K. 1043 und 1245, 3. Dasselbe geht aus dem besonders in der Kudrun häufigen sprachgebrauch hervor, dass die verlobten bereits *man* und *wîp* genant werden: K. 682, 1 — 3 *Die boten vür si kômen. mit triuwen tete si daz, daz diu maget vil edele weinende saz. si vrâgte, wie si schieden von ir lieben manne.* — N. 1843, 3 *„und eine maget schœne, daz Nuodunges wîp.“* — K. 1245, 2 *„diu maget was mîn wîp.“*

An die verlobung schliesst sich nun die vermählung[2] (*der hîrât* N. 2109, 4;[3] *hîen* N. 1494, 1, *minnen ze rehter ê* K. 6, 3) entweder unmittelbar an N. 572 fgg.; K. 9 fgg.; 178 fgg.; 1666, oder erst nach ablauf einer bestimten frist. N. 1624 wird die heimführung von Giselhers braut bis zu der zeit verschoben, wo die Burgunden zurückkehren würden: N. 1624, 1 — 4 *Dô sprach der marcgrâve „ir edeln künege rîch, als ir nu wider rîtet (daz ist gewonlîch) heim ze Burgonden, sô gib ich iu mîn kint, daz ir si mit iu füeret.“ daz gelobeten sie sint;* K. 666 fg. wird die vermählung auf ein jahr (K. 667, 3) verschoben: K. 666, 4 *Hilde sprach, si wolte ir tohter zuo der krône baz bereiten.*

Ist nun der tag der heimführung gekommen, so tritt die verlobte mit einem glänzenden zuge die reise in ihre neue heimat an; ihre verwanten geben ihr ein gut stück wegs das geleite und sorgen, soweit ihr gebiet reicht, für nachtlager: N. 1227, 3 *dô wolte si beleiten ir lieben swester dan.* 1228, 3 *si schuofen die nahtselde unz an Tuonouwe stat.* Vgl. N. 647, 1 — 3.

Ist die verlobung nicht durch den bräutigam selbst abgeschlossen, so empfängt dieser seine zukünftige gemahlin an der grenze und bestätigt durch umarmung und kuss die geschlossene verbindung: N. 1287, 1 u. 2 *Dô kom der künic Etzel und ouch hêr Dietrîch mit allen sînen gesellen.* N. 1290, 1 — 4 *Zwêne fürsten rîche, als uns daz ist geseit, bî der vrouwen gênde truogen rîche kleit, dâ ir der künec Etzel hin engegen gie, dâ si den fürsten edele mit küssen güetlîch enphie;* vgl. K. 13 fgg.; 480 fgg.

Unter prächtigen zelten wird rast gehalten und dann die reise fortgesezt N. 1296 fgg.[4] Während der ganzen fahrt werden zu ehren

1) Weinhold² I, 344.

2) Weinhold² I, 362 fgg.; Schultz I, 486 fgg.

3) Hier allerdings = verlobung, mit derselben übertragung, durch welche *wîp* „braut“ bedeuten kann.

4) Weitere belegstellen und nähere ausführungen s. s. 418. Die formen bei einholung der braut entsprechen den bei empfang der gäste üblichen; daher konten hierhergehörige belegstellen schon oben angeführt werden.

der braut glänzende wetkämpfe aufgeführt N. 1293 fgg. In der heimat des bräutigams wird alsdann ein festliches hochzeitsmahl veranstaltet, bei welchem die braut auf einem besonderen ehrensitze, dem *brûtstuol*,[1] sizt: K. 549, 1 u. 2 *Mit wie getâner êre im brûtstuole sas diu maget vil hêre.* Ungeduldig erwartet der bräutigam den eintritt der nacht, so versichern wenigstens die zudichter: N. 578, 4 *den wirt bî sînen gesten harte sêre verdrôz.* N. 579, 1—4 *Er dâhte er læge sanfter der schœnen vrowen bî. dô was er des gedingen niht gar in herzen vrî, im müese von ir schulden liebe vil geschehen: er begunde friuntlîchen an vroun Prünhilde sehen.* N. 580, 1 u. 2 *Rîterschaft die geste bat man abe lân: der künec mit sîme wîbe ze bette wolte gân.* — K. 1666, 2 *si erbiten alle kûme der naht des tages sint.*

Endlich ist die stunde des beilagers[2] (*diu heimlîche* N. 615, 3; K. 1666, 3) gekommen. Ein grosser zug von rittern und damen, denen edelknaben die lichter vorantragen, geleitet die beiden nach dem brautgemach N. 581 fgg. Hier wird die begleitung entlassen; die lichter verlöschen, und das junge paar ist allein N. 585.

Am andern morgen bringt das *gesinde* neue kleider N. 593, 1. — Der gatte beschenkt nun seine gemahlin mit der morgengabe.[3] Diese sitte wird indessen im Nibelungenliede nur selten, in der Kudrun gar nicht erwähnt. Eine überreiche morgengabe hat nach N. 1056, 4 und 1058, 4 Siegfried seiner gemahlin geschenkt, *den grôzen hort von Niblunges lande* (N. 1056, 2 u. 3). Ausserdem wird die morgengabe noch N. 1864 genant, wo Dankwart dem Blödelin durch einen gewaltigen hieb das haupt abschlägt und dabei mit grausigem spott ausruft: N. 1864, 3 u. 4 *„daz sî dîn morgengâbe,“ (sprach Dancwart der degen,) „zuo Nuodunges briute, der du mit minne woldest phlegen.“*[4]

Allen anstrengungen der geistlichkeit zum trotz bürgerte sich ihre mitwirkung bei abschluss der ehe[5] nur ganz almählich ein; erst im 15. jahrhundert wurde die kirchliche einsegnung algemein als unumgängliche vorbedingung für eine rechtsgültige ehe an stelle der nun gänzlich verdrängten bürgerlichen vermählung anerkant.[6] Am leichtesten fand dieselbe in fürstlichen kreisen eingang. Denn da hier nach der eheschliessung meist die feierliche krönung des paares in der kirche volzogen wurde (*wîhen zuo der krône*) N. 595, 3; K. 179, 1 u. 2;

1) Weinhold² I, 389 fgg.; Schultz I, 492.
2) Weinhold² I, 399 fgg.; Schultz I, 494. fgg.
3) Weinhold² I, 402; Schultz I, 497; J. Grimm, R. A. 441 fgg.
4) Vgl. über die morgengabe noch s. 449.
5) Weinhold² I, 377 fgg.; J. Grimm, R. A. 434 fg.
6) Wackernagel, Verl. u. Tr., Haupts ztschr. II, 554.

K. 1666, 4 fg., so liess sich ungezwungen eine kirchliche segnung der ehe damit verbinden. Bereits unsere volksepen nennen diese einsegnung der fürstlichen paare eine schöne christliche, durch das recht, wenigstens das gewohnheitsrecht gebotene sitte: K. 179, 1 u. 2 *Nâch siten kristenlîchen wîhen man dô hiez beide zuo der krône.* — N. 594, 1—3 *Nâch siten der si pflâgen und man durch reht begie, Gunther unde Prünhilt niht langer daz verlie, si giengen zuo dem münster, dâ man die messe sanc.* — K. 1667, 1 *Dô wâren ouch die künege gewîhet nâch ir ê.* Indessen findet die feierliche einsegnung erst am morgen nach volzogenem beilager statt.

An die vermählung schliesst sich nun eine reihe glänzendster festtage an, deren regelmässiger verlauf bereits geschildert worden ist.[1] Bei hochzeitsfesten junger fürstensöhne wird die pracht noch durch die caerimonie der schwertleite erhöht, durch welche eine grosse anzahl edler jünglinge — altersgenossen des fürsten — feierlich in den ritterstand aufgenommen wird: N. 596, 1—4 *Vil degen swert dâ nâmen, sehs hundert oder baz, den künigen ze êren: ir sult wizzen daz. sich huop michel freude in Burgonden lant. man hôrte schefte hellen an der swertdegen hant.* Vgl. K. 19; 178, 4; 549, 3; 1667, 2.

Dass die vermählung nicht in der heimat des bräutigams, sondern im elternhause der braut statfindet, begegnet N. 572 fgg. und K. 1607 fgg. An erster stelle fehlt eine ausdrückliche begründung dieser ausnahme; an der andern stelle weicht der bräutigam (Herwig) von der sitte ab erst auf die dringende bitte der mutter Kudruns hin: K. 1606, 1—4 *„ir sult mir gunnen hie der êren und der vreude, sô wart mir sanfter nie. vil edel künic Herwîc, nû gebet mir daz ze lône, daz mîn liebiu tohter bî mir armen vrouwen trage krône.“* K. 1607, 1 *Er volgte des ungerne.* Dass die drei verlobungen und vermählungen, welche Kudrun vermittelt, ebenfals am hofe der Hilde statfinden, ohne rücksicht auf die heimat der liebenden, wird durch die eigentümlichen verhältnisse zur genüge gerechtfertigt K. 1617 fgg.

Die zeit der verehelichung[2] ist in unsern epen die schöne jahreszeit, welche die abhaltung grossartiger hoffeste begünstigt. Etzels hochzeit fält auf einen pfingsttag N. 1305, 1; und Sigeband holt seine braut heim K. 11, 3 u. 4 *in einen zîten, sô diu loup entspringent und daz ouch in dem walde diu vogellîn ir wîse beste singent.*

Muste nun die gründung eines eigenen herdes ein dringender wunsch jedes jünglings sein, so barg die vermählung des königssohnes

1) S. 418 fgg.
2) Nach ältester sitte spätherbst oder wintersanfang; Weinhold[2] I, 363.

noch eine besondere bedeutung in sich: jezt pflegte derselbe die zügel der regierung selbst zu übernehmen, und zwar nicht nur dann, wenn die verwitwete königin als vormund des sohnes bis dahin den staat geleitet hatte K. 6 fgg.; 1704, sondern auch in dem falle, dass beide eltern noch lebten N. 657 fg.; K. 188. N. 657, 1—3 *Dô sprach vor sînen friunden der hêrre Sigmunt „den Sîfrides mâgen tuon ich allen kunt, er sol vor disen recken mîne krône tragen“* 658, 1 *Er bevalch im sîne krône, gerihte, unde lant.*[1]

Die besprechung des brautstandes hat uns so erfreuliche bilder entrolt, dass wir hoffen dürfen, auch über das familienleben[2] nur günstiges zu vernehmen; und in dieser hofnung sollen wir nicht getäuscht werden. Rechtlich allerdings ist das weib dem manne völlig untertan.[3] „Einen mann heiraten“ wird daher bezeichnet durch *undertân werden* N. 47, 4; K. 1621, 4; „eine frau heiraten“ durch *in sîn dienest bringen* K. 633, 4; vgl. K. 1001, 4, wo Hartmut in betreff Kudruns die befürchtung äussert: *„ich hân ir getân sô leide, si mac wol von mînen diensten wanken.“*[4] Spuren einer harten behandlung des weibes durch den gatten sind im Nibelungenliede noch vorhanden. N. 805, 1 u. 2 erklärt Siegfried: *„Man sol sô vrowen ziehen, daz si üppec sprüche lâzen under wegen“*; und mag auch die Nibelungenstrophe 837, welche jenen bis zur körperlichen züchtigung der frau schreiten lässt, einem nachdichter zuzuweisen sein[5] — sie verstöst nicht gegen den geist des germanischen altertums.[6] Aus dieser untergeordneten stellung, welche das altindogermanische gewohnheitsrecht der frau anweist, wird sie durch ihren persönlichen wert emporgehoben bis zu der höhe, dass der gatte sie schäzt und liebt als seine gleichberechtigte freundin.[7] Dies schöne verhältnis zwischen den beiden gatten schildern unsere epen in den glänzendsten farben. *„Dîn wille derst mîn vreude,“* sagt Etzel zu seiner gemahlin N. 1444, 1; und die wendung, dass der

1) Vgl. Hartung, a. a. o. 7.

2) Weinhold[2] II, 1 fgg.; Schultz I, 515.

3) Weinhold[2] I, 193 fg.; II, 6 fgg.; 27 fgg.; J. Grimm, R. A. 447 fgg.

4) In dem ausdrucke *hêrre* = gatte, welchen Hartung (s. 24) ebenfals hierher zieht, hat sich die bedeutung des herschens bereits so sehr abgeschwächt, dass er hier nicht gut als beweis dienen kann (vgl. s. 386). — *hêrre, vrouwe* bedeuten auch „gemahl, gemahlin“ nach algemeiner indogermanischer begrifsentwickelung: vgl. $\sqrt{pa}$, *pâ*, schützen, bauen; skrt. *pa-ti-s* herr, gatte; *pa-t-nî* herrin, gattin; *pa-t-j-ê* hersche, bin teilhaft; gr. πόσις, πότνια; got. — *faþ, bruþfaþ*, bräutigam. Noch heute sagt die frau zum dienstmädchen: „der ‚herr‘ ist nicht zu hause“ u. dgl. — Vgl. Curtius, Grundzüge d. griech. Etymol. nr. 377.

5) Lachmann z. a. st.: „Echt ist die strophe (mit binnenreim) wol nicht.“

6) J. Grimm, R. A. 450.

7) Weinhold[2] II, 6 fgg.

gatte sein weib liebt, wie sein eignes leben, ist geradezu zur epischen formel geworden: *si was im sô sîn lîp* N. 1340, 3.[1] Nach weib und kind sehnt sich der krieger, der in ferne länder gezogen ist,[2] und freut sich auf ein glückliches widersehen nach beendigtem feldzuge: K. 955, 2 u. 3 *daz liut ûz Ormanîe vreute sich ze hant, daz si noch komen solten ze ir kinden und ze ir wîben.* N. 937 fg. spricht der todwunde Siegfried als lezten wunsch aus, Gunther möge sein trautes weib Kriemhilt in seinen schutz und schirm nehmen; ebenso befiehlt Rüdeger, bevor er in den todeskampf geht, das teuerste, was er besizt, sein weib und kind, der fürsorge des hunnischen königspaares (N. 2101, 3) und der Burgunden an N. 2124 fgg. Ist die gattin oder die verlobte geraubt, dann sezt der mann freudig sein leben daran, sie wider zu befreien; so Herwig in der Kudrun. Der tod der frau erfült den gatten mit dem tiefsten schmerze; *jâ hât er nâch ir tugenden vil dike unvrœlîchen tac* heisst es N. 1172, 4 von Etzel, dem seine erste gemahlin gestorben ist; vgl. N. 1134, 1; 1138, 4; 1277, 2.

Dieselbe unwandelbare liebe und treue beweist die frau dem manne. Die „Kudrun," das hohelied der treue, ist voll der rührendsten beweise für diese schöne tugend; weder die gröbsten mishandlungen Gerlindens, noch die innige liebe des edeln Hartmut und der gütige zuspruch Ortruns können Kudrun verleiten, von der treue gegen ihren verlobten zu lassen. Der gatte ist der höchste stolz des weibes. So rühmen Kriemhild und Brunhild in gegenseitigem weteifer die vorzüge ihrer männer N. 758 fgg., in jener verhängnisvollen scene, welche die tötliche feindschaft herbeiführt. Zieht der gemahl hinaus in den gefährlichen kampf, so wird das weib mit angst und sorge erfült. Ergreifend ist der zug des Nibelungenliedes, dass gerade diese besorgnis um den gatten die Kriemhilt verleitet, die einzige verwundbare stelle am körper ihres Siegfried seinem mörder zu verraten N. 846, 4: *si wânde den held vristen: ez was ûf sînen tôt getân.* Der tod des gemahls schlägt dem liebenden weibe eine unheilbare wunde; ihr ist damit ein leid angetan, *daz ir vor allen leiden an ir herze gât* N. 958, 3. Beim

1) Die phrase findet sich nur in den unechten strophen N. 348, 3; 1340, 3; K. 964, 2 und — widerum charakteristisch — in den zusatzstrophen N. 376, 7 („*diu ist mir sam mîn sêle unt sô mîn eigen lîp*"); 582, 7; 601, 7; in den echten strophen nie, während sie sonst in der mittelhochdeutschen litteratur sehr häufig begegnet. Ich habe mir angemerkt K. Roth. 1284; 4653; Parz. 54, 21 u. 22; 94, 6 („*diu ist mir lieber danne der lîp.*"); Helmbrecht 48; Freidank 100, 1; Ulrich von Lichtenstein, ausg. Lachmann, s. 423, 44.

2) Vgl. K. 432, 3 u. 4 „*ouch jâmert nâch uns sêre die wir dâ heime liezen, dâ von gâhen wir deste mêre.*"

anblick des gemordeten bricht der Kriemhilt das blut aus dem munde N. 951, 2; niemand kann sie trösten, 990, 4; ja bei der bestattung muss man den sarg wider aufbrechen, damit sie unter blutigen tränen seinem schönen antlitz noch einen lezten abschiedskuss aufdrücken kann; besinnungslos wird sie dann hinweggetragen N. 1007, 3 fgg. Die im rauhen altertum vorkommende sitte, dass die gattin sich zusammen mit dem verstorbenen verbrennen lässt,[1] ist durch die zunehmende milderung der gebräuche und lebensanschauungen völlig verdrängt worden. An die stelle der gemeinschaft, welche man durch gleichzeitige bestattung beider gatten herzustellen versuchte, ist eine andere, eine geistige gemeinschaft getreten. So fühlt sich Kriemhilt unablässig eins mit dem toten freunde. Sie fleht beständig zu gott, die seele Siegfrieds in seine obhut zu nehmen N. 1043, 3; den ganzen Nibelungenhort, *unde wær sîn tûsent stunt noch alse vil gewesen*, würde sie mit freuden hingeben und *hendeblôz* bei ihm stehen, könte sie ihren gatten damit ins leben zurückrufen N. 1066, 1—3. Etzels werbung weist sie entschieden und beharlich zurück[2] N. 1158 fgg.; N. 1160, 1 u. 2 *Überwinden kunde nieman dô daz edele wîp, daz si minnen wolte deheines mannes lîp.* Auch die eindringlichsten bitten Rüdegers und seines gefolges (1171 fgg.) erreichen nichts weiter, als dass sie ihre entscheidung bis zum nächsten morgen verschiebt (1181); und als sie nach einer schlaflosen, tränenreichen nacht (1189) Rüdeger wider empfängt, da heisst es abermals: N. 1193, 4 *er wæn an ir niht anders niwan lougen envant.* Plötzlich aber wird ihr ein gedanke eingegeben, der ihrem sinnen und trachten eine veränderte richtung gibt: rache an den mördern ihres ersten und einzigen geliebten! Sie überwindet ihr eigenes widerstrebendes herz und das algemeine vorurteil gegen die widerverheiratung einer witwe: N. 1199, 1—4 *„sît ich vriunde hân alsô vil gewunnen sô sol ich reden lân die liute swaz si wellent, ich jâmerhaftez wîp. waz ob noch wirt errochen des mînen lieben mannes lîp?“* Einen herzensbund mit Etzel dürfen wir unter solchen umständen natürlich nicht erwarten. Ihr lebensglück und ihre freude sind durch den todesstreich, welcher Siegfried traf, für immer vernichtet: weinen bleibt ihr einziger trost N. 1311, 2; 1722, 3; *„ich hœre alle morgen weinen unde klagen mit jæmerlîchen sinnen daz Etzeln*

1) Weinhold² II, 9 fg.; J. Grimm, R. A. 451; Schweizer-Sidler zu Tacit. Germ. XIX, 9.

2) Sehr verschieden von der Laudine in der Iweinsage. Wenn Hartmann von Aue auch die überschnelle verheiratung derselben mit dem mörder ihres gatten zu entschuldigen versteht durch herbeiziehung der gewaltigen „Minne“ (Iw. 2054 fgg.) und durch den hinweis auf die gänzliche hilflosigkeit Laudinens (2058 fgg.), so werden wir doch Wolframs tadelndem urteil, Parz. 436, 4 fgg., beistimmen müssen.

wîp dem rîchen gote von himele des starken Sîfrides lîp"; erzählt Dietrich von Bern den Burgunden N. 1668, 2—4; denn, so heisst es N. 1849, 2: *Kriemhilt leit daz alte in ir herzen was begraben.* — Bezeichnend sind die ausdrücke, welche Kriemhilt und andere verwitwete fürstinnen sich selbst beilegen oder von andern beigelegt erhalten: *armez wîp* N. 1018, 2; *vil armiu künigîn* N. 1204, 1; *vil gotes armiu* K. 929, 4; *diu jâmers rîche* N. 1158, 1; *ich jâmerhaftez wîp* N. 1199, 3.

Über die rechtliche stellung der witwe[1] lässt sich aus unsern epen folgendes gewinnen. Sobald unmündige kinder vorhanden sind, bleibt die witwe gewöhnlich im hause des verstorbenen mannes zurück und führt das hauswesen bis zur mündigkeit jener. Daher leiten die verwitweten fürstinnen in unsern gedichten die staatsgeschäfte bis zur vermählung des sohnes; so Uote K. 6, 1—3: *Diu Sigebandes muoter den witewen stuol besaz. der mære helt guoter dar umbe liez er daz, daz er niht wolte minnen ze rehter sîner ê;* so Hilde K. 921—1689;[2] Sigmund verspricht der Kriemhilt: N. 1015, 1—4 „*Ir sult ouch, vrouwe, haben, allen den gewalt, den iu tet ê Sîfrit kunt, der degen balt. daz lant und ouch diu krône sî iu undertân. iu sulen gerne dienen alle Sîfrides man*"; vgl. 1026, 2—4; 1027, 3 u. 4 „*swenne iwer sun gewahset, der træstet iu den muot. di wîle sol iu dienen manic küene degen guot.*" Wenn die ehe kinderlos ist, zuweilen aber, wie bei Kriemhilt, auch im anderen falle, tritt die witwe aus der familie des gatten wider in ihre eigene zurück. Das anrecht auf die morgengabe verliert sie damit nicht, selbst nicht im falle einer widerverheiratung. So lässt Kriemhilt nach Sigfrieds ermordung den Nibelungenhort nach Worms bringen (N. 1056 fgg.; vgl. besonders 1056, 4 *ez was ir morgengâbe er sold ir billîchen sîn.*) und hält den anspruch darauf bis zu ihrem ende entschieden aufrecht N. 2304 fgg. Mit jenem übertritt begibt sich die frau natürlich wider in den schutz ihres geschlechtes. Indessen hat sie jezt die befugnis, aus ihren *swertmâgen* sich einen mundwalt auszuwählen; so bittet Kriemhilde ihren jüngsten bruder: N. 1075, 1—4 „*lieber bruoder, du solt gedenken mîn: lîbes unde guotes solt dû mîn voget sîn.*" (*dô sprach er zuo der vrouwen „daz sol sîn getân, als wir komen widere wir haben rîtennes wân.*") Für die widerverheiratung, die sich übrigens in unsern epen nur einmal findet,[3] bedarf sie der zustimmung ihrer verwanten: N. 1142, 2—4

1) Weinhold[2] II, 39 fgg.; J. Grimm, R. A. 451 fgg.

2) Vgl. Martin z. K. 1691, 2.

3) Vgl. Tac. Germ. XIX; melius quidem adhuc eae civitates, in quibus tantum virgines nubunt et cum spe votoque uxoris semel transigitur; und Schweizer-Sidlers anmerk. dazu.

der künec nâch râte sande (vil wîslîch er pflac), und ob ez sîne mâge dûhte guot getân daz Kriemhilt nemen solte den künic edelen seinem man.

Wenn der gatte eines gewaltsamen todes gestorben ist, so ist die unabweislichste pflicht der witwe, wie der kinder, die blutrache.[1] K. 1116, 1 u. 2 *Genuoge mit in vuoren, den ir vater was erslagen. die biderbe weisen wolten ir schaden niht vertragen.* Als Ortwin in der entscheidungsschlacht gegen die Normannen hört, dass er dem mörder seines vaters gegenüberstehe, da ruft er voll zorn aus: K. 1406, 1—4 „*sô ist er mîn geschol. er muoz mir sicherlîche hiute gelten wol. swaz wir von im verlorn hân, daz sul wir hie gewinnen. des hilfet im niht Gêrlint, daz er immer lebende kome hinnen.*" Vgl. K. 1033, 1—4, wo Kudrun zu Hartmut sagt: „*Nû ist iu wol künde (daz ist mir leit genuoc), daz iuwer vater Ludewîc mînen vater sluoc. ob ich ein ritter wære, er dörfte âne wâfen zuo mir komen selten.*" Selbst die kindlein in der wiege sind verpflichtet, den tod des vaters, sobald sie herangewachsen sind, zu rächen; vgl. K. 1503, 1—4 *Dô sprach Wate der alte „dû hâst kindes muot. die in den wiegen weinent, diuhte dich daz guot, daz ich si leben lieze? solten die erwahsen, sô wolte ich in niht mêre getrouwen danne einem wilden Sahsen.*" In erschütternder weise führt uns das Nibelungenlied die blutige vergeltung vor augen, welche Kriemhilt, das *vil lancræche wîp*, an ihren feinden volzieht; „die rache, das kind der treue, folgt der blutschuld." Ebenso kent in der Kudrun die verwitwete Hilde keinen sehnlicheren wunsch als die rache; auf Watens versicherung: K. 928, 3 u. 4 „*sô uns die liute erwahsent hie in diseme lande, sô tuo wir Ludewîge unde Hartmuote ouch alsam ande*"; entgegnet sie: 929, 1—3 „*hei, solte ich daz geleben! allez, daz ich hæte, wolt ich darumbe geben, daz ich errochen wurde.*" Indessen kann zum wohle des gemeinwesens, wie schon in alter zeit,[2] eine sühne (*diu suone* N. 1055, 1) an die stelle der strengen vergeltung treten. So komt im Nibelungenliede endlich, nachdem Kriemhilt *wol vierdhalp jâr* (N. 1046, 2) mit Gunther und Hagen kein wort gewechselt hat, unter vielen tränen eine versöhnung zu stande zwischen ihr und allen denen, welche im verdachte des mordes stehen, mit ausnahme von Hagen allein: N. 1055, 3 *si verkôs ûf si alle, wan ûf den einen man.* In folge dieser aussöh-

1) Weinhold² II, 351 fgg.

2) Tac. Germ. XXI: nec implacabiles durant (inimicitiae): luitur enim etiam homicidium certo armentorum et pecorum numero ...., utiliter in publicum. Über das Wergeld s. J. Grimm, R. A. 289; 650 fgg.; 661 fgg.

nung tritt dann im lezten teile des gedichtes die blutrache vor dem groll über den widerrechtlich entrissenen Nibelungenhort zurück.

Eine so hohe und edle auffassung der ehe, wie sie unsere epen widerspiegeln, schliesst die möglichkeit volständig aus, dass ein liebender sein herz mehreren frauen zugleich schenken könne.[1] K. 661, 1—3 *„Geruochet ir mich minnen, vil schœnez magedîn, mit allen mînen sinnen sô wil ich immer sîn swie ir mir gebietet"*; verspricht Herwig der Kudrun; und die versicherung, welche Horand der Hilde gegenüber von seinem herrn abgibt, K. 404, 4 *„er hât durch dich eine genomen von allen vrouwen sîn gemüete";* findet später ihre volle bestätigung: K. 567, 1—3 *Der künic mit sînem wîbe vil vrœlîchen saz. sam was sît ir liebe, die liute westen daz, daz er die werlt alle verküre durch si eine.* In ähnlicher weise erklärt Siegfried seinem schwager Gunther: N. 605, 2 u. 3 *„diu liebe swester dîn ist mir vor in allen die ich noch ie gesach."* Und wenn die historische polygamie Etzels[2] von der deutschen volkssage nicht aufgenommen wird, so liegt auch hierin ein beweis dafür, dass die vielweiberei dem gefühl unserer ahnen widerstrebte.

Über die hauptsächlichste aufgabe der mutter, die pflege und erziehung der kinder[3] liefern uns die volksepen leider nur spärlichen stoff. Bald nach der geburt des kindes (N. 660, 1 *Den ilte man dô toufen*) wird die taufe vorgenommen, welche unmittelbar mit der namengebung verbunden ist: K. 22, 3 u. 4 *daz* (das kind) *wart getoufet unde sît genennet bî sînem namen Hagene*; die söhne erhalten die namen häufig nach ihren oheimen: N. 660, 1—3 *Den ilte man dô toufen und gap im einen namen, Gunther, nâch sînem œheim: des dorft er sich niht schamen. geriet er nâch den mâgen, daz wær im wol ergân.* — N. 662, 4 *durch des heldes liebe wart er* (Gunthers sohn) *Sîfrit genant.* Dass man auf die erziehung des kindes die gröste sorgfalt verwendete, wird regelmässig durch formelhafte wendungen ausgesprochen: N. 24, 1 *Man zôch in mit dem flîze als im daz wol gezam.* N. 660, 4 *dô zôch man in mit flîze: daz was von schulden getân.* K. 23, 1 *Man hiez ez zichen schône und vil vlîziclîchen phlegen.* K. 52, 4 *die zugen ez mit vlîze sînen mâgen.* K. 204, 3 *dâ*

1) Weinhold[2] II, 13 fgg. Tac. Germ. XVIII prope soli barbarorum singulis uxoribus contenti sunt, exceptis admodum paucis, qui non libidine sed ob nobilitatem plurimis nuptiis ambiuntur; vgl. Schweizer-Sidlers anmerkungen z. a. st.

2) Priscus in Niebuhrs Corpus script. historiae Byzantinae I, s. 183: (ὁ Ἀττήλας) *γαμεῖν θυγατέρα Ἐσκὰμ ἐβούλετο, πλείστας μὲν ἔχων γαμετὰς, ἀγόμενος δὲ καὶ ταύτην κατὰ νόμον τὸν Σκυθικόν.*

3) Weinhold[2] I, 96 fgg.; Schultz I, 112 fgg.

sâzen sîne mâge, die zugen in nâch êren. K. 205, 3 u. 4 *durch daz er was sîn künne, er zôch in vlîziclîchen. er lêrte in alle tugende: er liez in ûz der huote niht entwîchen.* K. 573, 3 *diu* (Hetels kinder) *hiez man schône ziehen.* K. 574, 2—4 *er zôch daz kindelîn, daz er an hôhe tugende sîne site wande. man lêrte in von der jugende.* Sehr gebräuchlich ist es, dass die erziehung der söhne einem verwanten anvertraut wird, besonders dem mutterbruder, der überhaupt im deutschen altertume eine hervorragende stellung einnimt.[1] So bittet Etzel die burgundischen fürsten: N. 1853, 2—4 *„swenn ir ze lande rîtet wider an den Rîn, sô sult ir mit iu füeren iwer swester suon, und sult ouch an dem kinde vil genædiclîchen tuon.* N. 1854, 1—3 *Und ziehet in ze êren, unz er werde man. hât iu in den landen iemen iht getân, daz hilfet er iu rechen, gewahset im sîn lîp.“* Hetel wird durch seinen verwanten[2] Wate erzogen (K. 205), dem später auch Hetels söhnchen Ortwin übergeben wird (K. 574). Die seltener auftretende sitte, dass mädchen der obhut naher verwanten anbefohlen werden, findet sich K. 573, 3 u. 4: *die* (die Kudrun) *sante er ze Tenemarke durch zuht ir næhsten mâgen. dar an si dienten Hetelen, des enliezen si sich niht betrâgen,*

Bis zum siebenten jahre ist die erziehung weiblichen händen überlassen:[3] *sîn phlâgen wîse* (= erfahrene) *vrouwen und vil schœne meide,* heisst es K. 23, 3 von Hagen, dem jungen königssohne. Bei knaben liegt die oberleitung der erziehung in den händen eines oder mehrerer *magezogen,* die später den unterricht allein übernehmen: K. 53, 3 u. 4. *des jungen Hagenen magezogen kâmen gar ze nâhen, daz si der jungen meide und des kindelînes niht ensâhen.* Etzels söhnchen Ortlieb wird ebenfals von einem *meizogen* begleitet, als er in den saal der männer gebracht wird N. 1899, 1 u. 4. Von einer entsprechenden erzieherin der mädchen, der *magezoginne, meisterinne,*[4] wissen unsere epen nichts; die K. 1220, 3 und 1223, 3 gebrauchte bezeichnung *meisterinne* bedeutet „aufseherin des gesindes.“ Über die pflege und unterweisung der kinder in ihrer frühesten jugend schweigen

1) Weinhold² I, 105 fg.; vgl. Tac. Germ. XX: „sororum filiis idem apud avunculum qui ad patrem honor. quidam sanctiorem artioremque hunc nexum sanguinis arbitrantur et in accipiendis obsidibus magis exigunt, tamquam et animum firmius et domum latius teneant.“ Beim aufstande des Civilis erscheinen unter dessen anhängern seine schwestersöhne Claudius Victor (Hist. IV, 33) und Verax (Hist. V, 20). — Vgl. N. 491, wo Brunhilt beim abschied burgen und land einem mutterbruder anbefiehlt.

2) K. 515, 4 und 516, 1 mit dem mehrdeutigen *neve* bezeichnet.

3) Vgl. noch J. Grimm, R. A. 411.

4) Schultz I, 122.

unsere gedichte; dass ihnen, ebenso wie heute, sagen und märchen erzählt wurden, lässt sich aus den worten des alten Wate, K. 1128, 3 fgg., schliessen: K. 1128, 3 u. 4 *„ich hôrte ie sagen von kinde vür ein wazzermære, dâ ze Gîvers in dem berge ein wîtez künicrîche erbouwen wære.* K. 1129, 1—4 *Dâ leben diu liute schône. sô rîche sî ir lant: dâ diu wazzer vliezen, sî silberîn der sant. dâ mite mûrens bürge. daz si dâ habent vür steine, daz ist golt daz beste. jâ ist des ir armuot harte kleine."* usw.

Nach vollendung des siebenten lebensjahres wird der knabe almählich in die ritterlichen waffenübungen eingeweiht, wonach er selbst wol schon heisses verlangen empfunden hat: K. 24, 1—3 *Dô ez was gewahsen ze siben jâre tagen, man sach ez dicke recken ûf ir handen tragen. im leidet bî den vrouwen und liebte bî den mannen.* K. 25, 1—3 *Swâ daz kint diu wâfen ûf dem hove sach (der mohte ez bekennen), dicke daz beschach, daz ez ze kleidern gerte helm unde ringe.* Er lernt nun *mit dem spere rîten schirmen unde schiezen* K. 3, 3. Sobald er das 14. jahr vollendet hat, *ze sînen jâren*[1] gekommen ist, dann hat er das recht, die waffen zu *tragen:* N. 27, 1 *Nu was er in der sterke daz er wol wâfen truoc.* K. 4, 1 u. 2 *Si wuohs ouch in der mâze, daz si wol trüege swert, ob si ein ritter wære.* Ist dann der jüngling mit zurücklegung des 21. lebensjahres[2] *ze sînen tagen*[3] gekommen, so empfängt er den ritterschlag;[4] *swert nemen* N. 29, 4; K. 19, 1; 171, 1; *wâpen nemen* K. 175, 1; 178, 4; 549, 3; aus einem *knehte*, wie der jüngling bis dahin heisst (K. 18, 2 *si was ein küniginne, dô was er dannoch kneht*), wird ein ritter: N. 34, 3 *dô si ze rîter wurden nâch ritterlîcher ê.* 32, 4 *ze einen sunewenden dâ Sîfrit ritters namen gewan.* Er übernimt damit die verpflichtung, die waffen für sich und andere zu gebrauchen. — Neben jenen körperlichen übungen bildet einen hauptbestandteil der männlichen erziehung die unterweisung in den regeln des edlen anstandes, über welche schon ausführlicher gesprochen ist.[5] Dass musikalische fertigkeiten einem vollendeten ritter nicht fehlen dürfen, wird durch mehrere stellen der Kudrun angedeutet: K. 388, 2 u. 3 *dô vleiz sich anderweide Hôrant, daz er nie gesanc sô ritter-*

1) Vgl. J. Zacher in s. zeitschr. XV, s. 204 fg.; J. Grimm, R. A. 412 fg.; Weistümer I, 278.

2) Nach K. Roth. 5007 des 24. jahres.

3) Vgl. K. 1113, 2 u. 3 *„er ist der tage sîn kûme in zweinzic jâren gewahsen ze einem manne."*

4) Die substantivische bezeichnung für die feierlichkeit, *diu swertleite* (K. Roth. 5066 usw.) fehlt unsern epen. 5) S. 421 fgg.

lîche. K. 413, 4 *„jâ hulfe in anders übele, daz er kan sô ritterlîchen singen.“*

Der unterricht der jungen damen muss vor allem auf die aneignung jener feinen lebensformen und auf die erlernung vornehmer handarbeiten, wie sticken, zuschneiden usw., bedacht nehmen. Nur dürftige spuren finden sich von einem dritten gegenstande des weiblichen unterrichts, auf welchen besonders die heroënzeit hohen wert legen muste: von der heilkunst.[1] K. 535 wird Hagen gefragt, ob Hilde seine wunden heilen solle, und K. 82, 1 suchen die drei königstöchter für sich und den jungen Hagen wurzeln und kräuter, welche hier allerdings nicht zur heilung, sondern zur ernährung dienen sollen.[2] — Wir sehen also, wie weit man noch entfernt ist von der vielseitigen weiblichen bildung der späteren zeit;[3] wissenschaftlicher unterricht vor allem fehlt gänzlich.

Wie fest das band war, welches recht und sitte um die familie schlang, ebenso fest verknüpfte wechselseitige liebe die herzen der einzelnen familienglieder. An wolgedeihenden kindern sehen vater und mutter *ir liehten ougen weide* K. 23, 4. Bitter ist ihr schmerz um den verlust eines geliebten kindes: K. 60, 2—4 *si klageten harte sêre des kindelînes tôt. des was in unmuote der künic und ouch sîn wîp. si klageten algemeine des edelen kindes werden lîp.* K. 62, 1 *Der wirt weinte sêre, sîn brust diu wart im naz.* Ebenso trostlos zeigt sich Hilde nach der entführung ihrer tochter K. 926 fgg. Als Siegmund nach Siegfrieds ermordung Kriemhilt zur rückkehr nach Niderlant zu überreden sucht, da führt er als lezten, stärksten beweggrund ins feld: N. 1027, 1—3 *„Und vart mit uns widere durch iwer kindelîn: daz ensult ir lâzen, vrouwe, niht verweiset sîn. swenne iwer sun gewahset, der trœstet iu den muot“;* — freilich auch ohne erfolg; Kriemhilt begnügt sich, ihr liebes kindlein den recken *ûf gnâde* zu befehlen (N. 1030, 4), und bleibt bei ihrem toten gatten zurück. — Andererseits ist das verhalten der kinder zu den eltern durchaus zuvorkommend und liebevoll. Von Siegfried heisst es: N. 44,

1) Weinhold[2] I, 170 fgg.; Schultz I, 157 fgg.

2) Häufigere erwähnungen dieser kunst z. b. Trist. 33, 38; 175, 32 fgg.; 238, 2 u. ö. — In dem einen Merseburger zauberspruche begegnen vier heilkundige göttinnen: Sinthgunt, Sunna, Friia, Volla.

3) Ein wahres muster von gelehrsamkeit ist Isolde, Trist. 201, 8 fgg.; sie beherscht die sprache von Develin (= Irland), versteht französisch und lateinisch; kann fiedeln, die *lîren gerüeren*, harfe spielen und süss singen; dazu ist sie bewandert in der *môraliteit* (= anstandslehre), im schreiben und lesen, *brieve und schanzûne tihten.*

1 u. 2 *Sît daz noch beide lebten Sigmunt und Sigelint, niht wolte tragen krône ir beider liebez kint;* und ähnlich von Sigeband: K. 6, 1—3 (*Diu Sigebandes muoter den witewen stuol besaz.*) *der mære helt guoter darumbe liez er daz, daz er niht wolte minnen ze rehter sîner ê.* Hartmuts benehmen gegen seine mutter, die seinen bitten zuwider doch so oft die geliebte Kudrun mishandelt, ist rücksichtsvoll und ehrerbietig; die höhnischen worte K. 1380, 1 u. 2 „*Nu sult ir*“ (*sprach Hartmuot*); „*waschen heizen gân Kûdrûn mit ir meiden, als ir ê habet getân*“; sind ein ausbruch des höchsten zornes (K. 1386, 1) über das unziemliche verhalten der Gerlinde, wodurch alle seine pläne und hofnungen vereitelt worden sind. K. 521 befindet sich Hilde in voller verzweiflung, als sie ihren vater, den sie soeben durch ihre flucht tief betrübt hat, in kampfesnöten schweben sieht: K. 521, 1—3 *Hilte diu vil schœne rief trûreclîchen an Hetelen den recken, daz er bræhte dan ir vater ûz nœten von Waten deme grîsen;* und nach schlichtung des kampfes klagt sie sich aufs heftigste an: K. 534, 1—4 „*getörste ich dar gân! ich hân ab leider verre wider mînen vater getân, daz ich mînen besten vriunt niht getar enphâhen. im und ouch den sînen wæn mîn gruoz harte müge versmâhen.*“

Auch das liebevolle, zarte verhältnis zwischen bruder und schwester verdient eine kurze betrachtung. Als Gunther mit seinen helden zur brautwerbung auszieht, da bittet seine schwester flehentlich: N. 363, 1—3 „*er Sîfrit, lât iu bevolhen sîn ûf triuwe und ûf genâde den lieben bruoder mîn, daz im iht werre in Prünhilde lant.*“ Besonders rührend ist die liebe, welche Giselher und Kriemhilt verbindet. Seinem zureden vor allem gelingt es, die schwester nach des gatten tode zum bleiben zu bestimmen N. 1018, 3 fgg.; er bietet ihr sein ganzes gut an und will ihr ersatz schaffen für ihren herben verlust. N. 1073 ist er aufs höchste erbittert über die neue kränkung, welche ihr Hagen durch entziehung des Nibelungenhortes zugefügt hat; „*wær er niht mîn mâc, ez gieng im an den lîp,*“ so droht er in aufbrausendem zorn N. 1073, 3. Und beim abschied verspricht er der schwester: N. 1232, 2—4 „*swenne daz du, frouwe, bedürfen wolles mîn, ob dir iht gewerre, daz tuo mir bekant: sô rîte ich dir ze dienest in daz Etzelen lant.*“ Im fernen Etzelnlande träumt der Kriemhilt dann: N. 1333, 2—4 *daz ir gienge vil dike an der hant Gîselher ir bruoder: si kust in ze aller stunt vil ofte in semftem slâfe;* und N. 1675, 3 ist Giselher der einzige, der von ihr mit einem kuss empfangen wird. — Ähnliche züge von geschwisterliebe bietet uns die Kudrun; so tritt der junge Ortwin, sobald er herangewachsen ist, die heerfahrt für seine geraubte schwester an (K. 1100 fgg.) und

lässt sich K. 1154 fgg. durch die drohendsten persönlichen gefahren nicht abschrecken, auf einem streifzuge ihr schicksal auszukundschaften.

Dieser kräftig entwickelte sinn für trauliche häuslichkeit, welcher das deutsche altertum auszeichnet, er hat ein liebliches idyll geschaffen, auf welches zum schluss ein kurzer hinweis gestattet sei. — Trübe ahnungen und vorzeichen begleiten den zug der Burgunden ins Hunnenland; ja nach dem donauübergang scheut sich Hagen nicht, allen die schreckliche prophezeiung rücksichtslos zuzurufen: „*Wiren komen nimmer mêre wider in Burgonden lant*“ N. 1527, 1. Da entfaltet sich auf einmal ein heiteres, anheimelndes bild, das in den verdüsterten herzen der Burgunden wider freude und hofnung erweckt: das traute, fröhliche familienleben auf Rüdegers burg Bechlaren. *Ein wünneclîchez leben* (N. 1613, 4) geniesst der wolhabende markgraf mit seinem schönen, verständigen weibe und seinem anmutigen töchterlein; ist auch die wunde, welche der frühe tod des sohnes den elternherzen geschlagen, noch nicht ganz vernarbt (N. 1637 fgg.), der verlust wird ersezt durch die verlobung der tochter mit dem schönen und mächtigen jüngling aus Burgundenland. Empfängt der leser, der schon im vorgefühl unvermeidlichen, unsäglichen elends bangt, nicht den eindruck, als sähe er in eine lachende landschaft hinein, wo vergoldet von den strahlen der sonne, ein trauliches heim daliegt mit frohen, friedlichen bewohnern, während in der ferne sich bereits schwarze gewitterwolken zusammenballen, die ihm wie hochragenden palästen vernichtung bringen sollen?

V. Charakterzüge. Sociale stellung.

Betrachten wir schliesslich zusammenhängend die schon hie und da kurz berührten sitlichen und geistigen eigenschaften der frau, sowie die darauf fussende stellung derselben in staat und geselschaft, so werden wir mit befriedigung gewahren, dass die vorzüge, welche die schriftsteller des altertums mit neidischer bewunderung an den germanischen frauen priesen, noch unversehrt erhalten sind, und dass die dankbarkeit des mannes der deutschen frau eine stellung eingeräumt, die sie hoch über das weib im griechischen epos erhebt.

Vor allem strahlt in ungetrübtem glanze die keuschheit, das schöne erbteil des germanischen stammes.[1] So entzückt uns gleich am

1) Weinhold² II, 19 fgg.; 346 fgg. — Tacit. Germ. XIX „Ergo saepta pudicitia agunt, nullis spectaculorum illecebris, nullis conviviorum irritationibus corruptae ... publicatae enim pudicitiae nulla venia ... nemo enim illic vitia ridet, nec corrumpere et corrumpi saeculum vocatur.“ Caesar rühmt von den deutschen jünglingen seiner zeit: „Qui diutissime impuberes permanserunt, maximam inter suos ferunt laudem: hoc ali staturam, ali vires nervosque confirmari putant. Intra annum vero

anfange des Nibelungenliedes eine jungfrauengestalt voll bezaubernder unschuld und sprödigkeit. *Âne recken minne* (N. 15, 2) will Kriemhilt ir ganzes leben hindurch sein; *sus schœne* (N. 15, 3), das heisst so rein, in so unverlezter keuschheit will sie bleiben bis an ihren tod. Und so viele auch um ihre minne werben, *Kriemhilt in ir sinne ir selber ie verjach daz si deheinen wolde ze triutenne hân* N. 47, 3 u. 4, bis endlich der herliche jüngling erscheint, den das schicksal für sie bestimt hat: *si twanc gên ein ander der seneden minne nôt* N. 292, 2.

Dieselbe herbe jungfräulichkeit zeichnet die Kudrun aus; nur muss sie uns hier um so bewundernswerter erscheinen, als sie die schwersten prüfungen siegreich besteht. Als in jener unvergleichlichen scene K. 1029 fg. Hartmut, gereizt durch die hartnäckige weigerung der von ihm innigst geliebten Kudrun, sich zu der drohung fortreissen lässt: „*wer hienge mich dar umbe,*[1] *ob ich iuch mir gewünne ze einer briute* (= *kebse*)? K. 1029, 4; da erwidert jene mit der unerschütterlichen ruhe, wie sie nur das gefühl eigener unverlezlichster reinheit und das vertrauen auf den edelmut des wackeren mannes eingeben kann: K. 1030, 1—4 „*daz hieze ich missetân. dar zuo ich keine sorge entriuwen nie gewan. ez spræchen ander vürsten, sô si des hôrten mære, daz daz Hagenen künne in Hartmuotes lande kebese wære.*“

Wie für das mädchen die jungfräulichkeit, so ist für die gattin die frauenehre das höchste, unveräusserlichste gut. Noch bedarf es nicht der *merkære,* welche in der höfischen poesie und leider auch im höfischen leben die frau beaufsichtigen müssen;[2] denn noch sind liebeshändel, welche auf kosten der gattentreue unterhalten werden, den deutschen frauen ebenso unbekant, wie zur zeit des Tacitus;[3] noch ist reine, selbstlose gattenliebe, nicht schmähliche verletzung der ehelichen treue gegenstand der dichtung. Eine furchtbare wunde schlagen der Brunhilt die beleidigungen der Kriemhilt: N. 782, 3 u. 4 „*duo hâst geschendet dînen schœnen lîp. wie möhte mannes kebse immer werden küneges wîp.*“ N. 783, 2—4 „*dînen schœnen lîp minnete êrste Sîfrit, mîn vil lieber man. jâ was ez niht mîn bruoder der dînen*

vicesimum feminae notitiam habuisse in turpissimis habent rebus; cuius rei nulla est occultatio, quod et promiscue in fluminibus perluuntur et pellibus aut parvis renonum tegimentis utuntur magna corporis parte nuda.“ De B. Gall. VI, 21. Vgl. noch Pompon. Mela, d. sit. Orbis III, 3: „longissima apud eos pueritia est.“

1) Auf dem verbrechen der notzucht steht die schimpfliche strafe des hängens; K. 296, 2 wird das *büezen mit der wide* als strafe für bruch des geleites und des friedens angedroht; vgl. J. Grimm, R. A. 687 fg.

2) Schultz I, 472 fgg.

3) Germ. XIX: litterarum secreta viri pariter ac feminae ignorant. paucissima in tam numerosa gente adulteria, quorum poena praesens et maritis permissa ....

meituom gewan;“ ihr ist damit ein schandfleck angesprizt, den nur das herzblut des vermeintlichen verläumders wider abwaschen kann (vgl. N. 810, 3 u. 4).

Dieser keusche sinn der frau und jungfrau flösste schon in alter zeit dem Germanen eine tiefe ehrfurcht vor dem weiblichen geschlechte ein, die hoch über der empfindelnden, mit lüsternheit nur zu oft gepaarten frauenverehrung der höfischen zeit steht. Lieber tot will der gatte sein weib sehen, als dieser schönsten zierde beraubt: N. 604, 1—4 „*Ân daz du iht triutest,*“ *sprach der künic dô,* „*mîne lieben vrouwen,* (*anders bin ich vrô*) *sô tuo ir swaz du wellest. und næmest ir den lîp, daz sold ich wol verkiesen: si ist ein angestlîchez wîp.*“ Als stärkste bitte ruft Herwig der Kudrun und Hildeburg nach, um sie zur umkehr zu bewegen: K. 1214, 3 u. 4 „*wir biten iuch valsches âne, allen meiden tuot ez ze êren. ir minniclîchen vrouwen, jâ sult ir wider zuo dem stade kêren.*“ In grauer vorzeit schrieb man den jungfrauen besondere gaben und kräfte zu, wie man sich auch die Walkyrien nur als jungfrauen denken konte. Einen nachklang davon hat das Nibelungenlied aufbewahrt: die jungfräuliche Brunhilt besizt übermenschliche kräfte, und erst, als sie Gunther mit Siegfrieds hilfe zu seinem eheweibe gemacht hat, *done was ouch si niht sterker danne ein ander wîp* N. 629, 1.

Wie uns so zwar herliche gestalten voll unschuld und sittenreinheit entgegentreten, so begegnen doch nur höchst selten epitheta, welche diesen charakterzug hervorheben: *kiusche* K. 114, 3; *diu reine Hilden tohter* K. 1512, 2; *vil reine gemuot* N. 1165, 1. Die züchtigkeit ist eben bei jeder frau so selbstverständlich, dass sie nicht besonders gerühmt zu werden braucht; erst wenn man anfängt, die keuschheit zu preisen, dann ist sie in abnahme begriffen.

In engem zusammenhange mit dieser echten, unaffectierten keuschheit steht die abwesenheit jeder prüderie. Nicht selten begegnen im munde von jungfrauen wendungen wie: N. 576, 2 u. 3 „*ich hete gerne fluht, daz ich iu nimmer wolde geligen nâhen bî.*“ K. 405, 2 „*kœme er mir ze mâze, ich wolte im ligen bî.*“ K. 1043, 4 „*ez ensî daz er sterbe, ich gelige nimmer bî recken lîbe.*“ K. 1084, 4 *ê si gelæge immer an des künic Hartmuotes armen.* K. 1033, 4 „*war umbe solte ich danne bî iu slâfen?*“

„Etwas heiliges und ahnungsreiches“[1] schrieben die alten Germanen mit scheuer ehrfurcht dem weibe zu; und noch im Nibelun-

1) Inesse quin etiam sanctum aliquid et providum putant; Tac. Germ. VIII; vgl. dazu Schweizer-Sidlers anm.

genliede werden wir mehrfach an jenen glauben erinnert: bedeutungsvolle träume eröfnen den frauen einen blick in die zukunft. N. 13, 2—4 träumt die junge Kriemhilt: *wie si einen valken wilden züge manegen tac, den ir zwên arn erkrummen, daz si daz muoste sehen: ir enkunde in dirre werlde nimmer leider sîn geschehen;* was ihre mutter nur so deuten kann: N. 14, 3 u. 4 *„der valke*[1] *den du ziuhest, daz ist ein edel man: in welle got behüeten, du muost in schiere vloren hân.“* Nach jahren wird sie dann widerum auf dasselbe drohende unglück durch zwei schwere träume hingewiesen, die sie angsterfült ihrem Siegfried vor seinem ausritt zur unheilvollen jagd erzählt: N. 864, 2—4 *„mir troumte hînt leide, wie iuch zwei wildiu swîn jageten über heide: dâ wurden bluomen rôt. daz ich sô sêre weine, des gêt mir wærlîche nôt“;* — N. 867, 2—4 *„mir troumte hînt leide, wie obe dir zetal vielen zwêne berge: ich gesach dich nimmer mê. wil du von mir scheiden, daz tuot mir innerclîchen wê.“* Doch Siegfried weist, im bewustsein, keinen feind zu besitzen, ihre düsteren ahnungen sanft zurück. — N. 1449 sucht Uote, die alte königsmutter, durch erzählung eines traumbildes ihre söhne von dem zuge ins Hunnenreich abzuhalten, freilich auch ohne erfolg: N. 1449, 2—4 *„ir soltet hie belîben, helde guote. mir ist getroumet hînte von engestlîcher nôt, wie allez daz gefügele in disme lande wære tôt.“*[2]

Mit diesem prophetischen blick in die zukunft[3] ist nahe verwant die gabe klaren, besonnenen verstandes, welche öfters frauen unserer epen vor den männern auszeichnet. Sobald Kriemhilt die leiche ihres gatten erblickt, da erkent sie sofort, dass er meuchlings erschlagen ist; denn sein schild ist ja *mit swerten niht verhouwen* N. 953, 3. Als gleich darauf (N. 968) die Nibelungen sich wappnen, um rache zu nehmen für ihren ermordeten herrn, da widerrät Kriemhilt in besonnener überlegung entschieden, gegen eine so ungeheure übermacht den kampf zu beginnen, *swie michel wær ir jâmer und swie stark ir nôt* N. 971, 1 fgg. In ähnlicher weise warnt K. 1362 fg. Gerlint, die sachlage sehr richtig beurteilend, vor einer offenen feldschlacht und rät vielmehr, sich in der burg zu verteidigen. — Wie diese klugheit

1) Über vögel im traume s. J. Grimm, Mythologie, II, s. 959 (4. aufl.)

2) Während in der Kudrun träume der frauen gänzlich fehlen, begegnen sie sonst im epos nicht selten. Der traum der Kriemhilt, welcher sie zurückversezt in die geselschaft ihres lieblingsbruders, ist schon früher (s. 455) erwähnt worden; vgl. ferner Klage 1441 fgg.; 1453 fgg.; K. Roth. 2339 (ein fingirter tr.); Tristan 234, 29.

3) K. Roth. 2277 findet sich im munde der königstochter der charakteristische ausdruck: *„mîn herze was hellende“* = verkündigte mir laut.

im dienste leidenschaftlichen rachegefühls ausarten kann zu abstossender verschlagenheit und heimtücke, das zeigt vor allem die gestalt der rächenden Kriemhilt; vgl. N. 1338, 4 *Kriemhilde willen kunde nieman understân.* 1339, 1—4 *Si dâhte zallen zîten „ich wil den künic biten" daz er ir des gönde mit güetlîchen siten, daz man ir vriunde bræhte in der Hiunen lant. des argen willen niemen an der küneginne vant.* — N. 1675, 1 u. 2 *Kriemhilt diu schœne mit ir gesinde gie dâ si die Niblunge mit valschem muote enphie.* — N. 1849, 3 u. 4 *dô hiez si tragen ze tische den Etzelen suon. wie kund ein wîp durch râche immer vreislîcher tuon?* Wie anders, wenn die frau nach einem schönen ausdruck der angelsächsischen dichtung als „friedensweberin" auftritt.[1] Dreimal gelingt es in der Kudrun edler weiblichkeit, durch besonnenen rat die blinde leidenschaft ergrimmter kämpfer zu stillen und versöhnung zwischen ihnen zu stiften; K. 521 fgg.; 649 fgg.; 1482 fgg.

Nachdem wir oben bereits das übernatürliche gebiet gestreift haben, wollen wir nun zusammenhängend das verhältnis des weibes zur gottheit betrachten.[2] Schon oft[3] ist darauf hingewiesen worden, dass im germanischen altertum gerade frauen in vergöttlichter gestalt die vermitlung zwischen himmel und erde herstellen. Von den Walküren, den wunschmädchen Wuotans, hat das volksepos nur noch einen einzigen, aber deutlich erkenbaren rest erhalten: Brunhilt besizt übermenschliche kraft und geschicklichkeit im waffengebrauch und verliert dieselbe mit verlust der jungfrauschaft. Etwas häufiger begegnen niedere dämonische frauen, welche bekantlich, zu unholdinnen aller art verunstaltet, vom aberglauben bis in die neuzeit lebendig erhalten worden sind. Im Nibelungenliede überrascht Hagen weise frauen (*wîsiu wîp* N. 1473, 3, *merwîp* N. 1475, 1), die sich *in einem schœnen brunnen* (N. 1473, 3) baden. Sie selbst entrinnen und schaukeln vor ihm auf den wellen wie vögel auf und nieder; *ir wunderlich gewant* (N. 1478, 3) aber behält Hagen zurück, um sie zur verkündigung der zukunft zu zwingen. Trügerisch prophezeit die eine wasserfrau günstigen verlauf der heerfahrt; sobald er ihnen jedoch die gewänder zurückgegeben hat, da verkündet ihm die andere: N. 1480, 1—3 *„Jâ soltu wider kêren; daz ist an der zît; wan ir helde küene alsô geladen sît daz ir sterben müezet in Etzelen lant."* Hagen indes bleibt unerschüttert und lässt sich von ihnen mittel und wege zeigen, wie man die donau überschreiten könne. — Nach K. 529, 3 hat Wate die

1) *freoðuvebbe,* Beóvulf 1943; Vîdsîð. 6.
2) Weinhold[2] I, 57 fgg.
3) Vgl. z. b. Schweizer-Sidlers anm. z. Tac. Germ. VIII, 6.

heilkunst erlernt *von einem wilden wîbe;* und K. 109 fgg. argwöhnen die schiffer, die auf die greifeninsel verschlagenen königstöchter seien *wildiu merkint* (K. 109, 4) (*schrawaz* = kobolde K. 112, 3; *wildiu merwunder* 112, 3; *kunder* = ungeheuer 112, 4).

Wie im Nibelungenliede und in der Kudrun vom altgermanischen heidentume nur noch geringe, völlig verwitterte und zerbröckelte spuren sich finden, so ist in ihnen auch andrerseits das christentum noch nicht zu gänzlicher durchdringung von gesinnung und leben gelangt.[1] Sobald sich spezifisch christliche grundsätze und bräuche vorfinden, rühren dieselben meist von nachdichtern her und werden zum teil durch echte strophen widerlegt. Dem christlichen gebot, böses nicht mit bösem zu vergelten: K. 1595, 2 u. 3 *si sprach „vil liebiu muoter, gedenket an daz, daz nieman sol mit übele, deheines hazzes lônen“;* steht die echte strophe K. 1509 gegenüber, wo dieselbe Kudrun spricht: K. 1509, 4 *„ir wâret mir ungnædic: des muoz ich iu von herzen sîn erbolgen“;* und wie weit man in wirklichkeit noch davon entfernt ist, dem feinde zu vergeben, das haben wir vor allem gesehen bei besprechung der blutrache, die für jedes familienglied als heilige pflicht gilt. Während ferner die verschiedenheit des glaubens in den alten strophen durchaus keinen grund für Kriemhilt abgibt, Etzels werbung zurückzuweisen,[2] lassen es sich die nachdichter angelegen sein, ihr religiöse bedenken unterzuschieben: N. 1188, 1—4 *Si gedâhte in ir sinne „und sol ich mînen lîp geben eime heiden (ich bin ein cristen wîp), des muoz ich zer werlte immer schande hân. gît er mir alliu rîche, ez ist von mir ungetân.“* Um diese scrupel zu beseitigen, muss ihr Rüdeger erzählen, dass Etzel viele christliche helden habe; ja vielleicht könne sie sich durch seine bekehrung einen gotteslohn verdienen; die überarbeiter in den texten C l d h glauben lezteres dadurch noch wahrscheinlicher machen zu sollen, dass sie hinzufügen, Etzel sei *niht gar ein heiden,* sondern ein abgefallener christ N. 1201, 5—8. Später nach der geburt eines sohnes ruht Kriemhilt nicht eher, als bis das kind christlich getauft wird N. 1328. Nach den zudichtern der Kudrun werden die drei geraubten jungfrauen, welche den jungen Hagen herankommen sehen, erst dann froh, als sie erkennen, dass es nicht *ein wildez twerc* (75, 2) oder *ein merwunder* (75, 3), sondern *ein kristen wære* (76, 3). Hilde sendet den pilgern ihre schiffe nebst reichen geschenken zurück mit der begründung: K. 932, 3 *„swer iht nimt pil-*

1) Der redactor des textes C sezt eine ähnliche bemerkung in den Nibelungentext (nach a, da in C hier blätter fehlen): N. 1463, 5 *in den selben ziten was noch der geloube kranc.*

2) Vgl. s. 438.

gerînen, der hât des sünde starke." Auch fromme stiftungen begegnen; so wird auf dem Wülpensande, wo so viele helden gefallen sind, von der verwitweten königin *ein münster, ... klôster und spitâle* (K. 950, 1 u. 2) erbaut; und nach N. 1082, 5 fgg. (in C) hat Uote nach ihres gatten tode *eine rîche fürsten aptey* gestiftet. — Darin aber stimmen echte und unechte strophen überein, dass sie den frauen ein innigeres verhältnis zur gottheit zuschreiben als dem männlichen geschlechte. So hören wir von gebeten der frau: N. 1043, 3 (*Kriemhilde*) *bat got den guoten sîner sêle phlegen.* 1187, 1 u. 2 *Dô bat si got vil dicke füegen ir den rât, daz si ze gebene hête gold silber unde wât;* und von regelmässigem besuch des gotteshauses, besonders zur frühmesse: N. 945, 3 u. 4 *hin ze mettîne, ... der diu frouwe Kriemhilt vil selten eine verlac.* 1042, 4 *si was ze kirchen gerne, und tet vil billîchen daz.*

Häufig begegnen im munde der frauen gewisse formeln, welche irgend eine beziehung zur gottheit aussprechen. Gottes oder Christi güte wird gepriesen: K. 81, 4 *si lobeten gotes güete und wâren in ir tumben jâren wîse.* K. 561, 1 *Des lobte diu schœne Hilde den waltenden Krist.* Gottes lohn wird jemandem gewünscht: N. 1254, 1 „*Nu lôn iu got,*" *sprach Criemhilt,* „*vil edele Gotelint.*" N. 1992, 1 „*Nu lône dir got, Îrinc, vil mære helt guot.*" K. 1703, 4 „*des lône dir got, Kûdrûn.*" K. 1067, 1 *Dô sprach diu ellende* „*des lône dir Krist.*" Gott wird etwas geklagt: K. 1060, 2 „*gote sî ez gekleit.*" Er soll etwas geben, etwas gebieten oder verbieten: K. 1204, 2 „*nû gebe ez got,*" *sprach Kûdrûn,* „*daz ichs iuch geman.*" K. 943, 1 *Dô sprach diu küniginne* „*daz lâze uns got geleben.*" K. 1178, 3 „*ich gebiute dir bî Kriste.*" N. 1158, 1 *Dô sprach diu jâmers rîche* „*iu sol verbieten got.*" K. 1062, 1 u. 2 „*Ir sult durch got den rîchen, mîn vrou Gêrlint, si niht eine lâzen.*" Gott schickt prüfungen über den menschen und vermag allein sie abzuwenden: K. 62, 4 „*ez muose sich verenden als got von himele gebôt.*" K. 997, 1—3 „*dâ kan ich wol zuo, swaz ir mir gebietet, daz ich daz allez tuo, unz mir got von himele mîne sorge wende.*" K. 1197, 2 u. 4 „*ez ensî, daz ez got wende, ... wir werden gar lîhte tôte vunden.*" Diese meinung artet zuweilen in starren fatalismus aus, wobei der glaube an einen almächtigen gott verdrängt werden kann durch die idee eines unabwendbaren fatums: K. 1036, 3 u. 4 „*sît mîn hât got vergezzen,*[1] *daz lîde*

1) Dieselbe wendung findet sich im munde von männern: N. 2256, 3 „*sô hât mîn got vergezzen, ich armer Dietrich*"; K. 1138, 3 „*swes got wil vergezzen, wie sol sich der behüeten*"? — Weitere spuren von fatalismus begegnen N. 631, 4 *swaz er ir geben solde, wie lützel erz beliben lie!* (vom redactor von C nicht verstanden

ich allez gerne." K. 1053, 3 u. 4 „*daz sol ich vlîziclîchen tuon in aller stunde, sît mir mîn ungelücke bî mînen vriunden niht ze wesene gunde.*" K. 1055, 4 „*ich sol niht haben wünne.*"

Von dem feierlichen segen, den die frauen ausfahrenden helden zum geleit mitgaben,[1] finden sich auch in unsern volksepen noch überreste: N. 1030, 1 „*Ir sult âne sorge got bevolhen vârn.*" — N. 1366, 4 *sie bat diu marcgrâvinne got von himele bewarn.* K. 694, 4 *si sprâchen* „*got von himele lâze iuch lop unde êre erstrîten.*" K. 1115, 4 *den rîchen Krist von himele bat si diu schœne Hilde wol beleiten.*[2]

Ein so kriegfreudiges volk, wie die Germanen es waren,[3] muste auch bei den frauen mut und tapferkeit besonders hoch schätzen.[4] Von der heldenzeit des volkes, wo die frauen unerschrocken in das kampfgetümmel sich begaben, um den kriegern erquickung und aufmunterung zu bringen, ja wo sie gelegentlich selbst in die schlacht eingriffen,[5] davon haben auch unsere epen nachklänge aufbewahrt. So ist Kriemhilt bei dem furchtbaren ringen zwischen Burgunden und Hunnen zugegen und feuert die helden Etzels unaufhörlich zum kampfe an. N. 1992 nimt sie dem Iring, als er aus dem streite zurückkehrt, mit eigener hand den schild ab und dankt ihm inständigst, dass seine schwerthiebe Hagens gewand mit blut gerötet haben. Ja, zulezt schlägt sie ihrem todfeinde mit eigener hand das haupt ab! In der Kudrun geht Hilde auf die wahlstatt, um ihres vaters wunden zu untersuchen K. 537, 3; Kudrun schaut unerschrocken dem schlachtgetümmel zu und trent schliesslich durch ihren zuspruch die ergrimten K. 649 fgg.; Gerlint erbietet sich, mit ihren jungfrauen wurfsteine in den ärmeln herbeizutragen K. 1385, 4. — Stellen dagegen wie N. 1920 fgg., wo Kriemhilt schmählich in todesängsten jammert, und K. 499, wo es

und gänzlich geändert); K. 1315, 2 u. 3 .... „*sol ez aber morgen sîn, sô sît bî einander mit gezogenheite*"; und noch mehr abgeschwächt K. 1238, 2 u. 4 „*sol iuwer swester Kûdrûn indert lebende sîn, sô ist daz diu selbe.*"

1) Ein ausführlicher ausfahrtssegen, abgedruckt bei W. Wackernagel, Kl. Altd. Lesebuch s. 109 fg.; bei Müllenhoff und Scherer, Denkmäler IV, 8 (s. 11) lautet: *Got mit gisundi heim dich gisendi! offin sî dir diz sigi dor; sami sî dir diz sêldi dor! Bislozin sî dir diz wâgi dor; sami sî dir diz wâfin dor!* (Über *sêldi dor* vgl. W. Wackernagel, Haupts zeitschr. II, 535 fgg.)

2) Im munde eines mannes K. 282, 4 „*nû gebe iu got von himele sîn geleite.*" — Auch im höfischen epos begegnen anklänge; vgl. z. b. Iwein 5535 fgg.; 6424.

3) *Germani, laeta bello gens;* Tac. Hist. IV, 16.

4) Weinhold[2] I, 54 fgg.

5) Tac. Germ. VII *nec illae numerare aut exigere plagas pavent, cibosque et hortamina pugnantibus gestant.* Vopiscus vit. Aureliani, c. 34 *ductae sunt et decem mulieres, quas virili habitu pugnantes inter Gothos ceperat.*

heisst, kein vater würde seine tochter dahin geben, wo sie sehen müste, wie unter den schwertstreichen feuer aus den helmen sprühte: solche stellen gehören einer weicheren zeit an.

Diesen hervorragenden sitlichen und geistigen eigenschaften entspricht nun jene einflussreiche stellung der frau, welche ebenso durch die geschichte wie durch unsere epen bezeugt wird.[1] Die ebenbürtigkeit der frau, mit dem manne verglichen, spricht sich in mehreren, häufig widerkehrenden formeln aus. So wird die gesamtheit des volkes bezeichnet durch *man unde wîp* K. 127, 2;[2] *wîp unde man* N. 68, 2; N. 1005, 2 *vrô enwas dâ niemen, weder wîp noch man.* Damit vergleichen sich verbindungen wie: *rîter unde vrouwen* N. 1607, 2; *ritter unde meide* K. 927, 1; N. 680, 2 u. 3 *die enbuten ir dienest in Sîfrides lant den minneclîchen vrouwen und manegem küenem man.* K. 620, 3 *ritter unde magede unde ouch schœne vrouwen.* — Sehr charakteristisch ist ferner eine häufig widerkehrende formale eigentümlichkeit des deutschen volksepos, durch welche sich dasselbe von dem griechischen volksepos bedeutsam unterscheidet: dass nämlich statt des eigennamens einer person ihre verwantschaftliche beziehung zu einer frau, besonders zur mutter, genant wird.[3] So wird Siegfried bezeichnet durch: *daz Siglinde kint* N. 48, 1; 134, 3; 208, 3; 285, 1; 430, 3; *der schœnen Siglinden kint* N. 178, 4, 452, 4; Kriemhilt durch: *vroun Uoten kint* N. 648, 2;[4] *der schœnen Uoten kint* N. 290, 3; *der edelen U. k.* N. 661, 2; Giselher = *daz Uoten kint* N. 125, 1;[5] *der schœnen Uoten kint* N. 2125, 1; 2232, 1;[6] *der junge sun vroun Uoten* N. 1907, 1; die drei Burgundenkönige = *diu Uoten kint* N. 1661, 3; 2037, 1; *diu kint der schœnen Uoten* N. 1457, 1; *der edelen U. kint* N. 1346, 3;

1) Vgl. z. b. Scherer, Gesch. d. D. Litt., s. 26 fg.

2) Vgl. E. Martin z. a. st.

3) Es dürfte sich im ganzen Homer nicht ein einziges beispiel für eine derartige bezeichnung ohne hinzufügung des eigennamens finden; ja, auch in verbindung mit lezterem ist diese ausdrucksweise ziemlich selten; (δῖος) *Ἀλέξανδρος, Ἑλένης πόσις ἠϋκόμοιο* Il. III, 329; XI, 369 und noch einige male. Anders bei göttlichen frauen: *Λητοῦς ἔκτανεν υἱός* (= Apollon) Il. XVI, 849; *τὸν ῥ' Ἠοῦς ἔκτεινε φαεινῆς ἀγλαὸς υἱός* (= Memnon) Od. IV, 188; *πόσις Ἥρης ἠϋκόμοιο* Il. X, 5; *ἐρίγδουπος πόσις Ἥρης* Il. XIII, 154; mit hinzufügung des eigennamens: *Ἀχιλεύς, Θέτιδος παῖς ἠϋκόμοιο* Il. IV, 512; *Ἑρμῇ, Μαιάδος υἱεῖ* Od. XIV, 435.

4) Als apposition wird hinzugefügt *Kriemhilt diu vil schœne.*

5) In dieser strophe allerdings nur aus der übereinstimmung der übrigen stellen zu schliessen; vgl. Lachmann z. a. st. und zu N. 116, 1; Liliencron, Nibelungenh. C, s. 17. C: *Gîselher daz kint.*

6) Mit hinzufügung von *Giselher* noch N. 808, 3; 1158, 1.

1567, 3;[1] die junge markgräfin = *der Gotlinde tohter* N. 1262, 3. Geradezu stehende bezeichnung der Kudrun ist *diu Hilden tohter* K. 580, 4; 740, 2; 803, 3; 959, 1; 977, 2; 1052, 2; 1178, 1; 1199, 1; 1233, 1; 1268, 1; 1306, 4; 1330, 1; 1473, 1; 1482, 1; 1509, 1; 1512, 2; 1630, 3; 1632, 3; 1651, 1; 1653, 1; *das H. kint* K. 1508, 2; 1513, 1; 1533, 4; *der schœnen H. tohter* (*kint*) K. 594, 4; 1094, 1; 1289, 2. Bemerkenswert ist ferner N. 2041, 3 „*wan ir sît mîne brüeder unde einer muoter kint.*“[2] Auch beide eltern werden genant: N. 723, 1 u. 2 *Dâ heime si dô liezen Sîfrides kindelîn und sun den Kriemhilde;* wie zur hervorhebung enger verwantschaft einigemal der hinweis auf die gemeinsamkeit beider eltern begegnet: N. 1496, 3 „*von vater und von muoter was er der bruoder mîn.*“ K. 1154, 3 „*Kûdrûn ist mîn swester von vater und von muoter.*“ — Hierher gehören schliesslich noch zwei eigentümliche verbindungen, zunächst eine umschreibung des persönlichen pronomens „ich“: K. 997, 4 „*iedoch hât mîner muoter vil selten ir tohter geschürt die brende*“;[3] und sodann eine poetische bezeichnung für „mensch“: *muoter kint* und zwar immer in der verbindung *maneger muoter kint;* N. 19, 4 (*vil m. m. k.*) 822, 4; K. 370, 4 (*m. edeler muoter k.*); 749, 2; 1085, 4; 1119, 2; eine altepische formel von grosser beliebtheit,[4] während die wendung *maneges werden ritters kint* K. 803, 4 ganz ungewöhnlich ist.[5]

Aber auch wenn andere verwantschaftliche beziehungen zu einer frau vorliegen, sind umschreibungen dieser art nicht selten. Vor allem wird Siegfried genant: *der Kriemhilde man* N. 658, 4 (*d. schœnen Kr. m.*); 875, 4; 882, 1; 889, 2; 903, 2; 913, 3; 929, 1; 941, 3; 989, 1;[6] *der schœnen Kriemhilde trût* N. 1059, 4; Rüdeger = *der Gotelinde man* N. 1129, 4 (*d. schœnen G. m.*); 1218, 1; 2157, 4; *wine der Gotlinde* N. 2072, 2; Ortwin = *Kûdrûnen bruoder* K. 1095, 4; Hagen = *vater der Hilden* K. 526, 3; Hetel = *vater der Kûtrûnen* K. 642, 3; Siegmund = *der sweher Kriemhilde* N. 1013, 1.

1) Weniger gehört hierher N. 1365, 3 u. 4 *Uoten und ir kinden enbôt dô Rüedigêr, sine heten in sô wæge deheinen marcgrâven mêr.*

2) Vgl. Il. III. 268; „αὐτοκασιγνήτω, τώ μοι μία γείνατο μήτηρ.“

3) Vgl. J. Grimm „Über den personenwechsel in der rede,“ Abhandl. d. academie d. wiss. z. Berlin 1856, s. 6 fgg. — E. Martin bemerkt z. a. st.: „Bescheiden erinnert sie an ihren hohen stand“; ich höre aus den worten Kudruns eher einen herben stolz heraus.

4) Vgl. E. Martin z. K. 370, 4.

5) Doch vergleicht sich damit: *der ritter tohter hêre*, K. 1325, 4.

6) Mit hinzusetzung von *Sîfrit* noch N. 1452, 3 *er mant in Sîfrides, vroun Kriemhilte man;* und N. 1671, 2 u. 3 *daz er von Niderlanden Sîfriden sluok, sterkest aller recken vroun Kriemhilde man.*

Eine gewisse wertschätzung des weibes spricht sich ferner in häufig auftretenden formeln aus, worin den hinterbliebenen frauen gefallener helden von den personen oder noch öfter vom dichter des epos mitleidsvolle teilnahme bezeugt wird. N. 228, 4 *Den frouwen an ir mâgen tet er diu grœzlîchen leit.* N. 1734, 4 *„dâ vil maneger vrouwen ist herzeleit von im geschehen.“* Ähnlich N. 1826, 2. N. 2054, 4 *des engalt an lieben friunden sît manic wætlîchez wîp.* K. 491, 3 u. 4 *„kumt er her ze lande, maneger schœnen vrouwen er tuot mit sînen handen dez zer welte nieman mac getrouwen.“* K. 1352, 2 *waz er dâ schœner vrouwen von ir vriunden schiet!* K. 1401, 2 *des vil manic vrouwe grôzen schaden gewan.* N. 2123, 4 *„sô riwet ir mich, Rüedegêr, unde iwer hêrlîchez wîp.“* K. 802, 4 *noch liezens in dem lande klagende vil manege schœne vrouwen.* K. 1085, 2 *„daz ich ez alsô süene mit maneges wîbes klagen.“* N. 193, 4 *„daz gemüet in Sahsen vil manic wætlîchez wîp.“* N. 199, 4 *daz muoze sîd beweinen vil manic wætlîchez wîp.* N. 928, 4 *sît wart er beweinet von schœnen vrouwen genuoc.* N. 1826, 4 *daz sach man sît beweinen beide meit unde wîp.* N. 1891, 3 u. 4 *„ob er von reken handen verliuset sînen lîp: in suln deste ringer klagen wætlîchiu wîp.“* K. 709, 4 *daz sagte man schœnen wîben. die begunden weinen âne mâzen.* K. 1446, 4 *der künic was erstorben: des muosten schœniu ougen über wallen.* Ähnlich N. 1460, 4; 1743, 4; 1875, 2; 2240, 2; K. 679, 4; 901, 4; 919, 4; 1431, 4; 1496, 4; N. 2196, 4 *„owê wer sol nu trœsten des guoten marcgrâven wîp?“*

Diese hohe stellung des germanischen weibes gelangt in unsern epen vor allem zur ausprägung in der machtstellung der fürstin, die sich über alle gebiete des geselschaftlichen und staatlichen lebens erstreckt. *Gewaltic* wird daher mit vollem recht die königin genant: N. 1109, 3 u. 4 *„ich wil nâch Kriemhilde rîten an den Rîn: diu sol hie zen Hiunen vrowe vil gewaltec sîn.“* K. 14, 4 *si wart dâ vil gewaltic und sider verre bekant.* K. 1285, 4 *„wird ich gewaltic immer, sô tuon ich des nieman mac getrouwen.“* Damit vergleiche man N. 661, 2 u. 3 *dô nam den gwalt mit alle der edelen Uoten kint, der sô rîchen vrouwen ob landen wol gezam.* Gunther tröstet seine weinende braut mit den worten: N. 573, 3 u. 4 *„ir sult iuch vröun balde: iu ist undertân mîn lant und mîne bürge unde manic wætlîch man.“* Als Rüdeger um Kriemhild wirbt, da verspricht er ihr: N. 1175, 2—4 *„zwelf vil rîcher krône sult ir gewaltic sîn. dar zuo gît iu mîn hêrre wol drîzec fürsten lant, diu elliu hât betwungen sîn vil ellenhaftiu hant.* 1176, 1—4 *Ir sult ouch werden vrouwe über manegen werden man, die mîner vrouwen Helchen wâren undertân, und über*

manege vrouwen, der si het gewalt, von hôher fürsten künne. 1177, 1—4 *Dar zuo gît iu mîn hêrre (daz heizet er iu sagen), ob ir geruochet krône bî dem künege tragen, gewalt den aller hœhsten den Helche ie gewan: den sult ir gewalteclîchen haben vor Etzelen man.*" Und nachdem sie sich mit Etzel vermählt hat, heisst es dann wirklich: N. 1325, 1—4 *Ouch wurden ir mit dienste sider undertân al des küneges mâge unt alle sîne man, daz diu vrowe Helche nie so gewalteclîche gebôt, sô si nu muosen dienen unz an den Kriemhilte tôt.* Die königin vermag über land und leute frei zu verfügen. So verheisst Kriemhilt dem Blödelin, wofern er ihr leid räche, N. 1840, 3 *eine wîte marke die Nuodunc ê besaz,* und N. 1843, 2 u. 3 .... *silber unde golt, und eine maget schœne, daz Nuodunges wîp;* ja, nach Blödelins falle ruft sie schliesslich aus: N. 1962, 1—4 ... „*der von Tronije Hagen slüege unde mir sîn houbet her für mich trüege, dem fult ich rôtes goldes den Etzelen rant, dar zuo gæb i'm ze miete vil guote bürge unde lant.*" Der einfluss der königin kann sogar den des königs übersteigen. Am normannischen hofe ist Gerlinde überall die eigentlich treibende macht: sie rät dem sohne die werbung um Kudrun und weiss ihren vorschlag trotz der warnung des königs durchzusetzen: K. 588, 1 u. 2 *Daz riet im sîn muoter, diu hiez Gêrlint. dô volgete ir lêre der junge voget sint;* usw. Als viele jahre darauf Hildens racheheer der normannischen königsburg naht, da ist es Gerlinde, welche sich auf den weckruf des turmwächters zuerst erhebt und in eine zinne eilt, um die drohende gefahr zu überschauen; erst dann weckt sie den könig, K. 1361 fg. Später erteilt sie dem sohne den verständigen rat, nicht eine offene feldschlacht zu wagen, sondern sich in der feste zu verteidigen (K. 1378 fgg.), und erbietet sich selbst zu tätiger unterstützung bei der abwehr: K. 1385, 3 u. 4 „*ê ich iuch mit den vînden der swerte lâze brûchen, ich und mîne meide tragen iu die steine in wîzen stûchen.*" [1]

Wir erkennen nun, wie berechtigt und bezeichnend zugleich die formale erscheinung ist, dass bei den verschiedenartigsten massregeln, besonders bei wichtigen beschlüssen, dem namen des fürsten der seiner gemahlin, nicht selten mit besonderem nachdruck, hinzugefügt wird:

1) Ein ähnliches verhältnis wird mit komischer übertreibung im K. Roth. geschildert. König Constantin muss hier von seiner gemahlin die bittersten vorwürfe über seine verblendung, ja selbst unzarte spötteleien ruhig hinnehmen, V. 1062 fgg.; 4544 fgg. („*hûde nis dîn gebâre* (1089) *nicht kunincliche getân* (1090): *du zuckis dich trunkenheit an* 1091)"). Der könig selbst erkent willig die oberherschaft seiner gattin an; er nimt in seiner hilflosigkeit zu ihr seine zuflucht und klagt ihr seine not, v. 1779 fgg.; 4513 fgg.

N. 1361, 3 *urloub gap im Etzel und ouch sîn schœne wîp.* N. 1617, 1 u. 2 *Diu rede Rüedigêren dûhte harte guot, und ouch Gotelinde.* N. 2020, 1—3 *Noch vor dem âbende schuof der künic daz, unde ouch diu küniginne, daz ez versuochten baz diu Hiunischen recken.*

Auch das schöne verhältnis, welches zwischen der fürstin und ihren untertanen, insbesondere den damen und rittern ihres gefolges obwaltet, verdient zum schluss eine kurze besprechung. Eine der cardinaltugenden königlicher frauen, die sie heimischen und fremden, armen und reichen gegenüber zu beweisen haben, ist die freigebigkeit, *diu milde.*[1] Mit vorliebe ergehen sich die dichter in der ausmalung solch märchenhafter freigebigkeit, nicht ohne hie und da ihre sehnsucht nach dieser guten alten zeit hindurchschimmern zu lassen. N. 41, 2—4 *Siglint diu rîche nâch alten siten pflac, durch ir sunes liebe si teilte rôtez golt. si kunde ez wol gedienen daz im die liute wâren holt.* N. 42, 1—3 *Vil lüzel man der varnden armen dâ vant. ros unde cleider daz stoup in von der hant, sam si se lebne hêten niht mêr wan einen tac.* N. 707, 1—3 *Sîfrit unde Kriemhilt, sô wir hœren sagen, sô vil den boten gâben, daz ez niht mohten tragen ir mœre heim ze lande.* Sigebands gemahlin ist so freigebig, *der si gewaltic tæte drîzic künege lant, ob si diu haben solte, diu zergæbe gar ir hant* K. 21, 3 u. 4. K. 1697 beschenkt Hilde alle mannen Herwigs, wie reich sie auch selbst sein mögen; *der nû sô milte wære, jâ müeste man imz vür ein wunder schrîben*[2] wird mit einem seitenblick auf die kargere gegenwart hinzugefügt. Hagens lezte worte beim abschied von seiner tochter enthalten die mahnung: K. 558, 1—4 .... *„ir sult sô krône tragen, daz ich und iuwer muoter ieman hœren sagen, daz iuch ieman hazze. ir sît sô guotes rîche, liezet ir iuch schelten, daz stüende iuwerm namen unlobelîchen.“* Daher begegnet auch *milte* als epitheton fürstlicher frauen: *fürsten tohter milt* N. 399, 2; 1684, 1; *diu küniginne milt* N. 953, 1; N. 1330, 2 u. 3 *die jâhen daz nie vrouwe besæze küneges lant bezzer unde milter;* und *geben unde lîhen* kann das algemeine „königin sein“ vertreten: K. 1642, 3 u. 4 .... *„sô wil ich niht verzîhen die schœnen Hildeburge, si enmüeze mit mir geben unde lîhen.“*

1) Vgl. Weinhold² I, 167fgg.; Schultz I, 498.

2) Ähnliche wehmütige betrachtungen über die ehedem herschende, nun aber verschwundene freigebigkeit der fürsten finden sich öfters in gedichten volksmässigen charakters; vgl. Biterolf 4046—66; Dietrichs flucht 723—44; äusserst grob wird der dichter der Rabenschlacht str. 96—100 (97, 5 und 6 *vervluochet sî der werlde jugende die mit guote solten begên tugende!*)

Aus dieser huldvollen gesinnung, die sich vor allem durch milde freigebigkeit betätigt, erwächst der fürstin ruhm und ehre: K. 1609, 3 u. 4 *dar zuo kleidete Hilde wol sehzig oder mêre minneclîcher meide. vil liep was ir ir lop und ouch ir êre;* und was noch schätzenswerter ist, die unerschütterliche liebe und verehrung ihrer untergebenen. Siegfrieds mannen wehklagen, als nach ihres herrn ermordung Kriemhilt sich weigert, in das Nibelungenreich zurückzukehren: N. 1028, 4 *do begunden disiu mære den guoten reken missehagen* N. 1029, 1—4 *Si sprâchen al gelîche „sô möhten wir wol jehen daz uns êrste wære leide geschehen, woldet ir belîben bî unsern vînden hie: so geriten hovereise noch helde sorclîcher nie.“* Über alles lob erhaben ist die treue, welche die ritter und frauen der fürstin darbringen. So versichert Eckewart der Kriemhilt: N. 1223, 2—4 *„sît daz ich aller êrste iwer gesinde wart, sô hân ich iu mit triuwen gedienet, ... und wil unz an mîn ende des selben immer bî iu pflegen.* 1224, 1—3 *Ich wil ouch mit mir füeren fünf hundert mîner man, der ich iu ze dienste mit rehten triwen gan. wir sîn vil ungescheiden, ezen tuo danne der tôt.“* Und Wate gelobt seiner königin: K. 1578, 1 u. 2 *„swaz ich iu gedienen mac, des bin ich iu vil willic unz an den lesten tac.“* Ist der fürstin ein leid zugefügt, so haben die mannen die strenge verpflichtung, nach kräften rache dafür zu nehmen. So volzieht Hagen an Siegfried, dem vermeintlichen verläumder seiner herrin, schreckliche vergeltung; so erbieten sich auch die hunnischen recken, ihrer königin leid zu rächen N. 1702 fgg. Von besonderer innigkeit, wie wir bereits sahen,[1] ist das wechselseitige verhältnis zwischen fürstin und geselschafterinnen. Einen erhebenden eindruck macht vor allem die gestalt der Hildeburg, die mit ihrer herrin im Normannenreich alles, auch die schimpflichsten und mühseligsten arbeiten, willig erträgt. Als Ludwig die Kudrun mishandelt, da weinen ihre jungfrauen allesamt K. 963, und ebenso K. 1069, als sie ihre herrin am strande waschen sehen.[2] Jeder unglücksschlag, der die herrin trift, verwundet eben auch die dienerschaft: N. 954 klagt und schreit Kriemhildens ingesinde nach der ermordung Siegfrieds.[3] Der tod der königin betrübt das volk auf das tiefste. N. 1134, 2 u. 3 *„sîn volc ist*

1) S. 413 fg.

2) Ob die ungetreue Heregart ein ursprünglicher bestandteil des epos ist, oder wie Müllenhoff und Martin (z. K. 1007, 3; 1093 u. 1094) wollen, einem interpolator angehört, ist für das gesamturteil über die treue der geselschafterinnen von keinem belang.

3) Über das *klagen helfen* (N. 958, 4), eine pflicht der freunde und verwanten, s. R. Hildebrand, Germ. X, 137.

âne vreude: mîn vrowe diu ist tôt, Helche diu vil rîche, mînes hêrren wîp," erzählt Rüdeger am hofe der Burgunden; und nach Sieglindens tode heisst es: N. 661, 4 *daz klageten genuoge, dô si der tôt von in genam.*

Von einer verständigen, milden fürstin strömt also in wahrheit segen über das ganze land aus; fürst und volk sind durch sie beglückt und geehrt, *getiuwert,* wie unser volksepos sagt: N. 649, 1—3 *„Wol mich," sprach dô Sigmunt, „daz ich gelebet hân daz diu schœne Kriemhilt sol hie gekrônet gân. des müezen wol getiuwert sîn diu erbe mîn."* K. 7, 1 u. 2 *Sîn muoter riet dem rîchen, daz er im næme ein wîp, dâ von getiuret wurde sîn lant und ouch sîn lîp.* Vgl. K. 178, 3 *si was wol in der mâze, daz lant hete ir êre.*

MERSEBURG. M. SCHWARZE.

ÜBER DEN GEBRAUCH DES INFINITIVS IM ALTNIEDERDEUTSCHEN.

(Schluss.)

Cap. III. Der accusativus cum infinitivo.

Es kann nicht im sinne meiner aufgabe liegen, über das wesen der construction des accusativus cum infinitivo weitgehende untersuchungen anzustellen. Indessen darf ich doch nicht unterlassen, meine auffassung derselben kurz anzudeuten und damit zugleich die erklärung abzugeben, warum ich in der behandlung dieses capitels von Grimm, Erdmann, Apelt (Germ. 19, 280—297 und Weimarer jahresbericht 1875) abweiche.

Nach meinem urteile erklärt man das wesen des accus. c. inf. am besten so, wie es Georg Curtius in seiner griechischen grammatik angedeutet und Albrecht (Curtius studien IV, 13 fgg.) weiter ausgeführt hat; viele haben auch diese meinung angenommen. Nach Curtius ist der accus. c. inf. von den transitiven verben des bewirkens, sagens u. ä. ausgegangen, bei denen sich der accusativ aus der prolepsis erkläre und direct abhängig von dem verbum finitum sei. So könne man z. b. für *ἤγγειλαν ὅτι ὁ Κῦρος ἐνίκησεν* setzen: *ἤγγειλαν τὸν Κῦρον ὅτι ἐνίκησεν,* für *ὅτι ἐνίκησεν* aber den infinitiv *νικῆσαι*: auf diese weise entstehe die construction des accus. c. inf. *ἤγγειλαν τὸν Κῦρον νικῆσαι.* Ist aber das regierende verbum ein intransitives oder passives, so fasst er den accusativ als den freieren auf: *ἐλπίς ἐστι πάντα καλῶς ἔχειν* = es ist hofnung da in bezug auf alles, dass es gut steht, d. i. es ist zu hoffen, dass alles gut steht.

Diese erklärungsweise sezt natürlich voraus, dass vor der entstehung des infinitivs die einzelnen sprachen schon das syntaktische verhältnis der abhängigkeit eines satzes von dem andern (bezeichnet durch ὅτι) ausgebildet hatten, während häufig die ansicht begegnet, als sei die ὅτι-construction ein späterer ersatz für den accus. c. inf.

Da nun alle verwanten sprachen das verhältnis eines satzes zum andern durch ὅτι ausgedrückt kennen, einzeln aber den infinitiv erzeugt haben, der ja für jenes verhältnis als ersatz eintreten kann, so sind meiner meinung nach diejenigen entschieden im irtume befangen, welche der gotischen und überhaupt der deutschen sprache den accusativ c. infinitivo absprechen. Man darf daher nicht behaupten, dass die gotischen accusative c. inf. weiter nichts als wörtliche übersetzungen des griechischen originals seien, denen somit kein heimatsrecht gebühre. Auch mit denen kann ich mich nicht einverstanden erklären, welche wie Apelt und Herzog (Jahns jahrb. 107, 25) die construction für berechtigt halten nach persönlichen verben und wendungen, in den übrigen fällen aber für unberechtigt. Was Apelt vorbringt, um die auctorität der gotischen bibelübersetzung für diese frage zu entkräften, gestehe ich, hat keine überzeugungskraft auf mich geübt. Gewiss ist eine jegliche übersetzung, und sei sie die beste, zu jeder zeit und in jeder sprache durch das original beeinflusst; denn die sprache, in welcher eine übersetzung vorgenommen werden soll, wird genötigt, sich dem gedankengange eines fremden idioms anzupassen. Aber, frag ich, darf man wol der bildung eines Ulfilas zumuten, dass er völlig ungotisches nur aus alzu ängstlichem festhalten an dem originale sezte? Wir sehen ja doch an nicht wenigen fällen, wie er, um deutsch zu bleiben, mit bewusstsein von seiner vorlage abweicht. Wie hätte er denn überhaupt auf einen erfolg seines populären unternehmens rechnen dürfen, wenn er seinen landsleuten anstatt eines klaren gotischen textes ein unverständliches griechisch-gotisches zwitterding geboten hätte. Begegnen uns also fälle des accus. c. inf. im Ulfilas, welche wir mit unserem sprachgefühle nicht mehr begreifen können, so haben wir deswegen noch lange nicht das recht, dieselben zu verdammen. Fälle aber, in denen der Gote unabhängig von der griechischen vorlage seinen accus. c. inf. sezte, durch irgend welche grundlosen annahmen und änderungen aus der welt zu schaffen, wie Apelt tut, halte ich für unkritisch. Wenn ferner das gotische nach denselben verben bald den accus. c. inf., bald andre constructionen folgen lässt, so resultiert daraus keineswegs (Apelt a. a. o. 289 fg.) „die einfache regel, dass diejenigen fälle des accus. c. inf. im gotischen nicht als dieser sprache eigentümliche anzusehen sind,

für die sich an anderen stellen, wo das griechische ebenfals mit dem vorbilde des accus. c. inf. voran gieng, andre constructionen als die bezeichnete finden.“ Denn wir sehen, dass im deutschen neben dem accus. c. inf. die construction mit ὅτι einher geht, und zwar ohne jeden unterschied des sinnes. Weshalb soll es nun dem gebildeten gotischen übersetzer nicht freigestanden haben, an dieser stelle den accus. c. inf., an jener aber ὅτι oder eine ähnliche conjunction eintreten zu lassen, vielleicht weil dadurch die abfolge der rede eine flüssigere wurde und aus tausend anderen gründen, die sich ergeben würden, wenn man in die besprechung des einzelnen eingehen wolte. Auch diese accus. c. inf. zu proscribieren, erachte ich durchaus für unerlaubt.

Ich erkenne also, ohne mich wie gesagt auf das detail einlassen zu können, den vollen bestand der construction des accus. c. inf. im gotischen als berechtigt an, und gehe nunmehr zur betrachtung des acc. c. inf. in der älteren deutschen sprache über und insbesondere zu Grimms aufstellungen über diesen punkt.

Grimm definiert nämlich den deutschen acc. c. inf. wie folgt:

> „überall, wo ein im satze ausgedrückter accusativ nicht zum herschenden verbo, sondern zu dem abhängigen infinitiv dergestalt gehört, dass er bei auffassung des ganzen in zwei sätze den nominativ des zweiten, abhängigen satzes gebildet haben würde, ist die construction des accusativ mit dem infinitiv vorhanden.“

Daher liegt ihm derselbe vor in dem beispiele: *ih weis in waltan*; denn die auflösung ergibt: *ih weis, das er weltit.* Dagegen führt er einen satz, wie z. b. *ih pat in queman* unter dem capitel vom reinen infinitive auf, weil er sich zerlegen lasse in die zwei sätze: *ih pat in, das er quâmi*, der accusativ *in* also unmittelbar von *pat* abhänge.

Es ist sonnenklar, Grimm huldigt derjenigen auffassung von dem wesen des accus. c. inf., welche schon Perizonius hatte und welche er definierte in den worten

> „accusativus ante infinita praebet per omnia vicem nominativi ante finita.“

Denn Grimms schlussfolgerung ist diese: ergibt sich nicht bei der umwandlung eines infinitivischen satzes in den finitischen aus dem accusativ ein von dem regierenden verbo freier nominativ, so haben wir keinen accus. c. inf. vor uns. Die gründe dafür, dass dieser versuch, die in rede stehende construction zu erklären, unhaltbar sei, hat Jolly a. a. o. s. 245 übersichtlich zusammengestelt.

Aber Grimms ansicht scheint mir nicht blos theoretisch irrig zu sein, sondern sie hat auch in der praktischen anwendung zu entschieden unrichtigen resultaten geführt. Ein jeder, mein ich, fasst doch

eine phrase wie: „doceo te canere“ als accusativ c. infinitiv auf, und dennoch ergibt sich bei der auflösung: „doceo te ὅτι canis.“ Daher sehe ich schlechterdings nicht ein, was uns hindern solte, Grimms beispiel: *ih pat in queman* ebenso zu verstehen; sagt man doch auch lateinisch: cupio te venire. Übrigens kann auch Grimm bei seiner auflösung des nominativs *er* (aus accus. *in*) im abhängigen satze nicht entbehren: *ih pat in, daz er quâmi.* Ferner irt derselbe gelehrte, wenn er meint, in dem „ächten“ accus. c. inf. *ih weiz in waltan* habe der accusativ *in* nichts mit dem regierenden verbo zu tun; man könte ebensogut auflösen: *ih weiz in, daz er weltit;* denn in der älteren sprache z. b. Otfr. IV, 7, 61 verbindet man häufig *wizzan* mit einem persönlichen objecte. Andererseits steht nichts im wege, den satz: *ih pat in queman* zu zerlegen in: *ih pat daz er quâmi,* also ohne directes object zu *pat.* Solche beispiele gibt nicht blos die theorie an die hand, sondern auch die sprache selbst; z. b. im Heliand

3562 *bâdun that he im helpe gerêdi.*
3974 *bâdun that tharod quâmi Crist.*
5085 *bad that he im gisagdi.*

Diese stellen beweisen, dass sich Grimm geirt hat. Er scheint aber auch selbst gefühlt zu haben, dass es seiner regel an schärfe fehle; denn er gibt s. 114 zu, dass bei seiner formulierung im einzelnen zweifelhaft oder gleichgiltig (!) sei, ob man acc. c. inf. vor sich habe oder nicht. In den beispielen: ich sehe dich brennen, ich höre den vogel singen usw. entscheidet sich Grimm für den acc. c. inf. wenigstens in der älteren sprache (ich mich auch im nhd.), löst also so auf: ich sehe, dass du brenst. Und da solte in der tat keine directe beziehung zwischen dem sehenden und dem brennenden zu statuieren sein? Wer brennen sieht, sieht natürlich auch den gegenstand, der brent. Also gehört der subjectsaccusativ wenigstens in gleichem masse zum regierenden verbum als objectsaccusativ — und um Grimms consequente befolgung seiner eigenen regel nnd um seine regel selbst ist es geschehen.

Die ansicht, welche Erdmann Synt. I, 205 über den acc. c. inf. vorträgt, weicht im wesentlichen von der meinigen nicht ab; auch er fasst „diese accusative als bezeichnungen des äusseren objects zum flectierten verbum.“ Nach ihm erscheint bei Otfrid diese construction „nach den transitiven verbis der willensäusserung *senten, lâzan, heizan, bittan, gilustit,* und denen der wahrnehmung *sehan, gisehan, hôren, irkennan*“; nur dass er eine anzahl von accuss. c. inf. aufgibt, um nicht in die notwendigkeit versezt zu werden, den formell activen infinitiv in passiver bedeutung zu nehmen, vgl. oben s. 311 fg.

Meine ansichten über die construction des accus. c. inf. in der altniederdeutschen mundart positiv darzulegen, sollen die folgenden ausführungen und zusammenstellungen bezwecken.

Es liegt in der natur der auxiliaria, welche unsre erste gruppe bilden, dass sie der construction des accus. c. inf. nicht fähig sind. Trotzdem muss ich hier eines scheinbaren falles bei dem hilfsverb

1. môt

erwähnung tun. Ich setze die stelle, soweit sie für das verständnis nötig ist, hierher; sie findet sich Hel. 891 fgg.:

he mag allarô mannô gihuuena mêngithâhteô,
sundionô sicorôn sô huene sô sô sâlig môt
uuerđan an thesaro uueroldi.

Auf den ersten blick sieht es fast aus, als hätten wir einen accus. c. inf. nach *môt*. Jedoch ist dies ebenso unmöglich, wie wenn man sagte: quemcunque potest beatum fieri. Die richtigkeit der lesung aber in zweifel zu ziehen, sind wir gegenüber dem einhelligen zeugnisse des Mon. und Cott. nicht berechtigt. Es bleibt demnach nur die annahme übrig, dass der accusativ *sô huene sô* für *sô hue sô* durch assimilation an das voraufgegangene *gihuuena* entstanden sei. Ich weiss zwar keinen völlig analogen fall anzuführen, aber ähnliche assimilationen des relativs an das demonstrativ finden sich im Heliand nicht selten.

2. uuilliu.

Von der auxiliaren verwendung des verbum *uuilliu* ist die nichtauxiliare wol zu unterscheiden; die bedeutung ist dann = optare. Auch äusserlich documentiert sich dieser unterschied; nämlich dadurch, dass, während von einem wirklichen hilfsverb niemals die form des infinitivs erscheint (vgl. s. 317), *uuilliu* in der hier constatierten bedeutung eines infinitivs nicht ermangelt, z. b. Hel. 3096. Dass ich gleichwol unter dem abschnitte, der von den hilfsverben handeln solte, diesen gebrauch bespreche, wird einige entschuldigung finden.

Meistens folgt allerdings in unsern denkmälern nicht der accus. c. inf., sondern ein abhängesatz mit ὅτι = *that;* es wird ein beispiel genügen: Heliand 3083

ni uuilliu ik, that gi thesun liudiun noh mârien.

In allen diesen fällen aber ist das subject des übergeordneten satzes verschieden von dem des abhängigen.

Der accus. c. inf. nun ist der gotischen sprache nach *viljan* ganz geläufig, wie die statliche anzahl von belegstellen bei Apelt (Germ. 19, 293 fg.) dartut. Man darf daher nicht anstoss nehmen, wenn sich

im Heliand die nämliche construction nachweisen liesse. Nun bietet die überlieferung 821 fg.

huuî uueldes thu thînera môdar, mannô liobôsto, gisidon sulîca sorga;

so nämlich Mon., während im Cott. *gisiđon.* Diese worte haben viel staub aufgewirbelt, sind jedoch, wie ich glaube, bisher noch nicht richtig erklärt worden. Schmeller interpretiert gloss. 97 *gisidon* mit struere, parare usw., gloss. 98 *gisîthon* mit socium itineris addere, associare — fügt aber hinzu: *gisidon,* lectio Monacensis, praeferenda videtur. Ebenso lässt Heyne in seinem glossar die frage offen. Grein dagegen bemerkt Germ. XI, 212: v. 822 bedeutet *gisîđôn* C. einfach „zum begleiter geben, zugesellen," während wider Sievers auf *gisidôn* = ahd. *gasitôn* in der bedeutung „zufügen, bereiten" zurückkomt.

Was sich nun zunächst gegen Grein, der die eine Schmellersche erklärungsweise vertritt, geltend machen lässt, ist: wie solte *gisîđôn* zu transitiver bedeutung kommen? Nicht minder grossen bedenken unterliegt die andere auffassung. Das ahd. *gasitôn* hat ganz algemeine bedeutung im sinne von machinari, instituere = einrichten. Aus den bei Graff VI, 162 aufgeführten beispiele ergibt sich, dass das verbum niemals in einer gedankenverbindung vorkomt, welche der unsrigen auch nur einigermassen ähnlich wäre; sondern meist wird es zu einer pleonastischen weiterspinnung des sinnes eines anderen synonymen verbums gebraucht. Ein instructives beispiel will ich beisetzen (aus dem Otfrid)

thaz er thaz gisitoti; then meistar irretiti

= rem ita instituere, ut servaret. Offenbar kent das altniederdeutsche dieses wort überhaupt nicht; denn sonst würde es wenigstens im Heliand verwendung gefunden haben. Dass aber ferner das bild, die sorge als begleiterin jemandes zu fassen, ein correctes und unantastbares ist, geht aus der ags. stelle, welche Sievers anführt, Deor 3 hervor:

hæfde him tô gesîđđe sorge and longađ,

und empfiehlt sich an unsrer stelle um so mehr, als doch der zusammenhang folgender ist: Christus hätte eigentlich der begleiter (*gisîđ*) der eltern auf dem heimwege sein sollen; da er aber im tempel heimlich zurückblieb, ist die sorge um ihn *gesîđ* der Maria geworden. Ich nehme daher *gisîđôn* (als compositum des häufiger vorkommenden *sîđôn* = wandern) in dem sinne von mitgehen (als begleiter) und sehe in der construction einen accusativ cum infinitivo = cur voluisti talem aerumnam esse comitem matris tuae.

Ich gehe zu der zweiten gruppe der verba über, welche ich oben s. 334 näher bezeichnet habe.

3. hêtan.

Die construction des accus. c. inf. ist nach *hêtan* ungemein häufig. Dabei findet sich die invertierte folge sowol im haupt- als auch im nebensatze; im lezteren überwiegt sie gegenüber der logischen. Einige beispiele mögen zur erläuterung dienen. Im hauptsatze aus dem Heliand:

1255 *hêt sie im nâhor gangan,*
4503 *hêt im uuatar dragan;*

dagegen

2388 *endi it (skip) scalden hêt.*

Im nebensatze

3860 *ef he sie hêti lîbu biniman;*

dagegen

2117 *thes ic sie lêstean hête,*
3724 *that he that gisîđi suîgôn hêti.*

Logische und invertierte folge nebeneinander

5508 *endi hietun sia Cristan fuorian, dragan hietun sia ûsan drohtin.*

Mehrere accuss. c. inf. hängen von einem und demselben regens ab.

a. Zwei accuss. c. inf.

α. asyndetisch — öfters.

317 *endi hêt sie ina haldan uuel, minniôn sie an is môde.*
3571 *hêt sie thô brengien te imu, lêdien thurh thea liudi.*

β. syndetisch.

5500 *hietun thuo hôbidband uuindan endi an Crist settean.*
4097 *endi hêt ina standen up ja fan themu grabe gangan.*

b. Drei accuss. c. inf.

5831 *hiet sia eft thanan gangan endi faran te them jungron, seggian* usw.

c. Vier accuss. c. inf.

4252 *hêt sie lioht godes minniôn, mên farlâten, ôdmôdi niman, hladan that an irô hertan.*

Sehr häufig geschieht es, dass *hêtan* zum einzelnen abhängigen infinitive widerholt wird; so z. b. Hel.

5506 *hietun sia uuirkian uuâpnes eggion helithôs crûci endi hietun sia Cristan selbon fuorian, dragan hietun sia ûsan drohtin.*

Zweimal begegnet der form nach ein genitiv c. inf., nämlich Hel.

2045 *hêt is themo hêrôston an hand geben,*
2043 *hêt is an ên uuegi hladen.*

is ist in beiden fällen genitiv von dem nominativ *uuîn* (= vini) und hat partitive bedeutung, um eine quantität weines zu bezeichnen. Ähnlich sagt man griechisch *ἔπεμψαν τῶν ἀνδρῶν* oder *τῶν ἀνδρῶν ἦλθον* = miserunt (venerunt) nonnullos (-i) virorum. So hat auch der genitiv *is* an unseren stellen accusativische geltung, d. h. wir haben dem sinne nach accus. c. inf.

Starke concurrenz macht dem accus. c. inf. nach *hêtan* die construction mit *that*, natürlich ohne jeden unterschied der bedeutung. Interessant ist nur, dass zuweilen beide arten, den abhängigen gedanken auszudrücken, in demselben satzgefüge zur verwendung kommen, so z. b. Hel.

122 *hiet he me an thesan sîđ faran, hiet that ic thi thôh gicûđdi.*

Noch eigenartiger sind die verse 592 fgg., wo zwei von *hêt* abhängige infinitive von zwei *that*-constructionen gleichsam umkränzt werden:

hêt, that thâr te bedu fôrin threa man,
hêt sie thenkean uuel,
hêt sie garuuuian sân,
hêt, that uui im folgôdin.

In beiden beispielen wurde aber doch der übergang aus einer construction in die andere dadurch erleichtert, dass das verbum *hêtan* jedesmal widerholt wurde. Jede vermitlung dagegen fehlt Hel. 2032 fgg.:

hêt thô thea ambahtman idisô scôniôst ....:. that sie thes ne uuord ne uuerc niht ne farlêtin.

Der accusativ *thea ambahtman* kann nicht von *hêtan* direct abhängig sein, weil besagtes verb den dativ der person verlangt. Daher nehme ich folgende entstehungsart für diesen eigentümlichen fall an: der dichter wolte den accus. c. inf. folgen lassen, also sagen:

idisô scôniôst hêt thea ambahtman niht ne farlâtan;

aber nach einer reihe von zwischenbemerkungen lenkt er, seinen ersten gedanken formell aufgebend, in die construction mit *that* = *ὅτι* über.

4. lâtan

hat, wie ich schon oben s. 334 bemerkte, nur den accus. c. inf. im Heliand nach sich; in den andern altndd. denkmälern komt es überhaupt nicht vor. Im hauptsatze steht es niemals nach dem infinitive, im nebensatze aber begegnet zuweilen die inversion. Um einige beispiele zu geben, im hauptsatze:

1986 *thô lêt hie that uuerod sîđôn.*
4951 *ni lêt ina the portun uuard folgôn;*

im nebensatze

2633 (*that man*) *lâtid thea ôđra* (scl. pisces) *an grund faran,*
dagegen unter gleichen bedingungen die inversion

5690 *that sia thia haftun man hangôn ni lietin.*

Mehrere accuss. c. inf. hängen von demselben regens ab:

a. Zwei accuss. c. inf.

328 *ne lât thu thînan hugi tuîflian, merrean thîna môdgithâht.*

b. Drei accuss. c. inf.

2346 *endi* (*Krist*) *lêt sie is uuerk sehan, is dâdi scauuôn, hôrien is hêlag uuord.*

In einem zweigliedrigen gefüge wird *lâtan* zweimal gesezt:

5031 *lêt ina gekunnôn huilîke* usw. . . . ., *lêt ina gesundiôn.*

Es war aber hier um so nötiger, als die beiden parallelen accuss. c. inf. durch zwischensätze ziemlich weit auseinander gerückt sind.

Eine stark hervortretende eigentümlichkeit von *lâtan* besteht darin, dass es den infinitiv *uuesan* in der abhängigkeit entschieden meidet. Ich habe vierzehn solcher fälle notiert, wo einfach ellipse des infinitivs *uuesan* zu statuieren ist, keinen, wo *uuesan* wirklich gesezt ist; z. b.

323 *ne lât thu sie thi thiu lêdaron* — scl. *uuesan*

1852 *ne lâtad iu silobar nec gold uuihti thes uuirđig* — scl. *uuesan,*

8893 *lât thi an thînumu hugi sorga* — scl. *uuesan.*

Ich darf diese an sich klare sache nicht verlassen, ohne an einem punkte, der allerdings schwierig liegt, gegen Heyne zu polemisieren. Es handelt sich nämlich um die erklärung folgender stellen:

948 *ne lâtad iuuan hugi tuîflien,*

4703 *that sia im nie lietin irô hugi tuîflien,*

in welchen jeder, der unbefangen urteilt, *tuîflian* für den infinitiv halten wird, zumal wenn man vergleicht

3501 *ni lâtid imu sîđor is môd gituîflien,*

oder unter vertauschung mit einem synonymen verb

1374 *ef he im than lâtid is môd tuuehôn,*

4171 *that sie im ni lêtin irô môd tuuehôn,*

von denen die lezte stelle mit derjenigen v. 4703 sonst bis aufs wort übereinstimt. Auch Heyne würde sicher bei dieser einfachen erklärung geblieben sein, bereitete es nicht einige schwierigkeit, *tuîflien* als intransitives verb zu fassen, und läge nicht die stelle vor (vgl. oben s. 309) 1896 fg.

umbi that ne lâtad gi iuuuan hugi tuîflean, sebon suîcandean,
wo ein particip mit *tuîflian* in parallele steht. Um diesen verlegenheiten zu entgehen, erklärt Heyne, obwol schwankend, *tuîflian* für den accusativ des adjectivs *tuîfli* und statuiert ellipse von *uuesan;* günstig sind allerdings dieser ansicht redensarten wie

385 *ni uuas ira hugi tuîfli.*

Trotzdem glaube ich, dass sich gewichtige gründe gegen die von Heyne vertretene oder doch vorgezogene auffassung geltend machen lassen. Erstens bleibt unbestreitbar, dass *tuîflian* transitive bedeutung hat; es zeugen dafür stellen wie

5243 (*Krist*) *hugi* (*Judeonô*) *tuîflida.*

Daneben werden wir aber auch einen intransitiven oder passiven gebrauch stellen müssen, wird doch in diesem sinne das compositum *gituîflian* angewendet: z. b.

3501 *ni lâtid imu sîđor is môd gituîflien,*

wo man absolut nicht an den accusativ eines adjectivs denken kann. Zweitens lesen wir

328 *ne lât thu thi thînan hugi tuîflien, merrean thîna môdgithâht.*

Die parallelisierung von *tuîflian* und *merrean* schliesst die annahme, ersteres sei accusativ eines adjectivs, volständig aus. Auch für das sonst transitive *merrian* muss man entweder intransitive bedeutung annehmen (was Heyne selber tut), oder man muss sich die periode passivisch denken. — Aus alledem folgt für mich mit unumstösslicher gewissheit, dass *tuîflian* in den in rede stehenden fällen als infinitiv und nicht als accusativ eines adjectivs zu betrachten ist. Besteht dies zu recht, dann ist auch meine auffassung von 1896 fg., welche ich schon s. 309 vorgetragen habe, bewiesen.

5. biddian.

Das verb *biddian* erscheint im Heliand nur mit dem accus. c. inf., nie mit blossem infinitiv; nebenher läuft die construction mit *that* = ὅτι. Der hierher gehörigen fälle sind allerdings nicht zu viele; ich gebe einige:

2094 *ina gerno bad helpan,*

2578 *bâdun thô sô gerno gôdan drohtin antlûcan thea lêra.*

Die construction mit ὅτι = *that* überwiegt der zahl nach; beispiele seien:

2748 *gerno bad, that siu gaman afhôbi.*

5084 *gerno bad, that he gisagdi.*

Zuweilen lässt sich auch der grund erkennen, weshalb der dichter die leztere art der abhängigkeit vorzog:

4740 *hiet gerno biddian that* usw.,

5600 *ik uuilliu thena godes sunu gerno biddian*, *that* usw.

Offenbar vermied der dichter den accus. c. inf., um nicht zwei infinitive, den einen vom andern abhängig, hinter einander folgen zu lassen.

Ausserdem möchte ich eine beobachtung nicht gern zurückhalten, welche zwar an sich algemeinere bedeutung hat, gerade aber bei *biddian* mehr in die augen springt. Es findet sich z. b. in der verhältnismässig kleinen erzählung von der Cananiterin, die wenig mehr als zwanzig verse (2936—3008) umspant, viermal *biddian*, jedesmal mit *that* construiert; ähnliches in anderen ausschnitten. Ich erkläre es so: innerhalb einer solchen kleinen perikope verhart der dichter bei derjenigen form, die er einmal zu anfang gewählt hat, er vermeidet zu variieren. Dieses haften an dem einmal vorhandenen, gerade dem volkssänger eigentümlich, wird durch das stossweise, wuchtige der alliterationspoesie, welches ein leichtfüssiges vorwärtseilen ausschliesst nicht bloss gefördert, sondern sogar zu einem teile bedingt.

6. uuitan.

Der accus. c. inf. erscheint gleich dem blossen infinitiv nur einmal nach *uuitan:* Hel.

3337 *thâr he thena ôdagan man inne uuisse an is gestseli gôme thiggean, sittean* usw.

Viel häufiger ist die construction mit *that*, z. b.

600 *ic uuêt, that it hêlag drohtin marcôda,*

oder auch die participiale, z. b.

5731 *thâr hie uuissa that godes barn hangôndi.*

Eigentümlich, dass auch im Ulfilas nur ein beispiel des gebrauchs des accus. c. inf. nach *vitan* vorhanden ist; bei Otfrid kein beleg.

7. hôrian.

Nach *hôrian* ist im Heliand der accus. c. inf. eigentlich zur festen regel geworden; z. b.

527 *gihôrdun uuillspell mikil fon gode seggean,*

2777 *sô sie that gihôrdun thea magad sprekan.*

Solche fälle wie

3783 (*stôd ine uuerod umbi*), *gihôrdun is gôdun uuord, suôtea seggian,*

fasse ich als accus. c. inf. mit persönlichem subjecte auf, indem ich das pronomen *ina* aus dem vorhergehenden ergänze.

Ellipse des infinitivs haben wir im nebensatze

5581 *thuo sprac therô theođô ôđar, all sô hie thia thioda gihôrda uurêthon uuordon* — scl. *sprecan.*

Nur ein einziges beispiel gibt abweichend von dem constanten gebrauche des accus. c. inf. die construction mit *that* = ὅτι, nämlich

5102 *that gihôrid her nu mannô filu, rinkô an thesumu rakude, that he ina sô rîkean telit.*

Aber nachdem der dichter das demonstrative *that* an die spitze des satzes gestelt hatte, war es unmöglich, zumal nach dem coordinierten einschub, mit dem accus. c. inf. fortzufahren. Man versuche nur diesen zu substituieren — es wird nicht gelingen.

Noch bemerke ich, dass die invertierte folge nach *hôrian* niemals statt hat, mit einziger ausnahme eines falles mit reinem infinitiv, vgl. s. 337.

8. (gi)sehan.

Das verb *sehan* hat im Heliand nur die construction des accus. c. inf., niemals blossen infinitiv. Im hauptsatze wird nie die inversion zugelassen, dagegen im nebensatze überwiegt dieselbe bei weitem. Beispiele im hauptsatze:

474 *he gisah that barn cuman,*

599 *uui gisâhun is bôcan skînan.*

Im nebensatze regelrechte folge:

660 *antthat sie gisâhun berht bôcan godes stillo gistanden,*

dagegen die inversion

4538 *sô gi ina gangan gisehat,*

5295 *thuo sie ina te hosche hebbian gisâhun.*

Mehrere accuss. c. inf. werden von einem regierenden verbum abhängig gemacht:

a. Zwei accuss. c. inf.

594 *huuan êr sie gisâuuin ôstana up sîđôgean that godes bôcan gangan.*

5373 *huuan êr sia that hêlaga barn hangôn gisâuuin, quelan an crûcie.*

Beachtung verdient die verschiedene stellung des regierenden verbs in den sonst gleichartigen sätzen.

b. Drei accuss. c. inf.

α. asyndetisch.

2180 *thô sâhun sie thâr ên hrêo dragan, ênan lîflôsan lîchamon thea liudî fôrien, beran an ênaru baru.*

β. syndetisch.

5093 *that gi sculun sittien gisehan mannes sunu endi kuman endi heliđô cunnie adêlien.*

γ. distributiv.

5010 *that io mannes sunu mêr gisâhi is selbes uuord sêrur hre-uuan, karôn eftha kunnien.*

Fast anstössig ist, dass

2217 *gisâhun thena is ferah êgan, dages lioht sehan,*

der infinitiv *sehan* widerum von *sehan* abhängt. Nur der zwischenstehende infinitiv *êgan* kann die licenz bis zu einem gewissen grade entschuldigen.

Wie nach *hôrian* wird auch nach *sehan* einmal der abhängige gedanke durch *that* = ὅτι eingeleitet

5709 *thia liudî gisâuuun, that thanan bluod endi uuater sprungun.*

Einen unterschied in der bedeutung kann ich ebensowenig finden wie eine, sei es äussere, sei es innere nötigung zur wahl dieser construction.

9. findan.

Nach meiner auffassung des accus. c. inf., wie ich sie in der einleitung zu diesem capitel vorgetragen habe, muss ich auch *findan* (*fîđan*) mit seiner infinitivischen folge hier aufführen. Dasselbe dieser gruppe von verben anzureihen, schien mir am zweckmässigsten.

Der kreis der zeitwörter, welche infinitivisch zu *fîđan* hinzutreten könnén, ist im Heliand sehr eng gezogen. So findet sich nur fünfmal *sittean*, einmal *slâpan*. Bei Otfrid begegnet *findan* mit einer infinitivverbindung überhaupt nicht, zahlreich dagegen sind die fälle mit praedicativem particip (vgl. Erdm. Synt. I, 230). Denecke bringt nur ein einziges beispiel aus Tatian (s. 36). Grimm gibt aus der älteren sprache (IV, 947) ausser einer Heliandstelle nur zwei mhd. belege. Aus allem folgt, dass die sprache des alts. gedichtes in dieser beziehung trotz einer gewissen beschränkung doch immer noch reicher ist als die übrigen mundarten. Als beispiele gebe ich

548 *thô sie Herôdesan fundun an is seli sittien.*

807 *fundun ina sittean an them uuiha.*

818 *thâr ina thia môdar fand sittean undar them gisîđea.*

4771 *fand sie that barn godes slâpen.*

In den beiden andern fällen erscheint die inversion — es sind nebensätze — nämlich

1152 *thâr he sittean fand Andreas.*

5460 *antthat hie sittean fand thena heritogon.*

Die construction mit praedicativem particip, welche sonst nach *findan* im deutschen dominiert, und welche Grimm IV, 947 gewiss

mit unrecht für das nhd. allein gelten lassen will, wird im Heliand nur zweimal bezeugt (gegenüber 6 inff.), nämlich

4797 *fand sie slâpandie,*

übrigens in gleicher situation, wie 4771 (oben), so dass der dichter einen unterschied zwischen beiden arten der abhängigkeit kaum gefühlt haben dürfte — und

5700 *fundun ina gifarana thuo giu;*

die rede ist vom gestorbenen Christus = qui vita decessit. Da die ältere sprache überhaupt, also auch die altndd., eine umschreibung des inf. praet. nicht kent, muste das part. praet. eintreten, wenn anders das verhältnis der vergangenheit ausgedrückt werden solte.

10. lêran.

Dieses verb rechne ich hierher, weil es „wissen (no. 6) machen" bedeutet. Der accus. c. inf. folgt nach demselben nur

1590 *that thu ûs bedôn lêres.*

Grimm entsprechend seiner auffassung vom acc. c. inf. gibt eine stattliche reihe von alten belegstellen unter dem blossen infinitiv; um unsre stelle liesse sich jene samlung bereichern.

Von den verbis effectus steht drittens im altniederdeutschen allein

11. dôn

mit dem accus. c. inf. Bei Ulfilas ist das sinverwante verb *taujan* in dieser verbindung nicht selten, ebenso *tuon* bei den ahd. übersetzern. Auch in der altndd. interlinearversion der psalmen werden zwei fälle gewährt; sie sind

67, 7 *thie an uuonôn duot einis sidin an hûse = qui inhabitare facit unius moris (= eos, qui unius moris sunt = dispersos).*

73, 8 *gehirmôn duon uuir alla dagâ firlîca = quiescere faciamus omnes dies festos.*

Nie findet sich diese redeweise bei Otfrid, und das ist auffällig. Dass dieselbe aber dennoch gut deutsch ist, beweisen zwei Heliandstellen, welche lauten:

5575 *thu sagdas that thu mahtis that hôha hûs hebancuninges eft standan giduon.*

5190 *he dôit im irô hugi tuîflien.*

Bezüglich der lezteren stelle schwankt Heyne widerum, wie man *tuîflien* aufzufassen habe, ob als infinitiv oder als accus. adjectivi. Ich beziehe mich auf meine s. 478 fg. gemachten ausführungen, aus denen wol auch

folgt, dass *tuîflien* hier ebenfals nur als infinitiv gelten darf. Auch Schmeller hat sich (gloss. 120) für diese ansicht entschieden.

Die psalmenstellen sind ihrer wortfolge nach von der lateinischen vorlage abhängig; der Heliand bietet an der einen die logische, an der anderen die invertierte folge.

Zu vermerken ist schliesslich, dass kein accus. c. inf. nach unpersönlichen oder intransitiven verben in den altndd. denkmälern begegnet. Beides ist bei Ulfilas noch wol zu belegen. Das ahd. zeigt zuweilen noch die fähigkeit dieser verba, den accus. c. inf. auf sich folgen zu lassen, hat sie aber in den von ihrer vorlage unabhängigeren oder frei erzeugten denkmälern bereits abgelegt. Die altndd. mundart stimt also mit dem stande der lezteren überein.

Auch die verba des sagens sind im altndd. nicht mehr fähig, den accus. c. inf. zu sich zu nehmen.

Cap. IV. Der nominativus cum infinitivo.

Von der syntaktischen erscheinung des nominativus cum infinitivo, welcher gewissermassen als ein accus. c. inf. ins passiv umgesezt betrachtet werden darf, handelt Grimm Gr. IV, 122 fgg. unter vier gesichtspunkten, von denen jedoch für unsre mundart nur zwei in betracht zu ziehen sind. Überschaut man die bei Grimm gegebenen beispiele (Erdmanns und Deneckes arbeiten entfallen für dieses capitel), so zeigt sich sofort, dass der nomin. c. inf. nur dann statt hat, wenn der begriff „sein oder werden“ mit beigegebenem nomen infinitivisch abhängig wird. Denn ein: *thiudans quithada quiman* (= *quithand thiudan quiman*) u. d. m., verbindungen, welche Grimm nach analogie von: rex venire dicitur (= dicunt regem venire) ohne zweifel richtig ansezt, lässt sich im deutschen nicht mehr belegen. Dasselbe verhältnis weist der altndd. dialekt auf, nur dass im Heliand auch der nominativ bei dem infinitiv der verba des nennens steht. Einen teil der hierher gehörigen beispiele machen die umschreibungen passiver infinitive mit *uuerđan* und *uuesan* aus; ich werde mir ersparen, dieselben hier von neuem beizusetzen. Mit abzug der eben erwähnten fälle ist nun der volle bestand in der altndd. mundart folgender.

Erstens nach auxiliarien.

1. scal.

a. mit adjectiv:

Hel. 194 *scolda im erbiuuard gibiđig uuerđan.*

1448 *that man scal uuesen is mâgun hold ... endi uuesen is gebâ mildi.*

2255 *that thia strômôs sculun stilrun uuerthan.*
3255 *nu scalt thu im mildi uuesan, liudiun lîthi.*
3378 *sô huat sô thi gibiđig forđ uuerđan scolde.*
Ps. 1, 3 *alla gesunt uuerthan sulun* = *prosperabuntur.*
58, 14 *cunda sulun uuirthun* = *annunciabuntur.*
61, 2 *ne sal gode undirthûsig uuesan sêla mîn?* = *subiecta erit.*
64, 13 *feita sulun uuerthun* = *pinguescent.*
67, 15 *fan snêue uuîta sulun uuerthun* = *dealbuntur.*

b. mit part. pass.:

Ich verweise auf cap. I s. 310.

c. mit substantiv:

Hel. 129 *that it scoldi gisîđ uuesan.*
135 *that it Kristes gisîđ uuerđan scoldi.*
264 *thu scalt ûses drohtines uuesan môdar.*
584 *quađ that it scoldi uuesan barn godes.*
1362 *that gi thesoro uueroldes sculun salt uuesan.*
1390 *that gi thesaro uueroldes sculun lioht uuesan.*
Ps. 62, 11 *deilâ vussô uuesan sulun* = *partes vulpium erunt.*
71, 16 (*kuning*) *uuesan sal veste an erthon* = (*rex*) *erit firmamentum in terra.*

d. mit pronomen:

Hel. 210 *huat is namo scoldi uuesan.*

Im algemeinen will ich bemerken, dass die beispiele aus den psalmen, obwol übersetzungen, sich dennoch keineswegs von denen des Heliand unterscheiden, mithin als volgültige zeugen für die construction des nom. c. inf. zu gelten haben.

Ellipse eines nom. c. inf. haben wir
Hel. 1883 *uuesat iu sô uuara uuiđar thiu, sô man uuiđar fiundun scal* — scl. *uuar uuesan.*

Es erübrigt noch, den einen fall zu erwähnen, wo der nom. c. inf. bei einem verbum des nennens steht, nämlich Hel. 219
gibôd that he Johannes hêtan scoldi;
über *hêtan* und seine passivische bedeutung vgl. Grimm, Gr. IV, s. 52 fg.

2. uuilliu.

a. mit adjectiv:

Hel. 1319 *huuande he im uuil genâdig uuerđen.*
2615 *than uueldi gerno gehue uuesan mênes tômig.*

b. mit particip:

Solche fälle erscheinen, obschon ihrer bildung nichts im wege stünde, auffälliger weise nicht.

c. mit substantiv:

Hel. 998 *thesas uuilleo ic urkundeo uuesan.*
1980 *thâr uuilliu ic imu uuesan mildi mundboro.*
4986 *quad that he uuelde uuesan thes lîbes scolo.*
Sächs. b. 47 *that thu mi te goda githingi uuesan uuillias.*

3. mag.

a. mit adjectiv:

Hel. 207 *that it elcor sô uuânlîc uuerđan ni mahti.*
849 *ni mahta man uuerđan an is uuordun giuuar.*
1011 *that iu thes mag frâhmôd hugi uuesan.*
2453 *that thâr ni mahte stedihaft uuerđan.*

b. mit particip:

Vgl. cap. I, s. 310.

c. mit substantiv:

4957 *thu mahtis man uuesan, giungaro fan Galilêa.*

4. môt.

a. mit adjectiv:

79 *ni muosta im erbiuuard gibithig uuerthan.*
892 *sô huene sô sô sâlig môt uuerđan;*
über den accusativ *huene* vgl. cap. III, s. 474.
1940 *ef sie than sô sâliga uuerđan ni môtun.*

b. mit particip:

Von den beiden auf s. 310 verzeichneten fällen unterziehe ich hier den lezteren,

1318 *thie môtun uuesan sunî drohtines ginemnide,*

einer kurzen besprechung. Was den vorerwähnten beispielen gemeinsam ist, nämlich der nominativ neben „sein oder werden," trift auch bei diesem zu: *uuesan ginemnide.* Eigentümlich ist nur, dass mit dem infinitiv eines verbs des nennens (vgl. auch den fall mit *hêtan* s. 485) ein nom. c. inf. gebildet wird. Wir haben also eigentlich zwei von infinitiven regierte nominative: *ginemnide* von *uuesan, sunî* von *ginemnide uuesan.* Lateinisch würde dem wortlaute (allerdings nicht dem sinne) nach entsprechen: possunt filii vocati esse.

Zweitens steht der nom. c. inf. nach *thunkid.*

Grimm gibt in einer dritten rubrik belege für den nom. c. inf. nach „dünken und scheinen." Diejenigen nach „scheinen" gehören

sämtlich der neuhochdeutschen sprachperiode an, und daher nimt es natürlich nicht wunder, wenn die altndd. mundart diesen gebrauch nicht bezeugt. Nach *thunkid* dagegen gewährt der Heliand den nom. c. inf. in den s. 336 besprochenen fällen, auf welche ich der kürze halber verweise.

Die bei Grimm unter nr. 2 registrierten nominn. c. inf. nach „den andern verbis (ausser auxiliarien), die den subjectiven infinitiv regieren, wenn auf sie sein oder werden folgt," finden in unserem dialekte keine parallelen, weil die betreffenden verba: got. *haban, valjan;* ahd. *kiosan;* nhd. *fürchten* in deren denkmälern überhaupt nicht mit infinitivischer folge vorkommen, abgesehen allerdings von *haban.*

Weshalb endlich nr. 4 bei Grimm in praxi bedeutungslos wird, habe ich im eingange dieses capitels kurz angedeutet.

Cap. V. Der substantivierte und der praepositionale infinitiv.

Der substantivierte nominativ des infinitivs.

Für den substantivischen gebrauch des infinitivs im nominativ habe ich keine belegstellen aufzuweisen, während Ulfilas und Otfrid zahlreiche fälle gewähren.

Der substantivierte accusativ des infinitivs.

Wol aber begegnet der substantivierte infinitiv im accusativ. So heisst es Hel.

5641 *gihôrdun thena hêlagun Crist furi them dôđe drincan biddian,*

wo *drincan* ohne zweifel wie ein accusativ eines substantivs aufzufassen ist. Denn wäre *drincan* gewöhnlicher infinitiv, so müste, da eine bitte nur an eine andre person gerichtet werden kann, bei *drincan* ein neues subject stehen oder doch wenigstens hinzuzudenken sein — dies geht aber nicht an. *drincan* ist also so viel als „potionem." — Die andre stelle ist

1965 *thôh hi thurh minnea godes mannô huilîcumu fargebe uuateres drinkan;*

man kōnte nhd. gleichwertig „einen trunk wassers" setzen. Dies beispiel ist auch noch insofern interessant, als zum infinitiv *drinkan* der genitiv eines substantivs gefügt wird, und stelt sich genau zu BR 86, 6 *fleiskô ezzan* als übersetzung von carnium esus.

Nach diesen analogien kōnte man vielleicht versucht sein, die Hel. 4640 von *geban* abhängigen infinitive *etan endi drinkan* in substantivischer geltung aufzufassen; vgl. s. 343. Indessen scheint mir dies doch nicht zulässig zu sein. Ich setze die stelle im zusammenhange bei:

gilôbiat gi, that thit is mîn lîchamo endi blôd sô same: gibu ik iu her bêthiu samad etan endi drinkan.

Die stelle ist, wie ich glaube, so zu verstehen: do vobis utrumque (et corpus et sanguinem), ut edatis (scl. corpus) et bibatis (scl. sanguinem). Besteht diese erklärung, so sind die infinitive *etan endi drinkan* nicht substantivierte, sondern gewöhnliche einfache infinitive.

Noch will ich zusätzlich anschliessen, dass im got. und ahd. meist der artikel *thata* resp. *daz* dem substantivierten infinitiv sowol im nominativ als auch im accusativ vorgesezt wird. Ob aber in der altndd. mundart und besonders dem Helianddichter ein gleiches erlaubt oder unerlaubt gewesen ist, lässt sich bei der dürftigkeit des materials nicht ausmachen.

Der substantivierte genitiv des infinitivs.

Merkwürdiger weise ist der genitiv des infinitivs im Heliand nicht zu belegen, was um so mehr auffält, als die altndd. mundart desselben nicht entriet. Denn in der sächs. beichte lesen wir die sprachlich so wichtigen formen

z. 8 *ik iuhu ... suer iannias endi liagannias,*

z. 28 *ik iuhu ... unrehtas cussiannias, unrehtas helsiannias,*

vgl. Scherer DM[2] s. 549. Doch muss man wol annehmen, dass der engere bezirk innerhalb des altndd., in dem der Heliand ursprünglich entstand, den genitiv des infinitivs bereits aufgegeben habe; denn sonst hätte dieses umfangreiche werk sicherlich gelegenheit zu seiner anwendung geboten. Diese ansicht bestätigt sich durch eine stelle, deren ich schon bei andrer gelegenheit (cap. II s. 344) erwähnte; ich meine Hel.

5825 *ik uuêt that is iu ist niud sehan.*

Das voraufgehende *is* zeigt deutlich, in welchem casusverhältnisse der infinitiv *sehan* zum satzgefüge steht, nämlich im genitivischen. Daher, mein ich, würde wol der dichter einen wirklichen genitiv (= *sehannias*) gewählt haben, wenn ihm unter seinen sprachlichen mitteln diese form zur verfügung gewesen wäre. So aber muss der gewöhnliche infinitiv *sehan* ein *sehannias* vertreten.

Der dativ des infinitivs.

Der dativ des infinitivs findet sich im bereiche unsrer denkmäler nur nach zwei praepositionen, nämlich nach *an* und *tô — ti — te;* mit dieser sehr zahlreich, mit jener nur zweimal verbunden. Diese lezteren fälle will ich zuvörderst besprechen. Man liest

Ps. 67, 4 *gelievent an blîthône = delectantur in laetitia.*

Es lag an sich keine nötigung von seiten des lat. originals vor, den

dativ des infinitivs zu wählen. Indessen scheinen es die übersetzer zu lieben, lateinische abstracta mit der praeposition *in* auf diese weise widerzugeben; vgl. Den. s. 56, wo sich findet: in resurrectione = *in arstantanne* Ev. Matth. 14, 28 u. d. m. Allerdings begegnet dergleichen weder im Heliand noch auch bei Otfrid; aber trotzdem darf man jene construction nicht als undeutsch abweisen. Davor wird sie geschüzt durch ein andres zeugnis, welches wir einem unabhängigen denkmal, der sächsischen beichte, entnehmen:

ik sundiôda an luggiomo giuuitscipia endi an flôkanna.

Wenn die verbindung der praeposition *an* mit dem dative des infinitivs gegen das sprachgefühl sündigte, hätte der verfasser mit leichter mühe ein substantivum, etwa *bisprâki* (z. 8) — denn *flôkian* bedeutet nur maledicere — wählen können; ein substantivum wenigstens wurde doch durch das parallele glied beinahe gefordert.

Alle anderen dative des infinitivs sind mit der praeposition *tô* — *ti* — *te* verknüpft. Über deren passivische verwendung habe ich oben cap. I s. 314 fg. gehandelt. Sonst hat diese verbindung von *tô* cum dat. inf., so viel ich sehen kann, fast nirgends in den hereingezogenen denkmälern eine bedeutung oder gebrauchsweise entwickelt, die der blosse infinitiv nicht auch annehmen könte, wenngleich man zugeben muss, dass die dem infinitive innewohnende tätigkeitsäusserung in der verknüpfung mit der praeposition *tô* sich nachdrücklicher geltend macht.

In der nachfolgenden zusammenstellung, welche auf volständigkeit[1] abzielt, werde ich mich so eng als möglich an meine darstellung des blossen infinitivs in cap. II anschliessen. Denn lässt sich auch nicht nach einem jeden verbum dort die praepositionale construction nachweisen, so doch wenigstens nach einzelnen, welche den oben unterschiedenen klassen angehören.

Zuerst also handelt es sich um *tô* c. inf. nach den verbis 1. 2. 3. anomalie.

1. uuesan.

Das verbum substantivum wird bei den ahd. übersetzern häufig mit *zi* c. dat. inf. verbunden; vgl. Grimm Gr. IV, 107 und Denecke s. 60 fg. Die psalmenversion dagegen liefert nur einen, dafür aber höchst merkwürdigen beleg:

70, 18 *thie te cumene ist* = *quae ventura est.*

1) Ich merke an, dass ich mehrere praepositionale dative des infinitivs, welche sich noch aus den Gl. Lips. und aus dem Ps. C. anführen liessen, mit absicht übergangen habe, weil sie des regierenden verbs entbehren, mithin für die frage nach ihrer syntaktischen abhängigkeit nichts bedeuten.



Während nämlich sonst unsre construction zur widergabe des lateinischen gerundiums oder gerundivums dient, vertiert sie hier ein part. fut. act. in zwar freier, aber doch zutreffender weise = welche (im begriffe) ist zu kommen. Ich zweifle nicht daran, dass diese wendung bei jedem gleichzeitigen autor hätte stehen können. Der Heliand zwar entbehrt dieser ausdrucksweise, wol aber weist sie Otfrid auf, wie wir von Erdmann s. 212 lernen, und im mhd. und nhd. hat sie sich dieselbe algemeine geltung erworben.

Es folgen die auxiliaria. Erdmann führt als einzigen beleg bei Otfrid die stelle III, 20, 124 an:

uuaz scal es auur thanne nû sô zi frâgênne,

und übersezt: was soll (das), jezt danach zu fragen. Merkwürdig, in wie grellem widerspruche erklärung und übersetzung zu einander stehen! Mit recht bestreitet schon Denecke diese auffassung: der infinitiv, sagt er, sei „nicht eigentlich" von *scal* abhängig. Ich behaupte: *zi frâgênne* ist ebensowenig von *scal* abhängig zu denken, wie es ein blosser infinitiv an dessen stelle sein könte. Wir haben vielmehr eine allerdings singuläre substantivierung von *zi* c. inf. (vgl. ein got. *thata du sitan* Marc. 10, 40), und der eigentlich abhängige infinitiv ist in dieser formelhaften frage supprimiert. Mit der übersetzung: „was soll aber die frage danach (das fragen danach) nützen" glaube ich zugleich die eigenart der stelle gekenzeichnet zu haben. Erdmanns übertragung lässt sich nicht tadeln, seine erklärung aber ist entschieden irrig.

Entfält demnach auch für Otfrid *tô* c. dat. inf. nach den hilfsverben, so scheint dagegen der Heliand v. 2529 eine wirkliche ausnahme zu machen. Der praepositionale infinitiv folgt nämlich nach

2. kan.

2529 *nio hie sô uuîdo ni can te githenkeanne thegan an is môde.*

Jedoch schon oben s. 330 habe ich ausgeführt, welche schwierigkeiten das verb *kan* demjenigen bereitet, welcher es unter die auxiliarien einreihen will. Auch unser beispiel zeigt eine lebendige, kräftige, nicht-auxiliare bedeutung und steht einem ausdrucke wie *giuuald hebbian,* vgl. in diesem cap. s. 492, ziemlich nahe; Grimm interpretiert IV, 111: weiss zu bedenken. Daher setze ich auch für das altndd., dass nach den auxiliarien nur der blosse infinitiv, nicht auch *tô* c. dat. inf. folgen durfte.

Von den verbis, welche der zweiten gruppe zuzuzählen sind — ihre tätigkeitsäusserung ist durch ein geistiges oder sinliches vermögen bedingt — haben folgende verba: ***befelhan, giuualdan, gema-***

nagfeldian; linôn, mênian, thenkan, ruokan, fundôn, mendian die construction von *tô* c. dat. inf.

3. bifelhan.

Hel. 1838 *he im thô befalah te seggeannea.*

4. giuualdan.

Hel. 5345 *that ik giuualdan môt sô thik te spildianne an speres orde, sô ti quellianne.*

vgl. cap. II, s. 335 und cap. VI, s. 501.

5. gemanagfeldian

wird einmal mit unsrer construction von dem übersetzer der psalmen verknüpft:

64, 10 *thu gemanohfaldedos te gerîkieni sia = multiplicasti locupletare eam.*

Wenn auch nicht in der altndd. mundart jede analogie fehlt (vgl. namentlich nr. 4 *giuualdan*), so erscheint es doch fraglich, ob eine derartige ausdrucksweise jener sprachperiode geläufig war; auch in den verwanten mundarten ist dieselbe nicht zuhause. Jedesfals aber näherte sich *te gerîkieni* mehr dem sprachgefühle des übersetzers als der blosse infinitiv, auf welchen schon die vorlage führen muste.

6. linôn.

Hel. 2752 *huo thu gilinôd habas liudiô menigî te blîdzeanne an benkiun.*

7. mênian.

Hel. 2433 *ni mênde ik elcor uuiht te bidernienne.*

Hel. 4525 *mênde imu al mêra thing firihon te gifrummienne.*

8. thenkan

wird mit *tô* c. inf. nur den psalmen verdankt:

61, 5 *uuerd mîn thâhton ti faruuerpene = pretium meum cogitaverunt repellere.*

58, 6 *thenke te uuîsene alla thiadî = intende ad visitandas omnes gentes.*

Nichtsdestoweniger ist diese verbindung gut deutsch; denn sie komt auch in anderen mundarten vor, z. b. *gedenchent ir gold ze suochenne* N. Bth. 141. Im nhd. ist sie noch geläufig.

9. ruokan.

Dieses verb verwendet auch wider allein der psalmenübersetzer, und zwar da, wo er einen prohibitivus des originals zu verdeutschen hat:

61, 11 *ne ruokit gi te trûône ... ne ruokit te gerône .. ne ruokit herta te settane = nolite sperare ... concupiscere ... apponere.*

Ob diese übersetzung unsrer sprache gerecht wird, möchte ich füglich in zweifel ziehen.

10. fundôn.

Hel. 3991 *nu thu eft undar thia strîdigun thioda fundôs te faranne.*

11. mendian.

Für volberechtigt kann ich die construction

Ps. 18, 6 *mendida te louponi uueh = exsultavit ad currendam viam*

nicht erklären, obgleich ich mir bewust bin, dass die verba des begehrens (vgl. Den. s. 63 fg., Erdmann I, 213) den praepositionalen infinitiv zu sich zu nehmen pflegen.

An diese verba schliesse ich noch zwei mit haben gebildete phrasen, welche im Heliand vorkommen: *giuuald hebbian* und *uuillion hebbian.* Ersteres stelt sich der bedeutung nach zu *giuualdan,* lezteres zu den verben des begehrens. Vgl. Den. s. 69 fg.

12. giuuald hebbian

ist dreimal mit *tô* c. inf. verbunden:

2160 *hie giuuald habda te tôgeanne têcan.*

2327 *ik geuuald hebbiu sundea te fargebanne endi ... te hêleanne.*

4518 *thu haba giuuald fôtô endi handô endi mînes hôfdes sô sama te tuuahanne.*

13. uuilleon hebbian.

4511 *ef thu is uuilleon habes te antfâhanne.*

Von den verbis der bewegung — dritte gruppe — gehören folgende hierher: *kuman, îlôn, sendan, uuendian, dragan; garîsid.*

14. kuman.

Hel. 522 *nu is the hêlago Krist cuman te alôsienne thea liudi.*

3050 *that thu sîs cumen te uuîseanne.*

4291 *huan is eft thîn uuân kumen te adômienne.*

15. îlôn,

nur einmal in den psalmen

69, 2 *te helponi mi îlô = ad adiuvandum me festîna*

zu belegen, construiert sich sprachrichtig nit *tô* c. inf., vgl. z. b. mhd. *île mir ze sagen,* Dietr. 76[a].

16. sendan

findet sich nur im Heliand; aber nicht wie bei Otfrid (vgl. Erdmann Synt. I, 206) mit dem blossen infinitive, sondern mit dem praepositionalen verbunden:

4541 *ik iu sende te gigaruuuenne mîna gôma.*
5128 *gisendid uuas he .. te rihtienne that rîki.*

17. uuendian

bedeutet: jemandem eine von dem eingeschlagenen wege abweichende richtung geben, und darf deshalb unter die verba der bewegung gereiht werden. Nur an einer stelle erscheint es im Heliand mit praepos. inf.

5471 *uuarth im giuuendid hugi .. te uuerkeanne irô uuillion.*

18. dragan

gewährt unsre construction

3820 *hêt he thô ford dragan te scauuônne the scattôs;*
vgl. cap. I, 314 und cap. VI, 501.

Ob man für den Heliand auch blossen infinitiv nach *dragan* aus v. 108 fg.

sô he thana uuîrôc drôg endi umbi thena altari gêng mid is rôcfatun rîkiun thionôn

ansetzen dürfe, kann zweifelhaft sein, und ich habe in cap. II diese frage zu erörtern unterlassen, um es hier nachzuholen. Zunächst ist ja augenfällig, dass *thionôn* von *gêng* abhängt. Aber der infinitiv gehört doch auch zu *drôg;* denn das weihrauchtragen geschieht ebenfals in der absicht: *rîkiun thionôn.* Daher darf die annahme, der dichter habe hier *dragan* mit blossem infinitiv construiert, nicht ohne weiteres abgewiesen werden. Andererseits ist es nicht eine zwingende notwendigkeit, dass dem verbum *dragan* deswegen, weil es parallel mit *gangan* steht, auch dieselbe construction wie diesem zukommen müsse.

19. garîsid

ist seiner ursprünglichen bedeutung nach ein verb der bewegung und verläugnet seine herkunft auch da nicht, wo es gleich einem lateinischen „convenit oder decet“ gebraucht wird. Belegt ist es nur einmal im Heliand:

975 *uuêst thu, that ûs sô girîsid allarô rehtô gihuuilîg te gifulleanne.*

Ich bemerke noch, dass *garîsid* und *thunkid* die einzigen impersonalien sind, welche im altndd. mit einer infinitivischen construction erscheinen; abgesehen natürlich von denjenigen unpersönlichen ausdrücken, welche durch *uuesan* mit praedicatsnomen gebildet werden.

Auch die oben s. 342 als **vierte** gruppe hingestelten verba des gebens, habens, und wie ich erweiternd hinzufügen kann, des darbietens, lassen die construction des praepositionalen infinitivs zu.

20. geban.

Hel. 4763 *that ik mînan gebe lioƀan lîchamon for liudiô barn te uuêgianne te uuundron,*

5225 *sô man mi gâbi Juđeô liudiun te uuêgeanne.*

Vgl. cap. I, s. 315.

21. biodan

hat einen beleg im Heliand

5152 *endi im that siluƀar bôd gerno te agebanne.*

Das eigentliche gebiet aber für die in rede stehende construction ist **fünftens** da, wo dieselbe eine erweiternde beziehung ausdrückend einem praedicativen substantiv, adjectiv oder pronomen angeschlossen wird.

Was zunächst im algemeinen das verhältnis zwischen substantiv und *tô* c. inf. angeht, so begegnen bei Otfrid nur solche fälle, wo „sich *zi* mit dem infinitiv eng an ein substantiv anschliesst" (Erdm. I, 213); dasselbe wird bei den ahd. übersetzern (Den. 70), dasselbe bei Ulfilas (Köhler 459) beobachtet. Die altndd. mundart ist demnach hier im vorteile; denn sie kann beide infinitivconstructionen, sowol den blossen infinitiv (vgl. cap. II s. 344) als auch *tô* c. dat. inf. anschliessen. Diese lezteren fälle will ich vorführen.

22. tharf is.

Hel. 1187 *uuas im is helponô tharf te githionônne.*

1589 *ûs is thînaro huldi tharf te giuuirkenne thînna uuilleon.*

4919 *im ni uuas sulîcaro firiquala tharf te githolônne.*

2376 *uuas im tharf mikil te gihôrienne .. uuord.*

Die drei ersteren beispiele unterscheiden sich von dem lezteren dadurch, dass in jenen von *tharf is* ausser der infinitivconstruction noch ein genitiv abhängt; also v. 1187 haben wir: er bedurfte seiner unterstützung in bezug darauf zu dienen, was am ende auf dasselbe hinausläuft wie: zu dem zwecke = um zu dienen. Dagegen v. 2376 liegt in der praep. c. inf. eine reine erweiternde beziehung vor.

23. is uuilleonô mêsta.

Hel. 4027 *thô them uuîƀun uuas uuilleonô mêsta cumî drohtines te gihôrienne.*

24. is firiuuit mikil.

Hel. 4608 *ûs uuâri thes firiuuit mikil te uuitanne.*

25. is uuilspell mikil.

Hel. 5830 *uuas im uuilspell mikil te gihôrianne.*

Es ist auffällig, dass diesen phrasen, ausgenommen sind nur drei mit *tharf* gebildete, die bedeutungssteigerung durch ein adjectiv gemeinsam ist: dreimal wird *mikil* verwant, einmal gar der superlativ *mêsta.*

Anhangsweise ist auch

26. is reht

hier aufzuführen. Das substantiv *reht* steht nämlich in parallele mit dem adjectiv *gôd:* Heliand

3013 *nis that mannes reht, gumonô nigênum gôd te gifrummienne, that* usw.

Es ist zweifellos, dass *te gifrummienne* ebenso zum substantiv *reht* wie zum adjectiv *gôd* gehört. Denn der sinn ist: keinem menschen steht das recht zu, so zu handeln (*ti gifrummienne*), noch ist ihm heilsam, so zu handeln, dass usw. Vgl. unten s. 496.

Weit statlicher noch ist die zahl der adjectiva (einmal particip), welche, sei es für sich allein, sei es mit *uuesan* in praedicativischer verknüpfung *tô* c. dat. inf. zu sich nehmen. Die einfache infinitivconstruction fanden wir in einem falle (oder zweien), über welche vgl. cap. II, s. 344. Es gehören hierher die adjectiva: *garu, fûs; uuerđ, uuirđig; ôdi, unôdi; gôd, liob; gelîcad* (part.), *suôti, lêd, huît, gern; lât; strang endi suîthi.*

27. garu

steht zweimal im Heliand, als object von *hebbian,* mit *tô* c. inf., nämlich

2834 *thôh uui her te meti habdin garu im te gebanne.*

3739 *muniterias habdun irô uuehsal gidago garu te gebanne.*

Dagegen haben wir

1783 *he ist garu te gebanne*

die praedicative verbindung dieses adjectivs mit *uuesan.* Eigentümlich, dass in allen drei beispielen der dat. inf. *te gebanne* widerkehrt. Der grund ist ohne zweifel in den alliterationsgesetzen zu suchen: *garu — geban.* Ebendaher komt es auch, dass an zwei anderen stellen, wo *garu* durch ein paralleles *fûs* verstärkt wird, der infinitiv *te faranne* lautet:

4781 *mîn gêst is garu an godes uuilleon fûs te faranne.*

5656 *hie ist nu garu te thiu fûs te faranne.*

28. fûs

allein für sich bietet nur einmal den praepositionalen infinitiv: Hel.

650 *thô uuârun thea uuîson man fûsa te faranne,*

widerum der alliteration zu liebe *te faranne.*

29. uuerđ.

Hel. 3804 *nis thi uuerđ êouuiht te bimîdanne.*
4687 *nis mi uuerđ êouuiht te bimîdanne.*

30. uuirđig.

Hel. 1466 *that it imu uuirđig sî te antfâhanne.*

31. ôđi.

Hel. 1779 *ôđi is tharod te faranne.*
1786 *thôh he sô ôđi ne sî te faranne.*
4594 *ni uuas ênigumu sulîkes inuuiddies ôthi te gehanne.*

32. unôđi.

Hel. 3298 *that uuâri an godes rîki unôđi ôdagumu manne up te cumanne.*

33. gôd.

Hel. 3138 *gôd is it·her te uuesanne.*
Mit voraufgehendem parallelen *reht* (vgl. s. 495)
3014 *nis that mannes reht, gumonô nigênum gôd te gifrummienne.*

34. liob.

Hel. 2698 *huâr imu leobôst uuâri te uuesanne.*
5531 *dôđ uuâri iu than allon liobera than sulîc liudiô qualm te githolianne.*

35. gelîcad (part.).

Ps. 67, 15 *berg, an themo uuala gelîcad ist gode te.uuonône = beneplacitum est deo habitare*
ist zwar nach richtiger analogie gebildet, dürfte aber wol sonst kaum üblich gewesen sein.

36. suôti.

Hel. 3406 *hueđar im suôtiera thunkie te giuuinnanne.*
5348 *sô hueđer sô mi selbon suôtiera thunkit te gifrummianne.*

37. lêd.

Hel. 4784 *lêd is imu suîdo uuiti te tholônne.*

38. huît.

Hel. 3127 *uuard is giuuâdi sô huît sô snêu te sehanne.*
Es wird kaum nötig sein zu bemerken, dass man verbinde: *so huît te sehanne sô snêu.*

39. gern.

Hel. 3903 *uuas thiu smale thiod gernora uuord te gefrummienne.*
3988 *te huî (bis) thu sô gern tharod te faranne.*

40. lât.

Hel. 142 *it is unc al te lât sô te giuuinnanne.*

41. strang — suîthi.

Hel. 5817 *uuas im thiu uuânami te strang, te suîthi te sehanne.*

Es ist klar, dass an jedes der beiden adjectiva für sich allein der praepositionale infinitiv hätte angeschlossen werden können.

Zweimal folgt einem praedicativ gesezten pronomen possessivum die construction *tô* c. dat. inf., nämlich im Ps. C.

42.

that is mîn te duonne,

als bemerkung zu: *meum est pedes ponere in vita tua,* und

43.

that is thîn te duonne,

als bemerkung zu: *tuum est corrigere gressus meos.*

In den bisher vorgeführten fällen war die anwendung von *tô* c. dat. inf. wesentlich durch die bedeutung des verbs oder der mit *uuesan, uuerđan* oder *hebbian* gebildeten phrasen bedingt. Es bleiben aber noch mehrere fälle übrig, in denen sich die construction als freiere consecutive oder finale ausführung an den inhalt eines ganzen satzes anfügt. Ähnliches beobachten wir bei Ulfilas und Otfrid (vgl. Erdm. I, 213). Ich zähle hieher:

44.

Ps. 71, 2 *duom thîn cuninge gif in rehtnussi ... te duomene folc thîn* = *judicium da ... iudicare populum.*

Ganz ähnlich lesen wir im Wessobrunner gebet:

forgip rehta galaupa ... tiuflun za uuidarstantanne enti arc za piuuîsanne enti ... za gauurchanne.

45.

Hel. 1020 fgg. *sô gefragn ic, that Johannes thô gumonô gihuilîcum lobôda them liudiun lêra kristes hêrron sînes endi hebenrîki te giuuinnanne* usw.

Dem sinne genügte, wenn stünde: *Johannes lobôda them liudiun lêra Kristes;* es wird aber nach mehreren parallelen ausdrücken etwas locker hinzugefügt: *hebenrîki te giuuinnanne.*

46.

Hel. 4053 fgg. *that he selbo uuas sunu drohtines, bêthiu ia lîf ia lioht liudiô barnum te astandanne*

ist fast noch freier als die vorhergehende stelle.



47.

Hel. 5062 fgg. .... *bigunnun im râdan thô, huo si geuuîsôdin mid uuârlôsun mannun mêngiuuitun an mahtigna Crist te giseggianne sundea thurh is selbes uuord* usw.

Die satzfügung gestattet sich die möglichste freiheit. Der dichter wolte eigentlich, wie ich glaube, nur sagen: *huo sie giuuîsôdin an mahtigna Crist sundea, that sia ina te uunderqualu uuêgean môstin,* zumal wenn man die lateinische vorlage vergleicht: *quaerebant falsum testimonium contra Jesum, ut eum morti traderent.* Die rede biegt aber, weil bezeichnet werden soll, dass die sünde aus von Christo selbst gesprochenen worten herzuleiten sei, zu der merkwürdig freien construction ab, welche wir v. 5065

te giseggeanne sundea thurh is selbes uuord

haben.

48.

Verschieden ist die art und weise, wie die construction *tô* c. dat. inf.

Hel. 501 *that uuirđid thi uuerk mikil thrim te githolônne*

verwendet wird. Woher auch das dunkle wort *thrim* abzuleiten ist, das steht mir fest, dass es nicht als object zu: *te getholônne,* sondern als praedicatsnomen mit dem parallelen *uuerk* zu *uuirđid* gehört. *that* nimt *uuâpnun uuitnôd* des vorhergehenden satzes wider auf, und es würde folgender gedanke genügen: das (scl. der martertod Christi) wird dir grossen kummer, grosses herzeleid bereiten; trotzdem wird aber noch mit einer gewissen breite hinzugefügt: *te githolônne,* zu welchem infinitive ein subject aus dem dative *thi* zu ergänzen ist.

49.

Aus der sächsischen beichte fordert eine kurze besprechung die stelle

endi nu duon ik is allas hluttarlîkio mînan bigihton goda alomahtîgon fadar .... gerno an godas uuillion te gibôtianna.

Hier vertritt nämlich *te gibôtianna* geradezu einen coordinierten hauptsatz, wie denn auch die Fuldaer beichte folgende fassung bietet:

so bin ih es gote alomahtîgen bigihtîg ... enti gerno buozziu usw.

50, 51.

Ps. 67, 19 *ungelouvinda an te uuonene herron got*

ist sprachwidrige übersetzung von: *non credentes inhabitare dominum deum.*

Ps. 67, 13 *scônis hûsis te deiline girouvin*

entbehrt, gleichwie das original: *speciei domus dividere spolia,* jedes sinnes.

52.

Einen singulären gebrauch, welcher in einer art von brachylogie wurzelt, macht die Freckenhorster heberolle z. 521 von dem praepositionalen infinitive:

te paschen ên half malt thên jungeron i n t e g â n d e.

Ebenso liest man 523. 4. 6. 7. 8. Zur erklärung bietet der umstand die hand, dass abwechselnd auch das stammgleiche substantiv *ingang* erscheint; beispielsweise z. 515

tô thên almôson ande t ô t h e m o i n g a n g a *therô jungerô tuê malt.*

Also: zwei malt sollen abgeführt werden (um erstens die almosenspende zu bestreiten), und zweitens um den eintritt der klosterschüler zu begehen = *ad discipulorum ingressum celebrandum;* danach ist das verbum, dem eigentlich die praeposition *tô* vorgesezt sein solte, supprimiert. Nun vertauschte man, nachdem jene bezeichnung gewissermassen formelhaft geworden war, die substantivische wendung mit der infinitivischen *in te gânde.* In der gesamten deutschen schriftsprache dürfte sich wol kaum ein analogon finden. — Auch noch nach einer anderen seite hin sind ein paar bemerkungen zu machen. Grimm lehrt Gr. IV, 113, „dass (vom dat. inf.) schon im mhd. die form *-ende* für *-enne* hin und wider auftaucht.“ Dass aber jenes unorganische *d* schon früher im altndd. eindringt, beweist die form: *in te gânde.*

Ich darf dieses capitel noch nicht verlassen, ohne eine interessante variante zu besprechen, welche der Cotton. v. 3820 zu der vom Monac. gewährten lesart

scattôs, the gi sculdige sind an that geld geƀan

bietet. Für *geƀan* M. lesen wir nämlich dort *te geƀan.* Dass im archetypon nicht *te geƀanne* geschrieben war, liegt auf der hand; denn sonst hätte, wenn man schon die lesung in C. auf einen abschreibefehler zurückführen wolte, niemals in M. das blosse *geƀan* entstehen können. Aber es fragt sich doch sehr, ob diejenigen recht haben, welche die praeposition *te* einfach als unecht tilgen. Zunächst lässt sich nicht der geringste äusserliche anlass für die einschiebung von *te* in C. ausfindig machen; der schreiber dieser handschrift müste also gedankenlos sein geschäft besorgt haben, wie er sonst nicht erscheint. Dagegen, setzen wir *te geƀan* als ursprünglich, so kann die lesart in M. sehr wol bewuste änderung sein. Ich möchte daher einen derartigen fall, wie den vorliegenden, lieber anerkant wissen als eine spur für die verbindung der praeposition *tô* mit dem unflectierten infinitiv im altndd. — darf doch eigentlich diese erscheinung nach dem vorgange des ags., wo neben häufigerem *tô* c. dat. inf. auch *tô fêran* Beow. 316, *tô friclan* Beow. 2557 vorkomt, nicht befremden.

Durch die geführte untersuchung glaube ich den beweis für die oben ausgesprochene behauptung erbracht zu haben, dass die verbindung von *tô* c. inf. keine bedeutung entwickelt habe, die mit einer gewissen beschränkung nicht auch der blosse infinitiv annehmen kōnte. Ich will noch zum schlusse eine neue, directe bestätigung beibringen. Hel. 5345 fgg. wird von demselben verbum *giuualdan* (vgl. cap. II s. 335 und cap. V s. 491) *tô* c. dat. inf. und blosser infinitiv abhängig gemacht. Die stelle lautet:

> . . . . , *that ik giuualdan muot*
> *sô thik te spildianne an speres orde,*
> *sô te quellianne an crûcium, sô quican lâtan.*

Eine erwünschte parallele bietet Otfrid bei dem allerdings einer anderen klasse angehörenden verbum *slîhan*, welches II, 4, 5 fg. ebenfals beide arten der infinitivischen abhängigkeit nebeneinander zulässt:

> *sleih ther farâri irfindan, wer er wâri, thaz zi irsuachenne uberal;*

Vgl. Erdmann synt. I, 204.

Cap. VI. Infinitiv abhängig von infinitiv.

In dem lezten capitel, zu dem ich mich nunmehr wende, kann eigentlich nichts neues erbracht werden. Es hätte der gesamte stoff schon in den vorhergehenden capiteln verarbeitet werden können, wie es auch zum teile wenigstens geschehen ist. Aber dann gienge der überblick über die an sich interessanten verbindungen von inf. und inf. völlig verloren. Deshalb habe ich für ratsam erachtet, die von Grimm Gr. IV, ss. 103 und 112 gegebenen andeutungen in einem besonderen capitel auszuführen.

1. Bloss. inf. abh. von bloss. inf.

begegnet nur einmal, nämlich

> Hel. 5312 *thô giuuêt im gangan tharod*
> *thegan kêsures uuið thia thiod sprecan.*

Irren würde, wer etwa *gangan* und *sprecan* für parallel gesezte infinitive, einen jeden abhängig von *giuuêt*, erklären wolte. Hiergegen streitet die beobachtung, dass *giuuîtan* niemals im Heliand mit dem infinitiv *sprecan* verbunden wird (vgl. cap. II, s. 340 und 342), um so häufiger aber den infinitiv *gangan* zulässt; an *gangan* hingegen schliesst die sprache des Heliand mit vorliebe den infinitiv *sprecan* an (vgl. ebd.).

Hierher gehört aber noch der fall, wo von zwei infinitiven der regierende in der rede supprimiert ist; ich meine Hel. 4441.

> *gi an that fiur sculun an thene diopun dôð diuðlun thionôn.*

Ich verweise auf cap. II, s. 323.

2. Acc. c. inf. abh. von bloss. inf.

wird nach folgenden verben gewährt:

a. *hêtan.*

Hel. 2036 *thes sie the hêlogo Crist hêtan uueldi lêstean far them liudiun.*

b. *lâtan.*

1030 *uuelda is thâr lâtan costôn selbon Satanasan.*

5325 *uuilliu ik lâtan ina brûcan ferahes.*

c. *gihôrian.*

2142 *thâr mag man gihôrien heliđôs quithean.*

d. *sehan.*

3854 *nu maht thu sie sehan standen her.*

4535 . . . . *thâr mugun gi ênan man sehan an is handun dragen* usw.

5093 *that gi noh sculun sittien gisehan an the suîđaron half godes mârean mannes sunu endi eft kuman endi allumu heliđô cunnie mid is uuordun adêlien.*

Die lezte stelle ist darum so bemerkenswert, weil auf einen einzigen infinitiv drei accuss. c. inf. folgen.

e. *dôn.*

5576 *that thu mahtis that hôha hûs eft standan giduon.*

3. tô c. dat. inf. abh. von bloss. inf.

hat dreimal statt:

3819 *hêt thô forđ dragan te scauuônne the scattôs.*

4291 *huan is eft thîn uuân kumen te adômienne.*

5345 *that ik giuualdan muot sô thik te spildianne sô ti quellianne an crûcium.*

Hinzutreten noch zwei fälle, in denen der erstere infinitiv supprimiert ist:

3406 *hueđar im suôtiera thunkie* (scl. *uuesan*) *te giuuinnanne.*

5348 *sô hueđer sô mi selbon suôtiera thunkit* (scl. *uuesan*) *ti gifrummianne.*

Vgl. cap. II, s. 336.

4. Bloss. inf. abh. von acc. c. inf.

5641 *gihôrdun Crist drincan biddien.*

5. Acc. c. inf. abh. von inf. abh. von inf.

5345 *that ik giuualdan môt thik quican lâtan.*

Zu *quican* ist natürlich der infinitiv *uuesan* zu ergänzen, dessen ellipse nach *lâtan*, vgl. cap. III, s. 478, auf fester regel beruht.

BERLIN. R. STEIG.



BERICHT ÜBER DIE ZEHNTE JAHRESVERSAMLUNG DES VEREINS FÜR NIEDERDEUTSCHE SPRACHFORSCHUNG IN GOSLAR

am 3. und 4. juni 1884.

An stelle des vertorbenen dr. Aug. Lübben war von den vorstandsmitgliedern direktor dr. Krause aus Rostock zum vorsitzenden gewählt. Nachdem am morgen des 3. juni die erste sitzung eröfnet war, erhielt direktor Strackerjan das wort zu einem nachrufe für den im märz verschiedenen ersten vorsitzenden des vereins. Aus den ausführungen Strackerjans erhelte, dass Lübben, ein schon früh in wissenschaftlicher wie sitlicher beziehung fest abgeschlossener charakter, vorwiegend für selbständige wissenschaftliche forschung veranlagt war, während eine praktische tätigkeit, die einen innigen wechselverkehr mit noch jugendlichen oder erwachsenen personen zur voraussetzung hat, seinem wesen durchaus widerstrebte. Allen pflichten seines lehramtes unterzog er sich dennoch auf das gewissenhafteste, und für unangenehme enttäuschungen, die ihm namentlich im reiferen mannesalter nicht erspart blieben, fand er in der würdigung, die seinen wissenschaftlichen leistungen zu teil wurde, hinlängliche entschädigung. Die ernennung zum bibliothekar gab ihm, wenn auch erst gegen das ende seines lebens, eine nach jeder richtung freiere stellung. Wolte man schliessen, dass Lübben überhaupt unpraktisch war, so würden seine wissenschaftlichen arbeiten, in denen er stets auf dem kürzesten wege dem ziele zustrebte, das gegenteil dartun; selbst mit den kleinen angelegenheiten des täglichen lebens wuste er sich sicher und gewant abzufinden. Auch war er keineswegs eine etwas trockene natur, welchen eindruck er bei dem, der ihn nur oberflächlich kante, hervorrufen mochte, häufig und leicht entschlüpfte seinem munde ein geistreiches wort. Hielt er das als gut und recht erkante überhaupt mit der ganzen zähigkeit seines wesens fest, so dokumentierte er in persönlicher zu- und abneigung eine besondere entschiedenheit. Zwar liebte er geselligen verkehr, doch fühlte er sich nur in einem kleinen kreise wol, zudem verschmähte er es, sich manchen formen des lebens anzubequemen. Hinsichtlich der äusseren lebensgenüsse blieb er den traditionen des elternhauses treu, einfachheit und anspruchslosigkeit waren ihm von jugend auf zur zweiten natur geworden. Seine seltene uneigennützigkeit bewährte er bei jeder gelegenheit, zur unterstützung fremder arbeiten gab er gern von dem reichen material, das er zusammengetragen hatte. Von einer beurteilung der wissenschaftlichen leistungen Lübbens sah Strackerjan ab, ebenso sezte er die verdienste des verstorbenen um den verein für nd. sprachforschung als den anwesenden bekant voraus. Nachdem Strackerjan geendet, ehrte die versamlung das andenken des toten durch erheben von den sitzen. Ein treflicher, mit einem lorbeerkranze geschmückter stich, welcher im sitzungszimmer aufgestelt war, zeigte die züge des verewigten in sprechender ähnlichkeit. Der nachruf wird übrigens im diesjährigen jahrbuche des vereins im druck erscheinen.

In der nachmittagssitzung wurde beschlossen, den vortrag des dr. Zimmermann auf den folgenden morgen zu verlegen und zunächst die geschäftlichen angelegenheiten zu erledigen. Der vorsitzende teilte mit, dass als vierter band der denkmäler Valentin und Namelos. Die niederdeutsche dichtung. Die hochdeutsche prosa. Die bruchstücke der mittelniederländischen dichtung. Nebst einleitung, bibliographie und analyse des romans Valentin & Orson. Von W. Seelmann soeben erschienen sei. Das jahrbuch, dessen redaction dr. Seelmann übernommen habe, dürfte in wenigen wochen zur versendung bereit sein. Ausserdem befänden sich zwei wörterbücher unter der presse, das Mittelniederdeutsche

handwörterbuch von A. Lübben, welches dr. C. Walther einer lezten durchsicht unterzogen hat, und das Woordenboek der groningsche volkstaal von H. Molema. Von den drucken, deren herausgabe der verein unternommen hat, legte der verleger, herr Diedrich Soltau, zwei probebogen, *Ein Schône Spil | wo men bôse Frouwens frâm maken kan* und *Ein gantz schône Vastelauendes gedicht | rimes wise vthgelecht | worinne etliker Buren bedregerie | yegen de Bürgers klarlick vorstendiget wert* enthaltend, der versamlung vor. Das korrespondenzblatt soll künftig eine ausführliche bibliographie sämtlicher erscheinungen auf niederdeutschem gebiete bringen. Im anschluss an die mitteilungen über die publicationen des vereins verlas dr. Mielck einen brief des dr. Wenker, worin dieser seine ablehnung der aufforderung des vorstandes, in Goslar einen vortrag über sein unternehmen zu halten, eingehend motivierte. Als hauptgrund führte dr. Wenker in seinem schreiben an, dass er noch nicht im stande sei, etwas zusammenfassendes über die ergebnisse seiner arbeit zu sagen. Er habe im frühjahre 1876 die bearbeitung der regierungsbezirke Düsseldorf, Köln und Aachen begonnen und auf der jahresversamlung zu Stralsund 1877 einzelne kärtchen vorlegen können. Nachdem er die sache dem damaligen kultusminister Falk vorgetragen, habe er das unternehmen auf Westfalen ausgedehnt. Gegen ende des jahres 1878 sei ein „Sprachatlas über die Rheinprovinz und den kreis Siegen“ von ihm der Marburger philosophischen fakultät eingereicht, der mit einem antrage seinerseits, zur ausdehnung des unternehmens auf ganz Nord- und Mitteldeutschland staatshilfe zu gewähren, alsdann an das ministerium gegangen sei. Da die königl. akademie der wissenschaften seinen antrag unterstüzt habe, sei dieser genehmigt, worauf er im herbst 1879 ca. 40000 fragebogen versant habe. In den beiden nächsten jahren sei die einsamlung des materials erfolgt und die verarbeitung desselben von ihm dermassen gefördert, dass im herbst 1881 die sechs karten umfassende erste lieferung der ersten abteilung des Sprachatlas von Nord- und Mitteldeutschland ausgegeben werden konte. Zu derselben zeit habe er sich widerum an das ministerium um erhöhung des staatszuschusses gewant, da die anstellung von hilfsarbeitern sich, wofern das unternehmen in absehbarer zeit zum abschluss gebracht werden solte, als notwendig herausgestelt habe. Die königl. akademie, der dieser antrag vorgelegt worden sei, habe sich ungünstig über die anlage der publikation in dreizehn sectionen geäussert, auch einiges in betreff der ausführung der karten getadelt. Nach einer besprechung mit Müllenhoff habe er beschlossen, die dreizehn sectionen durch zwei abteilungen zu ersetzen und die westliche hälfte des nord- und mitteldeutschen gebietes zunächst in angriff zu nehmen. Seit frühjahr 1883 sei er mit der anordnung der dazu gehörigen 15000 formulare beschäftigt, und obwol die vorarbeiten noch einige zeit in anspruch nehmen dürften, hoffe er, auf der nächstjährigen versamlung über resultate der arbeit einen vortrag halten zu können. Der vorstand wurde beauftragt, dr. Wenker die besten wünsche der versammelten für eine baldige durchführung seines unternehmens zu übermitteln. Mit der rechnungsablage schloss die geschäftliche sitzung ab.

In der lezten sitzung, am dienstag den 4. juni morgens, sprach dr. P. Zimmermann aus Wolfenbüttel über das mittelniederdeutsche schachbuch des meister Stephan. Der vortragende charakterisierte zunächst die quelle desselben, die im mittelalter sehr verbreitete schachsymbolik des lombardischen predigermönches Jacob von Cessoles, und erörterte die überlieferung dieses in der zweiten hälfte des 13. jahrhunderts entstandenen werkes, das einer kritischen ausgabe bisher entbehrt. Die dichterischen bearbeitungen, die das werk in Deutschland um 1300 durch Hein-

rich von Beringen, 1337 durch Konrad von Ammenhausen, 1355 durch den pfarrer zu dem hechte gefunden, zeigten eine abweichende behandlungsweise des stoffes, die den algemeinen entwicklungsgang der deutschen litteratur deutlich erkennen lasse. Beringen lehne sich noch an die höfisch-epische dichtung an; bei den anderen trete dagegen die moralisch-lehrhafte absicht in den vordergrund. Diesen gedichten stelte Zimmermann die nd. dichtung des meister Stephan, eines Dorpater schulmeisters, gegenüber, der sein schachbuch zwischen 1357 und 1375 verfasste. Der vortragende zeigte, wie selbständig und frei die vorlage von Stephan behandelt sei; derselbe habe vieles übergangen und manches umgestaltet und dadurch für sein werk einen festeren zusammenschluss erreicht als die älteren bearbeiter des stoffes. Grosse gelehrsamkeit habe Stephan nicht besessen; das bewiesen manche misdeutungen seiner quelle. Aber er strebe auch nicht nach gelehrtem schein, sondern vor allem nach verständlicher darstellung seiner durchaus gesunden moral. Diesen zweck habe er im vollen umfange erreicht. Er halte sich gleich weit entfernt von höfisch-epischer wie rein geistlich-gelehrter tendenz. Der charakter seines gedichtes sei, offenbar seinen eigenen lebensanschauungen entsprechend, durchaus bürgerlich, wie redner an einzelnen zügen des weiteren ausführte. Zu höherem poetischen schwunge erhebe sich die dichtung zwar nicht, aber sie liefere ein treues spiegelbild der sitlichen anschauungen, die das deutsche bürgertum des 14. jahrhunderts erfülten. — Der zweite vortrag, den der unterzeichnete übernommen hatte, behandelte die älteste nd. bearbeitung von Sebastian Brants Narrenschiff, welche in einem einzigen auf dem British Museum zu London aufbewahrten exemplare, auf das Zarncke bereits vor fast zwanzig jahren hingewiesen hatte, erhalten ist. Referent lieferte zunächst eine eingehende beschreibung des Lübecker druckes von 1497 und bezeichnete namentlich auf grund charakteristischer strichlagen der holzschnitte als drucker Mattheus Brandis, aus dessen officin ausserdem R. V., Dodes Danz und Hens. hervorgegangen sind. Den verlust des lezten blattes des Londoner exemplars erklärte er für wenig erheblich, da der schluss des registers sich leicht ergänzen lasse und die bestimmung des druckers, dessen zeichen möglicherweise auf dem fehlenden blatte gestanden hat, ohnehin keine schwierigkeiten mache. Die erörterung der quellenfrage, zu der ref. alsdann schritt, gieng von der vermutung Zarnckes aus, die ältere nd. ausgabe sei wesentlich einfacher gestaltet gewesen und habe allein auf der Nürnberger oder Augsburger hd. ausgabe beruht. Diese annahme Zarnckes habe sich nicht bestätigt, vielmehr habe dem autor der Lübecker ausgabe der Nürnberger nachdruck von 1494, die Strassburger überarbeitung von demselben jahre, sowie eine originalausgabe vorgelegen. Dieser sachverhalt wurde im einzelnen erörtert und dabei hervorgehoben, wie richtig der nd. bearbeiter den wert seiner quellen abgeschäzt habe; das verhältnis der jüngeren zu Rostock 1519 gedruckten nd. ausgabe zur älteren wurde in grossen umrissen skizziert. Referent, der mit einer ausgabe des denkmals beschäftigt ist, schloss seine ausführungen mit dem hinweis auf die hohe bedeutung der nd. dichtung ab, die, wie bereits Scheller und Zarncke bemerkten, dem werke Brants fast wie ein original gegenüberstehe.

Nachdem Rostock als nächster versamlungsort bezeichnet war, schloss der vorsitzende die zehnte jahresversamlung des vereins.

BRAUNSCHWEIG, 5. JULI 1884. HERMAN BRANDES.



I. SACHREGISTER.

II. VERZEICHNIS DER BESPROCHENEN STELLEN.

III. WORTREGISTER.

Altniederdeutsch.

Angelsächsisch.

Althochdeutsch.

Mittelhochdeutsch.

Niederdeutsch (niederländisch).

Neuhochdeutsch.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

